Digitized by Google

Jt. coll. 61/
1794

Quartalschrift

Digitized by Google

Neue

Quartalſchrift

aus den neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

gezogen.

Erſtes Stück, 1794.

NOSTRADAMUS.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Schöne Künſte in Italien. Ihre Entſtehung, Fortgang und Verfall; jetziger Zuſtand; vorzüglichſte Künſtler. 3-14
II. Sitten, Gebräuche und Vorrechte der verheiratheten Frauenzimmer zu Rom — Bemerkungen über die zügelloſen Sitten der Monſignori. 14-24
III. Beſchreibung der Inſel Wight. 25-46
IV. Vom Boden und der Oberfläche Frankreichs. 47-66
V. Beſchreibung der Stadt St. Petersburg. 66-77
VI. Die Pontiniſchen Sümpfe. 77-94
VII. Reiſe durch Savoyen, Piemont; Beſchreibung von Turin ꝛc. 95-127
VIII. Ueber die Juſtizverfaſſung des Königreichs Neapel. 127-258

Digitized by Google

Neue Quartalſchrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

gezogen.

---

1 7 9 4.

Erſtes Stück.

Berlin,
bei Arnold Weyer.

It. coll. 61/1794
Wlg. 51/98

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Schöne Künſte in Italien. Ihre Entſtehung, Fortgang und Verfall; jetziger Zuſtand; vorzüglichſte Künſtler. *)

Mögen die Spanier und Provencalen den Italienern die Ehre ſtreitig machen, zuerſt Hand bey der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften angelegt zu haben; keine Nation hat das Recht, ihnen den Ruhm abzuſtreiten, daß durch ſie die ſchönen Künſte wieder auferſtanden. Ihnen verdanken wir dieſe Wiederbelebung. Einige Mahler oder vielmehr einige elende Pinsler aus Griechenland, die gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nach Florenz kamen, ſtreuten zwar den erſten Saamen davon aus, aber er war wild und unangebaut. Cimabue ſammlete ihn und ſo unvollkommen auch die Früchte waren, die er davon erndtete, ſo verdient er doch den Beinahmen des Vaters der Mahlerei. Die lange Kindheit, in der ſie darauf beinahe 200 Jahre blieb, beweiſet zur Gnüge, welche Schwierigkeiten ſie zu überwinden hatte. Der belebende Pinſel des Leonarda de Vinci beſchleunigte ihre Fortſchritte; bald

*) Tableau politique, réligieux & moral de Rome & des états eccléſiaſtiques, par *Maurice Levesque*, überſetzt Riga 1793.

Digitized by Google

bald hatte er den Fra-Bartolomeo, den Michael Angelo und Andrea del Satto zu Nachfolgern, welche Florenz zur erſten Schule der ſchönen Künſte machten, indeſſen Titian und Georgion die venetianiſche verherrlichten.

Erſt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts bereicherte die unſchätzbare Entdeckung einiger Antiken, die aus den Ruinen des alten Roms ausgegraben wurden, das neue Rom; und indem ſie die ausgezeichnetſten Künſtler dahinriſſen, machten ſie Rom zum Hauptſitz ihrer Talente. Michael Angelo und Raphael elektriſirten ihr Genie und vervollkommten ihren Geſchmack beim Anblick dieſer unvergleichlichen Muſter des ſchönen Ideals. Der eine ſchöpfte jene Größe und Erhabenheit, die uns bei ſeinen verſchiedenen Arbeiten in Erſtaunen ſetzen, und der andere jene Weisheit in der Kompoſition, jene Reinheit des Deſſeins, jene Wahrheit des Ausdrucks und jene Schönheit der Karaktere, welche alle ſeine Produkte, und ſonderlich ſeine Schule von Athen, zum Meiſterſtück der Malerei und zur Verzweifelung der andern Maler machen. Dieſe große Männer lehrten den Päbſten und vorzüglichen Köpfen den großen Werth der Schätze kennen, welche das Ohngefehr ihnen verſchaft hatte; ſie munterten ſie zu neuen Nachforſchungen auf, und machten ſie neidlich auf ihre Reichthümer, indem ſie ſolche unter ihnen vervielfältigten. Sie ſahen nun ein, wie viel ihnen daran gelegen ſeyn müſſe, die ſchönen Künſte, die ſich zu einem ſolchen hohen Grad von Vollkommenheit emporſchwingen, in ihrer Stadt zu fixiren. Sonderlich verſchwendete Leo X, der aus einem Blute ſtammte, wo die Liebe für Talente erblich, und der ſelbſt dazu gemacht war, ihren ganzen Werth zu fühlen, die mög-

Digitized by Google

möglichſte Aufmunterung und Belohnung an ſie. Sein Beiſpiel wirkte auf ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger und das ſechszehnte Jahrhundert, dem er die Ehre hatte ſeinen Namen zu geben, fuhr fort fruchtbar an großen Künſtlern zu ſeyn; Rom füllte ſich mit unzähligen und koſtbaren Meiſterwerken an. Dieſe und die fortdauernden Entdeckungen unſchätzbarer Antiken, machen ſie noch in unſerm Zeitalter, trotz dem Mangel an Talenten und dem Verfall der ſchönen Künſte, zur erſten Schule der Welt.

Verſchiedene Urſachen haben zu dieſem Verfall beigetragen, erſtlich: Unbeſtändigkeit, die mit allen Sachen hienieden verknüpft iſt und dann Ueberfluß, der Vater der Sättigung. Da die Aufmunterungen und Belohnungen bald nicht mehr dem Verdienſt der Werke angemeſſen waren, ſo trachtete man weniger nach Vollkommenheit, als nach Neuheit. Der Geitz der römiſchen Prinzen und ſelbſt der Päbſte, der ſich von den Künſtlern bis auf die Werke ihres Genies erſtreckt, entzog ſie aller Augen, um nicht allein die Neugier der Reiſenden, ſondern auch das Studium und die Fortſchritte der Zöglinge in Kontribution zu ſetzen; daher der Gebrauch der Custodes und bona mancia, *) welche noch den Fortſchritten junger Leute nachtheilig ſind, die ſich, weil es

 ihnen

*) Als Leopold den Aufſehern ſeines Pallaſtes und ſeiner prächtigen Gallerie zu Florenz unterſagte, keine Erkenntlichkeit von den Beſuchenden anzunehmen, ſo gieng er darin den Päbſten und römiſchen Fürſten mit einem ſchönen Beiſpiel vor; aber ich fürchte ſehr, daß der Geiſt des Geizes und der Filzigkeit, der ihnen den Gehalt eines Theils ihrer Bedienten auf den Ertrag der bona mancia anweiſen ließ, ſie noch lange abhalten wird, dieſem Beiſpiele zu folgen.

Digitized by Google

ihnen am Gelde gebricht, des öftern Anblicks einer groſſen Anzahl von Meiſterſtücken beraubt ſehen, die ſo geſchickt geweſen wären, ſie zu bilden. Hätte wenigſtens die Regierung einige nützliche Anſtalten zu ihrem Beſten getroffen, aber nein, da giebt es weder Schulen, noch Gallerien, noch öffentliche Lehranſtalten; alles ſchränkt ſich auf einige geringe Preiſe ein, welche jährlich verſtohlen in der St. Lukas-Akademie ausgetheilt werden, die vor dieſem eine Brüderſchaft von Malern war; und auf noch einige andere, die etwas beträchtlicher ſind, und welche die Mitglieder derſelben Akademie alle zwey Jahre im Kapitol mit vielem Pomp, aber nicht immer nach Verdienſt ausſpenden. Das iſt das einzige Privilegium, deſſen die Mitglieder der Akademie genießen, man müßte denn auch für Etwas das Amt rechnen, das ſie haben, dem Modell die Poſition zu geben, das vom Staat ebenfalls bezahlt wird, um im Kapitol vor den Augen der jungen Zöglinge zu figuriren, welche daſelbſt nach der Natur zeichnen lernen.

Die Penſionairs, welche vom franzöſiſchen Hof zu Rom unterhalten werden, genießen ebenfalls des letztern Vortheils in der franzöſiſchen Akademie. Auch hat man damit noch Gipsabgüſſe von den beſten antiken Originalen verbunden, um es ihnen leichter zu machen, ſie ſtudieren zu können. Sie ſtellen hier, wie in Frankreich, öffentlich ihre Werke aus. Sollte man es wohl glauben, daß die Römer, aus Mangel einer ähnlichen Einrichtung, gezwungen ſind, ihre Arbeiten, um ſie bekannt zu machen, in die Kirche zu ſchicken? Die Rotunde iſt die Kirche, wo man am öfterſten von dieſen Arbeiten antrift. Dieſer alte Tempel aller Götter des Heiden

thums,

Digitized by Google

thums, ſcheint, ob er gleich jetzt der heiligen Jungfrau und den Märtyrern geheiligt iſt, doch noch etwas von ſeiner erſten Beſtimmung behalten zu haben. Man ſtellt die Büſten der großen Männer darin auf, wenn ſie ſich durch irgend ein Talent verewigten. Die Büſten von Raphael und Hannibal Caraggio ſind ohne Zweifel die, welche dieſe Ehre am meiſten verdient haben; aber die Regierung hätte dieſen öffentlichen, ihrem Andenken gebrachten Tribut ihnen zollen, und es nicht dem Eifer einiger Privatperſonen anheim ſtellen ſollen, die in ihrem Enthuſiasmus dieſe Ehre auch an viele andere verſchwendeten, wenn ſie gleich nicht gleiche Anſprüche darauf hatten. Die Regierung ſollte erröthen, daß ſie Ausländern den Ruhm überließ, den Metaſtaſio, den Winkelmann und Piccini, ſeit kurzen dieſen berühmten Malern zuzugeſellen.

Uebrigens ſteht der jetzt regierende Pabſt in dem Ruf, die ſchönen Künſte zu lieben und zu begünſtigen. Man hat letzthin auf ſeinem Befehl zwei kleine Obelisken, den einen zu Montecavallo, den andern zu Trinitad del Monte aufgerichtet; er hat die Gallerie des Belvedere vergrößern und verſchönern laſſen, um ohne Unordnung noch mehrere Antiken neben denen aufzuſtellen, welche ſchon die ſchönſte Zierde dieſer Gallerie ausmachten und immer ausmachen werden. Aber glaubt er wohl im Ernſt, weil er ſie in eine beſſere Ordnung und in ein ſchöneres Licht ſetzen ließ, daß er ſich dadurch auf den Apollo, den Antinous, den Meleager, die Gruppe des Laokoon, und auf ſo manche andere von ſeinen Vorgängern geſammelte Meiſterſtücke ein ſo unſtrittiges Eigenthumsrecht erworben habe, um ſtolz damit ſeinen Namen ſchmücken zu können? Vielleicht wird man ihm

die Sucht verzeihen, die er hat, mit dieſem ſeinen Namen verſchwenderiſch zu ſeyn, weil dieſe Sucht nur kindiſch und lächerlich iſt; allein ſie wird häßlich und ſtrafbar, ſobald er ſich einen Ruhm zueignet, der andern zugehört; ahmten ſeine Nachfolger ſeinem Beiſpiele nach, ſo könnte ſein Name vielleicht allen ſeinen Bemühungen zum Poſſen, doch nicht auf die Nachwelt kommen. So viel iſt gewiß, die Geſchichte wird ſeine Regierung nicht unter die blühendſten rechnen; außer dem Verluſt, den er in den kaiſerlichen, neapolitaniſchen, und durch die Revolution in den franzöſiſchen Staaten erlitten hat, und bald auch in mehrern katholiſchen Ländern leiden wird, haben ſich auch die ſchönen Künſte nie in einem hinfälligern Zuſtande befunden, als unter ihm.

Seit dem Tode des berühmten Battoni trift man keinen einzigen Geſchichtsmaler mehr an, welcher die, zu dieſem Fache, weſentlich erforderlichen Eigenſchaften vereinigte. Von den dreien oder vieren, welche den meiſten Ruf und die meiſten Schüler haben, will ich bloß den Moron, einen Schüler des Mengs, anführen. Es iſt wahr, er zeichnet ſich durch die Stärke des Kolorit's aus, und man kann nicht leugnen, daß es ihm nicht in den Portraiten und ſonderlich in den Detail's der Kleidung glücke; allein alle hiſtoriſche Gemälde von ſeiner Arbeit fehlen in Zeichnung und Ausdruck; wenn ſeine Mitbrüder es ihm in einigen dieſer weſentlichen Stücke zuvorthun, ſo ſtehen ſie hingegen in vielen andern weit unter ihm. Alle Talente zuſammen genommen würden kaum hinreichen, einen guten Maler auszumachen. *)

Ohn-

*) Battoni hatte noch mehr Eitelkeit, als Talent. Man erzählt eine Anekdote von ihm, die einen Begrif davon geben wird.

Ohngeachtet der Fehler im Ganzen und in den Verhältniſſen, die man dem Grabmale des Pabſtes Ganganelli mit Recht vorwirft, hat Canova doch bei dieſer Arbeit, ſo wie in ſeiner Gruppe des Theſeus und Minotaurus, ſich der Reinheit und eleganten Einfachheit des Alterthums zu nähern gewußt. Unter allen den Bildhauern, die ſich hier niedergelaſſen haben, iſt er der einzige, deſſen ich mit Ehren erwähnen konnte. *) Die Architekten ſind noch weniger vorzüglich, unterdeſſen iſt das vielleicht nicht ihr Fehler; es mangelt ihnen an Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln, denn man hat vor Zeiten viel gebaut. Aber da die Quellen des Wohlſtan-

A 5 des

wird. Ein Dilettante, der die Grazie und Schönheit eines Gemäldes von ihm lobte, wollte ihm eine Schmeichelei ſagen und ſetzte hinzu: Es ſey des Guido würdig. Aber Battoni, der mit dieſem Complimente ſehr ſchlecht zufrieden war, antwortete verächtlich: Che! Guido!

*) Ich rede hier nicht von den fremden Malern, unter welchen einige ſich im Portrait oder in Landſchaften auszeichnen, z. B. die Angelika Kaufmann, und Maure. Noch viele andere junge Leute berechtigen zu den ſchönſten Hofnungen in verſchiedenen Fächern. Allein ich kann verſichern, daß ſeit langer Zeit kein Gemälde erſchienen iſt, welches mit den Horatiern des David verglichen werden könnte, das dieſer Maler zu Rom malte. Ich könnte daſſelbe von dem Marius des jungen Drouets ſagen, deſſen frühzeitiges Talent beinahe ſeine Reife ſchon erlangt hatte, als ein zu früher Tod alle die köſtlichen Eigenſchaften in der Blüthe mit ihm vernichtete, die ſich ſo ſelten beiſammen finden, um große Künſtler zu bilden. Manibus date lilia plenis. (Die Vorliebe des Franzoſen für ſeine Landsleute, und ſeine angeborne Ruhmredigkeit gucken hier überall durch; warum ſchweigt er von Tiſchbein und von ſeinem herrlichen hiſtoriſchen Stücke Conradin von Schwaben?)

des von Tag zu Tag verſiegen, ſo baut man jetzt wenig, und wird dem Anſchein nach in der Folge noch weniger bauen. *)

Es fehlt gar viel, daß die Kunſt der Kupferſtecherei hier zu demſelben Grad der Vollkommenheit, wie in Frankreich und England, gediehen ſey. Das Schneiden in harte Steine und Kameen wird mehr getrieben; viele mittelmäßige Künſtler geben ſich damit ab, und man zeichnet unter ihnen nur den Pichler und den Marchand aus, von welchen der erſte ein Raguſaner und der zweite ein Engländer iſt. Was aus dieſen koſtbaren Kleinigkeiten, den Portraiten, einigen Gemälden, und ſonderlich einer großen Anzahl von Kopien der berühmteſten Schildereien gelöſet wird, welche die Dilettanten hier verfertigen laſſen, bringt weit mehr Geld ins Land, als die päbſtliche Moſaikfabrik; es iſt bekannt, das ſie für den Staat mehr läſtig als nützlich iſt. Als man dieſes koſtbare Inſtitut gründete, das beſtimmt war, die Meiſterſtücke der Malerei zu verewigen, indem es ihnen die Dauer des Steines gäbe, ſo hätte man überlegen ſollen, daß es, wenn ſeine Abſicht glückte, und dieſelbe Stufe der Vollkommenheit erreichen könnte, der Kunſt, von der es Kopie iſt, weniger vortheilhaft, als nachtheilig werden würde, indem es allmählig ihre Kultur erſticken müſſe: zum Glück iſt dieſes Inſtitut, trotz der übertriebenen Lobſprüche, die man daran verſchwendete,

*) Unter den Franzoſen und übrigen Ausländern trift man einige aufkeimende Talente an, die in der Sculptur und Architektur ſehr viel verſprechen; aber auffallend ſonderbar iſt es, daß es deren ſo wenige unter den Italiänern ſelbſt giebt.

bete, immer tief unter dem Original geblieben, und wird nie die feinen Nüancen und den Geiſt deſſelben vollkommen ausdrücken können. Es wundert mich daher nicht, daß es anfängt in Verfall zu gerathen.

Rom verliert weniger dabey, als es gewinnt. Rom iſt der Aufenthalt einer Menge fremder Künſtler, die größtentheils von den verſchiedenen europäiſchen Fürſten penſionirt werden, und dieſer Aufenthalt iſt eine der Hauptquellen ihres Reichthums. Der Zuſammenfluß der Reiſenden trägt ebenfalls viel dazu bei; ſie ſollte ſich bemühen, beides durch Begünſtigung ihres Geſchmacks und ihrer Talente zu vermehren; aber um dieſen Zweck zu erreichen, muß ſie ſich nicht, wie ſie zeither gethan, einzig darauf einſchränken, die Ueberbleibſel ihrer alten Denkmäler zu erhalten und das außer Land ſchaffen ihrer antiken Meiſterſtücke zu verhindern, denn einige der letztern werden ihr doch immer wider ihren Willen entwiſchen: *) ſie muß auch ihren Anblick frei und unentgeld-

*) Der Großherzog von Toskana hat die Villa Medicis ſeit kurzem gänzlich der noch übrigen Statüen und Büſten beraubt, welche ihre Zierde ausmachten. Sie ſind nach Florenz, der berühmten Venus, dem Schleiffer, dem Fechter, der Niobe und ſo manchen andern unſchätzbaren Antiken gefolgt, womit dieſe Stadt auf Roms Koſten ſeine prächtige Gallerie verſchönert hat. Der König von Neapel hat aus dem Farneſiſchen Pallaſt ebenfalls das Beſte wegnehmen laſſen, um ſeine Hauptſtadt damit zu ſchmücken; ob er gleich die Stiergruppe zurückließ, weil der Transport dieſer ungeheuern Maße mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft war, ſo bedauert man doch deswegen nicht minder den unerſetzlichen Verluſt der ſchönen Flora und ſonderlich des berufenen Herkules oder Glicon. So neidiſch auch die hieſige

geldlich für jedermann machen. Ihr wahres Intereſſe iſt mit dem öffentlichen Vergnügen und Nutzen verbunden. Sie kann ſich den Vorzug in den ſchönen Künſten nur dann verſichern, wenn ſie Wetteifer, Neugier und Genie nährt und erregt; ſie beſitzt, um dieſe Abſicht zu erreichen, den ausgezeichnetſten Vorzug vor allen andern Städten; keine andere Stadt kann eine ſo große Anzahl von prächtigen Trümmern aufweiſen, und die noch jetzt fähig ſind, Architekten zu bilden; keine andere iſt Beſitzerinn einer ſo prächtigen Anzahl von Basreliefs, Büſten und antiken Statuen, als man im Belvedere, im Kapitol und in den Borgheſiſchen, Albaniſchen und Ludoviſiſchen Gärten antrift: keine andere vereinigt in ihrem Schoße eine ſo koſtbare, mannigfaltige und zahlloſe

hieſige Regierung auf den Beſitz ihrer Antiken zu ſeyn ſcheint, ſo muß ſie doch weit ſäuberlicher mit den regierenden Häuptern verfahren, und darf ſie nicht ſo wie Privatperſonen behandeln, denen ſie ungerügt eine Erlaubniß verſagt, die ſie gar nicht nöthig haben ſollen. Clemens XIV. betrug ſich gegen einen Fremden mit mehr Schlauheit als Großmuth. Es war ein vornehmer Pole, der unter vielen alten, höchſt mittelmäßigen Statüen auch eine ziemlich ſchöne Statüe des Jupiters gekauft hatte, die, ſonderlich wegen ihrer Seltenheit, von großem Werth war. Als Ganganelli es erfuhr, ließ er ihn zu ſich kommen und fragte ihn, wie viel er für dieſe Antiken zuſammen gegeben hätte und wie hoch er die Statüe des Jupiters halte? Der Pole ſtellte ſich, als ob er wenigen Werth auf dieſe letztere ſetzte, und gab einen ſehr niedrigen Preis an, um des Pabſtes Aufmerkſamkeit nicht zu erregen, und die Erlaubniß der Ausfuhr deſto leichter zu machen. Aber er fing ſich in ſeiner eigenen Schlinge, denn der Pabſt bezahlte ihn nach ſeiner eigenen Taxe, und die Statüe des Herrn der Götter wurde im Belvedere aufgeſtellt, wo man ſie noch ſieht.

loſe Menge von Materialien, als die, womit ihre Kirchen und Palläſte angefüllt ſind; und obgleich die Architektur ihrer neuern, ſowohl kirchlichen als weltlichen Gebäude, um ein Großes der Architektur der alten Monumente nachſteht, von welchen jene ihre ſchönſte und reichſte Zierde liehen, *) ſo tragen ſie doch nicht wenig zur

*) Um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die Ruinen der alten Tempel und auf unſere Kirchen zu werfen; welche Vorzüge haben nicht erſtere durch die edle Einfalt ihrer runden oder viereckigten Form, durch die Schönheit ihrer Portiken und Periſtylen, mit prächtigen Säulen geſchmückt, vor der traurigen Nacktheit jener vorſtehenden Gemäuer, vor der unmäßigen Höhe jener ſeltſam geformten Faſſaden und vor der barbariſchen Kreuzform voraus, welche eine abergläubiſche Ignoranz annahm, um der ſchönen Natur auf eine ſo unſchickliche Art das heilige Zeichen unſerer Religion hier zu ſubſtituiren. Man braucht nur St. Peter mit dem Pantheon zu vergleichen. Man hat es an nichts fehlen laſſen, um dieſe prächtigſte der neuen Kirchen zu verſchönern. Aber trotz der ungeheuern darauf verwendeten Koſten, wie weit ſteht dieſes Frontiſpiz, das mit Säulen geſchmückt und durch Attika's verhunzt iſt, und jene ungeheuern Pfeiler, welche das Schiff von den Abſeiten trennen, und ſo ihre Anſicht wechſelsweiſe verſtecken; und dann das Kreuz, das ihr zu entwiſchen ſcheint, wie weit ſteht das alles dem Anblick jener majeſtätiſchen Kolonade und ſonderlich dem Anblick jener prächtigen Rotunde nach, die das Auge ganz mit ſanfter und voller Behaglichkeit umfaßt. Nach meiner Meinung iſt der St. Petersplatz weit regelmäßiger und ſchöner, als die Kirche ſelbſt. Der Obelisk, der ſo majeſtätiſch in die Luft empor ſtrebt; die Waſſerſtröme, welche die beiden ſchönen Springbrunnen gen Himmel ſpritzen, und die vier Säulenreihen, die ſich rings um den Platz ſchmiegen; das alles gewährt dem Auge eine liebliche Perſpektive. Aber warum iſt

zur Verſchönerung dieſer Stadt bei, welche durch ihre ägyptiſchen Obelisken, ibre Säulen mit Bildhauerarbeit, und ſonderlich durch den Ueberfluß, die Mannigfaltigkeit und unvergleichliche Schönheit ihrer Springbrunnen und Waſſer, einzig in der ganzen Welt iſt.

II.

Sitten, Gebräuche und Vorrechte der verheiratheten Frauenzimmer zu Rom — Bemerkungen über die zügelloſen Sitten der Monſignori.

Der Tag, an welchem ſich ein Mädchen verheirathet, iſt, ſonderlich zu Rom, der ſchönſte Tag ihres Lebens, denn nun ſteht ſie auf dem Gipfel ihrer Wünſche. Alle ihre Wünſche, alle ihre Abſichten, alle ihre Plane hatten nur dieſes Ziel zum Zweck. Nun fängt ihre Herrſchaft an; ſie weiß das erſte Entzücken der ehelichen Liebe ſich zu Nutze zu machen, um alle ihre übertriebenen und thörichten Wünſche zu befriedigen. Toilette, Meubeln,

iſt dieſe edle und ungeheure Kolonade nicht von jenen häßlichen Gemäuern befreiet, welche die Luft verhindern, ſie zu durchſtreichen? und warum ſchändet den dreifachen Portikus, den ſie bilden, der ekelhafteſte Unflat? Die Palläſte der römiſchen Fürſten ſind zwar an Größe mit den auffallenden Trümmern der alten Gebäude nicht zu vergleichen, aber ſie tragen doch durch die langen Reihen ſchnurgerader Gebäude, welche die Gaſſen ſchmücken, weit mehr zur Verzierung von Rom bei, als die iſolirten, zurückgezogenen Hotels, der weiland franzöſiſchen Herrn von Adel, zur Verſchönerung von Paris beitrugen.

Meubeln, Bediente, Wohnung, Haushalt, alles wird von ihr deſpotiſch regulirt, und zwar ſo gut regulirt, daß die Ausgabe wenigſtens um die Hälfte das Einkommen des Mannes überſteigt. Wagt dieſer, einige Vorſtellungen zu machen, ſo hört ſie ihn nicht an, oder giebt ihm zur Antwort, daß dieſe oder jene Frau ihrem Manne bloß einen Brautſchatz von 10000 Thalern eingebracht habe, oder daß der und jener Herr, der eben das Gewerbe treibt, wie er, auch eben ein ſolches Haus ausmache. Man kann leicht denken, daß ſie bei dieſen ihren Vergleichungen nie ermangelt, ſich mit den reichſten Leuten in eine Klaſſe zu ſetzen. Vergebens bemüht ſich der Mann, ihr den Abſtand fühlbar zu machen, ſie hat auf alles eine Antwort in Bereitſchaft, und zuletzt ſchließt ſie mit der Verſicherung, daß ſie nicht Willens ſey, eine geringere Figur zu machen, als ihres Gleichen, und daß ſie nicht geheirathet habe, um als Frau ſchlechter zu leben, als ſie bei ihren Eltern gelebt habe. Was ſoll der Mann nun anfangen? Er hat ſeine Frau lieb, er iſt ſchwach, er faßt ſich alſo in Geduld, und ſchmeichelt ſich, aber umſonſt, ſie nach und nach zur Vernunft zu bringen; unterdeſſen wachſen mit der Zeit die Schulden, die Verlegenheit nimmt zu, er muß ſeine Sachen verkaufen oder verſetzen, und ſich zu einer plötzlichen Einſchränkung entſchließen.

Aber Madam war zum voraus auf alles gefaßt; in den Geſellſchaften, die ſie beſuchte, oder die ſie in ihrem Hauſe gab, hat eine Perſon von Wichtigkeit ein Auge auf ſie geworfen, und ſie hat ihn ausgezeichnet. Die verbindliche Aufnahme, mit der man ihm begegnete, hat ihm Muth gemacht, einige Beſuche

ſuche bei ihr abzuſtatten, und ihr ſeine Dienſte auf die höflichſte Art anzubieten. Sie hat ihm dafür in einem Ton gedankt, der ihm zu verſtehen gab, daß ſie ſolche nicht von ſich weiſe, und daß ſie ihren ganzen Werth fühle. Er hat ſchon Verſuche gemacht, ſich bey dem Herrn Gemahl beliebt zu machen, indem er an allen ſeinen Planen, oder was ihn ſonſt intereſſirte, Theil nahm, ſie billigte oder zu befördern ſuchte, und dabei immer eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen Madam verrieth, die ihrerſeits nicht ermangelte, ihn aufs beſte zu unterſtützen, indem ſie das treffendſte Lob von ihm, zu Zeiten mit einem leichten Tadel über dieſes und jenes untermiſchte. Er iſt nun Freund vom Hauſe geworden. An wen kann man ſich alſo bei dieſer dringenden Noth beſſer wenden als an ihn; aber der Mann wird durch Schaam zurückgehalten, und ſteht an, ob ers thun ſoll. Seine dienſtfertige Hälfte nimmt es über ſich, dem Freunde die Eröffnung zu machen. Kaum iſt ſie halb mit ihrem Geſtändniß zu Ende, ſo hat der Freund ſchon begriffen, wovon die Rede ſey. Die Geldvorſchüſſe, deren man benöthigt war, erſcheinen unverzüglich. Anfangs läßt man ſich ein wenig bitten, um ſie anzunehmen, aber zuletzt nimmt man ſie an, doch immer mit dem Verſprechen, ſie auf das baldigſte wieder zu bezahlen. Monſignor, der jetzt der Gläubiger vom Hauſe geworden iſt, faßt nun feſten Fuß und inpatroniſirt ſich unvermerkt, indeſſen ſein Schuldner, den die Unmöglichkeit der Wiederbezahlung bindet, gezwungen iſt, die Augen zuzumachen und zu ſeinen Aufwartungen zu ſchweigen. Das hellſehende, ſchalkhafte Publikum wird es gar bald gewahr, und ermangelt nicht, ihm das Dekret als Cavaliere ſervente auszufertigen. Madame hat

ſchon

ſchon die Güte gehabt, ihn in alle Privilegien dieſer Stelle einzuſetzen.

Ich brauche hier nicht der geheimen Vorrechte des intereſſanten Poſtens eines Cavaliere ſervente zu erwähnen, ein Titul, der hier durchs Herkommen geheiligt wird; denn ſie laſſen ſich ſehr leicht errathen. Was die öffentlichen anbetrift, ſo beſtehen ſie in dem Recht, freien Zutritt bei der Dame zu haben, und ſie ins Schauſpiel, in die Converſazione, auf den Spaziergang und bei allen Luſtpartien zu begleiten. Erlaubt es der Charakter oder der Rang nicht, daß er ihr den Arm im Publikum geben darf, ſo überträgt man dieſes dem Mann, oder wählt ſich einen ſichern Subſtituten zu dieſer Verrichtung, auf die man hier eiferſüchtiger iſt, als in Frankreich. Der Unterſchied der Gebräuche iſt die Urſache, warum man ſo viel Wichtigkeit damit verbindet. In Frankreich z. B. verbietet der Wohlſtand nicht, ein Frauenzimmer im Geſicht zu küſſen, ſtatt daß es zu Rom eine Beſchimpfung ſeyn würde. Sich die Hand küſſen laſſen, iſt die gröſte Gunſtbezeigung, welche die Decenz erlaubt, jemand in Gegenwart von Augenzeugen zuzugeſtehen. Hierinn beſtehen denn die Vorrechte des Cavaliere ſervente. Sie ſind groß, aber dagegen ſeine Obliegenheiten auch nicht klein. Er muß für die Toilette, die Leckereien und Vergnügungen für Madam, auf das reichlichſte ſorgen, und in allen dieſen Punkten, die das Reſultat der herrſchenden Leidenſchaften ihres Geſchlechts ſind, iſt ſie gewöhnlich nichts weniger als genügſam. Ueberhaupt, wenn er ſich im friedlichen Genuß ſeines Amts und ſeiner Rechte erhalten will, ſo muß er darauf denken, alle ihre Neigungen und Launen zu befriedigen, wo nicht, ſo

ſo bekommt er böſe Geſichter, und es ſtellen ſich die Convulſionen ein.

Dieſes letztere, mehr ſchreckhafte als gefährliche Uebel, iſt zu Rom unter ledigen und verheiratheten Frauenzimmern, wenn ſie nur irgend von Stande ſind, ſehr gemein; hingegen trift man es weit ſeltener auf dem Lande an, wo die freie Luft, die Bewegung und eine arbeitſamere Lebensart ihnen ein ſtärkeres Temperament verſchaft. Dieſes Uebel befällt ſie ſonderlich, wenn ihnen etwas Widriges und Unangenehmes begegnet, dann fangen ſie an, ſchwer Athem zu holen, ihre Glieder werden ſteif, ihre Blicke werden verwirrt, ſie ſinken ohne Beſinnungskraft nieder; doch nach einigen Augenblicken Ruhe, bekommen ſie von ſelbſt den Gebrauch ihrer Sinne wieder, und verlangen weiter keine Erleichterung, als daß man ſie aufſchnüren ſoll, um dem Umlauf des Bluts mehr Freiheit zu verſchaffen. Bei vielen von ihnen iſt dieſe Krankheit natürlich, bei andern aber wird ſie, wie zu Paris die Nervenſchwächen, affektirt, um von ihren Galanen oder Männern durch Mitleiden zu erpreſſen, was ſie auf keine andre Art erlangen können. Sie ſpielen ihre Rolle ſo gut, daß es faſt unmöglich iſt, die Wahrheit von der Verſtellung zu unterſcheiden. Um daher dergleichen unangenehme Zufälle zu verhüten, muß jeder Herr, der ſich den Dienſten einer Schöne gewidmet hat, darauf bedacht ſeyn, ihr in allen Stücken den Willen zu thun.

Um aber auch das gute Vernehmen mit dem Manne zu erhalten, muß er außerdem noch ihn von Zeit zu Zeit mit zu ſeinen Luſtparthien ziehen, ihm Geſchenke machen, oder im Nothfall ihm Geld vorſtrecken, ohne

jemals

jemals hoffen zu dürfen, es wieder zu bekommen. Dergleichen Aufopferungen ſind jedoch nicht ganz weggeworfen, denn nach ihnen mißt der Herr Gemahl die Gefälligkeiten, die man für ihn haben will. Je mehr er dabei ſeine Rechnung findet, je weniger wird er ſich eiferſüchtig gegen ihn bezeigen, oder ihn zur unrechten Zeit überläſtig fallen. Die meiſten römiſchen Männer ſchätzen ſich ſogar allzuglücklich, wenn ſie des Aufwands für die Toilette ihrer lieben Hälften überhoben ſind, und Geſchenke in ihr Haus regnen ſehen, ohne daß ſie ſich darüber kümmern, durch was für Mittel ſolche erlangt werden mögen. Einige von ihnen ſind ſo ſehr über das alte Vorurtheil der Ehre des Ehmanns hinaus, daß ſie ſogar ihre Vermittelung und guten Dienſte zwiſchen der Frau und dem Cavaliere ſervente anbieten, wenn ſie ſich etwa mit einander überworfen haben.

Kurz alles geht auf die friedfertigſte Art von der Welt ab, ſo lange nicht ein neuer Galan die glückliche Eintracht ſtört; denn alsdann geräth der erklärte Liebhaber in Feuer und Flamme und ſpricht von nichts weniger, als ſeinen Abſchied zu nehmen, und der beſorgte Mann thut noch hundertmal eiferſüchtiger als er, droht ſeiner Frau mit dem Kardinalvicar und hält genaue Wache, um der neuen Liebſchaft den Garaus zu machen. Die Schöne muß alſo ihre Rolle gut zu ſpielen wiſſen, wenn ſie eine neue verliebte Grille zu befriedigen ſucht; ſie muß die größte Verſtellung in ihrer Gewalt haben, wenn ſie ſich einen von den Günſtlingen, die man auf Italiäniſch Cicisbeo nennt, noch nebenher beilegen will, ſonſt ſetzt ſie ſich dem Tadel von beiden Geſchlechtern aus, die ſie um die Wette eine Thörin heißen, ſobald ſie

das Einträgliche einer bloßen Zärtlichkeit aufopfert; doch iſt ſie deswegen nicht verpflichtet, immer und ewig einerlei Cavaliere ſervente zu behalten; ſie kann dem Alten den Abſchied geben, ſobald ſein Beutel erſchöpft, oder ſie nicht mehr zufrieden mit ſeiner Freigebigkeit iſt, und einen andern, reichern und großmüthigern wählen. Sobald dieſer ſie in den Stand ſetzt, eine glänzendere Figur in der Welt zu ſpielen, ſo kann ſie auf den allgemeinen Beifall des Publikums rechnen. Es iſt genug, wenn ſie den Verabſchiedeten ſäuberlich zu behandeln weiß, und ihm keinen gar zu offenbaren Anlaß zu Beſchwerden giebt. Dann nimmt der arme Teufel im Stillen und ohne Aufſehen ſeinen Abtritt, denn wenn er auch Lerm machen wollte, ſo würde das doch zu nichts helfen. Denn wenn ſeine Ungetreue es ſo geſchickt zu wenden und drehen gewußt hat, daß der Anſchein für ſie iſt, ſo wird er ſtets Unrecht in der Meinung des Publikums haben, das immer mehr auf das Aeußerliche, als auf das Innere einer Sache zu ſehen pflegt.

Warum die römiſchen Schönen ſo viel Rückſicht auf die Urtheile des Publikums nehmen müſſen, rührt ſonderlich von der Furcht her, welche ihnen der Kardinalvicar einflößt; da er die Aufſicht über die Sittlichkeit hat, ſo kann er ohne viele Weitläuftigkeiten ſie in ein Kloſter ſperren, oder aus der Stadt verweiſen, ſobald ihre Aufführung ein Aergerniß giebt, oder Klagen und Beſchwerden gegen ſie bei ſeinem Tribunale angebracht werden. Daher ſieht man ſie ſelten in einem ſo offenbaren und vertrauten Umgang mit Ehemännern, weil die Eiferſucht und der Eigennutz ihrer Gattinnen oft Auftritte veranlaſſen, welche den Ruf ihrer Rivalinn in ein

ein ſehr ſchlechtes Licht ſetzen würden. Ich könnte noch manches meinen Leſern von den römiſchen Schönen erzählen; doch um alle langweilige Weitläuftigkeiten zu vermeiden, glaube ich ſie mit einem Worte, mit nichts beſſerem, als mit der Klaſſe der unterhaltenen Pariſerinnen vergleichen zu können. Karakter, Sitten und Abſichten ſind bei beiden faſt dieſelben, und weichen nur in äußerm Scheine ab, indem ſie hier etwas mehr Rückſichten, als in Frankreich, zu nehmen gezwungen ſind. Auch genießen ſie dafür zur Vergeltung einer weit beſſern Achtung und ſind verhältnißmäßig weit zahlreicher. Unter hundert bürgerlichen Damen, die nur ein wenig hübſch oder artig ſind, wird man kaum eine antreffen, die nicht ihren Cavaliere ſervente hätte. Dieſe allgemeine Sittenloſigkeit muß man nach meiner Meinung bloß der ungeheuern Menge von Leuten Schuld geben, die ihr Stand oder ihr Ehrgeitz zum Cölibat verdammt. Denn weil alle einträgliche Stellen und Würden, der Form der Regierung gemäß, damit verknüpft ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß viele Perſonen den eheloſen Stand, der Stimme der Natur zuwider, ergreifen, die, weil ſie nie ihre Rechte verliert, nun alle Gelegenheiten nutzt, um ſich dafür zu entſchädigen. Daher kommt es, daß die Monſignors und andere weltliche und geiſtliche Eheloſen, aus allen Ständen und Klaſſen, ihre Zuflucht ohne den mindeſten Scrupel zu den untrüglichen Mitteln der Verführung nehmen, welche das Elend und der Luxus dieſer Stadt ihnen darbieten.

Denn Elend und Luxus herrſchen hier in einem ſo hohen Grade, daß es nichts ſeltenes iſt, geputzte Damen anzutreffen, die von außen vom Kopf bis auf den Füßen

 in

in Seide gehüllt ſind, und nichts als Lumpen darunter und kein Hemde auf dem Leibe haben. Prachtſucht und Ueppigkeit hat auch bei ihnen den Gebrauch der Domikaner eingeführt, ſo nennt man hier nach dem italiäniſchen Wort Dominica die Leute, welche bloß an Sonn- und Feſttagen eine Livree anziehen, und nun für ein monatliches Miethgeld von ohngefähr einen Thaler hinter ihnen her den Bedienten figuriren: keine von dieſen Damen würde ſich im ganzen Prunk ihrer Toilette in der Meſſe oder auf dem Corſo zu zeigen wagen, wenn ſie nicht von einem ſolchen Fantom oder Lakeien begleitet würde. Zu dieſer wichtigen Rolle wählen ſie ſich den nächſten beſten Schuhflicker, oder einen andern Menſchen von der Gattung, der zuweilen gar ein naher Anverwandter von ihnen iſt. So weit geht die Eitelkeit der römiſchen Schönen. Ihre Leckerei iſt nicht minder groß. Bewirthet man ſie mit gewöhnlichen Speiſen; ſo geben ſie vor, daß ſie keinen Appetit haben, daß es ihnen ekelt; aber man ſetze ihnen nur einige ſeltene und appetitliche Gerichte, etwa kleines delikates Geflügel, oder andere dergleichen Leckerbiſſen vor, und man wird ſie nicht ſatt machen können. Eine leckere Tafel iſt eins von den beſten und geſchwindeſten Mitteln, um ſich bei ihnen in Gunſt zu ſetzen; übrigens haben ſie durchgängig ſo empfindliche und reizbare Nerven, daß ſie den lieblichſten Roſen- oder Veilchengeruch nicht ertragen können. Ich muß bei dieſer Gelegenheit einen Vorfall erzählen, der einem franzöſiſchen Offizier von meiner Bekanntſchaft begegnet iſt.

Er wurde in eine von den Geſellſchaften eingeführt, die man hier Akademien zu nennen pflegt, und wo man

zuweilen die Freuden des Geſangs, des Tanzes und Spiels vereinigt. Nach der löblichen Gewohnheit der Stutzer ſeiner Nation erſchien er über und über wohlriechend; das Orcheſter fing an zu ſpielen; der Geſang begann, und die zahlreiche Verſammlung, die in verſchiedenen Zimmern zerſtreut war, verſammelte ſich, um zuzuhören; er näherte ſich auch, und nahm ſeinen Platz bei verſchiedenen Damen, um zu gleicher Zeit Ohren und Augen zu weiden. Seine Nachbarinnen, auf deren zarte Naſe ſeine ſtarke, wohlgeruchſchwangere Atmoſphäre wirkte, entfernten ſich unvermerkt von ihm. Er, der noch ganz in die Reitze der Muſik verzückt war, merkte es anfangs nicht; aber als das Rondo zu Ende war, wurde er es inne, daß man ihn ganz iſolirt gelaſſen hatte, ohne jedoch die Urſache davon errathen zu können. Eben ſchickte ſich aber eine hübſche Dame an, ebenfalls eine Arie zu ſingen, und ſo beſchäftigte ſie von neuem ſeine ganze Aufmerkſamkeit, bis endlich Spiel und Tanz die Stelle der Muſik einnahm. Er ging in den Spielſaal, und in einem Augenblick darauf befand er ſich mit den ſpielenden Herren allein. Alle anweſende Damen waren bei ſeinem Eintritt alſobald verſchwunden. Voll Erſtaunen über dieſe Einſamkeit und ärgerlich über die unerwartete Wirkung ſeiner Reize, verfolgte er die ſchönen Flüchtlinge nach dem Tanzplatze und zog, um den Sinn ihres Geruchs zu bezaubern, ein ſchönes Schnupftuch aus der Taſche, das mit den ſtärkſten Eſſenzen parfumirt war. Sogleich hörte der Ball auf, die Tänzerinnen fielen in Ohnmacht, und alle Zuſchauerinnen flüchteten ſich da und dort hin, indem ſie gräßliche Geſichter ſchnitten und ſich die Naſe zuhielten. Die Frau vom Hauſe, die dieſe Zerrüttung erblickte, und ſah, wer daran Schuld war, lief mit dem Schnupftuche vor der Naſe auf ihn zu,

um ihn davon zu benachrichtigen, und ihn höflich zu bitten, wegzugehen, und ein andermal unparfümirt wieder zu kommen. Der bestürzte Offizier entſchuldigte ſich mit ſeiner Unwiſſenheit, und machte ſich auf das ſchleunigſte, verwirrt und erſtaunt, von dannen.

Dieſe Geſchichte, die ich aus dem Munde des Helden ſelbſt hörte, und die ſich häufig, nur mit weniger oder mehr Aufſehen zuträgt, iſt eine nützliche Warnung für Fremde, die hier in der ſchönen Welt leben und Liebesabentheuer aufſuchen und beſtehen wollen. Ein ſolches unglückliches Verſehen könnte ſie auf einmal um die Schäferſtunde bringen. Nach dieſer treuen Schilderung darf man auch hier nicht jene Verfeinerungen in der Reinlichkeit erwarten, die an andern Orten gebräuchlich, und noch nöthiger in heiſſen Ländern ſind.

Wenn man von den Mitteln unterrichtet iſt, welche die ledige Mädchen anwenden, um Männer zu erhalten, und wenn man weiß, wie ſie ſich betragen, ſobald ſie unter die Haube gekommen ſind; ſo wird man ſich nicht wundern, wenn Fremde, die ſie nur durch Zwang oder Kunſtgriffe zu einer Verbindung mit ſich nöthigen und die ſie nachher ſo wenig ſchonen, ſobald ſie nur ſolches mit Sicherheit thun können, gar bald einer ſo ſchlecht paſſenden Ehe überdrüßig werden, und ſie nach einem Genuß von fünf oder ſechs Monaten ſitzen laſſen. Das begegnet vielen von ihnen; und ſo häufig auch dieſe Beiſpiele ſind, ſo ſind ſie doch nicht hinreichend, die andern von der Sucht zu heilen, Fremde zu heirathen; ſo ſehr laſſen ſie ſich durch Habſucht und Ehrgeitz verblenden.

III. Be-

III.

Beſchreibung der Inſel Wight. *)

Die Inſel Wight, lieber Freund, wird von einigen der Garten von England genannt, und ich habe nichts Erhebliches darwider. Ein Philoſoph möchte ſeine Tage ſehr glücklich hier hinbringen. Die inſulariſche Lage, die ihn von der übrigen Welt abſondert, die ſchönen, die zum Theil äußerſt romantiſchen Ausſichten, die er ſowol auf der Inſel ſelbſt vor ſich hat, als auch noch mehr die, mit welchen er auf allen Seiten des Ufers derſelben umgeben iſt, können ſeinen Geiſt in großer Thätigkeit erhalten, und ihn auf ſeinen einſamen Wanderungen zu vielen Betrachtungen und angenehmen Empfindungen Anlaß geben. John Wilkes — eben kein Philoſoph, und wenn ja einer, von der Heerde Epikurs — hat die Vorzüge dieſes kleinen Eylandes zu einem glücklichen Leben ſehr wohl erkannt, und hält ſich den Sommer über, mit einer Muſe nach ſeinem Geſchmack, am ſüdlichen Ende derſelben, in einem mit ſonderbarer Phantaſie errichteten Hauſe auf. Er lacht über ſeinen ehemaligen Patriotismus, der ihm die einträgliche Stelle eines Chamberlain von London verſchaft hat, und wenn er gleich beides über den Hof und die Londner Bürger ſpottet, ſo

*) Reiſe durch einige weſtliche und ſüdliche Provinzen Englands, von Dr. G. F. A. Wendeborn, 2 Bände, Hamburg 1793.

hilft er doch im höhern Alter ſelbſt Flaſchen gutes Weins aufs Wohlergehen des einen, ſo wie der andern, ausleeren. Es iſt unglaublich, wie ſehr ſeit einigen Jahren dieſe Inſel von Vornehmen und von Leuten des mittlern Standes den Sommer über beſucht wird, und wie ſich ſeitdem in der Lebensart der Einwohner und in den Preiſen der Häuſer, ſo wie in den Lebensmitteln alles geändert hat. Die ehemalige Unſchuld der Sitten hat dabei nicht wenig gelitten, und faſt alles iſt um die Hälfte theurer geworden als zuvor. Ich werde Ihnen hernach mehr hierüber ſagen.

Die beiden vornehmſten Wirthshäuſer in Cowes, der Hauptſtadt dieſer Inſel, haben äußerlich nichts glänzendes, und ich fand weder die Wirthe noch die Aufwärter ſo verfeinert, als die, mit denen ich bisher zu thun gehabt, welches mir ſehr gefiel. Was ich verlangte war bald bei der Hand, das Eſſen war gut eingerichtet, und nirgend habe ich reinlichere Betten angetroffen als hier. Man hatte mir geſagt, ich würde ſtarke Rechnungen zu bezahlen haben; allein ich fand es doch weit billiger als ich nach ſolcher Weiſſagung hätte erwarten mögen.

Wie ich den Vormittag über Cowes und die benachbarten Gegenden durchwandert war, und mich an den herrlichen Ausſichten beluſtigt hatte, ging ich gegen zwölf Uhr nach Newport ab. Dieſes kleine Städtchen liegt faſt in der Mitte der Inſel, und iſt artiger gebauet, als Cowes, ob es gleich keine ſo ſchönen Ausſichten und Seeproſpekte hat. In der Kutſche, in die ich hieher fuhr, befanden ſich ein Herr aus Oxfordſhire mit ſeiner Frau und einer Verwandtin. Wir wurden bald näher bekannt, und da ſie ebenfalls zum Vergnügen

reiſten,

reiſten, verglichen wir uns, ſo lange wir in Newport waren, beiſammen zu bleiben. Gleich nach unſerer Ankunft war das erſte, daß wir uns auf die Füße machten, um nach Carisbrook-caſtle zu gehen, welches nicht völlig zwei (Engliſche) Meilen, oder etwa 20 Minuten, von Newport entfernt iſt. Das alte Caſtel liegt ſehr hoch, und faſt möchte ich ſagen, es iſt der Mittelpunkt der Inſel. Noch zu den Zeiten der Königinn Eliſabeth und Carls des Erſten war es ein feſter Ort; allein die Mauern ſowol als die aufgeworfenen Schanzen und Wälle umher, ſind jetzt wie völlig zerſtört. Es iſt zwar oben noch ein Haus, worin jemand wohnt, der den Neugierigen, die dahin kommen, an die Hand gehet, und wie es mir vorkam ein Farmer oder Bauer war, der etwas Ackerbau trieb; allein, kein Soldat iſt mehr zu ſehen, kein anſehnliches Kommendantenhaus, vielweniger ein Kommendant, ob ich gleich glaube, daß noch immer jemand als ſolcher beſoldet wird. Dergleichen Stellen gehören zu den Patronaten der jetzigen Miniſter, um ſich Freunde damit zu machen. Der Eingang ins Caſtel gehet nur durch ein einziges Thor, ob man gleich jetzt gar leicht, über die Wälle und verfallenen Mauern es beklettern mag. Das Thor trägt die Kennzeichen des Alterthums an ſich, und man ſiehet unter andern, daß ein Portecullis, Porta clauſa oder Cataracta an demſelben angebracht war, welches wahrſcheinlich von den Römern herrührt. Vor ihnen ſoll es indeſſen ſchon ein feſter Ort der Britten geweſen ſeyn, denen es hernach die Römer abgenommen haben. Unſere Frauensperſonen waren von dem Auſſteigen ſo ermüdet, daß ſie ſich in dem Hauſe des Farmer niederſetzen mußten, während daß wir auf den vier und funfzig Fuß hohen Thurm

ſtiegen,

ſtiegen, der zu einem Staatsgefängniſſe gedient hat, und nun ebenfalls zerſtöret iſt. Man hat von demſelben eine ſchöne Ausſicht nach Südweſt und Norden zu. Mit meinem Fernglaſe ſahe ich ganz deutlich den neuen Wald, und die auf der Oſtſeite deſſelben liegenden Orte, ſo wie viele andere auf der ſüdlichen Küſte von Hampſhire. In dieſem Thurme iſt ein Brunnen, 300 Fuß tief, der aber jetzt unbrauchbar gemacht und größtentheils verſchüttet iſt. Indeſſen findet man im Hofe, unter einem Verdeck, einen andern Brunnen, der über 200 Fuß tief iſt, und von den Römern gegraben ſeyn ſoll. Ich wußte anfänglich nicht, was die Frau, die uns den Brunnen zeigte, mit einem Lichte und einigen Bogen braunes Papier wollte, wie ſie mich, da ich die Ruinen betrachtete, zu ſich rief, und die Thür des Brunnengebäudes hinter ſich zumachte, bis ich meine Geſellſchaft hier vorfand, und die Frau ihre Operationen anfieng. Sie rollete einen Bogen Papier zuſammen, und warf ihn brennend, mit einem zirkelförmigen Schwunge in den Brunnen, da es denn wohl eine Minute dauerte, ehe er die Oberfläche des Waſſers erreichte, und mit ſtarkem Geräuſch erloſch. Dieſes Manöver wiederholte ſie einigemale, und erſuchte darauf jedes Frauenzimmer, nach ihrem eigenen Beiſpiele, eine Nadel in den Brunnen fallen zu laſſen. Es währte einige Sekunden, ehe die Nadel das Waſſer erreichte, und Sie können ſich nicht vorſtellen, wie laut der Knall war, den ſie bei dem Fallen verurſachte. Das Waſſer wird mit großen Eimern, vermittelſt eines Rades geſchöpft, welches wohl mehr als zwölf Fuß im Durchmeſſer haben mag. Ich wußte nicht, warum ein Eſel, der auf dem Hofe herumgieng, ſobald ſich die Thür zum Brunnengebäude eröfnete, mit

Eil-

fertigkeit herzugelaufen kam und ſich hineindrängen wollte; bis die Frau uns ſagte, daß es der ſei, der in dem großen Rade gienge, um das Waſſer heraufzuziehen, und daß er ſeine Beſchäftigung ſo ſehr liebe, daß er gleich herzugelaufen komme, ſo bald er die Thür nur öfnen ſehe, vermuthlich weil er bei ſeiner Arbeit gefüttert wird. Sie ſetzte auch hinzu, daß der alte Eſel, ſein Vorgänger, der erſt vor wenigen Jahren geſtorben, die Arbeit 40 Jahre lang ununterbrochen verrichtet habe.

Auf dem Hofe ſtand eine kleine Capelle, die ehemals zu einer Garniſonkirche mogte gedienet haben; ſie ſahe aber ſo verfallen aus, als ob innerhalb 50 Jahren kein Gottesdienſt darin wäre gehalten worden. Daß Carl der erſte hier auf dieſem alten Caſtel acht Monate lang als Gefangener ſitzen mußte, und daß ſeine Tochter Eliſabeth hier als eine Gefangene ſtarb, wiſſen Sie aus der Engliſchen Geſchichte; die damaligen Republikaner hatten anfänglich vor, die Prinzeſſin bei einem Knopfmacher in die Lehre zu geben, um das Handwerk zu lernen, und dem Staate die Koſten ihrer Unterhaltung zu erſparen. Das Zimmer, worin der König und hernach die Prinzeſſin geſeſſen, liegt gänzlich in Ruinen, nur das Camin, und einiges zu den ehemaligen Fenſtern gehörige Mauerwerk iſt noch übrig; man ſiehet aber weder Decke noch Dach. Unſere Führerin wieß uns das halb verfallene Mauerwerk des Fenſters, aus welchem der König einſtens, auf Anrathen ſeines getreuen Firebrace, zu entfliehen verſuchte. Dieſes Fenſter ging nach dem innern Hofe zu, und war mit eiſernen Stangen verwahret. Firebrace beſorgte, der König werde durch dieſelben nicht durchkommen können, und wollte ihm daher

her Scheidewaſſer und eine Säge verſchaffen, um eine der Stangen aus dem Wege zu räumen; allein dieſer verſicherte ihn, daß er den Kopf durchſtecken könne, daher er nicht zweifle, er werde mit dem ganzen Körper durchkommen. Firebrace hatte alles zur Flucht vorbereitet, und ein Fahrzeug lag, in einer einſamen Gegend, an der Küſte ſegelfertig, um den König nach Frankreich, oder wohin er wollte, zu bringen. Wie indeſſen in der Nacht das Unternehmen ausgeführt werden ſollte, fand der unglückliche Carl, daß er ſich nicht durch die Stangen drängen konnte, und blieb mit der Bruſt und den Schultern ſo ſtecken, daß er weder rückwärts noch vorwärts kommen konnte. Das vorgehabte Unternehmen würde gewiß verrathen worden ſeyn, wenn er nicht, mit äußerſter Anſtrengung, ſich aus dieſer etwas unangenehmen Lage befreit, und endlich ins Zimmer zurückgezogen hätte. Firebrace hörete den König ſtöhnen, der, nachdem er aus der Klemme war, ein Licht ins Fenſter ſtellte, welches jenem zum Zeichen diente, daß das Unternehmen nicht Statt haben könnte. Ich habe Ihnen dieſen Umſtand, der mir bei der Betrachtung dieſer Ruinen ſehr eindrücklich wurde, darum etwas umſtändlicher erzählet, weil weder Rapin noch Hume irgend etwas davon erwähnen, und nur mit wenigen Worten der Gefangenſchaft des Königs zu Carisbrooke gedenken. Sie werden indeſſen das Vorhergehende, ſo wie manches andere, welches die Inſel Wight betrift, in einer Geſchichte derſelben antreffen, welche Sir Richard Worsley aus den Papieren ſeines Vaters und Großvaters zuſammen getragen hat. *) Die Familie der Worsley iſt eine der ange-

*) The hiſtory of the isle of Wight, London 1781. 4.

angeſehenſten auf der Inſel, und die Regierung hat ihr, ſeit einem Jahrhunderte, das Gouvernement derſelben beſtändig verliehen. Der gegenwärtige Sir Richard, ein ſehr reicher und begüterter Mann, hat das Unglück gehabt, durch ſeine Frau, die ihn zu einem der erſten Hahnreie gemacht hat, etwas lächerlich zu werden. Sie machte aus ihrer Untreue ſo wenig ein Geheimniß, und ſie ward ſo hinlänglich erwieſen, daß er im Oberhauſe des Parliaments um eine Eheſcheidung anſuchte, und dieſelbe gewiß erhalten haben würde, wenn der Großkanzler, Lord Thurlow, ihm nicht zuwider geweſen wäre. Dieſer harte Mann, der ſelbſt nicht verheirathet iſt, aber eine Maitreſſe hält, von der er verſchiedene Kinder hat, widerſetzt ſich faſt immer aus allen Kräften den Geſuchen um Eheſcheidung. Wo er nur irgend einen Vorwand finden kann, nöthigt er die gekrönten Ehemänner, ihre treuloſen Hälften zu behalten. Da es bei dieſer Klage auskam, daß Sir Richard, der anfänglich ſehr viel von ſeiner Frau hielt, ihre Schönheit gegen einen ſeiner Freunde, der mit ihr in der Folge auch zu vertraut wurde, außerordentlich gerühmt habe, ja ihn, wie ſie einſtens im Bade war, ſelbſt aufgehoben, damit er ſie durch ein Fenſter in demſelben, als ein zweiter Gyges, ſehen möchte; ſo behauptete der Großkanzler, daß der Ehemann ſelbſt zur Verführung ſeiner Frau behülflich geweſen wäre, und er mußte ſeine Meſſalina ohne weitern Dank behalten. Er klagte nun ihren Liebhaber vor Gericht an, und verlangte große Entſchädigungsgelder, allein die Geſchwornen erkannten ihm nur, nach gehaltenem Gehör, einen einzigen Schilling zu. Sie hat indeſſen immer ſeitdem abgeſondert gelebt, und er ſelbſt hat nichts weiter zu thun gehabt als ſie, mit ihren ab-

wechſelnden Liebhabern, zu unterhalten. So ſchwer hält es in dieſem Lande von ſeiner Frau loszuwerden. Arme Leute dürfen gar nicht einmal an Eheſcheidungen denken, denn die Koſten dazu belaufen ſich viel zu hoch.

Wir kehrten von dem Caſtelle Carisbrooke durch das unten liegende angenehme Dorf gleiches Namens nach Newport zurück. In unſerem Wirthshauſe hatten ſich, während unſerer Abweſenheit, ſo viele Fremde eingefunden, daß wir ohne Mittagseſſen haben würden abreiſen müſſen, wofern wir nicht die Vorſicht gebraucht hätten, daſſelbe zuvor zu beſtellen. Wir fanden daher unſern Tiſch in einem eigenen Zimmer gedeckt, und unſer Spaziergang, mit dem Hinaufſteigen nach dem Caſtell, machten, daß wir es uns ſehr wohl ſchmecken ließen. Meine Geſellſchaft, mit der ich dieſen Morgen zugebracht, kehrte bald nach Tiſche wieder nach Cowes zurück, und ich ging zu jemanden in Newport, an den ich von London aus ein Empfehlungsſchreiben bei mir hatte. Ich wurde ſehr höflich aufgenommen und gefragt: worin man mir gefällig werden könnte? Mit nichts, erwiederte ich, als mit gutem Rathe, wie ich eine Reiſe durch die Inſel machen, und mich etwas auf derſelben und an ihrer Küſte umſehen könne. Der gute Mann, der viel von meinen Empfehlungsſchreiben zu machen ſchien, bedauerte, daß er ſelbſt, Geſchäfte wegen, mein Führer nicht ſeyn könnte, daß er mir aber ein paar Pferde und einen guten Menſchen verſchaffen wolle, der am nächſten Morgen, zur Erreichung meiner Abſicht, mit mir gehen ſolle. Ich war hiermit ſehr zufrieden, zumal da er mir ſagte, daß ich in einem Tage, wenn ich bloß die ſüdliche und weſtliche Küſte, nebſt einem Theil der öſtlichen, beſehen

ſehen wollte, meine Reiſe gemächlich vollenden, und Abends wieder in Cowes, wo ich meinen Coffer zurückgelaſſen, eintreffen könne. Am nächſten Morgen alſo, um ſechs Uhr, ſetzte ich mich zu Pferde, und nahm mit meinem Führer zuerſt den Weg nach Staples-cowe, an der ſüdöſtlichen Küſte. Der Weg dahin ging anfänglich über einige Anhöhen, von welchen wir die See nach mehreren Gegenden zu erblickten. Eine Reihe von Hügeln, auf denen viele Schaafe weideten, erſtreckt ſich durch die Mitte der Inſel, von Oſten nach Weſten, und die, über welche wir ritten, gehörten dazu. Wir kamen hernach auf ein ſchön bebautes Land, wo die mit Hecken umſchloſſene Felder einen ſehr angenehmen Anblick gewährten, der mir darum noch froher vorkam, weil Menſchen ſich auf denſelben mit einer reichen Ernte beſchäftigten. Die Dörfer ſind wohl gebauet, beſſer als viele, welche ich in Wiltſhire und Sommerſetſhire geſehen hatte, und die Einwohner ſchienen wohlhabend und zufrieden zu ſeyn. Kaum waren wir drittehalb Stunden langſam geritten, wie wir in gerader Linie nicht weiter gehen konnten, indem wir die See vor uns hatten. Die Ausſicht hier war außerordentlich hinreißend. Der Canal, der England und Frankreich von einander trennt, bot dem Auge einen dem Anſcheine nach grenzenloſen Geſichtskreis dar. Er war gleichwohl einförmig, weil man nichts als Himmel und Waſſer erblickte, ausgenommen, daß hin und wieder ein Schiff mit ausgeſpannten Segeln ſtolz dahin fuhr, und andere in weiter Ferne anfänglich wie ein ſchwarzer Schatten am Horizonte ſichtbar wurden, und hernach etwa eine Wendung der Segel gegen die Sonnenſtrahlen ſie weiß erſcheinen ließ. Das Geſtade der Inſel iſt hier größtentheils hoher Fel-

ſen, an dem ſich, ſelbſt bey gutem Wetter, die ſtolzen Wellen mit großem Geräuſche brechen; und da wo keine Felſen gegen eine feindliche Landung völlig ſichern, ſind entweder kleine Caſtelle oder auch Schanzen zur Vertheidigung errichtet. Außer daß dieſe Felſen zur Sicherheit der Inſel dienen, gewähren ſie äußerſt romantiſche Anblicke, die, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben wollen, oft fürchterlich ſchön ſind, und ein Grauſen erwecken, das am Ende doch keinesweges widrig iſt, ſondern ſich in eine Art von Entzücken verwandelt. Einige Vornehme und Begüterte haben hier herrliche Landhäuſer, die ſowohl über das Land hinweg, als nach der See zu, die reizendſten Ausſichten darbieten; die ſchöne Gärten mit einem Ueberfluſſe von Gewächſen neben ſich haben, auch einige wohl einen Park, der den Schmauſern gute Rehkeulen verſchafft. Hin und wieder ſah ich eine Art Häuſer, die der Luxus ausgedacht hat, und ſie Cots oder Bauerhütten nennen. Die Bauern, die darin nur einen Theil des Sommers ohne die geringſte Arbeit hinbringen, ſind, ſo wie die Einwohner der oben erwähnten prächtigen Landſitze, vornehme Leute, die Geld genug beſitzen, und oft nicht wiſſen, wie ſie ſich die Zeit und die Unruhe des Herzens vertreiben ſollen, da ſich auf ſie Drydens Beſchreibung ſeiner Landsleute recht eigentlich ſchickt:

Every thing by turns and nothing long

die nicht mit Horaz ſagen können, daß ſie da gern wären, wo ſie ſind. Im Winter halten ſie ſich gemeiniglich in London auf, um durch die Zerſtreuungen, welche die Hauptſtadt darbietet, ſich ihren Müßiggang erträglich zu machen; im Frühlinge gehen ſie nach Bath oder andern Orten, wo ſich modiſche Geſellſchaft verſammelt, und im Sommer ſe-

geln

geln ſie nach der Inſel Wight über, um da einige Monate zu verleben, als ob ſie glaubten, daß die weite Ausſicht über die See ihr Gemüth erheitern werde, uneingedenk der weiſen Lehre des Dichters, daß nur Vernunft und weiſes Verhalten, die Unruhe und den Unmuth des Herzens hinwegnehmen, denen man weder mit Segeln noch mit vierſpännigen Wagen entfliehen kann. An ein paar Orten erblickte ich, halb am Felſen herab, eine zwiſchen Geſträuchen und Büſchen, die aus den Felſen hervorgewachſen zu ſeyn ſchienen, faſt verſteckte Hütte, beinahe wie eines Einſiedlers, in welcher arme Fiſcher wohnten. Lieber Gott, dachte ich bei mir ſelbſt, im Sommer, bei gutem Wetter, wenn das Bischen Geſträuche grün iſt, und wenn der Südwind nicht auf die armſelige Hütte ſtürmt, mag es noch wohl angehen ſich darin aufzuhalten — aber wie im Winter! Eben wie mir dieſer Gedanke durch den Kopf ging, kam ein ältlicher Mann den ſteilen Pfad zwiſchen den Felſen, wo hin und wieder enge Stufen eingehauen waren, und hatte einen Korb mit Fiſchen, den er trug. Ich wartete bis er oben war, und um mich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen, fragte ich ihn, ob er von ſeinen Fiſchen einige verkaufe. Er erwiederte mit ja, und zeigte mir Zungen und andere Fiſche, die eben aus der See gekommen waren. Es war eigentlich meine Abſicht bei meiner Frage nicht, ihm etwas abzukaufen, aber er nahm mich mit ſeiner Phyſiognomie und ſeiner Freundlichkeit ſo ein, daß ich ſagte, ich würde ihm gewiß etwas abkaufen, wofern ich es mitnehmen könnte. Hier iſt Gras, erwiederte er, ich kann die Fiſche ſehr gut einwickeln; es iſt längſt Mittag, und im nächſten Dorfe, wo ein gutes Wirthshaus iſt, wird man ſie Ihnen gern zurechtmachen. Ich hieß ihm hierauf es mit zwo Zungen zu verſuchen, und

ſie dem Manne zu geben, der bei mir war, um ſie einzuſtecken. Wie ich nach dem Preiſe fragte, forderte er 8 Pence für beide, welches etwa ein Fünftel von dem war, was ich in London würde haben bezahlen müſſen. Der ehrliche Mann ward betreten, wie er mir auf einen Schilling, den ich ihm gab, nichts herausgeben konnte, und bezeigte ſeine Dankbarkeit ſehr lebhaft, wie ich ihm ſagte, er möchte den Ueberreſt nur behalten. Meine Frage, ob er in jener Hütte wohne, bejahete er, und meine Verwunderung darüber ſuchte er dadurch zu vermindern, daß er hinzuſetzte: Oh! Sir, I have lived in that cot theſe twenty years, and I am very well contented. *) Wohl, dachte ich bei mir ſelbſt, der iſt mehr Philoſoph als tauſend andere, und als ich ſelbſt bin. Wer doch immer denken könnte: quod petis hic eſt, eſt Ulubris; allein, es ſind leider nur die Wilden, die bloß an den Augenblick denken und ihn genießen, ohne ſich weder mit dem Andenken des Vergangenen zu martern, noch ſich mit Sorgen wegen des Zukünftigen zu ängſtigen. Der Einwohner von Neu-Seeland oder von Madagaskar, wenn er ſeinen Hunger geſtillet, bekümmert ſich um nichts weiter. Ich ritt fort, und mein alter Fiſcher, der ſeinen Hut abzog, rief hinter mir her: God bleſſ you Sir, I thank you!

Innerhalb weniger denn einer halben Stunde erreichten wir ein Dorf nahe an Freh-water-bay, wo wir, da es zwiſchen ein und zwey Nachmittage war, einkehrten, theils um die Pferde ſowohl als uns ſelbſt zu erfriſchen. Es war gut und reinlich in dem Wirthshauſe, und die mit- [illegible] gebrach-

*) O, mein Herr, ich habe in dieſer Hütte zwanzig Jahre gelebt, und bin ſehr zufrieden.

gebrachten Fiſche kamen mir wohl zu Statten. Die Weſtſeite der Inſel, an der man die bekannten Felſen ſiehet, welche den Namen Needles führen, war gar nicht weit von hier, und ich nahm nach der Mahlzeit gleich meinen Weg dahin. Um Ihnen auch nur einigermaßen eine Beſchreibung davon zu machen, müßte ich mehrere Seiten damit anfüllen, und ſie würde dennoch unvollkommen gerathen, weil ich, um dieſes erſtaunende Werk der Natur, in dem beſten Geſichtspunkte zu ſehen, es in einem Fahrzeuge auf der See, in einer kleinen Entfernung von der Küſte, hätte beobachten müſſen, um von der Größe und dem Schaudervollen des Anblicks ganz durchdrungen zu werden. Ich begnüge mich daher, Ihnen nur im Allgemeinen zu ſagen, daß dieſe Spitze der Inſel, oder wenn Sie es ſo nennen wollen, dieſes Vorgebürge aus ungeheuren Felſen beſtehet, die ein ſchreckenvolles Anſehen haben, und an einigen Orten ſechs bis ſiebenhundert Fuß hoch ſeyn mögen, die an einigen Orten ganz ſenkrecht aus dem Waſſer ſteigen, und an andern, welche die Wellen gemacht, über die See hinweghängen, als ob ſie eben im Begriff wären, einzuſtürzen. Ich ſtieg ab und ging näher nach dem Ufer zu; allein ich hatte bald ſatt. Es lief mir kalt über, und es fing an vor meinen Augen ſchwindlich zu werden. Eine Spitze des in die See laufenden Felſen endiget ſich mit ungeheuren Steinmaſſen, die, wie ich vorhin erwähnt, von den Seefahrenden den Namen Needles oder Nadeln erhalten haben. Es ſind eigentlich nichts anders, als einzelne Theile, die durch die Zeit und durch die See von dem Hauptfelſen ſind getrennt worden. Sie ſteigen wie ungeheure wilde Pfeiler oder Obelisken aus der See in die Höhe, und es hat ſich erſt vor wenigen Jahren ereignet, daß einer derſelben, der nach unten zu von der

See ganz weggeſpühlet war, eingeſtürzt iſt. Es ſah auch wirklich ſo aus, als ob die Wellen ihr Spiel an dieſen rauhen Steinmaſſen ausüben wollten, denn bei irgend einem etwas friſchen Winde ſcheint der untere Theil derſelben in einen immerwärenden Staubregen eingehüllet zu ſeyn. Dieſe einzelnen Felſen ſowohl, als die, welche das Ufer ausmachen, ſind mit einer ungeheuren Menge Seevögel angefüllet, welche die Engländer Puffins nennen, und die ſich mit Fiſchen nähren. Sie niſten hier und bringen jährlich eine unzählbare Brut hervor. Die, welche in Boten auf der See dieſe Wunder der Natur beſehen, machen ſich zu Zeiten das Vergnügen, ein Gewehr abzufeuern, worauf dieſe Vögel in ſo ungeheurer Menge in Flug gerathen, daß ſie beim Sonnenſcheine einen großen Schatten auf die See werfen. Das gemeine Volk ſtehet in den Gedanken, als ob ſie ſich nur zwey Monate im Jahre, nemlich May und Brachmonat hindurch, hier aufhielten; allein es iſt ungegründet, denn die Fiſcher in dieſer Gegend verſichern, daß ſie ſelbſt im Winter bei gelinder Witterung ſich ſehen laſſen. Es bleibt mir indeſſen bei ihrem ſeltenen Erſcheinen unbegreiflich, wie ſie ſich in der ſtrengern Jahreszeit erhalten; es wäre denn, daß ſie wie die Schwalben in Schlafſucht und Erſtarrung, die kalten Monate in den Felſenlöchern hinbringen. Eßbar ſind ſie nicht, und wenn Wagehälſe auf dieſelben Jagd machen, indem ſie ſich an Stricken den Felſen hinablaſſen, und die aus den Löchern hervorfliegenden Vögel mit Prügeln erſchlagen, wird das Fleiſch bloß von den Fiſchern zum Köder oder Lockſpeiſe für Seekrebſe gebraucht, und die beſten Federn derſelben verkauft man ſehr wohlfeil. Die Felſen ſind oben ganz nacket, allein nach unten zu ſiehet man an denen, die nicht ſenkrecht in die Höhe ſteigen, Stellen, die mit etwas

Erde bedeckt ſind, auf welchen Gras wächſet. Es erregte meine Verwunderung nicht wenig, wie ich an dieſen gefährlichen Orten, dicht am Rande des Meeres, die ganz unzugänglich zu ſeyn ſcheinen, eine Menge Schaafe und Lämmer weiden ſah. Mein Führer verſicherte mich indeſſen, daß dieſe guten Geſchöpfe Wege zwiſchen den Felſen und an den Seiten derſelben ausfänden, auf denen ſie mit großer Behutſamkeit ſicher herabſteigen, ob ihnen gleich kein menſchlicher Fuß dahin folgen könne.

Mehr als eine Stunde verging darüber, daß ich in dieſer Gegend herumwanderte, um dieſes Schauſpiel der Natur zu betrachten, und das gegenüber liegende Ufer von Hampſhire, nach Chriſtchurch und nach Lymington zu, mit meinem Fernglaſe zu unterſuchen. Ich ſahe einige Schiffe durch die Meerenge gehen, die ich vor mir hatte; allein die große Fahrt von Portsmouth nach dem Canal zu, iſt auf der andern Seite der Inſel bei St. Helens, weil es in dieſer Meerenge, wegen der Klippen und Sandbänke, etwas unſicher ſeyn ſoll. Wie ich mein Pferd wieder beſtiegen hatte, nahm ich meinen Rückweg nach Cowes, über Yarmouth und Newton, zwei Städchen, die zwar von keiner großen Bedeutung ſind, aber deren jedes doch zwei Parliamentsglieder ins Unterhaus ſchickt. Ich traf bei guter Zeit des Abends, nach einer Abweſenheit von zween Tagen zu Cowes wieder ein, und mein Begleiter, der ein guter und gefälliger Mann war, konnte noch gemächlich mit den Pferden nach Newport zurückkehren.

Das Andenken an dieſe kleine Reiſe iſt mir ſehr werth, nur bedaure ich, daß ich die nordöſtliche Seite, die ſehenswerth ſeyn ſoll, nicht zu gleicher Zeit beſuchte. Vielleicht ſind Sie ſehr zufrieden, daß es nicht geſchehen iſt, weil ich

Ihnen ſonſt noch vieles zu erzählen haben würde, und Sie vermuthlich ſchon des weitern Leſens müde ſind. Gut, ich will meinen Brief ſogleich beſchließen, wenn ich nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen über dieſe angenehme Inſel werde gemacht haben. Die erſte betrifft die Anzahl ihrer Einwohner, die ſich auf 27000 belaufen ſoll, darunter ſich 5000 befinden, welche Waffen tragen können, und man behauptet, daß die hieſige Landmiliz die beſte im Reiche ſey. Der ganze Umfang dieſes kleinen Eylandes wird auf 60 Engliſche Meilen geſetzt, ſo daß nach dem Flächeninhalte gerechnet, gegen 120 Einwohner auf eine Quadratmeile zu wohnen kommen würden. Man hat die Inſel in 52 Kirchſpiele abgetheilt, die zur Diöces des Biſthums Wincheſter gehören. Es ſchien mir ein gutes Vernehmen unter denſelben zu herrſchen, welches ich unter andern aus ein paar allgemeinen Einrichtungen ſchloß. Die erſte betrifft die Verſorgung der Armen. Wie ich von Cowes nach Newport fuhr, ſah ich an der linken Seite des Weges, in ſehr geringer Entfernung, ein ſchönes Haus, und einen geräumigen, wohlbebauten, gut angelegten Garten. Ich glaubte anfänglich, es ſey der Sitz eines wohlhabenden Squire; allein, meine Verwunderung war nicht gering, wie man mir ſagte, es ſey das Armenhaus der Inſel. Das Gebäude iſt geräumig, hat ein gutes Anſehen und eine geſunde Lage. Die Armen in demſelben werden zu allerlei Arten von Arbeiten angehalten, indem einige Strümpfe knitten, oder ſich ſonſt mit Hanf, Wolle und Leinen beſchäftigen. Andere bebauten den Garten unter der Aufſicht eines Gärtners, und hielten ihn in der beſten Ordnung. Auf dieſe Weiſe verdienen die Armen ihren Unterhalt mit Arbeit, und bauen ſelbſt ihre nöthigen Gartengewächſe, ſo daß die Einwohner

der

der Inſel bei weitem nicht mit ſo ſchweren Armentaxen be- läſtiget ſind, als hier in England, mit welchen noch über- dem oft ſchlecht von denen umgegangen wird, welche die Verwaltung derſelben, als Armenvorſteher, in Händen haben. Auf der Inſel werden jährlich aus allen Theilen derſelben 24 Armenaufſeher gewählet, davon jedesmal zween einen Monat lang im Armenhauſe wohnen, und alles ſo lange gehörig in Obacht nehmen müſſen, bis ſie von den folgenden beiden abgelöſet werden. Dieſe Armen- anſtalt, die eine der vernünftigſten und weiſeſten in ihrer Art iſt, hat ſchon ſeit beinahe 20 Jahren ihr Daſeyn, und gleichwohl, worüber Sie ſich wundern werden, in Eng- land noch keine Nachahmung gefunden. Man ſiehet auf der Inſel keine Bettler, und höret von keinen Räubern und Dieben. Das erſte wird durch das Armenhaus ver- hütet, und das andre hat ſie der See zu verdanken, wo- mit ſie umgeben iſt, indem, wenn ſich ja dergleichen finden ſollten, der Räuber ſchwerlich entkommen kann. Ein zweiter Grund, woraus ich das gute Vernehmen der Kirchſpiele untereinander ſchloß, waren die öffentlichen Heerſtraßen. Dieſe ſind faſt ſo gut als in England, ob man gleich keine Schlagbäume auf denſelben wahrnimmt, an welchen Zoll oder Weggeld muß entrichtet werden. Ohne Parliamentsacten hält man hier die Landſtraßen in der beſten Ordnung, und der Reiſende fährt oder reitet unbe- kümmert ſeinen Weg, ohne daß er je etwas von Räubern noch von Zolleinnehmern zu befürchten hat oder ſiehet. Die Kirchſpiele bringen die dazu erforderlichen Summen unter ſich auf. In Deutſchland bin ich auf Landſtraßen gereiſet, die ſo ſcheußlich waren, als ob ſie Barbaren zuge- hört hätten, und gleichwohl ward Zoll und Weggeld ge- fordert. Laſſen Sie mich Ihnen hier noch ſagen, daß auf

der Inſel kein Gefängniß für Criminalverbrecher iſt, ſondern daß dieſelben nach Southampton in Verwahrung gebracht, wo die vierteljährigen Landgerichte der Grafſchaft gehalten werden.

Die Inſel iſt ungemein fruchtbar, und der Ackerbau iſt das vornehmſte Gewerbe. Eine einzige Ernte ſoll ſo viel Getreide hervorbringen, daß die Einwohner ſich ſieben Jahre davon nähren könnten. Um deswillen iſt die Korn- Mehl- und Zwiebackausfuhr ungemein beträchtlich. Hierin beſtehet auch der vornehmſte Handel; denn wenn gleich an der ſüdlichen Küſte die beſte Erde oder Ton zu Tobackspfeifen und ſchöner Kryſtallſand für Glasfabriken anzutreffen ſind, ſo hat doch dieſes wenig zu bedeuten. Ueberdem verſtehen ſich die Engländer auf das Verfertigen guter Tobackspfeifen nicht, oder haben keine Luſt dazu, ſo daß ich kaum glauben ſollte, Engliſche Pfeifen würden je nach der Fremde verkauft.

Es iſt meine Gewohnheit, Gelegenheiten zu ſuchen, mich mit Leuten an Ort und Stelle über Dinge zu unterreden, die ihre Gegend oder ihr Gewerbe angehen. Zu Newport ſah ich in dem Wirthshauſe, wo ich abgetreten war, in dem Zimmer, welches man the Bar-room nennet, zween Männer bei einer Bowl Punſch ſitzen, die ſich über mancherlei Dinge, die den Ackerbau betraſen, unterredeten. Sie hatten das Anſehen, als ob ſie vom Plutus nicht auſſerordentlich geſegnet wären; allein ich fand hernach, daß meine Vermuthung ungegründet geweſen. Wie ich mich ein wenig mit ihnen unterhalten hatte, wieß es ſich aus, daß der eine ein ſehr reicher Müller, und der andere ein angeſehener Kornhändler war. Der erſte war der Eigenthümer der größten Kornmühle

mühle auf der Inſel, die am Fluſſe Newport ſo gelegen iſt, daß er Korn und Mehl von derſelben ſogleich ins Fahrzeug bringen kann, ohne nöthig zu haben, Pferde und Wagen zu gebrauchen. Wenn es verlangt würde, konnte er in wenigen Tagen 10000 Säcke Korn oder Mehl zur Exportation am Bord eines Schiffes liefern, welches wohl eben keine Kleinigkeit iſt. Mit dieſem Manne ließ ich mich in ein Geſpräch über manche Dinge ein, welche die Oekonomie der Inſel betrafen. Auf viele Fragen, die ich ihm vorlegte, gab er mir auf eine beſcheidene Weiſe genügeleiſtende Antworten. Wie ich mich bei ihm erkundigte, ob die Volksmenge auf der Inſel zugenommen, bejahete er meine Frage, und meinte, es könne unter andrrn auch daraus erwieſen werden, daß jetzt nicht ſo viel Getreide ausgeführet werde, als vor 20 oder 30 Jahren. Der Ackerbau ſey jetzt weiter getrieben, als zuvor, und die Inſel noch eben ſo fruchtbar als ehemals; allein, es werde mehr Korn zur Unterhaltung der Einwohner erfordert. Die Geburts- und Sterbeliſten beweiſen es ebenfalls. Wie ich ihn fragte, ob nicht ſeit einigen Jahren eine große Veränderung in den Preiſen der Lebensmittel vorgegangen ſey? hob er ſeine Hände auf und ſagte: „Leider iſt jetzt alles faſt noch ein-
„mal ſo theuer, als damals, wie ich meine Haushaltung
„zuerſt anfing. Sonſt hatten wir wenige, die aus Eng-
„land zu uns kamen, und jetzt ſind wir den Sommer
„hindurch voll von Leuten, die hieher kommen und Geld
„verzehren, die Monate bei uns zubringen, die ſich Häu-
„ſer miethen oder ankaufen, ſo daß dadurch die Haus-
„miethe ſowohl als die Lebensmittel hoch geſtiegen ſind.
„Für ein Haus, wie das, welches Sie gegenüber auf
„der andern Seite der Straße ſehen, bezahlte man vor

„10

„10 Jahren nur 20 Pf. Sterling, jetzt 36. Ich ſelbſt „kaufte mir damals ein Stück Landes zum Eigenthum, „wofür ich 60 Pf. Sterlinge gab, jetzt ſind mir 350 „dafür wiedergeboten; allein, ich will es nicht wieder „verkaufen. Vor 12 Jahren hatte niemand auf der „Inſel eine Kutſche, außer dem Gouverneur, und wer „ſich ein Cariol mit einem Pferde hielt, ward für einen „begüterten Mann angeſehen; jetzt ſiehet man Kutſchen „genug bei uns. Ich weiß mich zu erinnern, ſetzte er „hinzu, daß man ein paar junge Hüner für einen Schil„ling kaufen konnte, jetzt kann man ſie kaum für drey „erhalten; und ſo iſt es mit andern Dingen auch ge„gangen, ſelbſt mit den Fiſchen, die wir in Menge fan„gen. Man bringt ſie nach Engliſchen Märkten, und „die Reichen, die bei uns wohnen, oder auf einige Zeit „zu uns herüberkommen, laſſen das Beſte für ihre Ta„feln aufkaufen und achten keine Preiſe; unſere Gaſt„wirthe, die ſtark anſchreiben, machen es eben ſo. Ob „ich gleich ſelbſt anjetzt mehr gewinne als ſonſt, wünſche „ich doch die vorigen Zeiten zurück, denn wir lebten da„mals wohlfeiler, beſſer und glücklicher. Wir hatten „weniger Arme, es herrſchte unter uns mehr Freude, „und die Leute waren wirklich beſſer als jetzt." Ich hörte den Mann mit Vergnügen ſo reden, da die Beobachtungen, womit er mich zu Zeiten unterhielt, ſeinem Kopfe ſo wie ſeinem Herzen Ehre machten. Sie können indeſſen hieraus, lieber Freund, leicht einſehen, daß auch hier ſich ein neuer Beweis der ſchädlichen Folgen des Luxus an die Hand gebe, der warlich mit Rieſenſchritten zu einer Höhe ſteigt, davon niemand vor 40 Jahren hier etwas, ſo wenig als von der Größe der Engliſchen Nationalſchuld, würde geträumet haben. Doch

ſind

ſind die Preiſe der Dinge auf der Inſel Wight, ſo ſehr ſie auch erhöhet worden, denen in London und in der Nachbarſchaft dieſer Hauptſtadt keinesweges ähnlich. Unter andern ſagte mir dieſer reiche und vernünftige Müller, daß man dorten nur 25 Engliſche Schillinge für einen Chaldron oder 36 Scheffel der beſten Steinkohlen von Newcaſtle bezahle, wenn derſelbe hier in London neulich 45 gekoſtet hat. Daß Fiſche auch beſſeres Kaufs ſind, werden Sie aus dem ſchon ſchließen, was ich oben erzählet habe. Auch der Portugiſiſche Wein, den ich ſehr gut fand, und den man von Southampton hieherkommen läſſet, iſt um ein Fünftheil wohlfeiler als in London. Auf dem Paketboote, darauf ich nach Portsmouth überging, war das Verdeck mit einer Menge friſcher, noch ungewaſchener Auſtern beladen, und wie ich mich bei dem Capitain erkundigte, wie theuer ſie dem Eigenthümer wohl zu ſtehen kommen mögten? erwiederte er: etwa zehn Schillinge das Tauſend; welches einen Schilling für's Hundert beträgt, dafür man in London wenigſtens drei Schillinge bezahlen muß. Das Waſſer auf der Inſel fand ich nicht zum beſten. Es iſt, nach dem Engliſchen Ausdrucke, briakiſh, oder hat einen ſalzigen mit dem Seewaſſer verwandten Geſchmack. Sogar zu Newport fand ich dergleichen, und ich bedaure, daß ich das aus dem tiefen Brunnen zu Curisbrook-caſtle nicht koſtete, um zu erfahren, ob es die ähnliche unangenehme Eigenſchaft habe. Man verſicherte mich zu Cowes, daß das Waſſer, welches ich trank, und über deſſen Geſchmack ich mich beſchwerte, wenigſtens zwo Meilen weit tiefer aus dem Lande hergeholet werde, und daß das, welches man in der Stadt habe, gar nicht trinkbar ſey. Indeſſen brauet man doch daſelbſt eine Art von ſtarkem

Biere,

Biere, wie das, welches in London Porter genannt wird; es kommt aber demſelben ſo wenig als der Porter gleich, den man zu Bath und zu Briſtol braut. Es iſt ſonderbar, daß man mit aller angewandten Mühe, da man ſogar Porterbrauer aus London hat kommen laſſen, und einige davon an dieſen Orten Brauereien ſelbſt angelegt haben, dennoch nicht vermögend iſt, ein Bier hervorzubringen, das dem Londner Porter ähnlich wäre. Vielleicht werden Sie ſagen, die Schuld liegt am Waſſer, weil man zu Bath und Briſtoll die Thames nicht hat; allein Sie irren ſich. Whitbread, vielleicht der gröſte Brauer, den wir jetzt in London haben, brauet vortreflichen Porter, aber nicht aus der Thames, ſondern aus dem Canal, der aus Hertfodrſhire das Waſſer nach London bringt und Newriver oder der neue Fluß heißt. Dieſes beweiſet offenbar, daß die Güte des Londner Porters nicht von dem Thameswaſſer herrühre. Ja, zu Kingston, welches an der Thames liegt, hat man eine Porterbrauerei angelegt, welche das Waſſer, deſſen ſie benöthigt iſt, aus dieſem Fluſſe hernimmt, und gleichwohl kein Bier hervorbringt, das dem in London gebrauten gleich käme. Das Räthſel, durch deſſen Auflöſung ſich dieſes möchte erklären laſſen, hat bisher noch nicht entziffert werden können.

Die Bequemlichkeiten des Seebadens ſind auf der Inſel, und vorzüglich zu Cowes beſonders gut. Ich bin ꝛc.

IV. Vom

IV.

Vom Boden und der Oberfläche Frankreichs. *)

Die neuern franzöſiſchen Geographen haben einen Theil der Geographie ſehr paſſend den phyſiſchen genannt, und vermöge deſſen theilen ſie das Königreich in gewiſſe Becken (baſſins), d. i. in verſchiedene große Ebnen, durch welche die Hauptflüſſe fließen. Dieſe Becken werden durch Reihen von Bergen begränzt, die ſie theils primitives oder Granitberge, theils ſecondaires nennen, welche aus Kalk oder andern Materien beſtehen. Die vornehmſten ſind:

1) Das Becken der Loire, und aller ſich in ſie ergießenden Flüſſe. 2) Der Seine und ihrer Arme. 3) Der Garonne. 4) Der Rhone und Saone. Es giebt auch noch kleinere, aber von geringerer Wichtigkeit. Genauere Nachrichten davon findet man in einem Memoire des la Metherie, im 30. Theil des Journal phyſique.

In Anſehung der geoponiſchen Eintheilung des Bodens von Frankreich, zieht die reiche kalkartige Ebene des

*) Arthur Youngs Reiſen durch Frankreich und einen Theil von Italien, in den Jahren 1787 bis 1790, vorzüglich in Hinſicht auf die Landwirthſchaft, die Cultur und den Nationalwohlſtand des Reichs unternommen. Aus dem Engliſchen. Berlin, 1794.

des nordöſtlichen Theils unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich. Ich durchkreuzte ſie nach verſchiedenen Richtungen, und nach meinen Bemerkungen würde ich die Grenzen folgendergeſtalt beſtimmen. An der Küſte kann man annehmen, daß ſie ſich von Dünkirchen bis Carentan in der Normandie erſtreckt; denn das nördliche Vorgebürge dieſer Provinz, welches ſich zu Cherbourg in die See ſtreckt, hat einen andern Boden. Auf la Metherie's Karte iſt eine Reihe Granitberge in dieſem Vorgebürge angezeigt. Ich ſahe in dieſem Lande nichts, das den Namen eines Berges verdient, ausgenommen bei Alançon; ſondern lauter Hügel, und nicht einmal beträchtliche. Ich kann die Grenze dieſes fruchtbaren Striches bei Carentan annehmen; denn von hier bis Coutances iſt das Land überhaupt dürftig und ſteinig, und bleibt ſo mit verſchiedenen Abwechſelungen bis Breſt. In der Linie etwas ſüdwärts von der Küſte vor Caen, ſieht man die erſte beträchtliche Veränderung des Bodens ſeit Calais; es iſt ein röthlicher, ſteinigter Boden (red ſtone braſh). Die fruchtbare Strecke iſt folglich nur klein. Als ich auf der Seite von Alençon über Anjou und Manie wieder in die Normandie kam, traf ich erſt einen reichen Lehmboden auf einem Kalkgrunde zu Beaumont an. Zu Alençon iſt ein herrlicher Boden, den ich weiterhin nordwärts nicht wieder verlor. In einer andern Richtung betrat ich dieſen fruchtbaren Strich 10 Meilen ſüdwärts von Tours. Die Hügel an der Loire ſind zwar, ſo viel ich deren bemerkte, durchgehends kalkartig, aber nicht alle ſehr fruchtbar, obgleich einige einen guten, tiefen Boden haben. Gerade ſüdwärts von Orleans hebt der elende Boden von Sologne an, das zwar einen kalkartigen Mergelboden hat, aber doch zu dürftig

dürftig iſt, als daß man ihm zu dem gegenwärtigen Diſtrikte rechnen könnte. Von Orleans bis Paris, und weiter bis gegen Fontainebleau, leidet dies keine Ausnahme, als auf der kleinen Strecke des armſeligen, ſteinigten Sandbodens in dem königl. Forſte bei Fontainebleau. Man betritt dieſen Strich nach einer vierten Richtung etliche Meilen ſüdwärts von Nemours, aber die Güte des Bodens iſt nicht ſo entſchieden, als in dem vorigen. Zu Croiſiere wird der Reiſende die erſte Kreide gewahr. Weiter gegen Nordoſt trift man in der Nähe von Nangis ſehr guten Boden an, und von hier nordwärts kam ich in die fruchtbare Ebene von Brie. Einige Thäler, welche die Marne durchſtrömt, ſind fett, und die ich ſahe, kalkartig; aber die Hügel ſind dürftig. Die Ebene von Rheims kann man auch zu dieſem Diſtricte rechnen, und von da gerade gegen Norden iſt lauter herrlicher Boden. Dieſe Grenzen ſchließen, meiner Meinung nach, einen der ſchönſten Striche in Europa ein. Von Dünkirchen bis Nemours ſind nicht weniger als 180 (Engl.) Meilen in gerader Linie. Von Soiſſons bis Carentan iſt abermals eine gerade Linie von ungefähr 200 Meilen. Von Eu, auf der Küſte der Normandie, bis Chartres, ſind 100 Meilen; und obgleich die Breite dieſes herrlichen Diſtrikts zu Caen, Bayeux u. ſ. w. nicht beträchtlich iſt, ſo umfaßt das Ganze doch einen nicht geringen Theil des ganzen Reiches. Dieſer Strich enthält die tiefe, platte und fruchtbare Ebene von Flandern, und einen Theil von Artois. Einen reicheren Boden kann man nicht wünſchen, um menſchlichen Fleiß zu belohnen. Er beſteht in einer Tiefe von 2, 3 bis 4 Fuß, aus einem feuchten, verfaulten Lehm, der mürbe und leicht zerreibbar iſt, und mehr thonartiges als Sand hat;

hat; darunter ſtehet Kalk, und weil er aus der See entſtanden iſt, *) ſo führt er eine Menge ſolcher Theile bei ſich, welche die Fruchtbarkeit vermehren, und aus allerlei Dingen, die man in ähnlichen Gegenden antrift, zuſammengeſezt ſind. Die faulichten Beſtandtheile der Pflanzenerde (humus) in Flandern, und der außerordentlich platte Boden, ſind die vornehmſten Urſachen, welche ihn von dem übrigen beſſern Boden dieſes fruchtbaren Theiles von Europa unterſcheiden. Auf dem ganzen Wege vom Thore zu Paris an, bis nahe vor Soiſſons, und von da bis Cambray, trift man, einige unbeträchtliche Hügel ausgenommen, einen ſandigen Lehmboden von herrlicher Miſchung, und meiſtens von beträchtlicher Tiefe an. Um Meaux gehört er unter den beſten in der Welt, und wird Bleaumeneau genannt. Er gleicht einen ſanften Mehl, worin man wenig Sand ſpürt, wenn er dem Auge auch ein ſandiger Lehm zu ſeyn ſcheint. Er beſteht aus einer vortreflichen, leicht zerreibbaren Miſchung. Herr Gilbert verſicherte mich, er ſey da, wo ſein Brunnen gegraben worden, 18 Fuß tief, und darunter befinde ſich eine Schicht weißer Mergel, der in der ganzen Gegend in verſchiedener Tiefe ſtehe. Dieſer Mergel gleicht einem feſtgewordenen Teig. Der Strich durch die Picardie iſt nicht völlig ſo gut, aber doch auch vortreflich. Hingegen beſteht das Ganze in dieſen Gränzen befindliche Akkerland der Normandie aus eben dem fetten, zerriebenen, ſandigen Lehmboden, bis zu einer großen Tiefe; der von Bernay bis Elboeuf kann

*) Es iſt faſt nicht daran zu zweifeln, daß die ganze Fläche von Flandern und Holland lange zuvor, ehe die Erde ihre gegenwärtige Geſtalt bekam, von der See bedeckt war.

kann nicht ſchöner ſeyn: 4 bis 5 Fuß tiefe, röthlich brauner Lehm auf einem Kreidegrunde ohne Stein. Was die Wieſen und Weiden dieſer Provinz betrift, glaube ich, haben wir weder in England noch Irrland welche, die ihnen gleich kommen: ich halte ſogar das Thal von Limerik nicht für ſo gut. Das berühmte Pays de Beauce, welches ich zwiſchen Arpajon und Orleans durchreiſte, gleicht den Thälern von Meaux und Senlis, iſt aber überhaupt nicht ſo tief als erſteres. Ich habe nur die fruchtbarſten Strecken angezeigt; der kalk- und kreideartige Boden erſtreckt ſich aber viel weiter. Gegen Oſten geht er bis durch Champagne; ich habe keine merkliche Veränderung bis um St. Menehould bemerkt. Von Metz bis Nancy iſt alles Kalk, aber keine Kreide. Einen Boden voll Kalkſteine fand ich im ſüdlichen Theile des Elſas, und von Befort durch die Franche Comté bis Dole, waren alle Steine, die ich verſuchte, und viele aus den Steinbrüchen, kalkartig, groſe Striche in Dauphiné und Provence ꝛc. ſind von gleicher Beſchaffenheit. Ich will deswegen nur bemerken, daß der Kreideboden, nach meinen Unterſuchungen, ſich oſtwärts bis um St. Menehould, und ſüdwärts bis Nemours und Montargis in einer Linie erſtreckt. *) Auf einer andern Route fand ich allenthalben, was ich von Angoumois ſahe, von gleicher Beſchaffenheit; vieles auch in Poitou, und durch Touraine bis an die Loire. Wäre ich weiter weſtwärts gegangen, ſo hätte ich wahrſcheinlich gefunden, daß die Kreide von Angoumois, und die von der Loire, ohne Ab-

*) Ich glaube noch viel weiter, und dieſes iſt deſto glaubwürdiger, da Towinſhend ihn auf einer andern Route bis Auxerre fand. S. Reiſe durch Spanien, B. I. S. 46.

ſatz zuſammenhangen. Ich vermuthe, daß die Loire meiſtens ein Kreidebett hat, und alles übrige Kalk iſt. Hieraus erhellet, daß der Kreideboden in Frankreich ſich ſehr weit erſtreckt. Von Oſten gegen Weſten nimmt er nicht weniger als 200 Engl. Meilen ein, und faſt eben ſo viel, aber nicht ſo regelmäßig von Norden gegen Süden. Er begreift alſo bei weitem die fetteſten und fruchtbarſten Provinzen.

Der nach dieſem kommende, in Betracht der Fruchtbarkeit anſehnlichſte Diſtrikt iſt der, den man nicht unſchicklich die Ebene der Garonne nennen könnte. Man betritt ihn, wenn man von Limoſin ſüdwärts reiſet, in der Gegend Creiſſenſac und in der Provinz Quercy; er wird auf dem Wege von Montauban und Toulouſe immer beſſer. Hier macht er eine der ſchönſten Ebenen eines fruchtbaren Landes, die man ſich nur denken kann. Sie geht, indeß mit etwas verminderter Fruchtbarkeit bis an den Fuß der Pyrenäen durch St. Gaudens ꝛc. Wenn man ſie von der öffentlichen Promenade zu Montauban betrachtet, ſo hat das Auge einen der reichſten und prächtigſten Proſpecte in ganz Frankreich. Inzwiſchen fand ich die Ebene ſehr irregulär und mit vielen Einſchnitten; denn weſtwärts von Auch und jenſeits bei Bayonne, iſt alles zu ſchlecht, um dahin gerechnet zu werden; oſtwärts liegen Mirepoix, Pamiers und Carcaſſonne zwiſchen Hügeln, und auf dem ganzen Weg von Agen bis Bordeaux fließt der Fluß zwar durch eines der ſchönſten Thäler, das man ſich nur denken kann, aber die Breite iſt allenthalben unbeträchtlich. Wo man in dieſer ganzen Ebene guten Boden antrifft, beſteht er gewöhnlich in einem tiefen, mürben, zerreibbaren, ſandigen Lehm,

der

der hinlänglich feucht iſt, um alles hervorzubringen; an vielen Stellen iſt er kalkartig. Weißen Kalk und kreideartigen Lehmboden trift man um Cahors an, und zähen weißen Lehmboden in der Nähe von Montauban. Zu Tonance an der Garonne iſt er roth, und 10 Fuß tief eben ſo gut als an der Oberfläche.

Auf dem Wege von Narbonne nach Begiers, Pezenas, Montpellier und Nimes beſchrieb mir jedermann das Thal als das fruchtbarſte in Frankreich. Die Gegend wird durch die Oel- und Maulbeerbäume ſehr einträglich; aber der Boden, den ich hier nur zum Augenmerk habe, iſt an den meiſten Orten weit ſchlechter, als aller bisher beſchriebener. Nieder-Poitou, wie mich ein dort Anſäſſiger verſicherte, verdient wegen ſeiner Fruchtbarkeit zu den reichſten Gegenden Frankreichs gezählt zu werden. Es hält 18 Meilen in der Länge und 12 in der Breite, und 216 Quadratmeilen, welche, die Meile zu 5786 Acker gerechnet, 249776 Acker betragen. 100000 Acker fetter Marſchboden ſind ausgetrocknet. *) Weil ich zu Nantes erfuhr, daß ſüdwärts von der Loire, in der Gegend von Bourgneuf und Machecou, noch ein ſehr reicher Strich Landes wäre, ſo habe ich die Gegend des guten Bodens bis an dieſen Fluß ausgedehnt.

Die ſchmale Ebene des Elſas, deſſen ganzer fruchtbarer Theil nicht über 1000 Engl. Quadratmeilen ausmacht, gehört zu dem ſchönſten Boden Frankreichs. Er hat viel Aehnliches mit dem von Flandern, muß dieſer

*) Des canaux de navigation par de la Lando, p. 391.

Provinz aber doch nachſtehen. Er beſteht aus einem tiefen, fetten, ſandigen Lehme, der meiſtens feucht und zerreibbar iſt, und kann daher alle Arten von Feldfrüchten in reicher Maaße hervorbringen. Ein noch berühmterer Strich iſt die Limagne in Auvergne, ein ſehr plattes, kalkartiges Thal, das mit langen Reihen vulkaniſcher Berge umgeben iſt. Der Boden gehört zu dem ſchönſten in der Welt. Er fängt zu Riom an. Das Thal beſteht aus einer ſchönen ganz platten Fläche von weißem kalkartigen Lehm; die ganze Oberfläche iſt wirklicher Mergel, aber ſo ſehr mit Pflanzenerde vermengt, daß er die größte Fruchtbarkeit hat. Franzöſiſche Naturkundiger, die ihn unterſucht haben, verſichern, daß die Tiefe aus 20 Fuß von dergleichen Erde beſtehe, die aus den primitiven Granitbergen und aus alten Vulkanen entſtanden ſey. Dr. Bres machte gegen mich auf ſeinem Guthe zu Iſſoire, im untern Theil von Limagne (denn der ſchönſte Theil geht nur von Riom bis Vaires, welches kaum 20 Meilen beträgt) die Anmerkung, daß der Fluß wahrſcheinlicher Weiſe die ganze Ebene gebildet, in kurzer Zeit das Land vermehrt, und in wenig Jahren dem Bette eine ſehr merkliche Tiefe gegeben habe, indem er auf den Kiesboden des erſten Bettes eine fette ſchlammige Dammerde, mit Sand vermengt, abgeſetzt habe. Das Thal hält am Ufer 7 bis 8 Fuß tief einen fetten, braunen, ſandigen Lehmboden. Andere Naturkundiger behaupten, das Ganze ſey vormals ein See geweſen. Die Berge, welche das Thal einſchließen, ſind von verſchiedener Beſchaffenheit. Die weißen, thonartigen Steine auf den Hügeln zwiſchen Riom und Clermont enthalten Kalk. Die vulkaniſchen Berge findet man beſſer als die andern, ausgenommen, wenn

wenn ganz verbrannte und untaugliche Aſche vorhanden iſt. Die kalkartigen und thonigen ſind gut; der zerſetzte Baſalt wird zu einem herrlichen Thone. Ihr Fuß beſteht gemeiniglich aus Granit. Durch die Gewalt der Vulkane haben ſich, nach der Theorie der Franzöſiſchen Phyſiker, die kalkartigen Sandſteine und die thonichte Kalkerde darauf angehäuft. Man hat ſchon oft, beſonders um den Aetna, angemerkt, daß durch den vulkaniſchen Urſprung der Berge Fruchtbarkeit bewirkt wird. Eben dies zeigte ſich auch an vielen Stellen, als ich von le **Puy** nach **Montelimart** ging. Hier ſah ich anſehnliche Berge mit ſchönen Kaſtanienbäumen, und allerlei Arten von Cultur; da ſie in nicht vulkaniſchen Gegenden wüſt oder größtentheils unbenutzt bleiben.

Ich habe jetzt alle Diſtricte Frankreichs angezeigt, die, ſo viel ich weiß, von einiger Fruchtbarkeit ſind. Sie betragen, wie ſich an einem andern Orte zeigen wird, ungefähr 28 Millionen Engliſche Acker.

Unter den übrigen Provinzen iſt Bretagne meiſtens kieſicht, oder Sand mit Kies vermengt, gemeiniglich tief und auf einem unfruchtbaren Kiesgrunde, an manchen Stellen aber auf Felſen von Sandſtein. Ich verſuchte verſchiedene Stücke, fand aber keins kalkartig; und weil ich zu Morlaix in der Normandie ein Schiff mit Kalkſteinen ausladen ſah, ſo ſchloß ich, daß das, was der Augenſchein mich gelehrt, wohl in der Wahrheit gegründet ſeyn möchte. Alles was ich in den beiden Provinzen Anjou und Maine ſah, war Kies, Sand oder Stein, überhaupt ein lehmiger Sand oder Kies; zuweilen auch unvollkommnen Schiefer auf einem felſigen Grunde; auch vieler Boden, den man im weſtlichen Theile von

England Stone-braſh nennt, der ſich vortreflich zu Turnips ſchicken würde; er iſt zwar zerreibbar, es fehlt aber die feuchte verfaulte Pflanzenerde, und die fruchtbaren Theile des beſſern Lehmbodens. Erſtaunliche Strecken in beiden Provinzen liegen wüſt, und ſind mit Geſtrüppe und Farnkräutern bedeckt; ihr Boden iſt von den angebauten Feldern nicht unterſchieden, und würde bei gehöriger Kultur eben ſo gut ſeyn. Touraine iſt beſſer, und enthält verſchiedene Diſtrikte, zumal ſüdwärts von der Loire, wo man guten gemiſchten, ſandigen und kieſigen Lehmboden auf einem Kalkgrunde antrift. Anſehnliche Strecken im nördlichen Theile der Provinz ſind nicht beſſer, als Anjou und Maine, auch fehlt es, wie dort, nicht an Lehden und ungebautem Lande. Sologne iſt eine der ärmſten und am wenigſten kultivirten Provinzen, und eines der ſonderbarſten Länder, die ich angetroffen habe. Es iſt ein platter, aus dürftigem Sande und Kies beſtehender Boden auf einen Thon oder Mergelgrunde, der das Waſſer ſo feſt hält, daß alle Gräben und Löcher voll ſtanden. Die Verbeſſerung eines ſolchen Diſtrikts läßt ſich ſo leicht und nach in die Augen fallenden Grundſätzen bewerkſtelligen, daß es eine Satire auf die Franzöſiſche Regierung und auf die Beſitzer der Grundſtücke in der Provinz iſt, daß ſie in einem ſo erbärmlichen Zuſtande bleibt. Berry iſt weit beſſer, obgleich ſandig und kieſig; aber es fehlt an manchen Gegenden nicht an gutem und zum Theil tiefen Lehmboden, wie zu Chateauroux auf einem Felſengrunde, und zu Vatan auf Kalkgründe. Manche Strecken in dieſen Provinzen ſind ſehr fruchtbar, unfruchtbar ſcheinende traf ich gar nicht an. Von Granit unterſcheiden ſie zwei Sorten. Die eine iſt hart und voller Glimmertheilchen;

theilchen; das Korn iſt grob; in großen Stücken erhärtet er an der Luft, iſt er aber in kleinen Stücken, ſo zerfällt er in Staub. Die andre liegt in horizontalen Schichten, und iſt mit vielem Spat vermiſcht; man gebraucht ihn hauptſächlich zur Ausbeſſerung der Straßen, wozu er ſich vortreflich ſchickt. Zu Limoges verſicherte man mich, daß in dem harten Granit weder Weitzen, Wein noch Kaſtanien wüchſen; in der andern Art aber treiben dieſe Pflanzen gut. Ich fand dieſen Granit und Kaſtanien beim Eintritt in Limoſin beiſammen, und auf der Straße nach Toulouſe iſt ungefähr eine Meile harter Granit ohne dieſen Baum. Dieſe Regel gilt inzwiſchen nicht allgemein; denn ſüdwärts von Souillac ſtehen Kaſtanien in Kalkboden. Poitou wird in das obere und in das niedere eingetheilt; letzteres ſtehet in dem Ruf eines viel beſſern Bodens, vornemlich die Wieſen an der Küſte. Der Boden von Ober-Poitou beſteht insgemein aus einer dünnen Lehmerde auf Steingrund (eine Art von Stone-braſh); in einigen Strichen iſt er kalkartig. Man muß ihn für einen dürftigen Boden halten, ob er ſich gleich für verſchiedene Arten der Kultur ſehr gut ſchickt. Ich habe bereits geſagt, daß alles, was ich von Angoumois ſahe, Kreide und zum Theil ſehr dürftig iſt. Die Theile von Guienne und Gascogne, die nicht zum obgedachten reichen Thale der Garonne gehören, ſind in Anſehung des Bodens dürftig. Die Landes (Lehden) von Bordeaux ſind zwar weder unfruchtbar noch unverbeſſerlich, aber in ihrem jetzigen Zuſtande gehören ſie doch zu dem ſchlechteſten Boden von Frankreich. Man hat mich verſichert, daß ſie 200 Quadratmeilen enthalten; und am Fuß der Pyrenäen liegen große wüſte Strecken, die viele Sorgfalt erfordern, um Nutzen daraus zu ziehen. Rouſſillon

iſt überhaupt kalkartig; viele Strecken ſind platt und ſteinig, trocken und unfruchtbar; aber die bewäſſerten Thäler haben eine üppige Fruchtbarkeit. Die groſe Provinz Languedoc gehört in Anſehung der Produkte zu den reichſten in Frankreich, verdient aber in Anſehung des Bodens keinen vorzüglichen Platz, da ſie viel zu ſteinig iſt. Nach meiner Schätzung ſind $\frac{7}{8}$ bergigt. Ich reiſte an 400 Engl. Meilen darinn, ohne etwas zu ſehen, das den Nahmen einer weiten Ebene verdiente, ausgenommen die bereits erwähnte der Garonne, welche ſich bis in die Grenze von Languedoc erſtreckt. Das fruchtbare Thal von Narbonne bis Nimes iſt meiſtens nur etliche Meilen breit, und an vielen Stellen wüſt. Manche Berge werden durch das Wäſſern fruchtbar, wie ich auch in den vulkaniſchen Gegenden von Vivarais bemerkt habe. Einige Stellen des Thals ſind inzwiſchen ſehr gut; es giebt nicht viele fruchtbare Boden im ganzen Reiche, als den ich in der Nähe des Canals auf dem Wege von Beziers und Carcaſſonne antraf. Ein fetter, mürber Lehm, der zähe und gleichwohl zerreibbar iſt. Provence und Dauphiné ſind bergigte Provinzen, worin manche angenehme Ebenen und Thäler abwechſeln, welche jedoch im Ganzen in keine Betrachtung kommen. Der Boden der erſten von beiden iſt unſtreitig der trokkenſte im Reiche. Steine, Felſen und ſandiger Kies ſind im Ueberfluß, und die Durance, die an manchen Stellen ein ſchönes Thal bilden würde, hat in ihrem Laufe alles ſo verſandet und mit Schieferſteinen bedeckt, daß, mäßig gerechnet, 130000 Aecker verdorben ſind, die ohne dieſen Fluß den ſchönſten Boden gehabt hätten. Was ich in beiden Provinzen ſah, war kalkartig, ich hörte auch, daß die meiſten Berge der Provinz von gleicher

Be-

Beſchaffenheit wären. Die gegen Barcelonette, und in allen höhern Gegenden der Provinz, ſind mit gutem Graſe bewachſen, und ernähren eine Million Schaafe nebſt ſtarken Heerden Rindvieh. Bei ſolchem Boden und Klima, muß man kein Land wegen der Berge für unfruchtbar halten. Die Thäler, welche ich ſahe, ſind überhaupt ſchön, und das von der Rhone bei Loriol in Dauphiné iſt ſehr fett, ein ſchöner ſandiger Thon, 5 bis 6 Fuß tief, auf einem Lager von blauem Mergel, mit vielen Steinen vermengt. Weiter ſüdwärts von Montelimart nach Orange läuft der große Fluß durch einen weit ſchlechtern Boden. Die nördliche Ebene dieſer Provinz, von Savoyen nach Lyon, beſteht aus vielen guten, rothen Lehm auf einem Kiesgrunde. Die Grafſchaft Venaiſſin, oder der Diſtrikt von Avignon, gehört zu den fruchtbarſten in Frankreich. Die vortrefliche Wäſſerung iſt allein ſchon hinlänglich ein ſolches Anſehen zu geben; ich fand aber auch überdies noch, daß der Boden aus einem fetten, tiefen Lehm mit weiſſem kalkartigen Thon beſtand. Die ganze Küſte der Provence hat einen armſeligen ſteinigen Boden; einige kleine, beſſer von der Natur verſehene Stellen ausgenommen. Um Aix iſt alles Land kalkartig, ſogar der Thon, welcher roth und eiſenartig iſt. Dieſe Provinz enthält einen der ſonderbarſten Striche in Frankreich, nehmlich den von der Crau, welcher aus einer ſteinigen Ebene ſüdoſtwärts von Arles beſteht, und nicht weniger als 350 Engliſche Quadratmeilen oder 224000 Acker enthält. Er iſt durchgängig mit runden Steinen von allerlei Größe, zum Theil wie ein Mannskopf, bedeckt. Der Boden darunter iſt kein Sand, ſondern ſcheint aus Klumpen zuſammengebackener Steine, wie

Lehm

Lehm vermiſcht, zu beſtehen. Der Schriftſteller von der Naturgeſchichte dieſer Provinz behauptet, ſie wären kalkartiger Natur, ohne das Korn und Gewebe von Kieſeln zu haben; in einigen ſind viele Quarztheilchen, in andern viele metalliſche. *) Die Vegetation iſt ſchwach, wie ich bei Gelegenheit der Weiden in Frankreich ſagen werde.

Lyonnois iſt bergig, und ſo viel ich davon ſah, dürftig, ſteinig und ungleich, mit vielen Lehden. Auf dem Wege von Lyon nach Moulins, an den Gränzen der Provinz, fängt die kieſige Ebene an, welche la Metherie die kalkartige Ebene von Montbriſſon nennt.

Auvergne iſt, wenn gleich meiſt bergig, doch keine armſelige Provinz. Der Boden iſt für ein hügeliges Land meiſtens mehr als mittelmäßig; auf den höchſten Bergen weiden beträchtliche Heerden Rindvieh, wovon für eine beträchtliche Summe ausgeführt wird. Außer mancherlei vulkaniſchen Boden iſt Auvergne mit Granit, Kies und ſandigen Lehm bedeckt.

Bourbonnois und **Nevernois** formiren eine große Ebene, durch welche die Loire und Allier fließen. In den meiſten Gegenden trift man vorzüglich Kies an: gemeiniglich auf einem Kalkboden, aber in beträchtlicher Tiefe. Einige Strecken ſind ſandig, und dieſe ſind beſſer, als die Kieſigen, andere beſtehen aus einem mürben guten ſandigen Lehm. Bei dem Zuſtande der jetzigen Kultur kann man ſie zu den Provinzen rechnen, die am wenigſten hervorbringen; bei einer andern Behandlung ſind ſie aber eben ſo zu Verbeſſerungen geſchickt, wie irgend eine Gegend von Frankreich.

Bour=

*) Naturgeſchichte der Provence in 3 Bänden, 8. 1772. T. I. p. 290.

Bourgogne iſt ſehr verſchieden, wie ich fand, als ich durch die Franche Comté über Dijon nach Bourbonnois reiſte. Ich beſuchte den beſten Theil. Dieſer Strich enthält ſandigen kieſigen Lehm, gute Thäler, einige Berge, und zwar von dürftigen Granitboden. Der Theil der Provinz, welcher Breſſe heißt, iſt ein elendes Land, wo allein die Teiche, deren Grund meiſtens aus weißem Thone oder Mergel beſteht, nach der Verſicherung eines Einwohners, *) 66 Quadratmeilen zu 2000 Klaftern, oder beinahe 25000 Aecker, ausmachen. Dies ſcheint auch nach Caſſini's Karte glaublich.

Franche Comté hat Ueberfluß an rothem, eiſenhaltigen Lehm, Schiefer und Kies; in den Bergen iſt der Kalkſtein ſehr häufig. Allein Steine, die ich probirte, worunter einige aus den Brüchen zwiſchen Befort und Dole waren, brauſten mit Säuren auf. Von Beſançon bis Orechamps iſt das Land felſig, und Kalkſtein bis an die Dammerde, welche aus einem röthlichen braunen Lehm beſteht. Im ganzen Lande ſind hohe Eiſenofen. Die ganze Provinz iſt weniger Verbeſſerungen fähig.

Der Boden von Lothringen iſt dürftig. Von St. Menehould bis an die Elſaſſer Gränzen ſah ich faſt lauter Steinboden von verſchiedener Beſchaffenheit. Die meiſten würde man in England ſtone-braſh nennen: d. i. eine zerſetzte Dammerde von unvollkommenen Steinbrüchen, die durch die Länge der Zeit, Kultur und Gebüſche mit Lehm und vegetabiliſcher Erde vermiſcht worden; vieler Boden iſt auch kalkartig. Es giebt zwar auch Strecken von

*) Obſervations, experiences & mémoires ſur l'Agriculture, par Varenne de Fenille, 8. 1789. p. 270.

von fetten, tiefen, milden und ſandigem Lehme; aber ſie ſind nicht anſehnlich genug, daß man ſie bei einer allgemeinen Ueberſicht mit in Anſchlag bringen könnte. Ich habe bereits angemerkt, daß der Boden von Champagne größtentheils Kreide iſt; auf großen Strecken iſt ſie dünn und dürftig. Der ſüdliche Theil, von Chalons nach Treyes ꝛc. hat wegen ſeiner Armſeligkeit den Beinamen der lauſichte (pouilleux) erhalten. Die Anwendung eines ſolchen Bodens zu Spaniſchen Klee iſt hier wenig bekannt.

Nun habe ich die Reiſe durch alle Franzöſiſche Provinzen vollendet, und mache die allgemeine Anmerkung, daß ich Frankreich in Anſehung des Bodens den Vorzug vor England gebe. Das Verhältniß des ſchlechten Landes zum ganzen Reiche iſt in England größer als in Frankreich; nirgends trift man hier ſolche elende Strekken von dürrem Lande an, wie in Norfolk und Suffolk. Die Heiden, Mohre und nicht bergigen Lehden (d. i. die ſogenannten landes) die man ſo häufig in Bretagne, Anjou, Maine und Guienne antrift, ſind unendlich beſſer, als unſere nordlichen Mohre. Die Berge von Schottland und Wales können in Anſehung des Bodens weder mit den Pyrenäen, noch mit Auvergne, Dauphiné, Provence und Languedoc verglichen werden. Ein anderer unſchätzbarer Vortheil iſt, daß ihr zäher Lehmboden nicht die Eigenſchaften des Thonbodens annimmt, der in manchen Gegenden von England ſo hart und ſteif iſt, daß die Koſten der Kultur einem mäßigen Ertrage beinahe gleich kommen. Solchen Thonboden, wie ich in Suſſex antraf, fand ich nie in Frankreich. Die geringe Quantität reines Thons in Frankreich iſt unglaublich.

Von

Von der Oberfläche des Reichs.

Der vornehmſte Unterſchied, wodurch die Oberflächen der Länder von einander abweichen, beſteht darin, ob ſie bergig oder platt ſind. Nach der Landesſprache, und den in Frankreich gewöhnlichen Begriffen, nennt man dort Berge, was wir nur Hügel nennen. Die wirklich bergigen Gegenden trift man bloß in dem ſüdlichen Theile an. Man muß von Calais 400 Meilen ſüdwärts reiſen, ehe man die Berge von Auvergne antrift, welche mit denen von Languedoc, Dauphiné und Provence zuſammenhängen, aber nicht mit den Pyrenäen; denn ich reiſte quer durch das ſüdliche Frankreich, von der Rhone bis ans Meer, theils durch Ebene, theils durch Reihen von unbeträchtlichen Hügeln. Die Vogeſiſchen Gebürge in Lothringen verdienen dieſen Nahmen vielleicht, kommen aber in keine Vergleichung mit den großen, deren ich Erwähnung gethan habe. Die Ungleichheiten im ganzen übrigen Reiche ſind hinlänglich, um intereſſante Proſpekte darzuſtellen, und dem äußeren Anſehen Abwechſelung zu geben, verdienen aber den Namen Berge nicht. Einige der hügeligen und bergigen Gegenden Frankreichs werden durch das ſchöne, üppige Grün der Kaſtanienbäume ungemein verſchönert. Wer es nicht geſehen hat, dem kommt es nicht ſo leicht glaublich vor, wie ſehr ſie die Schönheit von Limoſin, Vivarais, Auvergne und andern Gegenden, wo ſie gemein ſind, erheben. Die Pyrenäen ſind unſtreitig weit auffallender, als alle andern Berge in Frankreich; ich habe ſie in dem Tagebuche weitläuftig beſchrieben, und merke hier nur überhaupt an, daß ihr Grün, ihre Wälder, ihre Felſen, ihre Bergſtröme, insgeſammt den Charakter des erha-

erhabenen Schönen haben. In den Alpen ſah ich nirgends ſolche gefällige Scenen, wie im nördlichen Theile von Dauphiné, ob ſie gleich weniger abwechſelnd ſind, als die an Landſchaften ſo reiche Gegend von Chambery. Jedermann räumt ein, daß die Iſere in ihrem Laufe eine ununterbrochene Scene von Schönheiten darſtellt. Vivarais und ein Theil von Velay ſind ſehr romantiſch.

Unter den großen Flüſſen in Frankreich gebe ich der Seine den Vorzug, da ſie allenthalben einen angenehmen Gegenſtand darſtellt. Ich vermuthe, daß der Ruf der Loire durch Perſonen entſtanden iſt, die ſie entweder gar nicht, oder nur bloß unterhalb Angers geſehen hatten, wo ſie in der That Lobpreiſung verdient. Von dieſer Stadt bis Nantes macht ſie wahrſcheinlich einen der ſchönſten Flüſſe in der Welt aus. Die Breite des Stroms; die Inſeln mit Waldung; das kühne, angebaute fruchtbare Ufer: alles dieſes nebſt den Scenen eines lebhaften Handels, trägt zur außerordentlichen Schönheit dieſes Striches bei; aber auf ſeinem übrigen langen Laufe ſieht man bloß einen ſandigen Fluß. Er treibt Schindeln durch die Thäler, ſtatt Waſſer, und iſt häßlicher, als ich glaubte, ehe ich ihn ſah. Die Garonne empfängt mehr Schönheit durch das Land, welches ſie durchſtrömt, als ſie ihm mittheilt. Das flache, mit Weiden eingefaßte Ufer iſt der Schönheit nachtheilig. Mit der Rhone bin ich nicht ſo bekannt; wo ich ſie ſah, von Montelimart bis Avignon, und wieder zu Lyon, intereſſirte ſie mich nicht ſo, wie die Seine. Die Saone läuft durch einen herrlichen Strich von Wieſen.

In Anſehung der allgemeinen Schönheit des Landes ziehe ich Limoſin allen Provinzen von Frankreich vor.

vor. Die Ufer der Loire unter Angers, und die von der Seine 200 Engl. Meilen von ihrer Mündung aufwärts, haben in Anſehung der Flüſſe, welche immer die Hauptſchönheit der Oberfläche ausmachen, unſtreitig einen Vorzug; aber die Schönheit von Limoſin hängt nicht von einem beſondern Umſtande, ſondern von vielen zuſammen genommen ab. Hügel, Thäler, Wälder, Einzäunungen, Flüſſe, Seen, und einzelne Pachtungen ſind in tauſend Landſchaften vermiſcht, welche dieſe Provinz allenthalben hervorſtehend machen. Die Einzäunungen, welche dem äußern Anſehen eines Landes ſehr zur Zierde gereichen, geben zu allerlei Bemerkungen Anlaß; ich muß aber davon beſonders in einer wichtigern Abſicht reden.

Außer den bis jetzt genannten Provinzen giebt es keine, die wegen ihrer äußern Geſtalt eine beſondere Aufmerkſamkeit verdiente. Die Schönheiten der Normandie findet man an der Seine, und die von der Garonne in Guienne. Bretagne, Maine und Anjou haben das Anſehen von wüſten Ländern, und wenn gleich manche Theile von Touraine fruchtbar und angenehm ſind, ſo fehlt es doch dem größten Theile der Provinz an Schönheit. Die fruchtbaren Strecken von Flandern, Artois und Elſas zeichnen ſich durch ihre Nutzbarkeit aus. Picardie hat nichts intereſſantes. Champagne überhaupt iſt, wo ich es ſah, faſt eben ſo häßlich, wie Poitou. Lothringen, Franche Comté und Bourgogne ſind in den waldigen Gegenden düſter, und haben in den offnen nichts reitzendes. Berry und la Marche kann man in eben die Claſſe ſetzen. Sologne verdient den Beinamen: das Traurige. Angoumois hat zum Theil lachende, folglich ſehr angenehme Gegenden.

Es kann denen, die Frankreich nicht weiter, als auf der Durchreiſe nach Italien ſehen wollen, nutzbar ſeyn, wenn ich ihnen, im Fall ſie die ſchönſten Gegenden des Reiches zu beſuchen wünſchen, ſage, daß ſie zu Dieppe landen, und der Seine bei Paris folgen müſſen; hier wählen ſie die große Straße bis Moulins, verlaſſen ſie dort, um über Auvergne und Viviers an der Rhone hinab, und von da über Aix nach Italien zu reiſen. Bei dieſer Abweichung von der ſtark beſuchten Hauptſtraße, leidet der Reiſende zwar etwas durch den Mangel an guten Wirthshäuſern; aber er wird dafür durch den Anblick eines ſchönern und auffallendern Landes belohnt, als den er auf dem gewöhnlichen Wege über Dijon ſieht, welcher größtentheils durch den ſchlechteſten Theil von Frankreich führt.

V.

Beſchreibung der Stadt St. Petersburg. *)

St. Petersburg, im März 1790.

Petersburg mit allen ſeinen ſtattlichen Palläſten und vergoldeten Domen liegt in der Mitte eines Waldes, der eben ſo wild und unfruchtbar als irgend einer im Norden

*) Aus den Travels into Norway, Denmark and Ruſſia in the years 1788, 1789, 1790 and 1791, by A. *Swinton*, Esq. London 1792; überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Friedrich Gottlieb Canzler, Berlin 1793.

den iſt. Es ſtellt ein bewunderungsvolles Gemälde dar, was doch Macht und Genie vermögen, um etwas zur Vollkommenheit und zur Vollendung zu bringen! Alles iſt hier Werk der Kunſt; nur der Newaſtrom nicht; dieſer iſt die einzige Zierde des Orts, welche Werk der Natur iſt. Nach allen Seiten hin iſt die Stadt von einem öden flachen Boden, der mit Reisholz bedeckt iſt, umgeben. Wenige elende zerſtreut umher liegende Hütten vollenden noch die Herrlichkeit der Scene! der große Peter erkohr nicht den ſchönſten, ſondern den nützlichſten Platz zur Anlage und zum Sitz ſeiner Hauptſtadt. Die Beförderung und Hervorbringung des Handels war ſein einziger Gegenſtand. Für alles, was das Seeweſen betrift, iſt Petersburg der Stapelort, und für alles, was das Landweſen betrift, iſt es Moskau. Das Ruſſiſche Reich, welches ſich über einen beträchtlichen Theil von Europa und Aſien ausdehnt, muß für jedes beſondere Reich, woraus es beſteht, eine Hauptſtadt haben. Und dies wäre denn auch wohl der Fall mit den Städten Tobolſk, Petropawloska, Orenburg, Kaſan, Aſtrakan, Kiew, Mohilow und Cherſon!

Die Stadt Petersburg iſt überhaupt nicht auf einen Haufen zuſammengedrängt. Sie breitet ſich wie die Flügel ihres Kaiſerlichen Adlers aus. Der Haupttheil liegt auf dem feſten Lande, und auf dem ſüdlichen Ufer der Newa; der zweite Haupttheil iſt das, was man Alt-Petersburg nennt, und liegt auf verſchiedenen Inſeln gegen das nördliche Ufer zu; der dritte Haupttheil liegt auf der Wilhelmsinſel, in dem mitleren Fahrwaſſer der Newa, zwiſchen den andern beiden. Der edle Newaſtrom, der das Ganze in ſeinem Lauf

umgiebt, ergießt ſich darauf gleich unterhalb der Stadt in den Finniſchen Meerbuſen. Die alte urſprünglich auf einer ihren Namen führenden Inſel erbauete Stadt, dehnt ſich jetzt auch über verſchiedene kleinere Inſeln aus. Sie iſt ſehr unregelmäßig gebaut, und beſteht hauptſächlich nur aus hölzernen Häuſern. Hier ſind indeſſen Gegenſtände der erſten Größe, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Dahin gehört die Citadelle, worin die Kathedralkirche befindlich iſt. Die Kirche iſt ein Gebäude von ſchöner Bauart. Die Spitze des Hauptthurms iſt, ſo wie die kleinen Nebenthürme, vergoldet. Die funkelnde Größe dieſer Kirche wirkt ſchon in einer großen Entfernung aufs Auge, und bezeichnet den Erdfleck, wo die Reſte von Peter dem Erſten und ſeiner kaiſerlichen Gemahlin Catharina, dieſem Liviſchen Landmädchen, eingeſcharrt liegen. Dies iſt das Ruſſiſche Mecca, und nur Ungläubige werden es gewiß verabſäumen, eine Wallfahrt dahin zu thun. Mohameds glänzender Betrug und Täuſchungswerk bringt immer einen Haufen herumſtreifender Türken und Araber zuſammen; allein Peters Mauſoleum — o! das lockt den Philoſophen eben ſo gut als den Krieger aus allen Ecken und Enden des aufgeklärten Europens herbei. Erſterer kommt hieher, um den großen Mann als Geſetzgeber zu bewundern, und der letztere, um doch einmal die Gebeine eines Scanderbegs zu berühren!

Das Boot, welches Peter dem Großen die Idee einflößte, eine Flotte zu erbauen, wird in einem kleinen Hauſe, in der Nähe bei ſeinem Grabe, ſorgfältig aufbewahrt. Man nennt es emphatiſch den Großherrn. Ehe dieſe Reliquie beigeſetzt wurde, ward vorher zu

Cron-

Cronſtadt noch eine Revue über die Flotte gehalten. Der Großherr hatte die Ehre, die Admiralitätsflagge zu führen, und empfing einen Generalgruß von der ganzen Ruſſiſchen Flotte.

Einige wollen behaupten, die Ruſſiſche Nation ſey noch jetzt nicht civiliſirt; und Peter der Erſte habe nur das Werk der Civiliſation von Künſten und Wiſſenſchaften begonnen. Welch ein eingeſchränkter Gedanke! — Iſt das Werk vollendet, ſo iſt dies auch gerade ſein Werk. Werden die auf ihn folgenden Beherrſcher ſich wohl für entehrt halten, wenn man ſie Schüler dieſes unſterblichen Fürſten nennet? Er entwarf doch und gab den Plan zum Gebäude an — er legte den Grund, und führte einen Theil der Mauern auf! die folgenden Regenten ſind nur ſeine Arbeitsleute, ſeine Ziegelſtreicher, Schieferdecker, Zimmerleute, Maler und Tapezirer.

Catharina die Zweite zeichnet ſich am meiſten unter Peters Arbeitsleuten aus. Sie hat in der That ſolche elegante Verbeſſerungen in dem Originalplan angebracht, daß derſelbe in ſo weit ihr eigener geworden iſt. Das Beil war des Kaiſers Lieblingsinſtrument; alles, was ſein Werk war, daran verkannte man nicht die Nutzbarkeit, aber wohl die Politur. Es ſchien, er fühlte dies ſelbſt, und rief daher früh ein Frauenzimmer zu ſeiner Gehülfin. Doch ihm wurde noch eine andere Catharina geboren! Die ſchönen Künſte gehen auch jetzt noch in Rußland mit den Künſten des Krieges, des Ackerbaues und des Handels Hand in Hand.

Von dem alten Petersburg kommt man über eine Brücke von Böten nach der Wilhelmsinſel. Auf der

nördlichen Seite, und der alten Stadt gerade gegenüber, liegen die Kaufmannswerfte, die Börſe, das Zollhaus und die Waarenlager. Auf dem Fluſſe zwiſchen Alt-Petersburg und der Wilhelmsinſel liegen alle die Fahrzeuge, welche die Ruſſiſchen Produkte nach Cronſtadt den größern fremden Schiffen zubringen, welche nicht nach Petersburg hinauf kommen können, weil das Fahrwaſſer an der Mündung des Stroms nur enge und nicht tief genug iſt. Eben dieſe Fahrzeuge bringen von Cronſtadt auch wieder alle eingeführte Güter zurück, und laden ſie beim Zollhauſe aus, damit der Zoll davon richtig bezahlt werden kann. Die ſüdliche Seite der Wilhelmsinſel liegt gerade gegen der Neuſtadt Petersburg über. Hier trift man eine koſtbare Reihe von Häuſern an, worunter ſich die Kaiſerlichen Akademiegebäude und das Muſeum befinden.

Die Kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften iſt eine große Anlage, und hat einen reichen Fond zu ihrer Unterhaltung. Die dabei angeſtellten Profeſſoren ſind in der Gelehrtenrepublik befindlich, und Männer von verſchiedenen Nationen. Um dieſe Anlage zu zieren und auszuzeichnen, wählt die Kaiſerin aus jedem Klima und Lande die Männer von Verdienſt.

Das Muſeum liegt auf der höchſten, und zwar auf der öſtlichen Spitze der Wilhelmsinſel, dem Kaiſerlichen Pallaſte auf dem feſten Lande in Süden, und der Citadelle in Norden gegenüber. Die Weſtſpitze dieſer Inſel reicht bis an die Mündung der Newa. Das Muſeum iſt — ich bitte Ihro Kaiſerliche Majeſtät um Verzeihung — ein kleines Waarenlager, worin die Probewaaren von den verſchiedenen Produkten ihres Reichs enthalten ſind. Dieſe Länderwelt liefert ſchon an und für ſich ſelbſt Stoff genug

zu

zu einem Muſeum. Es ſind indeſſen doch auch keine Koſten geſpart worden, dieſe Sammlung mit allen ſeltenen Produkten aus andern Ländern vollſtändig zu verſehen. Der Naturkundiger und der Kaufmann finden hier gleich viel Vergnügen. Mit Entzücken erblickt der erſtere hier die Gold- Silber- und Bleyadern im inländiſchen Erz; und der letztere kann hier Betrachtungen anſtellen, wieviel 100 Pfund an Gewicht davon reines Metall liefern wird.

Das Kadettenkorps oder die Militärakademie, ehemals der Pallaſt des Fürſten Menzikoff, liegt zwiſchen den Gebäuden der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Muſeum. Dies iſt die Pflanzſchule für die jungen Krieger, für die Söhne des hohen und niedern Adels, und aus dieſer Pflanzſchule des Mars werden die Offiziere für die Armee genommen. Graf Münnich benutzte den Pallaſt des Fürſten Menzikoff zu ſeinem gegenwärtigen Zweck. Eine Menge von Gebäuden, zur Bequemlichkeit der jungen Leute beſtimmt, ſtößt noch daran. Menzikoffs Leben hat wirklich etwas Romanhaftes. Aus dem niedrigſten Stande wurde er zur Fürſtenwürde erhoben, und darauf auf dem Glücksrade gefoltert; doch blieb in jeder Lage die Kriegeskunſt ſein Lieblingsſtudium. Während er in Sibirien im Exil lebte, war der Tiſch in ſeiner Hütte immer mit Charten und Planen von Gegenden bedeckt, wo ehemals der Sitz des Krieges geweſen war, und wo Schlachten vorgefallen waren, denen auch er beigewohnt hatte. Das, was ſeinen Sturz verurſacht hatte, verſchaffte ihm immerhin Vergnügen, und dabey dachte er recht genau und reiflich über die Quelle ſeines Verderbens nach! Es muß wirklich ſeinem Schatten einige Beruhigung gewähren, daß ſeine Wohnung noch jetzt eine Pflanz-

ſchule von Leuten iſt, die für den Kriegesdienſt be-
ſtimmt ſind!

Dieſe Reihe von Gebäuden an den Ufern der Newa und noch eine Straße ausgenommen, beſteht dieſer ganze Haupttheil der Stadt aus hölzernen Häuſern. Sie ſind ſehr regelmäßig gebaut, und bilden Straßen, die ſich einander in rechten Winkeln durchſchneiden. Mitten durch die Straßen laufen Kanäle hin; allein weil die Fläche des Bodens ſehr eben iſt, ſo hat das Waſſer darin im heißen Sommer keinen Abflus, und wird folglich ſchädlich. Ueberhaupt ſchaffen dieſe Canäle hier eben keinen großen Nutzen, und es würde daher recht gut ſeyn, wenn man ſie mit Erde ausfüllte.

Dem Gebäude des Kadettenkorps gerade gegenüber geht eine fliegende Brücke über die Newa, und unterhält die Communication zwiſchen der Wilhelmsinſel und dem großen Haupttheile der Stadt auf dem feſten Lande. Geht man über dieſe Brücke, ſo hat man gleich die Statue Peter des Erſten zu Pferde vor ſich, welche auf dem gegenüber liegenden Ufer errichtet iſt. Das Roß, auf der Spitze des Felſens, das ſich majeſtätiſch in der Luft hebt, ſcheint es zu wiſſen, wer ſein Reiter ſey: „Von ferne riecht „es ſchon die Schlacht, und ſein Hals iſt in Donnerwol„ken gehüllt.“ Zu allen Zeiten erblickt man um die Statue herum verſchiedene Ruſſen, welche gewöhnlich irgend einen Biographen bei ſich haben. Auch ohne alle Kenntniß der Sprache lieſet man es ſchon aus den Geberden des Redners und ſeiner Zuhörer, wenn er erzählt, wie Peter bei Narwa geſchlagen wurde, oder den Sieg bei Pultawa erfocht. In dieſen Reden ſetzt man gewöhnlich noch das zur Erzählung hinzu: Peter habe gerade auf dieſem Fel-

ſen,

ſen, der nun ſeine Statue trägt, geſtanden, als er die Flucht der Schwediſchen Armee vom Schlachtfelde mit anſah.

Rechts von der Statue, und zwar nach Oſten hin, liegt die Admiralität und der Schiffswerft, und unmittelbar an letztern ſtößt der Kaiſerliche Pallaſt. Gerade jetzt werden zwei Schiffe vom erſten Range unter den Fenſtern des Pallaſtes erbauet! Von der Admiralitätskirche laufen alle Straßen wie die Radii vom Mittelpunkte eines Zirkels aus. Die Hauptſtraße iſt die Reihe von Gebäuden, welche nach der Newa hin liegt, und ſich zwiſchen drei bis vier Engliſche Meilen weit ausdehnt. Das Ufer iſt eben ſo weit hin mit Granitſteinen belegt, hat eine Balluſtrade, und auch die Fußbänke beſtehen aus eben dem Material! Nahe an den äußerſten Enden dieſer herrlichen Straße, welche den Nahmen der großen Million führt, und die, da ſie ſich an der Newa hinzieht, einen ungeheuer großen ſtumpfen Winkel macht, iſt quer durch das feſte Land ein Kanal gezogen, der die Grundlinie von dieſem Winkel ausmacht, und die Stadt in Süden auf dem feſten Lande umgiebt. Es iſt alſo dieſer Theil ganz eingeſchloſſen, und zwar auf der einen Seite von der Newa, und auf der andern von dieſem Kanal an die acht engliſche Meilen hin. Das ganze Ufer iſt mit Granitſteinen belegt, hat Balluſtraden von Granit und Schranken von Eiſen. Ueber dieſe Kanäle ſind Zngbrücken, gleichfalls von Granitſteinen erbauet, angelegt.

Die Quartiere außerhalb dieſes Kanals kann man als Vorſtädte anſehen. Die Häuſer ſind hier meiſtentheils von Holz, allein innerhalb des Kanals meiſtentheils von Ziegelſteinen, dabei mit Mörtel beworfen und mit allerlei

Farben angeſtrichen. Innerhalb des Canals darf kein Haus von Holz anders als von Ziegelſteinen von neuem aufgebaut werden, und folglich treibt die neue Stadt die alte ſchnell aus den Thoren hinaus. Mitten unter dieſen modernen Anlagen erheben doch allenthalben noch die Ruſſiſchen Kirchen ihre Thürme! Die Ruſſen halten die Form ihrer Kirchenmauern eben ſo heilig, wie die Form ihrer Religionsgebräuche innerhalb derſelben. Die Dächer ſind mit Blockzinn gedeckt, und viele von ihnen vergoldet.

Es ſind in Petersburg drei Kaiſerliche Palläſte. Der Pallaſt in der Nähe bei der Admiralität, worin die Kaiſerin ihre Reſidenz hat, iſt ein herrliches Gebäude von gebrannten Steinen. Es ſtößt eine lange Reihe von Gebäuden an, welche nach der Newa zu liegen, und worin das Privattheater des Hofes befindlich iſt. Der Marmorpallaſt führt ſeinen Namen von der Steinart, woraus er erbaut iſt. Der Baumeiſter hat dasjenige, welches das Giebelende hätte ſeyn müſſen, zur Frontſeit dieſes prächtigen Gebäudes gemacht. Scheint's doch, als ſchäme ſich das Gebäude ſelbſt ſeiner dadurch erhaltenen Figur! Der dritte Pallaſt iſt der Sommerpallaſt, zwar von Holz nur erbauet, aber doch von allen der regelmäßigſte und eleganteſte. Er liegt in den Sommergärten an den Ufern der Newa, und iſt in der That eine recht angenehme Reſidenz.

Der Ruſſiſche Adel und ſelbſt die mitleren Stände zeichnen ſich recht in der Eleganz aus. Sie ſind alle im Aſiatiſchen Styl im Viereck gebauet. In der Mitte befindet ſich ein freier offner Hofplatz, zu dem man durch einen großen Thorweg kommt. Mit dieſem Geſchmack

iſt noch der Griechiſche und Italiäniſche verbunden — und ſelbſt der Corinthiſche und Joniſche zeigt ſich hier. Eben ſo ſind auch an den ſchlichten Gebäuden von gebrannten Steinen, die mit Mörtel überzogen ſind, viel zu viel Zierathen angebracht. Beſſer würde es allemal ſeyn, wenn man die Häuſer in einem einfacheren Geſchmacke bauete, und die geringeren damit verbundenen Koſten würden die Beſitzer derſelben in den Sand ſetzen, ſie beſſer in Reparatur erhalten zu können. Nichts ſieht wahrlich buntſcheckigter und armſeliger aus, als eine Corinthiſche Cornitze von Tünchwerk, wenn ſie verfallen iſt.

Die neue Kirche in der Nähe bei der Statue zu Pferde wird aus dem ſchönſten Sibiriſchen Marmor erbauet, und wird eins der koſtbarſten und prächtigſten Gebäude im ganzen Weltall werden. Die Granitufer längs der Newa hin, Peter des Erſten Statue zu Pferde, und dies bewundrungswürdige Gebäude — dies ſind Denkmäler, welche den Namen von Catharinen der Zweiten auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft bringen werden. Doch Catharina zeigt ſich in allen Stücken recht kaiſerlich, und die Nachkommenſchaft wird ſelbſt dieſe Monumente, unter der ununterbrochen fortdaurenden Erſcheinung von großen Thaten, einſt doch überſehen!

Der Pallaſt in der Nähe bei der Admiralität liegt auf der Spitze des Winkels, den der Strom macht. Hier rollt und wälzt die Newa ihre Fluth hin, und umſchlingt den Wohnſitz ihrer Beherrſcherinn. Von hier aus hat man den größten und ausgedehnteſten Proſpect,

den man ſich nur vorſtellen kann. Vor ſich liegt auf der andern Seite des Stroms die alte Stadt mit ihrer Citadelle und der vergoldeten Thurmſpitze; und zwiſchen den Häuſern und um ſie her erblickt man Gehölze. Einen andern Proſpect von ganz verſchiedener Art liefert die Wilhelmsinſel. Hier erblickt man einen Wald von Maſten, der gerade vor die Straßen hingepflanzt iſt. Rechts und links liegt die große Million, worin jedes Haus von eleganter Bauart iſt, und wo alles von dem vornehmen Ruſſiſchen Adel und von den angeſehenſten Standesperſonen bewohnt wird. Die Schiffwerfte der Admiralität unterbrechen dieſe herrliche Straße. Sie fängt wieder links, und im Weſten von der Statue zu Pferde bei dem Hauſe des Senats an. Die Werfte der Admiralität werden bald weggeſchafft, und Cronſtadt, das ein weit bequemerer Ort für ſie iſt, wird zum Sitz der Werfte für die Flotte beſtimmt werden. Der leere Platz von dem Pallaſt an, bis an die Statue zu Pferde, und bis zum Senathauſe hin, wird bebaut werden. Dann wird die große Million eine ununterbrochene Reihe von geſchmackvollen und prächtigen Gebäuden ſeyn!

Ich bin wirklich in Verlegenheit, auch nur muthmaßlich die Gründe anzugeben, welche Kaiſer Peter den Erſten wohl veranlaßt haben mögen, einen ſo ſonderbaren und üblen Platz zur Anlage von Schiffswerften auszuwählen! Die Schiffe müſſen von hier nach Cronſtadt über Untiefen, vermittelſt hölzerner Canäle, gebracht werden. Dieſe Beſchwerde hätte ſich leicht vermeiden laſſen, wenn er ſeine Kriegesſchiffe in dem Hafen, wo ſie liegen, wo das Waſſer tiefer und wo überhaupt weit mehr Bequemlichkeit iſt, hätte erbauen laſſen.

Wahr-

Wahrſcheinlich aber war Peter der Erſte beſorgt, er würde ſeine Flotte den Ruſſen nicht zeigen können, und bauete ſeine Schiffe daher zu Petersburg, wo ſich mehr Leute fanden, die ſie anſchauen konnten! Die Erfahrung hatte ihn ſchon belehrt, wie ſchwer es halte, ſeine Unterthanen dahin zu bringen, daß ſie nur nach der Hauptſtadt kommen; und weit ſchwieriger würde es daher noch geweſen ſeyn, ſie zu Schiffe nach Cronſtadt bringen zu laſſen. Welch ein Anblick war das nicht für ſie, als ſie zuerſt den Finniſchen Meerbuſen ſahen, und das Brüllen der Meeresfluth hörten! Plötzlich ſtanden ſie vielleicht ſtill, aber ſchauderten auch vor Schrekken über die fürchterlichen Plane ihres Fürſten zurück!

VI.

Die Pontiniſchen Sümpfe. *)

Die Appiſche Landſtraße von Rom nach Brundus, „die Königin der Römiſchen Wege,“ **) ging in gerader Linie durch die Pontiniſchen Sümpfe.

Pius VI. entdeckte die in Sumpf verſunkenen, aus großen Felsſtücken beſtehenden Grundfeſten des alten Weges, und ſtellte ihn wieder her. Dieſe Landſtraße iſt jetzt

*) Darſtellungen aus Italien von F. J. L. Meyer, Berlin 1792.

**) Die alten Schriftſteller nennen ſie: Appia viarum regina.

jetzt eine der ſchönſten in Italien, und erhält durch ſich ſelbſt den Namen ihres Wiederherſtellers mehr, als die vielen Marmordenkmale an dem Weg, welche ſein Lob dem Reiſenden entgegenrufen. Das Project, die alten Pontiniſchen Sümpfe auszutrocknen, welches Pius gleich beim Anfange ſeiner Regierung entwarf, veranlaßte die Anlage dieſer ſchönen Landſtraße.

Die Lobeserhebungen dieſes großen Unternehmens, die Sümpfe auszutrocknen, erſchollen damals laut über die Alpen her. Pius Nahme glänzte neben den größten Regenten des alten Roms, welche denſelben Gedanken, die uralten Sümpfe des Pontiniſchen Landes auszutrocknen, faßten und ausführten. — In Rom ſelbſt aber ſprach der ſachkundige Beobachter und der ruhige Beurtheiler von dieſem Unternehmen des Pabſtes nicht mit dem enthuſiaſtiſchen Ton, wie es die Poſaune der beſtechlichen Fama im Ausland verkündigte. Er fand den Gedanken groß: einen ſeit Jahrtauſenden verwüſteten Strich Landes von weitem Umfange dem Sumpfe zu entziehen, ihm ſeine ehemals ſo berühmte Fruchtbarkeit wiederzugeben, das Klima dadurch zu verbeſſern, den Ackerbau und die Landesbevölkerung zu befördern, und die Landeseinkünſte zu vermehren; er fand ein ſolches Unternehmen bei dem gänzlichen Mangel innerer Staatskräfte gefährlich, und dennoch, der großen Abſicht wegen, des größten Regenten würdig, — aber den Plan zur Ausführung unüberlegt, unter aller Erwartung, und ſeinen Zweck verfehlend. — „Pius,“ ſagte er, „habe dabei, ohne den Rath weiſer, „in dieſem Fach erfahrner Männer zu ſuchen, nur die „Stimme des eigennützigen Schmeichlers ſeines Ehrgei„zes gehört; der Plan ſei ohne vorſichtige Unterſuchung „der

„der örtlichen Beſchaffenheit dieſer Gegend, und ohne „Rückſicht auf die, zur Ausführung eines durch dieſen „Plan in die Länge gezogenen Unternehmens von ſolcher „Größe, erforderlichen Staatskräfte, in den Zimmern des „Pabſtes entworfen, darnach angefangen und fortgeſetzt; „noch immer täuſchten jene Projektmacher, bei allem Man„gel eines den Hoffnungen des Pabſtes entſprechenden „Fortganges der Arbeiten, den gutmüthigen Regenten „mit kindiſchen Vorſpiegelungen eines wirklich ſchon erhal„tenen Gewinnſtes und des glücklichſten Fortganges; — „die Pontiniſchen Sümpfe, ſchloß er, waren ein nimmer „ſattes Grab des Geldes und der Menſchen.“ — Mir ſchien dieſes harte Urtheil die Sprache eines mit der jetzigen Regierung überhaupt, und folglich auch mit dem großen Unternehmen des Pabſtes, der Austrocknung der Pontiſchen Sümpfe, unzufriedenen und dawider voreingenommenen Römers. — Voll Mißtrauen gegen dieſe Entſcheidung, und in der Hoffnung, meine beſſern Erwartungen von dem großen Unternehmen erfüllt zu ſehen, kam ich in die Pontiniſchen Sümpfe, durchreiſete ſie zweimal mit einem in Rom gemietheten Vetturino, deſſen Langſamkeit mir Zeit ließ, eine nähere Unterſuchung der ganzen Gegend und der Arbeiten ſelbſt anzuſtellen; — aber ich fand jenes Urtheil des Römers nur zu ſehr beſtätigt, und meine Erwartungen getäuſcht.

Die Hauptzüge in der Geſchichte der Pontiniſchen Sümpfe erleichtern die Ueberſicht des jetzigen Unternehmens, und ſind folgende. — Die erſte Entſtehung des Sumpfes in dieſer von jeher, wie durch ein Verhängniß, zum Verderben vorbeſtimmten Gegend, deren Nahme von der uralten Hauptſtadt der Volszer Sueſſa Pometia hergeleitet

geleitet wird, verliert ſich in das höchſte Alterthum. Nur von ſeinem Daſein, nicht von der Entſtehung, reden die alten Geſchichtsſchreiber und Geographen. Die Flüſſe Amaſenus und Uſens — ſie haben ihre altrömiſchen Namen bis jetzt erhalten — ſcheinen einigen Theilen der Gegend durch Ueberſchwemmungen die erſte Verwüſtung gebracht zu haben. — Von den Bergen, die das Thal gegen Norden und Oſten umſchließen, Norma, Sarmonetta, Sezze und Piperno, ſtrömen faſt unzählige kleinere und größere Bäche aus nie verſiegenden Quellen herab. Sie verſammeln ſich am Fuße des Gebirges in viele Flüſſe, deren Bett durch den mit herabgeſpühlten Sand und Schlam verengt wird, und den großen Waſſerfluß, beſonders in der regnigten Jahreszeit, nicht faſſen kann; ſie ſchwellen an, überſteigen ihre flache Ufer, und ergießen ſich in die Ebene, ohne daß hier das Waſſer wieder abfließt. Mehrere dieſer Bergſtröme ergießen ſich unmittelbar in einzelne tief liegende Gegenden des Thals, und bilden hier große fiſchreiche Seen. — Dieſes iſt jetzt die fortdauernde Urſache von der Verſümpfung des Landes, und ſcheint es immer geweſen zu ſeyn; nur daß die Römer, von einer Zeit zur andern, in der Austrocknung großer Gegenden, und vielleicht des Ganzen glücklich waren, und dadurch der ſchnellen Vergrößerung der Sümpfe wehrten.

Eine mit Lykurg's ſtrengen Geſetzen unzufriedene Colonie Spartaner verließ Lazedämon, und landete, nachdem ſie auf dem Meer große Gefahren ausgeſtanden hatte, an dieſer Küſte. Sie fand ein fruchtbares Land, ließ ſich darin nieder, und weihete einer unbekannten Göttin, Feronia, Tempel, Haine und Quellen. Nach und nach ward die Gegend berühmt; und 23, zum Theil anſehnliche

Städte

Städte wurden hier erbaut. Die Volszer bewohnten nachher das Pontiniſche Land. Es war die Kornkammer von Rom, und half der Stadt bei Getreidemangel aus. Aber ſchon in den blühenden Zeiten von Rom war nur das Andenken von jenen 23 Städten noch übrig, und man findet die Benennung des Pontiniſchen Landes (ager pontinus) und des Pontiniſchen Sumpfes (palus pontina) ſchon mit einander vermiſcht. Die edelſten Römiſchen Familien legten doch in den noch erhaltenen oder wieder ausgetrockneten Ländereien, deren Reitz und Fruchtbarkeit der Dichter Lob verdiente, prächtige Villen an. — Etwa 300 Jahr vor unſerer Zeitrechnung erſcheint in dem bisher angegebenen Raum der Cenſor Appius Klaudius, der Blinde genannt, als erſterer Verbeſſerer der Gegend. Er war der Erbauer des Appiſchen Weges, der ſich auch durch die Sümpfe zog. Dieſer Weg beſtand, mit ſeinen vielen Brükken und Seitenwegen, für die Fußgänger, aus großen Baſalt- und Travertinblöcken, und zwar mit Meilenzeigern und Ruheplätzen beſetzt. Zu beiden Seiten lagen herrliche Gebäude und Grabmähle, um den Wanderer zu erinnern: „daß die hier ruhende einſt lebten, „und ſterblich waren — wie er.“ Die Austrocknung des damals verſumpften Landes ſchreiben die auf uns gekommenen Fragmente von der Geſchichte jener Zeiten dem Cenſor nicht zu. Anderthalb Jahrhunderte nach ihm unternahm dieſes Werk, mit glücklichem Fortgang, der Konſul Kornelius Cethegus, und verwandelte die Sümpfe in Ackerland. Nach einem langen Zwiſchenraum, in welchem Ueberſchwemmungen die alten Werke wieder zerſtört zu haben ſchienen, wollte Julius Cäſar die Arbeiten aufs neue unternehmen, und hoffte, wie ſein

ſein Geſchichtsſchreiber **Plutarch** ſagt, hier ſo viel Län-dereien zu gewinnen, um damit viele tauſend Ackerleute beſchäftigen zu können. Ein Gedanke, der ſo ganz das Gepräge des hohen Geiſtes dieſes ſeltenen Sterblichen trägt! Aber der Tod hinderte den ſonſt ſo glücklichen Unternehmer an der Ausführung ſeines großen Plans. —

Markus Antonius, und nach ihm ſein Bruder, der **Tribun**, hauptſächlich aber der Kaiſer **Auguſt**, ſchritten in dieſen Planen fort. Der letztere ließ an den Appiſchen Weg hin einen großen Kanal graben, und die Flüſſe und Sumpfwaſſer hineinleiten. Die Reiſen-den pflegten ſich auf dem Kanal einzuſchiffen, und mach-ten einen Theil dieſes Weges zu Waſſer. Horaz be-ſchreibt ſeine Fahrt auf dieſem Canal in dem launigen Tagebuche ſeiner Reiſe mit **Mäcenas** von Rom nach **Brundus**. *)

Nach Auguſt erwarb ſich **Trajan** Verdienſte um dieſe Gegend. Er verbeſſerte den Appiſchen Weg, und errichtete hier herrliche Brücken und Gebäude. Die **Trajaniſche** Landſtraße, ein Nebenweg der Appiſchen, ward von ihm angelegt. — Bis zum Fall des Reiches, während eines Zeitraums von 400 Jahren, ſchweigen nun alle Nachrichten von den **Pontiniſchen** Sümpfen, und von einer Fortſetzung oder Unterhaltung der Canäle und der andern alten Werke zur Verbeſſerung des Lan-des. Es war den Verwüſtungen des von den Bergen zuſtrömenden, aus den Flüſſen übertretenden und allent-halben ſtockenden Waſſers Preis gegeben. König **Theo-dorich** bewirkte endlich neue Anſtalten, dieſes Land, von deſſen

*) 1. Buch 5te Satire.

deſſen Lage er ſelbſt eine grauſende Beſchreibung macht, dem Verderben wieder zu entreißen. „Dieſer Sumpf," ſagt der König in ſeiner Vorſtellung an den Römiſchen Senat, worin er ihm bekannt macht, daß er das Land einem unternehmenden und reichen Patrizier, Decius, zur Austrocknung übergeben wolle; „dieſer Sumpf, wel„cher mit feindſeliger Wuth die nahe Gegend verwü„ſtet; wo längſt die unbeſchränkte Gewalt des Waſſers, „einem Meere ähnlich, das weite Land beherrſcht hat, „ſchöne Fruchtfelder mit grauſamen Ueberſchwemmungen „heimſucht, und ihre reizvolle Anſicht einer Wüſte gleich „macht. Ein Boden, der durch Ueberſtrömungen des „Waſſers ſeiner Früchte beraubt, nichts Nutzbares mehr „nährt, ſeitdem er der Verwüſtung des Sumpfes er„liegt. — Laßt uns deswegen den kühnen Unterneh„mungsgeiſt der vorigen Zeiten in einem unſerer Zeit„genoſſen bewundern, der das, was des Staats verei„nigte Macht zu unternehmen längſt ſich ſcheute, nun „allein unternahm, u. ſ. w." *) — Eine bei Terracina gefundene Inſchrift ertheilt befriedigende Nachricht von der gelungenen Ausführung jenes Plans des Patriziers, dem der König die urbar gemachten Gegenden zu eigner Benutzung ohne Abgaben als Eigenthum überließ, weil er es billig fand, daß ein jeder die Früchte ſeiner Arbeit genieße.

So wechſelten Jahrhunderte hindurch die Arbeiten zur Austrocknung dieſer Sümpfe, mit ihrer lange dauernden gänzlichen Vernachläßigung ab. Kein Wunder alſo, daß die Päbſte da Moraſt fanden, wo die edelſten

*) Kaſſiodorus, B. 2. Br. 32 und 33.

Römer ihre Landhäuſer bewohnten, und ſich mit einer armſeligen Pacht für die Jagden und Fiſchereien da begnügen mußten, wo der römiſche Landmann hundertfältig geerndtet hatte, und der Staat bei entſtehendem Getreidemangel volle Scheuren fand! — Es mag den dreifach gekrönten Fürſten einen Kampf gekoſtet haben, bis auch ſie ſich wieder mit ihrer ſchwachen Kraft an die ſchweren Arbeiten der Austrocknung wagten. Aber einige unter ihnen griffen dennoch das Werk mit feſtem Willen und mit männlicher Entſchloſſenheit an. Die Nahmen und Verbeſſerungen Bonifaz VIII. im Jahr 1294, Martins V. im Jahr 1417, Leo's X. im Jahr 1514, und Sixtus V. im Jahr 1585 verdienen in dieſer Hinſicht genannt zu werden. Beſonders zeichnen ſich Martin und der ächt altrömiſche Sixtus, der in allen ſeinen Unternehmungen ſo groß und durchgreifend war, auch in dieſer aus. Hiervon zeugen die noch brauchbaren, oder wenn nicht auch Eiferſucht ſich in die neuen Plane miſchte, mit geringen Koſten brauchbar zu machenden Spuren ihrer großen Arbeiten: die Kanäle Rio Martino und Fiumo Siſto. Der Tod dieſer Päbſte, und die Muthloſigkeit, oder die gewöhnliche Scheelſucht ihrer Nachfolger, unterbrachen die Fortſetzung der Arbeiten. Zwei Jahrhunderte nach Sixtus V. Zeiten ward nun das Land ſeinem unglücklichen Schickſal und der Verwüſtung wieder überlaſſen. Die geiſtlichen Regenten Roms fanden die Sache, wie ſie es auch iſt, mißlich und koſtbar. Projekte wurden zwar gemacht, aber ſie blieben unausgeführt. Einige Päbſte wählten den klügſten Weg in dieſer Sache, und konſulirten mehrere Niederländer, dieſe Meiſter in der Waſſerbaukunſt. Die einfachſten Mittel, durch Ableitung oder Verbindung

mehrerer

mehrerer Flüſſe und Kanäle die Austrocknung zu bewirken, wurden von dieſen Sachkundigen, ſo wie auch von einigen Italiänern *) vorgeſchlagen, ohne daß ſie jemals in Anwendung gebracht worden wären.

Der Zuſtand, in welchem der jeztregierende Pabſt die nunmehr ſeit zweihundert Jahren wieder verödet liegende Sümpfe fand, war fürchterlich! Es gehörte ein männlicher Muth zu ſeinem großen Entſchluß, die Arbeit der Austrocknung zu unternehmen. In der That, es mag für **Pius** VI. beim Antritte ſeiner Regierung eine bedenkliche Lage geweſen ſeyn, als er auf der Reiſe nach den Sümpfen von einem Hügel herab dieſen Moraſt um ſich her, und die Gefahr überſah, wenn er ſeine geheiligte Perſon auf dieſen ſchlüpfrigen Boden hinaus wagte! — Eine warnende, aber damals von ihm wohl kaum geahndete Vorbedeutung ſo mancher Verlegenheit, die auch in politiſcher Rückſicht während der Regierung ſeiner wartete! — Hier that er indeß, was einem vorſichtigen Manne geziemt, und was damals noch in ſeiner Macht war: er machte Anſtalten zur Anlegung eines ſichern Weges und großer Brücken, um wenigſtens noch für ſeine Perſon die ihn umgebenden ominöſen Moräſte, ohne Gefahr des Verſinkens, beſchreiten zu können. Dieſer Anlage folgte die Austroknung ſelbſt. Der Mathematiker und Hydrauliker **Gaetano Rappini** ward von Bologna verſchrieben, um

*) Brauchbare Werke dieſer Art lieferten in neuern Zeiten mehrere Italiäner, unter welchen ſich beſonders Bolognini und Xymenes vorzüglich wegen der von ihnen gemachten ſo einfachen, als im Ganzen nicht koſtbaren Vorſchläge auszeichnen.

unter der Aufſicht des Kardinals Palotta das Werk zu dirigiren. Er folgte, ohne, wie es ſcheint, auf die vormals ſchon gemachten Vorſchläge ſeiner Vorgänger zu achten, ſeinem eignen Plan; und freilich dieſer war — der ſchlechteſte und koſtbarſte von allen. Sachkundige entdeckten bald die Voreiligkeit in den erſten Entwürfen, und die Mängel des darnach formirten Planes, bei welchem es unmöglich ſchien, mit dem großen Werke zu Stande zu kommen. Pius aber, der ſeinen Rathgebern mehr vertraute, blieb ſtandhaft in dem einmal angefangenen Unternehmen, und nutzte, um die Unzufriedenen zu beruhigen, die ihm verliehene Gabe der Ueberredung, um derentwillen er den Beinahmen il perſuaſore erhalten hat, — den er aber wenigſtens durch den Erfolg ſeiner Reiſe zu Joseph II. nicht verdiente.

Eine vorläufige Hauptfrage in dieſer ganzen Sache beſteht darin: ob die Höhe des Meeres gegen die Fläche des Thales, und wie ſie gemeſſen iſt, ehe man den Plan der Austrocknung machte? Sie iſt ſchwer, wenigſtens nicht ganz befriedigend zu entſcheiden. — Schon Vitruv *) behauptet im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, die Pontiniſchen Sümpfe hätten wegen ihrer tiefern Lage gegen das Meer keinen Abfluß. Sachkundige Römer ſind noch jetzt in Rückſicht des größten Theils der innern Sümpfe, eben dieſer Meinung, und ſetzen hinzu: der jetzige Plan ſei ohne vorhergegangene genaue Meſſung bloß nach einigen Karten von dieſer Gegend gemacht. Die Beförderer der Arbeit hingegen behaupten: Der wichtige Einwurf gegen den jetzigen Plan,

*) De Architectura, L. 1, c. 4.

Plan, nämlich, daß die Meeresfläche gegen den größten Theil der Sümpfe eine höhere Lage habe, ſei durch eine wirklich angeſtellte Nivellirung widerlegt. — Dem ſei nun, wie ihm wolle — denn über das ob und wie in dieſer Sache läßt ſich theoretiſch doch nichts Gewiſſes entſcheiden — die Ausführung des Planes ſetzt wenigſtens eine vorhergegangene genaue Meſſung in Zweifel. Der Hauptkanal, der das Waſſer dem Meere zuführen ſoll, iſt in der Mitte der Sümpfe in einer niedrigen Gegend angelegt, und hat deswegen, wie der Augenſchein beweiſt, einen nur ſehr geringen Fall gegen das Meer.

Einige Italiäniſche Meilen hinter Velletri überſah ich von einem Hügel einen großen Theil der Sümpfe. Ein trauriger Anblick! Dieſes 30 Italiäniſche Meilen lange und 8 bis 12 Meilen breite Thal des alten Lazlums iſt hier eine große, dicht mit Schilf bewachſene Lache, dort ein mit Sumpfwaſſer überſchwemmter See. Ein grauer Nebel ſchwebt über das Thal; es ſind giftige, Tod und Verderben weit umher verbreitende Dünſte, die aus dem Sumpf heransſteigen, und gegen Abend, wie eine Nebelwolke, die Ausſicht ganz verſchließen! Von der Gebirgkette, die ſich von Sonnino bis nach Terracina hin erſtreckt, ſtrömt die Verwüſtung in groſſen Fluthen darüber her. Der Boden des Thales iſt ungleich; viele Gegenden ſind merklich tiefer verſunken, als andere, und das Meerufer iſt gegen dieſe höher. Mußte alſo ein neuer Canal angelegt werden, — und das fand man bei dem jetzigen Unternehmen nothwendig, weil die Reinigung der Flußbetten, und die Ausbeſſerung der alten Canäle nicht zureichend ſchien — ſo hätte, wie es

es mich nach dieſer Lage dünkt, nur ein am Fuße des Berges, woher das Waſſer dem Sumpf zuſtrömt, in der Länge hingeführter großer und feſter Kanal wenigſtens den erſten Sturz des Waſſers, das für das ſeichſte und gegen das Meer wenig abſchüſſige Bett der meiſten Flüſſe ſich zu ſtark ergießt, auffaſſen können. Der ſo angelegte Kanal würde gegen das Meer hin Fall genug gehabt haben, um das geſammelte Waſſer durch kleinere, mit einigen Flüſſen verbundene Kanäle abzuführen. Dagegen hat der Pabſt in der Mitte der Sümpfe einen Canal graben laſſen, der aber nur das Waſſer an ſich ziehen kann, das gerade in ſeinem Bezirk zuſammenläuft, und ihm von dieſem und von der höher liegenden Gegend des Thales zugeführt wird. Die tiefer als er liegenden Moräſte gewinnen durch ſeine Hülfe keinen Fuß breit waſſerleeren Landes. Auch iſt dieſer Kanal verhältnißmäßig zu ſchmal, und hat wegen ſeiner niedrigen Lage viel zu wenig Fall gegen Terracina, wo er in das Meer fließt, um das geſammelte Waſſer bei ſtarken Zuflüſſen von den Bergen ſchnell genug abzuführen. Die Dämme, die an ſeinem Ufer, ſo wie an den erhöheten Ufern einiger der ſeichteſten Flüſſe, aufgeworfen wurden, ſind zu leicht gebauet, und ihre Beſtandtheile zu locker, um ſich gegen den Anwachs des Waſſers halten zu können. Sie ſchießen in ſich ſelbſt ſtückweiſe ein, oder werden durch das anſchwellende Waſſer eingeriſſen und verſchwemmt.

Man ſah bei dieſer neuen Anlage, wie es ſich verſteht, auf den größtmöglichen Glanz der Sache. Der neue Kanal, Linea Pia genannt, folgte der Spur des Canals von Auguſt, von welchem Horaz redet, und iſt alſo unmittelbar an dem von Pius wieder hergeſtellten alten Weg hingeleitet. Der felſige Grund des Appi-

ſchen

ſchen Weges ward von dem überſchwemmten Moraſt gereiniget, hier und da gebeſſert, und drei Fuß erhöhet.

Das Verdienſt des Pabſtes um die Wiederherſtellung dieſer Römiſchen Landſtraße ſowol, als um die Austrocknung der Sümpfe ſelbſt, ſo gering auch beſonders das letztere damals nach einer fünfjährigen Arbeit noch war, verkündigten viele an den Weg, auf den Brücken und an den neu erbauten Häuſern errichtete Marmordenkmäle. Die Verdienſte des neuen Verbeſſerers dieſer Gegend waren darin mit tauſendpfündigen Worten erzählt, und die Größe ſeines Namens berührte die Sterne! Er würde dieſe Ehrenmale, und länger dauernde in den Herzen ſeiner Unterthanen und bei der dankbaren Nachwelt verdienen, der Mann, der den großen Gedanken einer ſo wichtigen Landesverbeſſerung faßte, wodurch der Ackerbau ſo ſehr gehoben, die Staatseinkünfte vermehrt, die Bevölkerung befördert werden, und das Klima ſelbſt gewinnen könnte — wenn ein glücklicher Erfolg dieſes Unternehmen belohnte. Den ſchönen Namen eines Vaters des Vaterlandes, womit die Römer ihre guten und großen Regenten und Staatsbürger ehrten, hätte dann keiner mehr verdient, als Pius VI! Die Hoffnung ſcheint ſich aber immer mehr zu entfernen, und es überhaupt nicht das Loos des untern Theils von Italien, dieſes von der Natur ſo begünſtigten Landes, zu ſeyn, daß hier große Unternehmungen gedeihen und die Saturniſchen Reiche wiederkehren ſollen, die es einſt beglückten. — In einem Zeitraume von fünf Jahren hatte damals die Arbeit in den Sümpfen 700000 Römiſche Thaler gekoſtet, 1500 Menſchen waren dabei angeſtellt, und ein jeder bekam täglich 25 Bajochi (etwa einen halben Gulden).

Es iſt nach dieſen Bemerkungen über das Lokale der Sümpfe ſowohl, als über das Ganze des Plans der jetzigen Arbeiten ſichtbar, wie wenig angemeſſen der letztere dem erſtern iſt. — Entweder verleitet eine ſchändliche Gewinnſucht die Unternehmer des Werkes, die zweckmäßige Arbeit ſelbſt zu verzögern, und ſich durch ihre Ausdehnung in die Länge zu bereichern; oder eine gänzliche Unkenntniß der Waſſerbaukunſt verblendet die Unwiſſenden. Ob es dem Pabſt nie eingefallen ſeyn mag, den Rath Holländiſcher Waſſerbaumeiſter dabei zu fordern, wie es mehrere ſeiner Vorgänger thaten? Vielleicht wußten die ſchlauen Römiſchen Unternehmer einen ſo guten, aber ihren eigennützigen Zwecken ungünſtigen Vorſatz des Regenten zu hintertreiben.

Der Mangel an innern Staatskräften, an Geld und an Menſchen, iſt bei dieſen langwierigen Arbeiten ein ſehr wichtiges Hinderniß ihres ſchnellen und glücklichen Fortganges. Man denke ſich in dieſer Rückſicht den auffallenden Kontraſt zwiſchen dem alten und neuen Rom! dort das große blühende bevölkerte Land, reich an allem, was die größten Wirkungen hervorbringen konnte; hier, der kleine päbſtliche Staat, arm an den nothwendigſten Erforderniſſen zu großen Unternehmungen: die Staatskräfte erſchöpft, das Land entvölkert, das Volk muthlos unter dem entſetzlichen Deſpotismus! — Dort bedurfte es nur eines Winkes von dem Herrſcher, und ſchon ſtand das Werk halb vollendet da; hier iſt ein ohnmächtiges wirkungsloſes Streben nach einem Ziel, das ſich — wie in Tantalus Strafgericht — bei dem Streben es zu ergreifen, immer weiter zu entfernen ſcheint. Dort, ein Römiſcher Feldherr, der; wenn

der

der Janus Tempel glücklich geſchloſſen war, ſeine mächtigen Legionen, oder die beſiegten Heere der Feinde, mit ſolchen für den Staat wohlthätigen Unternehmungen beſchäftigen konnte; hier, ein gekrönter Prieſter, der in ſeinem menſchenleeren Ländchen die Arbeiter für theure ſchwer aufzutreibende Bezahlung erkaufen, oder von dem Nachbar erbetteln muß! Ein allmächtiges „ich wills, ich gebiete es!“ aus dem Munde eines Cäſars war wirkſamer, und ſetzte viele tauſend Hände in kraftvollere Thätigkeit, als wenn der Pabſt bei ſeinen jährlichen Beſuchen der Sümpfe, das Häuflein der gelb- waſſer- und ſchwindſüchtigen Arbeiter unter ſeine ſegnende Hände verſammelt, und mit dem wehmüthig eintönenden: „Laſſet uns beten!“ und mit freigebig ausgeſpendeten Benedictionen, ihre verſunkene Kräfte zur Fortſetzung der ſchweren Arbeiten wieder zu beleben ſucht. — Der traurige Anblick dieſer Unglücklichen iſt erſchütternd! Verbrecher zu Arbeiten in dieſer verpeſteten Gegend zu verdammen, wäre Grauſamkeit; und dies ſind freie Menſchen, die, durch den dargebotenen anſehnlichen Tagelohn angelockt, ihrem Verderben entgegen eilen. Das beſtändige Arbeiten im ſtinkenden Sumpfe zieht ihnen geſchwollene Beine und Verſtopfung in der Leber zu. Die wenigſten überleben dieſe Uebel mehrere Jahre, und tragen dann im Geſicht eine gelbliche Todtenbläſſe, und an ihrem ausgemergelten Körper die Zeichen des nahen Verderbens umher. Was kann wohl die Arbeit ſolcher kränkelnden Ohnmächtigen fördern! und wie viel tauſend Menſchen ſind nicht ſchon als Opfer dieſer ihren Zweck verfehlenden Unternehmung gefallen!

Vollendet fand ich damals die vortrefliche Landſtraße mit den Brücken, und mehrere zur Bequemlichkeit

keit der Reiſenden, und zur Wohnung für Fiſcher und Jäger, an dem Weg aufgeführte Häuſer. Einen neuen Pallaſt glaubte man für einen der geliebten und ſchon mit Herzogthümern bereicherten Neffen des Pabſtes beſtimmt; nach ſpätern Nachrichten ſoll dieſes aber ein anderes weitläuftiges Gebäude zum Kornmagazin für die — künftigen Erndten des großen ausgetrockneten Pontiniſchen Landes beſtimmt ſeyn. Geräumig genug war es freilich, eine ganze Erndte der Campagna de Roma zu faſſen. Der große Kanal, in welchen man ſo gern alles in ſo vielen Seen und Gründen ſtockende Waſſer hineinzaubern *) möchte, war kaum halb vollendet. Er ſoll nun fertig, und 22 Italiäniſche Meilen lang ſeyn. Seine Breite wird bei Torre di tre Ponti, wo er anfängt, auf etwa 60 Palmen geſchätzt, und er erweitert ſich gegen den Ausfluß in das Meer über das Doppelte. — Der wirkliche Gewinnſt an urbar gemach-

ten

*) Dieſer Gedanke iſt weder neu, noch in unſern wundervollen Zeiten unanwendbar. Schon Plinius redet (XXVI. 4.) von einer ſolchen Zaubermethode, um die Pontiniſchen Sümpfe auszutrocknen; und es iſt in der That, wie ſo manches bei dieſem Unternehmen, ſonderbar, daß man in Rom zur Abwendung der häufigen Ueberſchwemmungen der neuen Werke, und zur Förderung des Unternehmens ſelbſt mit Gebeten, Fürbitten, Opfern und Prozeſſionen zur Ehre der Heiligen, und derjenigen beſonders, welche Pius VI. mit dem Nimbus beſchenkt hat, gegen die Gewohnheit ſo karg war. Ein einziges kräftiges Wunderwerk, dergleichen z. B. der heilige Benedetto Labré damals ſo freigebig ausſpendete, hätte der dürftigen päbſtlichen Kammer wahrlich hundert Tauſende erſparen können, die nun, allein um die Folgen jener Unglücksfälle wieder zu verbeſſern, verwendet werden mußten.

ten Ländereien, ſo hoch ihn auch damals ſchon die Beförderer des Unternehmens angaben, war ſehr unbedeutend. Doch aber hatten die Unternehmer ſchlau genug dafür geſorgt, daß der erſte Blick des Pabſtes, ſo wie jedes durchreiſenden und nicht genau nachforſchenden Fremden, von der ſchönen Landſtraße her, durch angebaute Ländereien ergötzt und für das Ganze eingenommen würde. Unmittelbar an den beiden Seiten der Straße ſah man das ſchönſte Getreideland mit hoch aufſteigenden Aehren. Aber es war nicht viel mehr als ein Betrug der Augen. Das nur ſchmale Ackerſtück gränzte einige Schritte jenſeits an das Schilf des Moraſtes, und der ſumpfige Boden wich hier plötzlich unter meinen Füßen. — Bei dem allen fehlte es nicht an Lobreden auf die vermeintlich ſchnell fortrückenden, und ſich der glücklichen Vollendung nähernden Arbeiten; und jetzt treten dieſe Lobredner auf und verkündigen die wirkliche Vollendung des Unternehmens; die geſchehene Reinigung und Erweiterung der ehemals ſeichten und engen Flüſſe; die Errichtung ſtarker Dämme, und den beförderten Waſſerabfluß; die Wiederherſtellung der beſten Werke der Alten; die Ausgrabung mehrerer großen und kleinen Kanäle; die bewirkte Verbeſſerung der Luft in dieſer Gegend, und die durch alle dieſe vollendeten Werke nunmehr ausgeführte Austrocknung des größten Theiles der Pontiniſchen Sümpfe.

Pius VI. erſcheint ſchon jetzt in der Sternenkrone, worin die um das Austrocknen der Sümpfe hochverdienten Namen: Appius, Auguſt, Trajan und Theodorich vor der Nachwelt glänzen! Höher fliegen konnten doch wahrlich die ehrgeitzigſten Wünſche eines Beherr-

herrſchers der Römlinge nicht! — Vollendet wäre alſo nach dieſem Ausſpruche das koloſſale Werk der Austrokknung? — Aber dieſer zu Stande gebrachten Arbeiten ungeachtet, ſetzte noch vor zwei Jahren im Winter, nach dem Zeugniß einiger damals in Rom lebenden Fremden, eine faſt allgemeine Ueberſchwemmung den größten Theil des Landes wieder unter Waſſer; die Fluthen zerſtörten viele Dämme und Kanäle, — deren Wiederherſtellung allein die Arbeiter den darauf folgenden Sommer über beſchäftigte — und riſſen mit den Brücken auch manches Marmordenkmal, das den Ruhm des Landesverbeſſerers verkündigt — mit hinab in den Sumpf!

Außer der in Rom allgemein herrſchenden Unzufriedenheit mit den Arbeiten, und außer der geringen Hoffnun, daß der Nachfolger Pius VI. ſie fortſetzen und die koſtbaren Werke erhalten werde, ſteht ihnen auch noch der Eigennutz mehrerer Römiſchen Familien von großem Einfluß entgegen, die vor der Unternehmung anſehnliche Vortheile von den gepachteten ergiebigen Jagden und Fiſchereien in den Sümpfen zogen. Ungeachtet der Pabſt wegen des nun aufhörenden Gewinnſtes ſich mit dieſen Familien abgefunden hat, ſind dennoch ihre geheimen Anſchläge zu fürchten, welche der glücklichen Vollendung des Unternehmens auch von dieſer Seite entgegen wirken.

VII. Reiſe

VII.

Reiſe durch Savoyen, Piemont; Beſchreibung von Turin ꝛc. *)

Turin, den 24. Oktob. 1791.

Am achtzehnten verließen wir Genf. Wir hatten dort Vetturini (Fuhrleute) gemiethet, welche uns bis Turin gebracht haben. Solche Vetturini machen nicht große Tagereiſen, und fahren langſam. Da ſie aber im ganzen Lande Beſcheid wiſſen, und die Beköſtigung in den Wirthshäuſern übernehmen, wo man ſonſt, wenn man der Kunſt des Dinges nicht kundig iſt, ſehr betrogen und ſchlechter bedient ſeyn würde; und die Unverſchämtheit der italiäniſchen Poſtilions groß ſeyn ſoll, ſo halte ich doch dieſe Art zu reiſen für die beſte. Derjenige, welcher unſere Chaiſe fuhr, iſt ein Neapolitaner aus Lena in der Terra d'Otranto. Wir haben Urſache vollkommen zufrieden mit ihm zu ſeyn, und ich hoffe ihn auf der ganzen Reiſe durch Italien zu behalten. Er iſt immer guter Laune, ſcheint ehrlich zu ſeyn, und fährt ſehr gut. Seine mit Schellen behangene Mauleſel ſind nicht ſchnell, aber ſtark und ſicher. Er heißt Guido Oroncio. **)

Gleich

*) Reiſe in Deutſchland, der Schweitz, Italien und Sicilien, von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 3 Bände. Königsberg, 1794.

**) Ich habe nachher gefunden, daß die italiäniſchen Extrapoſten das böſe Geſchrei, in welchem ſie ſtehen, nicht verdienen.

Gleich eine Viertelſtunde dieſſeits Genf kamen wir in das Herzogthum Savoyen. Das Land iſt hier fruchtbar, und von noch ziemlich fernen Bergen eingeſchloſſen. Doch wird das Thal bald enger, und die Gegend abwechſelnder. Als wir den Mittag nahe vor dem Flekken Frangy waren, ſahen wir hoch vom Wege hinunter in das von Kaſtanienbäumen und Wallnußbäumen beſchattete Thal, welches von Menſchen und Vieh wimmelte, weil eben ein Viehmarkt war. Die armen, aber frohen Savoyer verläugneten ihren Charakter nicht; lauter Freude, ohne Zank, erſcholl durch das ganze Thal, und erhellte die Geſichter. Käufer und Verkäufer ſchienen mit ihrem Handel und mit einander zufrieden zu ſeyn. Das Hornvieh iſt groß und ſchön, doch nicht mit den Schweizerſchen Rindern zu vergleichen; die Ziegen außerordentlich ſchön; die Schweine ſehr groß, glatt und alle ſchwarz. Den Abend blieben wir in Rymilly, einem ſchmutzigen Städtchen, mit einem ſchmutzigen Wirthshauſe. Da die Zimmer bis auf ein einziges beſetzt waren, ſandte der Wirth zu einem Manne, welcher mir und meiner Frau ein gutes, und was in Savoyen ſelten iſt, reinliches Zimmer freundlich einräumte. Wir fanden den guten Greis mit ſeiner betagten Frau am Kaminfeuer ſitzen. Von neun Kindern, die ſie gehabt hatten, war nur ein Sohn übrig, welcher jetzt in Annecy an einer langwierigen und gefährlichen Krankheit lag. Mit edler Faſſung, mit herzlicher Ergebenheit in Gottes Fügung, ſprachen die von Alter und Leiden gebeugten Eltern von ihren todten Kindern, und von dem Kranken, welchen ſie auch vielleicht überleben werden.

Am neunzehnten kamen wir des Mittags nach Chamberry, der Hauptſtadt des Herzogthums, welche unge-

ungefehr 13000 Einwohner haben ſoll. Wiewohl viele vom Adel des Landes den Winter dort wohnen, iſt die Stadt doch ſchlecht gebaut. Aber ihre Lage im fruchtbaren von fruchttragenden Bäumen beſchatteten Thal iſt ſehr anmuthig. Nah an der Stadt ſind viele Landhäuſer, und da manche Häuſer der Stadt etwas abwärts von den Gaſſen liegen, verliert ſich dieſe ſanft zwiſchen Gärten, und gehet unmerklich in die Wohnungen des Landes über. Wir blieben die Nacht in Montmelian, deſſen Wein im Lande berühmt iſt. Derjenige, welchen man im Wirthshauſe hatte, war nicht zu rühmen, ſondern jenem gewöhnlichen herben, italiäniſchen rohen Weine gleich, welchen man vino bruſco im Gegenſatz des vino amabile zu nennen pflegt.

Je weiter wir in Savoyen fortrückten, deſto enger wurden die Thäler, deſto größer die Natur. Wir reiſten am 20ſten Vormittags längſt der Iſere, die in ſavoyiſchen Bergen entſpringt, und in Frankreich ſich in die Rhone ergießt. Nicht weit von Aiguebelle verbindet ſich die Arc mit ihr, welche uns, bis wir an den Fuß des Cenis kamen, entgegenrauſchte. Den Nachmittag fuhren wir zwiſchen hohen Felſenwänden und ſteilen Bergen. Zwiſchen Felſen und hoch auf den Bergen grünte junge Winterſaat, ſchlangen ſich Reben, ſchatteten fruchttragende Bäume bei wildem Gebüſch. Die fleißige Bearbeitung der ſavoyiſchen Felder macht einen ſonderbaren Abſtand mit der Unſauberkeit ihrer Wirthshäuſer.

Dasjenige, welches wir am Abend in Chambre fanden, war noch etwas unreinlicher, als ſie es gewöhnlich im Lande ſind. Durch eine enge ſchmutzige Treppe wird

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

man mehrentheils in ſein Zimmer gebracht. Faſt überall findet man ziemlich groſse Stuben, mit drei Himmelbetten, welche ſeit vielen Jahren nicht abgeſtäubt zu ſeyn ſcheinen. Ein Schauer des Ekels überläuft einen, wenn man die ausgeblichnen, alten, dunkelfarbigen Ueberdecken anſieht. Der übrige Hausrath ſteht im Verhältniß mit den Betten. Ein groſser Kamin iſt das Beſte, was man antrift. Zum Glück ſind die Küchen nicht völlig ſo ſchlecht als man vermuthen ſollte, nur muß man keinen Blick in die Speiſekammer wagen, wenn man beim Eſſen nicht allen Appetit verlieren will. Auch vermeide man die aufwartenden Mädchen anzuſehen, welche den ekelhafteſten Schönen des ſpaniſchen Mauleſeltreibers in Don Quixote, wie ein Tropfen faules Waſſer dem andern ähnlich ſehen. Aber ſie ſind voll guten Willens und rüſtig bei der Aufwartung.

Den einundzwanzigſten kamen wir in Gegenden, welche mich an die in meiner Kindheit von mir angeſtaunten, nachher für übertrieben gehaltenen Gemälde von den wildeſten Weltgegenden erinnerten. Aus einem Felſenthal kamen wir durch ſchmale Oefnungen in das Andere. Einige dieſer Thäler beſtanden nur aus dem breiten Kieſelbette der Arc, der im Sommer Waſſerarm, kleine Felſeninſeln bildet, welche die fleißigen Landleute mit Gemüſe bepflanzen. Zwiſchen den ſteilen Felſenwänden, in denen der Weg, bald an der einen Seite des Stroms, bald an der andern, mit unſäglicher Arbeit hinein gehauen iſt, öffnen ſich dann und wann ſchmale Thäler, wo an ſchwarzen Schiefer ſich die Rebe lehnet, oder wo kleine, dem Pfluge unzugängliche Aecker grünen, die mit dem Spaten bearbeitet werden. Der fleiſ-

ſige

ſige Savoyer trägt manchesmahl Erde in Körben auf Felſen, und herunterſtrömende Gewäſſer spülen ſie zuweilen hinab in den Strom. Kühne, hochgewölbte Brücken führen über den rauſchenden Strom. Wo das Thal ſich verenget, wird es ganz von dem Arc angefüllt. Wie kam Hannibal, ehe Wege gemacht waren, durch dieſe Thäler? Das Andenken des großen Mannes war lebendig unter uns, wir ſahen die Felſen, unter welchen er mit dem Heer, und mit Elephanten dieſe pfadloſen Gegenden durchzog; unter den vielen Steinen, welche herabgeſtürzt von den Felſen an dem Strome liegen, ſahen wir vielleicht auch diejenigen, welche die wilden Alpenbewohner zum erſten im Heiligthum einer faſt unzugänglichen Natur beunruhigt, auf die Karthager herabwälzten. Welch ein Mann, der die große Unternehmung, Rom zu ſtürzen, mit dieſer Unternehmung begann! deſſen großer Geiſt, ſelber nicht geſchreckt durch Schwierigkeiten ſolcher Größe, auch ſeinen Karthagern, den ſtreifenden Numidern, den Spaniern und Balearen, ſo gränzenloſes Vertrauen zu ihm eingab.

Die hohen Berge verengten den Horizont; wo ſie ſich öffneten, da ſtrahlten hinter ihnen Schneegebürge hervor, und erhöhten das dunkle Blau der kleinen Himmelswölbung. Von beiden Seiten ſtürzten Waſſerfälle hinab in den Strom. Mitten in dieſen wilden Gegenden ſahen wir einen Mann mit Einſammlung der ſchönen Safranblume, die zwiſchen ſchwarzen Steinen geſäet war, beſchäftigt. Sie unterſcheidet ſich von der lieblichen Zeitloſe, die am Ende des Sommers und den ganzen Herbſt durch häufig in Schwaben und in der Schweiz wild blühet, durch ihr dunkeles Violett, und

durch die ſchönen dunkelgelben Piſtillen, welche der Saffran ſind, deſſen Gebrauch ſo nützlich iſt.

Wo die Felſenwände nicht zu ſteil, und durch ſtürzende Regengüſſe nicht ganz entblößt ſind, da gedeihen in einer ſehr anſehnlichen Höhe Wallnüſſe und Kaſtanien. Jedes Fleckchen Erde iſt benutzt; aber einige Thäler haben kein Fleckchen Erde, die wilden Wogen des Arc rauſchen über Steine, und nehmen donnernde Waſſerfälle auf, die von ſenkrechten Felſen herabſchäumen: den Abend kamen wir an in Modane, einem Dörfchen, welches noch 5 Stunden weit vom Fuße des Cenis entfernt iſt. Wir ſtanden den folgenden Morgen um drei Uhr auf, um eine Stunde nachher unſern Weg fortzuſetzen, aber fürchterliche Regengüſſe, welche in dieſen bergigen Gegenden oft ungeheure Steine und Tannen, über den Weg hinab in die Tiefe ſtürzen, zwangen uns, das Ende dieſes Ungewitters abzuwarten. Ein heiterer Morgen folgte der ungeſtümen Nacht. Um ſechs Uhr fuhren wir aus, und ſahen bald die Gipfel der Schneegebürge im Roſenglanz der aufgehenden Sonne ſchimmern. Auch die Felſengebürge waren mit Schnee bedeckt, zwiſchen dem goldnen Herbſtlaube der Birken, und den ſchon falben Nadeln der Lerchenbäume, ſchattete am hohen Felſenwege die dunkle Tanne mit ewigem Grün. Aber nach und nach nahm die Vegetation ab, je höher wir uns erhoben. Nur die junge Winterſaat grünte unter den Felſen bis hin an die Ufer des Stromes. Erſt eine halbe Stunde von dem Cenis ſieht man ihn aus dieſen Thälern, welche ſich krümmend durch ſchmale Oeffnungen aneinander hangen. Zu ſeinen Füßen liegt, in wilder Gegend, das aus rohem Felſenſtein gebaute,

mit

mit Schiefertafeln, welche, daß der Wind ſie nicht hole, mit Steinen belaſtet ſind, gedeckte Städtchen Laneburg. Unterdeſſen, daß wir hier Mittag hielten, wurden unſere Wagen auseinander genommen, Tragſeſſel und Maulthiere herbei geſchafft. Um halb zwei machten wir uns auf den Weg. Meine Frau ward in einem bedeckten Tragſeſſel getragen. Sechs Männer wechſeln je zween und zween mit einander im Tragen ab. Der Vorderſte trägt mit Schulterriemen, und hält in der einen Hand einen Strick, der am Saumſattel eines leicht beladenen Maulthiers befeſtigt iſt, welches ihn auf dieſe Art, indem er geht und trägt, hinauf zieht. Wir Männer ritten auf Maulthieren, auch Ernſt zu ſeiner großen Freude. Der Weg iſt ſteil und ſehr uneben, voll großer Steine. Wir waren keine Stunde geſtiegen, als wir ſchon Schnee auf den Tannen und auf dem grünen Laubholz ſahen. Nach einer Weile ſahen wir nur kleines entblättertes Geſträuch, und ſtatt des Regens, welcher uns im Anfang naß machte, fielen große Schneeflocken. Nach etwas über anderthalb Stunden hatten wir die Höhe, über welche der Weg gehet, erſtiegen. Dann reitet man ungefähr drei Viertelſtunden in einem breiten Thale, zwiſchen den hohen Gipfeln des Berges, deſſen Höhe man bei weitem nicht erſteigt. Auf dieſem hohen Thale iſt ein See, deſſen Forellen mit Recht berühmt ſind. Wir ließen uns im Wirthshauſe auf dem Cenis einige auftiſchen, und trockneten uns vor einem Kaminfeuer, welches ſehr willkommen war. Dann ſetzten wir die Reiſe weiter fort; ich ließ aber meinen Sohn nicht wieder auf ſein Maulthier ſteigen, ſondern ihn auf einen unbedeckten Tragſeſſel ſetzen. Ich verdarb ihm ſeine Freude zwar um vieles, hatte aber bald Urſache, mir

ſehr über dieſen Einfall Glück zu wünſchen. Bisher hatte der Cenis meiner großen Erwartung nicht Genüge gethan, aber er übertraf ſie bald, und in hohem Grade, als wir herunterritten. An einer hohen phantaſtiſchen Felſenwand ritten wir ſteil herab, dann ging der Weg in beſtändigem Zickzack, und dennoch ſehr jäh herunter. So ſteil auch der Berg von der ſavoyiſchen Seite iſt, ſo iſt er doch viel jäher auf der piemonteſiſchen und viel höher. Der Semar, ein Bach, der aus dem See auf dem Cenis entſpringt, ſtürzt tief vom Felſen hinab, und bildet einen außerordentlich ſchönen Waſſerfall. Dann rauſchet er durch ein hohes Thal und ſcheidet Savoyen und Piemont; bei Suſa ſtürzt er in die Dora, die ſich bei Turin mit dem Po vereiniget. So nahm, bei phantaſtiſchen Felſen, im Donner des Waſſerfalls, das liebe Savoyen einen fürchterlichen Abſchied von uns, und wir ritten wohlgemuth hinab zu Piemont. Einige Stunden ritten wir im beſtändigen Zickzack jähe ſteinige Wege, auf der einen Seite an hohen Felſen und an tiefen Abgründen auf der andern, herunter.

Die Mauleſel, welche man auf dieſem Wege reitet, ſind von einer beſondern Trägheit. Wenn man voran reitet, kann man den ſeinigen, wiewohl nicht ohne Mühe, in Trab bringen, und die nachfolgenden traben dem nach, dem vorderſten aber vorbeizukommen, iſt faſt unmöglich. Uebrigens ſind wenige Stellen, wo einem die Luſt zum traben ankommen kann. Auf den jähen Wegen, auf faſt unwegſamen Steinen, muß man ihnen gewiß den Zügel ſchießen laſſen. Sie gehen beſtändig in Schlangenlinien, bis unmittelbar an die Felſenwand, eben ſo dicht an den Rand des Abgrunds heran, und

dre-

drehen ſich dann kurz um. Unter dem Beſchlag haben ſie dünne eiſerne Platten, welche vorn aufwärts gebogen ſind und ziemlich weit vor dem Huf hervorliegen. Mit dieſen treten ſie ſicher auf die Steine, und laufen nicht Gefahr, kleine Kieſel zwiſchen den Stollen des Hufeiſens zu bekommen, welche ihren Tritt unſicher machen würden.

Wir waren noch eine Stunde vom Fuß des Berges entfernt, als die Nacht einbrach. Es war ſchon ſo dunkel, daß ich das Glas meiner Uhr aufmachen mußte, um die Zeit zu ſehen. Gleichwohl gingen die Mäuler immer gleich ſicher, mit dem Maul an den Boden, immer unmittelbar am Rande des Abgrundes ſich kurz wendend, dann und wann vor dem Abgrunde ſtehen bleibend und hinabſehend. Ich ſtieg zuletzt ab, wiewohl der Gang im Dunkeln äußerſt beſchwerlich, und kaum der Abgrund vom Wege zu unterſcheiden war. Neben uns donnerten Felſenſtröme herab, deren Schaum in der Nacht fürchterlich ſchön war. Wie freuete ich mich, daß ich meinen Sohn hatte herunter tragen laſſen! Auf dieſem Wege hätte er bei Nacht, auch geführt, nicht gut gehen können, denn ich ſtrauchelte oft, und trat in Löcher zwiſchen hohen Steinen. Endlich kamen wir in Novaleſe, einem Städtchen am Fuße des Berges, an. Ich freute mich herzlich meine Frau und Ernſt wohlbehalten anzutreffen. Das Wirthshaus iſt, nach hieſiger Art, ſehr gut, und würde ſogar in Deutſchland leidlich ſauber ſcheinen.

Geſtern fuhren wir durch fruchtbare Thäler zwiſchen Gebürgen, welche mit Wald bedeckt ſind, und zwiſchen Felſen. Die meiſten dieſer Thäler ſind ziemlich

 breit,

breit, und mit großem Fleiße angebaut. Man fühlt es an der gelindern Luft, man ſieht es an den Gewächſen, daß man die Alpen gegen Norden im Rücken hat. Die Reben ſind nicht nach deutſcher Art, ſondern in weit auseinander ſtehenden Reihen gepflanzet, von Baum zu Baum gezogen, oder von Pfahl zu Pfahl, und hängen über kleinere Seitenlatten, Lauben bildend. Zwiſchen den breiten Reihen ſahen wir bald Stoppeln von türkiſchen Weitzen (Mais), bald jungen Winterweitzen. Das Land wird durch breite Furchen in hohe ſchmale Betten, wie Gartenbetten, ungefähr eine Elle breit, abgetheilt. Doch laufen noch außerdem tiefe Waſſerfurchen durch die Aecker. Ich vermuthe, daß dieſe Thäler, oft von den herunter ſtrömenden Gewäſſern der Berge angefüllt, die vielen Furchen und Erhöhungen der fruchttragenden Erde nothwendig machen. Aehnliche Art zu verfahren erinnere ich mich in Böhmen geſehen zu haben; doch ſind dort die Furchen nicht ſo breit, wie in Piemont, und die Aecker dazwiſchen in Bogen gewölbt. Viele Maulbeerbäume ſtehen in Reihen zwiſchen den Aeckern, mit zerſtreuten Pappeln, Wallnußbäumen, Kaſtanien. Wir ſahen in Gärten Cypreſſen und Feigenbäume, von einer Höhe, welche ſie jenſeits der Alpen nicht erreichen.

Es iſt ein großer Anblick, wenn man dieſe Alpen hinter ſich ſieht. Sie trennen nicht nur Italien von Savoyen, ſie trennen unſere neuere Welt von jener ehrwürdigen ältern, von welcher wir alles, was geſittete Menſchen von Barbaren unterſcheidet, Künſte, das Licht der Wiſſenſchaften, ja das heilige Feuer der Religion erhalten haben. Italien war genau mit Griechenland verbunden, deſſen Pflanzſtädte dem untern Theile dieſes

Landes den Nahmen Groß-Griechenland gaben; andere griechiſche Völker wohnten in Klein-Aſien; ihre Pflanzſtädte waren auf der Küſte von Afrika und von Aſien zerſtreut, in Egypten ſaßen griechiſche Könige auf dem alten Thron der Pharaone, ehe es eine römiſche Provinz ward. Die Herrſchaft Roms vereinigte alle Völker, die das mittelländiſche Meer bewohnten. Bald hoffe ich am Geſtade dieſes Meeres zu ſtehen, deſſen Wogen Italien und Sicilien, die Trümmer von Karthago, Griechenlands Veſten in Europa und Aſien, wo jeder Strom und jedes Vorgebürge durch Fabel und Geſchichte berühmt ward, ſeine beſungenen Inſeln, das myſtiſche Aegypten, und Iſraels geweihetes Erbe anſpülen, wo die durch lange Morgenröthe ihrer Geſchichte, und durch das Hahnengeſchrei der Propheten angekündigte Sonne der Wahrheit und der Liebe aufging, welche bald über Alpen und Meere, vom Ganges bis zum Eisgeſtade ſtrahlend, die Völker leuchtend erwärmte; zwar durch aufſteigende Erddünſte oft verdunkelt wird, aber an ihrem Himmel, auch am Ende der Tage nicht untergehen ſoll!

Mit ſolchen Gedanken ſah ich hinter mir die blendende Alpenreihe, in welcher hoch über die andern der Rochemelon ſein ragendes Haupt erhebt.

Bei Suſa verengt ſich das Thal, und bildet den berühmten Paß von Suſa, der noch feſter wird durch die Felſenburg Brünette, welche zwei Thäler beherrſchend, der franzöſiſchen Grenzfeſtung Briancon entgegen geſetzt iſt. Wir hielten Mittag im Städtchen St. Ambroſio, vor welchem auf dem Gipfel eines hohen Berges das Mönchskloſter iſt, und St. Michael ſich von weitem zeigte. Zwiſchen St. Ambroſio und Rivoli erweitern

ſich die Thäler, und man ſieht viele Trümmer alter Bergſchlöſſer. Die Gegend iſt fruchtbar und lachend. Rivoli iſt ein Städtchen, über welchem ein königliches Schloß auf einem Hügel liegt. Da in Turin die Thore früh geſchloſſen werden, mußten wir die Nacht in einem großen, aber elenden, höchſt unſaubern Wirthshauſe bleiben. Man ſagte uns, daß eine Opera buffa geſpielt werden ſollte. Aus Neugierde giengen wir hin, und fanden das kleine Theater voll gedrängt. Mit zuvorkommender Hoflichkeit nöthigten uns die Zuſchauer, gute Plätze, welche doch ſchon beſetzt geweſen, einzunehmen. Die Spieler und Spielerinnen waren beſſer angekleidet, als man hätte in einem ſo kleinen Städtchen erwarten können. Das angebohrne komiſche Talent zeigte ſich beſonders in den Geberden des einen Spielers, der den alten Verliebten machte. Mit Ungeſtüm ward eine Symphonie zwiſchen den Aufzügen verlangt, und mit Ungeſtüm ward den Spielern nach mancher Scene Beifall zugerufen. Nach einem Duet zwiſchen dem alten Verliebten und ſeiner Schöne, theilte ſich der Beifall in ſchreienden Nachrufen von bravo und bravo, je nachdem dieſe den Sänger, jene die Sängerin begünſtigten.

Dieſe Leidenſchaft fürs Theater ſcheint den Italiänern angebohren zu ſeyn. Ein kleiner Knabe von ungefehr fünf Jahren, ſtand an der Ecke vor dem Orcheſter auf einer wenigſtens zwei Ellen hohen und ſchmalen Latte, ſeine Arme um einen Pfeiler ſchlingend, und ſah unverwandt der Vorſtellung zu. Wir vermochten nicht dieſes Leidenſchaftliche Intereſſe mit den andern Zuſchauern zu theilen, und ſchlichen lange vor Endigung des Stücks aus dem Theater.

Froh

Froh verließen wir heute Morgen das unſaubere Wirthshaus von Rivoli, und fuhren nach Turin, welches nur zwey Stunden von jenem Städtchen entfernt iſt. Der Weg iſt ſchnurgerade, außerordentlich breit, und mit Gräben eingefaßt, an deren äußern Seite große Ulmen ihn verſchönern. Dieſſeits Rivoli fängt die große lombardiſche Ebene an, deren Fruchtbarkeit ſeit Jahrtauſenden geprieſen wird. Dieſe Ebene zeigte Hannibal von fern ſeinem Heere, als den Kampfpreis der beſchwerlichen Reiſe und der künftigen Siege, für welche der Geiſt des Helden ihnen Bürgſchaft gab. Sie erſtreckt ſich durch Piemont über Mailand, Mantua und das venetianiſche Gebiet, bis hin an das Adriatiſche Meer. Die Aecker ſind ſchön und viele Maulbeerbäume ſtehen zwiſchen den Saaten. In einiger Entfernung erheben ſich hohe Hügel, welche mit Reben und fruchttragenden Bäumen bepflanzt ſind, hinter und noch zu beiden Seiten krümmte ſich, wie ein halber Mond, die herrliche Reihe der ſchneebedeckten Alpen, über welche der Viſo und der noch höhere Rochemelon fürchterlich ſchön hervorragten. Gerade vor uns ſahen wir einige Stunden jenſeits Turin auf einem Berge das prächtige Kloſter, die Superga, liegen.

Die Schönheit der großen Gegenſtände, und der heitre Morgen, erfüllten unſere Herzen mit Freude, als ein ſchrecklicher Anblick ſie ſtörte. Dicht am Landwege ſahen wir bei einem Wirtshauſe Volk zuſammen laufen. Wir fragten unſern Vetturini, was das wäre: é un ammazzato, ſagte er (es iſt ein Erſchlagener), und war, mir nichts dir nichts, vorbei gefahren, ohne ein Wort zu ſagen. Ich ging hin mit Nicolovius. Es war ein hübſcher junger Menſch. Der Mörder hatte ihm eine tiefe

Wunde

Wunde mit dem Meſſer ins Kinn gehauen, und den Todesſtich in das Herz gegeben. Man hatte ſie kurz vor der That in der Nacht zanken gehört.

Sophiens Kammerfrau, welche im Vorbeifahren aus der andern Chaiſe ihn liegen geſehen, glaubte in ihm einen jungen Menſchen zu erkennen, der geſtern Abend im Wirthshauſe gegen einen andern viel im Moraſpiel verloren, und ſich mit ihm gezanket hätte. Dieſes Moraſpiel hat vielen Menſchen das Leben gekoſtet. Zween Menſchen heben mehr oder weniger Finger der rechten Hand gegen einander auf, und jeder ruft zugleich aus, wie viel Finger ſeiner Meinung nach erhoben worden. Es kommt alſo aufs Errathen an. Aber die Italiäner behaupten, daß ein geübter Spieler gleich an der Hand des Gegners, ehe ſie halb geöfnet iſt, ſehen könne, wie viel Finger er erheben werde. Die Italiäner lieben mit Leidenſchaft dies Spiel, und keine Verordnung kann den Unfug hemmen. Es iſt unglaublich, mit welcher Schnelligkeit ſie es ſpielen. Der Mörder iſt entronnen. In der vorletzten Nacht ſoll nicht weit von dort auch ein Menſch ſeyn ermordet und beraubt worden. Die Piemonteſer ſind mit Recht verſchrieen wegen ihrer Heftigkeit nach dem Trunke, und wegen der viel ſchändlichern Raubſucht, welche ſie auch mit kaltem Blute zu morden antreibt. Aber wie iſt es möglich, daß eine ſo thätige Regierung, wie die Sardiniſche, nicht kräftige Maaßregeln gegen ſolches Gräuel zu ergreifen weiß? Wie zeigt ſich hier der verſchiedene Nationalcharakter! Unter derſelben Regierung iſt man in den ſavoyiſchen Gebürgen vollkommen ſicher, und auf der Ebene von Piemont, in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt, wird bei einem Wirthshauſe auf der großen Landſtraße gemordet.

Vor

Vor zehn Uhr Vormittags kamen wir hier an. Lebe wohl!

Turin, den 27. October 1791.

Turin, eine der ſchönſten, iſt auch eine der älteſten Städte von Europa. Die Fabel leitet ihren Urſprung von einem gewiſſen Phetontes, Bruder des ägyptiſchen Gottes Oſiris her, welcher anderthalb tauſend Jahr vor Chriſti Geburt ſoll gelebt, und dieſe Stadt gegründet haben. Nach ſeinem Sohne Eridanus nennet ſie den großen Strom dieſes Namens, den die Römer ſpäter Padus nannten, den heutigen Po. Der Name Turin ſoll nach eben dieſer Fabel dem ägyptiſchen Gotte Apis zur Ehre, deſſen vom Volke angebetetes Symbol ein Stier war, der Stadt seyn gegeben worden. Gleich als ob die alten Aegypter Griechiſch geſprochen hätten! Natürlicher wäre es, dieſer Stadt einen griechiſchen Urſprung zu geben, und ihren alten Namen Tauraſia vom Zuſammenfluß der Dora mit dem Po, oder von den Wellen des letztern herzuleiten. Denn die Alten verglichen oft die Ströme, welche ſich in zwei Arme theilten, oft aber auch die hohen Wogen eines Stroms, mit Stierhörnern.

Merkwürdiger ſind die Nachrichten der Geſchichte, welche uns lehret, daß dieſe Stadt unter dem Namen Tauraſia, die Hauptſtadt Liguriens war, und die erſte, welche Hannibal, nachdem er die Alpen erſtiegen, eroberte. Der Ruhm dieſes großen Mannes wirft mehr Glanz ſelbſt auf Völker, die er überwand, als die Fabel ihnen zu geben vermag.

Einige

Einige Jahrhunderte ſpäter, zu den Zeiten der Cäſarn, ſandten die Römer eine Colonie hieher, und gaben ihr den Nahmen Auguſta Taurinorum.

Die Lage von Turin iſt außerordentlich ſchön. Sie hat, wie ſchon mehrere Reiſende bemerkten, Aehnlichkeit mit Dresdens Lage.

Der ſchöne Po krümmt ſich um die eine Seite der Stadt, welche von Hügeln und Bergen umgeben iſt, die das Auge mit mannigfaltigen Ausſichten auf Weinberge, Haine, Luſthäuſer und Gärten ergötzen. Ueber nahe Hügel und Berge ragt die ſchneebedeckte Kette der Alpen in furchtbarer Schönheit hervor, und unter dieſen Rieſen erheben der Viſo und der Rochemelon ihre ſtrahlenden Häupter. Dieſer ſchönen Ausſicht genießet man am beſten auf dem Wall, nur Schade, daß dieſer Spaziergang durch den verſchloßnen königlichen Schloßgarten unterbrochen wird.

Man erſtaunt, den Viſo, aus welchem der Po entſpringt, ſo nahe, und zugleich den ſchon ſo mächtigen Po zu ſehen. Mich verlangt darnach dieſen Strom am adriatiſchen Meer als Mann zu ſehen, da ſeine Jugend ſo viel verheißet.

Unmittelbar vor dem Thore, welches nach dem Po ſeinen Namen hat, liegt eine Brücke über dieſem Fluß, welche aber weder der Schönheit der Stadt noch der Würde des Stromes entſpricht. Die Poſtraße, welche zu dieſem Thore führet, iſt ſehr ſchön. Die Stadt iſt überhaupt nach einem edlen Plan angelegt, die Straßen ſind ſchnurgrade, die Thore in gutem Styl, die Häuſer mit Geſchmack gebauet. Nach Maßgabe ihrer Höhe ſind die Straßen, die Poſtraße und die neue Straße ausgenommen,

men, nicht breit genug. Die Poſtraße hat zu beiden Seiten überaus ſchöne, hohe Hallen unter den Häuſern. Das Schloß verſpricht nicht viel von außen, die Gemächer ſind aber prächtig. Gleich beim Eingange ſteht in der Niche die Bildſäule von Victor Amadeus dem Erſten zu Pferde. Das Pferd iſt von Marmor, der Herzog von Erz. Seine Geſtalt iſt edel, das Roß aber iſt nicht ſchön.

In der Bildergallerie erwartete ich weniger Gemälde von der flanderſchen, deſto mehr von der italiäniſchen Schule. Nur von einigen, welche vorzüglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, will ich dir etwas ſagen.

Die Maria Magdalena von Rubens, deſſen ausdrucksvollen, von der Wahrheit belebten Pinſel man nicht leicht verkennen kann, iſt vortreflich. Die gen Himmel gerichtete Stellung des Hauptes, die nachläßig herunterfallenden Locken, den Jammer der aufwärts ſchauenden verweinten Augen, und des halb geöfneten Mundes, bezeichnen die Inbrunſt ihrer Reue mit Zügen, welche, je länger man ſie anſchaut, deſto lebendiger werden. Mehr Wahrheit würde ſelbſt Raphael einer Magdalena nicht gegeben haben; aber er hätte uns eine ſchönere Magdalena gezeigt.

Der verlorne Sohn von Guercino, welcher ſeinem Vater zu Füßen fällt, iſt mit tiefer Empfindung gemahlt.

Eine kranke Frau von Gerhard Doro iſt mit dem vollendeten Fleiße gemahlt, und mit dem Leben des Ausdrucks, welche dieſer große Künſtler wunderbar mit einander vereinigte. Sie ſitzt zurück gebogen auf einem Lehnſtuhl. Mit bedenklicher Miene ſteht hinter ihr der Arzt, und hält ein Uringlas gegen das Tageslicht. Eine Tochter

kniet

knjet zu ihren Füßen, und greift zärtlich nach der mütterlichen Hand. Mit kindlicher Liebe und Sorgſamkeit hält die andere Tochter der Mutter einen Löffel mit Arznei vor dem blaſſen Mund. Die Mutter ſieht ihr mit ſanfter, inniger Rührung ins Geſicht. Der Tochter ein Wort des Dankes zu ſagen, ſcheinen ſich die Lippen, früher als dem Arzneilöffel, öffnen zu wollen.

Die Verkündigung Mariä von Albani, ein kleines Stück, ſcheint mir vortrefflich.

Karl der Erſte, von einem Schüler Vandyks, und die drei Kinder dieſes Königes von Vandyk ſind mit lebenähnlicher Täuſchung gemahlt.

Ein Hieronimus in Todesbetrachtung mit einem Todtenkopf in der Hand, von Guido Reni, iſt wunderſchön.

Unter dieſem Stück ſieht man Rubens und ſeine Frau, von Rubens ſelber gemahlt. Wie gerne ſieht man das Bild des Mannes, dem man ſo viel verdankt! deſto lieber, da Freundlichkeit, Kraſt und Bonhomie jeden Zug ſeines Geſichts beſeelen.

Von Claude Lorrain ſind zwei Landſchaften, die das ſanfte, wahre Leben der Natur haben, mit welchem dieſer große Mahler jede Art von Bäumen, die Stunden des Tages und der Jahreszeit charakteriſtiſch zu bezeichnen wußte. Er empfand ſo fein in der Wahl ſchöner Gegenſtände, als er wahr iſt in der Darſtellung.

Leben und Kühnheit des Salvator Roſa erkennt man im Einſiedler, der in einem hohlen Baum ſitzet. Eine nicht vollendete Lucretia von Guido Reni iſt ſehr ſchön; aber wie kann ſie, da ſie eben den Dolch aus der Wunde gezogen, aufgerichtet ſitzen?

Ein

Ein jovialiſcher Trinker von Gerhard Dow, welcher das leere Glas umgekehrt im Triumph hält, iſt vortreflich.

Von Wovermann ſind ſchöne Gemälde hier, unter andern ein Pferdemarkt. Ein braungefleckter Tiegerſchimmel, welcher etwas ſcheu, gegen die führende Hand anſträubend, wild um ſich ſchaut, iſt vom Kopf bis zum Huf mit harmoniſchem Leben dargeſtellt.

Große, ſchöne Gemälde ſtellen die Siege der kriegeriſchen Herzoge und Könige des Hauſes Savoyen über die Franzoſen vor.

Verſchiedene Landſchaften von italiäniſchen Gegenden und von den Ufern des Rheins ſind auch ſehr ſchön.

Zwiſchen dem Schloß und der Hauptkirche ſteht die Kapelle des heiligen Schweißtuchs, in deſſen Beſitz die Stadt zu ſeyn vermeinet. Sie iſt ganz von ſchwarzem Marmor; die Knäuſe der Säulen und die ſilbernen großen Leuchter, welche allein dem Gebäude Licht geben, ſind vergoldet. Heiliges Grauen ergreifet einen beim Eingange. Das vermeinte ächte Schweißtuch wird beim Antritt der Regierung eines Königes, bei ſeiner oder des Kronprinzen Vermählung, und auf Bitte großer Herren, welche nach Turin kommen, öffentlich ausgeſetzt. Hier ward uns auch eine ungeheure Monſtranz von ungeheurem Werth an Juwelen gezeigt, ſie ſoll die koſtbarſte von Italien ſeyn, und iſt mit Geſchmack gefaßt. Sowohl mit dem Schloß als der Hauptkirche hängt dieſe Kapelle zuſammen. Mit dem Schloſſe hängt auch das große Theater zuſammen, welches eins der ſchönſten von Italien ſeyn ſoll. In dieſem wird nur zur Zeit des

des Carnavals geſpielt, ich habe es alſo nicht zu ſeinem Vortheil, und nur beim Schein einer Fackel geſehen. Dennoch ergötzte mich der Anblick, durch den edlen Styl, in welchem es gebauet iſt. Man wirft ihm aber vor, daß es nicht akuſtiſch eingerichtet ſei, und daß man nur aus einer Loge die Spieler gut hören könne. Das Theater des Prinzen von Carignan iſt ſchön ohne Pracht. In dieſem wird die Opera buffa im Sommer gegeben. Es iſt noch ein drittes Theater hier, und an einem vierten wird gebauet.

Weit ſchöner als das Schloß nimmt ſich dicht dabei der ſogenannte Pallaſt des Herzogs von Savoyen aus, mit ſeiner edlen Faſade von korinthiſchen Säulen. Nach dieſem ſcheint mir des Prinzen von Carignan Pallaſt der anſehnlichſte.

Das Zeughaus, an deſſen Vergrößerung noch gebauet wird, iſt ein ſchönes, ungeheuer großes Gebäude, welches fünf Höfe einſchließet. Die Säle ruhen, gleich gothiſchen Kirchen, auf großen Säulen. Um jede dieſer Säulen ſind tauſend Musqueten in zierlicher Ordnung aufgeſtellt. Dazwiſchen ſtehen Pyramiden, um welche mit großer Eleganz die Piſtolen für die Reiterei gereihet ſind. Zwiſchen den Sälen iſt ein großer runder Saal; deſſen Wände und Säulen prangen mit Trophäen von alten Rüſtungen in kriegeriſcher Pracht. Vor den Thüren dieſes Saals ſtehen wie lebendig alte Krieger, die von der Scheitel bis zur Ferſe gewaffnet ſind.

Das Zeughaus enthält Waffen für hundert und zwanzig tauſend Mann. Der Gebrauch der cylindriſchen Ladſtöcke iſt noch nicht eingeführt; doch ſind ſie alle von Eiſen.

In

In einem Nebenzimmer verwahrt man eine ziemliche Anzahl kleiner, leichter Gewehre, welche nach ihrer ſich gegen das äußerſte Ende erweiternden Oeffnung Tromboni (Poſaunen) genannt werden. Der König hat den Gebrauch dieſer fürchterlichen, leicht mit ſich zu führenden, und daher für Banditen äußerſt bequemen Waffen verboten, und alle die im Lande waren, aufgekauft. Sie können mit vielen Kugeln oder mit Kartetſchen geladen werden, und ſchreckliche Verwüſtung anrichten.

Mit dem Zeughauſe iſt eine Kanonengießerei und ein chemiſches Laboratorium verbunden. Das Ganze ſteht unter der Aufſicht des gelehrten Grafen von Saluzzo, welcher ſo vielen Antheil hat an der verbeſſerten Einrichtung der Akademie. Dieſer Mann, welcher Kenntniſſe eines großen Gelehrten mit kriegeriſchem Verdienſte, feinen Sitten, und altritterlicher Freiheit im Weſen verbindet, ſtammet von den alten Marcheſen von Saluzzo, deren Land, als im ſechszehnten Jahrhunderte zween Brüder darum ſtritten, von dem einen an Frankreich überlaſſen, bald vom Herzog von Savoyen als Lehnsherr wieder gefordert, und den Franzoſen genommen, dann von Heinrich dem Vierten, Könige von Frankreich, wieder erobert, und im Jahr 1601 an Savoyen abgetreten ward.

Gleich den erſten Nachmittag fuhr ich mit meiner Frau nach dem Corſo. So heißt ein ſchöner Spaziergang, wo in dieſer Jahreszeit alle Nachmittage von fünf bis ſechs der Adel hin und her fährt, vielleicht mehr, um ſich und ſeine Equipagen auf dieſer ſtummen Aſſemblee zu zeigen, als um der ſchönen Ausſicht am Po zu genießen. Nicht ſowohl der Natur als der Mode wird

hier gehuldigt. Am Ufer des Po ſtehet dicht bei der Stadt das ſchöne königliche Schloß Valentia, welches der jetzige König dem Oberkammerherrn zu ſeiner Sommerwohnung eingeräumt hat. Der dazu gehörige Garten iſt der Botanik gewidmet. Mit dem Waſſer eines aus der Dora geleiteten Kanals, werden durch Schleuſen alle Straßen gereinigt. Aus den Straßen fließt es durch Goſſen in den Po. Die Stadt iſt daher immer ſauber. Unter den verſchiedenen großen Plätzen iſt der Platz des heiligen Karls der größte und ſchönſte. Schöne Gebäude umgeben ihn, und geräumige Hallen auf beiden Seiten.

Heute brachten wir den Mittag beim Kriegesminiſter Marcheſe von Caranzana auf ſeinem Weinberge zu. Von dieſem überſchaut man das ganze eigentliche Piemont, und einen Theil der Grafſchaft Aſti. Dicht vor ſich ſieht man auf einer niedrigen Höhe das königliche Schloß Montecalieri, vor welchem ſich zwei rauſchende Bäche in den Po ergießen. Der Po ſchlängelt hier in anmuthigen Windungen, man überſieht einen großen Theil ſeines Laufs. Die Ebne lacht mit paradiſiſcher Fruchtbarkeit. Aecker, Weingärten, Wieſen und Triften wechſeln mit einander ab, die vielen Maulbeerbäume, Obſtbäume, fruchttragende Bäume und Pappeln geben der Ebene Schatten und das Anſehen eines Luſthaines. Damit die Fläche dein Auge nicht ermüdet, ladet der Po dich ein, ſeinem Laufe nachzuſehen, bis er ſich zwiſchen den fernen Pappeln verliert, und wo die Gegenſtände dir zu entſchwinden beginnen wollen, da erhebt ſich hier die ſtolze Reihe der Alpen, und dort eine Bergkette, welche die Apenninen mit jenen verbindet.

Hier

Hier war es, wo Hannibal dem ermüdeten Heere die ſchönſte Ebene Europens zeigte; oder war es nicht hier, ſo hätte es hier ſeyn ſollen. Ich habe dir, meine ich, ſchon geſagt, daß das Laub wegen des diesjährigen heißen Sommers in dieſen Gegenden ſchon beinahe ſo falb ſei, als es um dieſe Jahreszeit im nördlichen Deutſchland, ja in Dänemark, zu ſeyn pflegt. Die Maulbeerbäume, welche friſches Laub getrieben haben, nachdem man ihnen das erſte genommen, ſind noch allein mit ganz grünen Blättern bedeckt. Die Blumen prangen noch mit jugendlichen Reitzen, und indem ich dir dieſe Zeilen ſchreibe, duften neben mir in einem Glaſe Nelken, Roſen, Gülden-Lack, Lavkojen und doppelte Veilchen, welche der Gärtner für meine Frau unter freiem Himmel pflückte. Die Trauben dieſer Gegend ſind vortreflich, und von großer Mannigfaltigkeit. Der gewöhnliche Wein des Landes ſchmeckt den Deutſchen nicht, er iſt ihnen zu herbe, zu dick und von widerlicher Süße. Ich habe aber heute weißen und röthlichen vino amabile getrunken, welcher aus den Trauben des Marcheſe gepreßt worden. Beide waren ſehr angenehm, beſonders der röthliche, welcher, perlend wie der Oeil de perdrix von Champagne, einen lieblichen Himbeergeſchmack mit ſanftem Feuer des Weines verband.

Die theils weißen, theils weiß und roth marmorirten Trüffeln, welche dieſem Lande eigen ſind, werden den ſchwarzen, welche ihnen nicht fehlen, von den Einwohnern noch weit vorgezogen.

Aus Piemont haben wir in Deutſchland die Trüffelhunde zuerſt bekommen.

Die Rinder dieſes Landes ſind nicht ſo wild, wie die ſchweizeriſchen, geben ihnen aber an Größe nichts nach. Sie ſind faſt alle hellbraun, oder von falbem Gelb. Die wenigen Ausnahmen ſind von der weißgrauen Farbe der polniſchen Rinder. Zum Pflügen und zum Ziehen braucht ſie der Landmann weit häufiger, als die Pferde. Die Wagen ſind niedrig und unten ſehr ſtark, ich glaube daß ſie, wenn ihnen die Laſt keinen Ueberſchwung giebt, faſt nicht umwerfen können. Die rückwärts gebogene Deichſel, an deren oberſten Krümmung die Ketten der laſtziehenden Rinder befeſtigt ſind, erhebt ſich beinah eine Elle hoch über die Hörner. Sie wird alſo durch die Anſtrengung der Stiere hinuntergezogen, und dieſe laufen nicht, wie manchesmal bei uns die Pferde und Ochſen, Gefahr, durch die auf unebnen Wegen aufwärtsſchnellende Deichſel, verletzet zu werden. Die Rinder ziehen allein mit dem Joch, welches ihnen auf dem Halſe liegt, und haben keine Seitenſtränge.

Hier ſind die Bauern, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Eigenthümer, aber alle ſind frei.

Folgendes iſt das Verhältniß in Piemont zwiſchen den Guthsherrn und den Bauern. Jenen gehört der Grund und das Haus. Die ganze Hofſtelle, wie wir ſagen dürfen, wird dem Bauern auf drei Jahr verpachtet; die Pachtung wird oft verlängert, aber darf nie auf längere Zeit gemacht werden. Für den Genuß einer ſolchen Hofſtelle, welche caſino heißt, giebt der Bauer vom Ertrag der Aecker, des Weins, der rohen Seide, die Hälfte. Doch behält er den ganzen Genuß eines kleinen ihm angewieſenen Theils von Weinberg, und von einer Anzahl von Maulbeerbäumen. Für das Heu giebt

er etwas an Geld. Dieſes darf er nicht verkaufen, ſo wenig wie das Stroh, damit er jenes an ſeinem Vieh verfüttere, dieſes zur Streu brauche, das Vieh in gutem Stande, der Acker wohl gedünget ſey. Wird ihm in der Städte Nachbarſchaft der Verkauf einer Anzahl Fuder von beiden verſtattet, ſo geſchieht es unter der Bedingung, daß er Miſt aus der Stadt zurück führe. Die Bauern gewinnen viel Geld durch den Handel mit dem Rindvieh. Im Herbſt kaufen ſie junge Ochſen in der Schweitz, wo ſie dann, wegen Mangel des Heues, wohlfeil ſind. Nach vollbrachter Feldarbeit werden die Ochſen auf der Weide ſo fett, daß ſie ſolche mit Vortheil verkaufen. Auch verkaufen ſie die Kälber ſehr theuer, beſonders an die Einwohner der genueſiſchen Küſte. Mit einigem Unterſchiede findet man im Grunde dieſelbige Einrichtung in den andern Staaten Italiens. Sie ſcheint mir viel Gutes zu haben, nur wünſchte ich, daß nach dem Beiſpiel Englands, die Pachten auf längere Zeit geſchloſſen würden. Beſchwerden der Erben, welche meinten, das caſino ſei zu wohlfeil gepachtet worden, haben zu dieſen kurzen Zeitpachten Anlaß gegeben.

Turin, den 30. Oktob. 1791.

Zu den ſchönſten Orten Italiens, alſo Europens, gehört gewiß die Höhe, auf welcher, zwei kleine Stunden von Turin, die Kirche la Superga gebaut worden. Dieſe Höhe beherrſcht die ganze Ebene von Piemont, bis dahin, wo Alpen und Apenninen ihre Gränze ſetzen.

Die Kirche, welche auf dem Berge ſteht, ward im Jahre 1706, als die Franzoſen Turin belagerten, vom Könige Victor Amadeus dem Zweiten der heiligen Jung-

frau gelobet, wofern es ihm gelingen würde, die Stadt zu entſetzen. Es gelang ihm mit Hülfe des großen Eugenius, welcher kaiſerliche, und des Fürſten von Anhalt, welcher preußiſche Völker anführte.

Mit der Kirche hängt das große Gebäude zuſammen, in welchem nur zwölf Domherren wohnen, die aus der gelobten Stiftung unterhalten werden. Das Ganze hat ein auffallendes Anſehen von Pracht und von Größe. Die hohe Kirche iſt mit einer runden Kuppel bedeckt, zu deren beiden Seiten zwei kleinere Thürme ſich erheben. Vor dem Eingang iſt ein herrlicher bedeckter Säulengang. Die Kirche hat inwendig die Geſtalt eines griechiſches Kreuzes, das heißt, eines Kreuzes, welches nicht länger als breit iſt. Die Gemälde ſchienen mir lange nicht ſo ſchön, als die drei Basreliefs über den Altären. Das größte über dem Hauptaltar, ſtellt den Entſatz von Turin vor. Die heilige Jungfrau ſchwebt mit dem Kinde Jeſus über dem Heere, welches von Victor Amadeus und Eugen angeführt wird.

Die Schönheit der nicht gehäuften Verzierungen, die Säle von weißem Marmor von Carara, und von rothem von Piemont, die Höhe der Kuppel, alles das zuſammen macht eine große Würkung. Ob, wie man behauptet hat, einige Fehler gegen die Baukunſt begangen worden, vermag ich nicht zu entſcheiden; aber ein hoher Grad von Schönheit ſchließt nicht Fehler aus, und dieſer iſt gewiß bei einem Gebäude erreichet worden, deſſen Anblick das Gemüth des Hereintretenden auf eine große und wohlthätige Art einnimmt. Ueber den innern Eingang der Kirche ſteht folgende Inſchrift:

Virgini

Virgini genetrici Victor Amadeus Sardiniae Rex Bello Gallico vovit pulſis hoſtibus exſtruxit dedicavitque.

(Der gebärenden Jungfrau im franzöſiſchen Kriege von Victor Amadeus Sardiniens Könige gelobet, nachdem die Feinde vertrieben worden, gebauet und gewidmet.)

Unter der Kirche iſt die Begräbnißgruft der Könige. Die Särge ſind ſchön, mit edlen Verzierungen. Sonderbar iſt der Gebrauch, nach welchem allezeit der letztverſtorbene König in eine beſondere Gruft gelegt wird, alſo dem folgenden wieder weichen muß. Dieſer König ſcheint den Uebelſtand dieſer Sitte gefühlt zu haben. Er hat ſeinem Vater, welcher noch die dem letzt verſtorbenen gewidmete Gruft einnimmt, einen ſchönen Sarg machen laſſen, deſſen Inſchrift anfängt: Sempiternae memoriae et quieti — — (Ewigem Andenken und ewiger Ruhe gewidmet.)

Die Domherrn haben eine treffliche Bibliothek, welche vorzüglich reich an Kirchenvätern, auch mit klaſſiſchen Schriftſtellern und Werken der Neuern gut verſehen iſt. Wir begnügten uns nicht, die große Ausſicht von der Terraſſe zu ſehen, ſondern ſtiegen den ſchmalen Windelgang hinauf, bis an die enge Oeffnung der höchſten Kuppel, wo wir mit Einem Blicke einen der größten Schauplätze der Natur, Piemonts Ebene, die Windungen des Po, den ganzen ſchimmernden Kreis der Alpen, mit ſtrahlendem Schnee bedeckt, und eine Kette der Apenninen überſahen. Kein Wölkchen trübte den Horizont. Dieſe blendende Klarheit der Schneegebürge nahm uns den Blick auf die Kuppel von Mailand, welche man

von hieraus zuweilen ſehen kann; aber wir ſahen ſchönere und größere Gegenſtände rund um uns her. Der Lage nach zu urtheilen, glaubten wir in der großen Alpenreihe den Montblanc zu erkennen, unſer Führer wußte uns darüber keine Auskunft zu geben. Daß man dieſe Schneegebürge hier nicht als entfernte Grenze des Horizonts ſähe, ſondern daß ſie als Hauptgegenſtand in fruchtbar blendender Nähe einen großen Theil des Horizonts einnehmen, darf ich dir nicht ſagen. Unter uns lag Turin, dann Rivoli, viele Städte, Flecken, Dörfer und Schlöſſer, wie auf einer Landkarte. Alles was Menſchenhand hervorbringt, ſcheint von oben her nur vorgeſtellt zu ſeyn, nur die Natur ſteht in ewig jungem Leben da. In ihrer Kraft thürmten ſich Gottes Mauern, die Alpen; in ſeiner Schöne wand ſich zwiſchen lachenden Defilden der Po.

La Veneria iſt das größte Luſtſchloß des Königs. Es liegt etwa anderthalb Stunden von der Stadt. Hier bringt die königliche Familie alle Frühjahre funfzig Tage zu. Die Kirche iſt ſchön. Im Schloß ſind ſchöne Zimmer, der Garten iſt ſehr groß, aber ganz im franzöſiſchen Geſchmack, und vermuthlich von le Nôtre, welcher in Turin geweſen, angelegt. Die Orangerie iſt ein edles Gebäude; in dieſer Woche waren die Pommeranzenbäume erſt wieder hinein gebracht worden. Gleichwohl haben wir kalte Herbſttage gehabt, und das Reaumürſche Thermometer ſoll in Frühſtunden mehrmalen nur fünf Grad über den Eispunkt geſtanden haben, und heute früh um ſieben Uhr nur zwei Grad.

Der Graf von Morozzo hat uns das Gebäude der Akademie, deren Direktor er iſt, und das hohe Obſervatorium

vatorium gezeigt. Von dieſem überſieht man, nächſt der ganzen Stadt, welche zu Füßen liegt, die Gegend weit umher. Mit frohem Staunen ließen wir uns vom Grafen, der ſehr bekannt mit der Gegend war, die ganze ungeheure Alpenkette zeigen, welche an den Grenzen von der Provenze und dem Dauphiné anfängt, denn in verſchiednen Richtungen Savoyen von Piemont und von Wallis theilt, ſich unter Graubünden wegzieht, und Tirol von Italien trennet. Der Graf Morozzo zeigte uns auch das Modell eines kleinen Thurmes, welcher auf das Gebäude der Akademie ſoll gebauet werden. Das convexe oben ganz ſpitze Dach ſoll ſo eingerichtet werden, daß es ſich durch Hülfe einer leicht zu regierenden Maſchine rund umher wird können drehen laſſen. Man wird alsdann, ohne Verrückung der Sehinſtrumente durch wenige Oeffnungen des Daches, den ganzen Himmel muſtern können.

Heute Vormittag bin ich dem Könige und dem ganzen königlichen Hauſe in Montecalieri vorgeſtellt worden. Der König, ein Greis von 65 Jahren, hat ein friſches Alter. Er wird von allen Unterthanen verehrt und geliebt. Dieſe Geſinnungen verdient er durch einen edlen Charakter und durch Treue in Verwaltung der Regierungsgeſchäfte. Der Prinz von Piemont, (Kronprinz), ſcheint ein feuriger Mann zu ſeyn, dem ſchon jetzt die Angelegenheiten des Landes am Herzen liegen.

Die Höflichkeit, mit welcher der Adel dieſes Landes Freunde aufnimmt, iſt auch dem königlichen Hauſe eigen.

Heinrich der Vierte ſchätzte ſich zur Ehre, der erſte Edelmann ſeines Landes zu ſeyn, und Frankreich befand

ſich

ſich wohl unter der Regierung des ritterlichen Helden, der ein våterlicher Kōnig war, oder vielmehr, der dem Traume, Vater eines Volks ſeyn zu kōnnen, ſo viel Wirklichkeit gab, als vielleicht je ein Kōnig zu thun zugleich ſo willig und ſo fåhig war.

Das Muſeum der Univerſitåt enthålt viele Merkwürdigkeiten. In der ſchåtzbaren Sammlung von Antiken iſt ein ſchlafender Amor von weißem Marmor, in kindlicher Lebensgrōße, außerordentlich ſchōn. Er liegt mit nachlåßig hangenden Flügeln auf einer Lōwenhaut, und das linke Bein unter ſich geſchlagen. Sanftes Leben des Schlafes athmet aus der ganzen Geſtalt des ſchōnen Knaben.

Zwo ågyptiſche ſitzende Figuren, deren eine die Gōttin Aeluros mit dem Katzengeſicht, die andere wahrſcheinlich einen Prieſter vorſtellt, ſcheinen aus dem hōchſten ågyptiſchen Alterthum zu ſeyn.

Die Tafel der Iſis iſt die merkwürdigſte Seltenheit. Sie iſt von ſchwarzem Marmor, mit vielen ågyptiſchen inkruſtirten Figuren und Hieroglyphen von Silber Sie iſt gefunden worden in Rom, an der Stelle, wo ehemahls ein Iſistempel geſtanden. Der ågyptiſche Gōtzendienſt, welcher mehr als einmal, ſo ſehr auch der Senat dagegen eiferte, ſich in Rom einſchlich, ward zu der Cåſarn Zeiten ōffentlich geduldet, ja begünſtiget. Der gelehrte Kardinal Petrus Bembo hatte dieſe Tafel beſeſſen, nach ihm die Herzoge von Mantua. Als Mantua im Jahre 1630 von den Oeſtreichern erobert und geplündert ward, bekam ſie der Kardinal Para, und ſchenkte ſie dem Herzoge von Savoyen. Durch die

Raub-

Raubſucht der Soldaten, welche einige von den eingeleg- ten Figuren, des Silbers wegen, herausgebrochen, hat ſie etwas gelitten.

Unzufrieden mit den Abbildungen, welche bisher von ihr gemacht worden, läßt man ſie jetzt in Kupfer ſtechen.

Ich ſah ſchöne moſaiſche Arbeiten, welche in Sardinien gefunden worden. Da ſie durch die Länge der Zeit gelitten, ſo hat man die meiſten ſchon erneuet. Die Art, dieſes zu thun, iſt nicht weniger ſinnreich, als diejenige, auf welche man ein Gemälde von der modernden Leinwand auf neue zu bringen weiß. Man breitet Leinwand, welche mit Pech eingetränket worden, auf die Tafel; dann ſchlägt man von der andern Seite den Kütt los, welcher die Steinchen zuſammen hält, und drückt ſie mit der Leinwand in eine dazu bereitete weiche, ſich verhärtende Maſſe ein. Die Leinwand wird abgezogen, und in verjüngter Schönheit ſteht die Arbeit wieder da. Man iſt jetzt mit der Erneuerung eines Orpheus, der auf der Leier ſpielt, beſchäftigt. Verſchiedene wilde Thiere, welche vermuthlich zum Orpheus gehörten, da uns die Fabel erzählt, daß er durch ſein Seitenſpiel die Ungeheuer des Waldes beſänftigt habe, waren ſchon wieder ganz hergeſtellt.

Das Münzkabinet enthält ſchöne Münzen aus dem Alterthum. Die Bibliothek der Univerſität beſteht aus 55000 Bänden, und hat über 2000 Manuſcripte. Unter den Letztern iſt ein Plinius aus dem funfzehnten und ein Dante aus dem vierzehnten Jahrhundert vorzüglich ſchön. Der Plinius iſt mit ſaubern Bildern, welche dem Inhalt angemeſſen ſind, geſchmückt.

Unter

Unter den gedruckten Büchern iſt eine Bibel von eilf Bänden in Folio, in vier Sprachen, in der hebräiſchen, chaldäiſchen, griechiſchen und lateiniſchen. Philipp der Zweite, König von Spanien, hat ſie einem Herzog von Spanien geſchenkt. Ich glaube nicht je einen ſo ſchönen Druck geſehen zu haben.

Verſchiedene Merkwürdigkeiten in und um Turin habe ich nicht beſuchen können. Nicht nur der Hungerharke einer gewiſſen Art von Reiſenden, welche aus dem Reiſen ein Gewerbe machen, ſondern auch dem vernünftigen Nachleſer habe ich manches zurück gelaſſen. Ich habe weder das Landſchloß Stupinigi, welches ſehr gelobt wird, noch den Weinberg der Königinn geſehen. In der Stadt nur einige Kirchen, und dieſe nur flüchtig.

Die Stadt iſt ſehr volkreich. Es wimmelt ſelbſt jetzt auf den Straßen, da doch der Hof, des Adels größter Theil, und der Ferien wegen viele Geſchäftsmänner und Studenten, deren Zahl ſich auf dreitauſend beläuft, abweſend ſind.

Im Winter wird die Bevölkerung der Stadt auf beinahe hunderttauſend Menſchen geſchätzt.

Die hohen Hallen, welche die Poſtſtraße und verſchiedene andere ſchöne Straßen zieren, ſind mit Kramläden angefüllt. Die Zahl der Krämer und Handwerker, welche ihre Schilde aushängen, iſt außerordentlich groß. Auf den großen Plätzen der Stadt verſammelt ſich das Volk häufig, um Künſte der Taſchenſpieler zu ſehen, oder einem Marktſchreier zuzuhören, der mit einem Affen auf einem hohen Gerüſte ſteht. An den Affen, welcher die Rolle eines Kranken ſpielt, wendet er

ſich

ſich bei Anpreiſung ſeiner Mittel, äffet aber eigentlich das Volk, dem er ſie auf dieſe Art anſchwatzet.

Nicht ſowohl des Marktſchreiers poſſirliche Würde, welche zu ſeinem Amte gehöret, fiel mir auf, als der ſtille Ernſt des ihn angaffenden Volkes. Ich glaube dennoch, nicht ſowohl, daß ſie ihn für einen großen Wundermann halten, ſondern vielmehr, daß ſie ihn als einen Virtuoſen von beſonderer Art anſehen. Alles was auf irgend eine, auch entfernte Art mit dem Schauſpiel verwandt iſt, wird von den Italiänern als eine ſehr wichtige Angelegenheit behandelt. Was, wo ich nicht irre, Cicero von den Griechen ſeiner Zeit ſagte, fiel mir ſchon mehr als einmahl bei dieſem Volke ein: Natio comoeda eſt.

VIII.

Ueber die Juſtizverfaſſung des Königreichs Neapel. *)

Bey den Unruhen und Verwirrungen, die ſeit vielen Jahrhunderten das Königreich Neapel zerrüttet haben, iſt es nicht anders möglich, als daß auch die Verfaſſung der Gerichtshöfe, und die ganze Geſetzgebung Spuren davon trage, und es iſt eher zu bewundern, daß die Unordnung

*) Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien, Kopenhagen, 1790.

ordnung nicht größer geworden, als daß ſie in der That ſo groß iſt, wie jeder aufmerkſame Beobachter ſie finden muß. Normannen, Deutſche, Franzoſen und Spanier brachten ihre politiſchen Grundſätze und die Verfaſſung, woran ſie einmahl in ihrem Vaterlande gewöhnt waren, mit ſich in ein Land, zu deſſen Beſitz ſie bald durch rechtmäßige Erbſchaften, bald durch Kriege, bald durch ſchändliche Verräthereien kamen. Jeder Regentenſtamm gab neue Geſetze, und pflegte ſich eben nicht ſehr um die Anordnungen ſeiner Vorfahren zu bekümmern. Darauf ward Neapel faſt dreihundert Jahre hindurch eine Provinz der Spaniſchen Monarchie, und mußte ſeinen nicht geringen Antheil an allen Bedürfniſſen dieſes ungeheuren Staats tragen, und zum Ueberfluß des Unglücks die äußerſt habſüchtigen ſpaniſchen Vicekönige bereichern. Auf dieſe Art ward Neapel, ohne durch gemeinſchaftliches Staatsintereſſe an Spanien gekettet zu ſeyn, Sclave eines bei allen ſeinen ungeheuren Reichthümern dennoch erſchöpften Staats; auch jetzt iſt es kaum ein halbes Jahrhundert, daß es ſeine eigene Könige hat, und ſeinen eigenen unabhängigen Platz unter den europäiſchen Königreichen einnimmt. Daher iſt es kein Wunder, daß ſeine innere Verfaſſung noch die ganze Barbarey des mittlern Zeitalters hat, daß das Feudalſyſtem noch in ſeinem ganzen Umfange gilt, daß die Geiſtlichkeit einen ſehr beträchtlichen Theil der Einkünfte des Staats verſchlingt, daß die Gerechtigkeit, ungeachtet aller Tribunale, öffentlich und ohne Scheu verkauft wird, und ganz in den Händen der Chikane iſt. Daß dieſes in Neapel der Fall iſt, und daß viele tauſende bloß von dieſer Induſtrie leben, weiß ganz Europa. Vielleicht iſt aber die innere Einrichtung der Gerichtshöfe nicht ſo bekannt,

bekannt, und ich will daher eine kurze Ueberſicht davon mittheilen, wie ſie mir einer meiner Freunde, der ſelbſt ein geachteter Rechtsgelehrter iſt, in die Feder diktirt hat, um mir einen anſchaulichen Begriff von der ganzen Sache zu geben. Ich werde nur noch im Text und in den Anmerkungen einige Zuſätze hinzuthun, die ich während meines wiederholten Aufenthalts in Neapel habe ſammlen können.

I. Der Codex der Geſezgebung im Königreich Neapel, Sicilien nicht einbegriffen, welches ſeine ganz eigne Verfaſſung hat, beſteht aus folgenden Theilen:

1) Conſtitutionen. Die Geſetze von Roger bis Kaiſer Friedrich dem zweiten. Dieſer ließ ſie durch Peter de Vineis ſammlen. Sie waren bisher nur in der lateiniſchen und mangelhaften Ueberſetzung bekannt; erſt im vorigen Jahre hat der König ſie aus zwei griechiſchen Handſchriften, deren eine in der königlichen Bibliothek zu Paris, eine andere in der Barberiniſchen zu Rom befindlich iſt, durch den berühmten Profeſſor Ignarra griechiſch und lateiniſch herausgeben laſſen.

2) Capituli. So heiſſen alle von den Königen aus dem Hauſe Anjou, von Carl I. bis Johanna II. 1435. gegebenen Geſetze. Die Geſetze Carls I. hatten, ſo lange er Sicilien beſaß, auch in dieſem Lande Anſehen, mit der Sicilianiſchen Veſper aber 1282 hörte ſeine Herrſchaft auf, und gleich darauf wurden ſeine Geſetze aufgehoben.

3) *Riti.* Königin Johanna II. die letzte aus dem Hauſe Anjou, ließ die Gewohnheiten des großen Gerichtshofes, der Vicaria, der unter Carl I. geſtiftet war, in

ſofern ſie die Inſtruktion und den Gang der Prozeſſe betrafen, zur Beobachtung in allen Gerichtshöfen des Königreichs ſammlen.

4) Pragmaticä, ſind die Geſetze der Könige aus dem arragoniſchen Stamm bis 1516, und dann die öſtreichiſchen, unter der ſpaniſchen Herrſchaft bis zum Regierungsantritt des jetzigen Königs von Spanien im Jahr 1734. Ich kann nicht genau beſtimmen, in wie weit dieſe geſetzmäßige Gewalt haben, da ſie nie unter öffentlicher Autorität, ſondern nur von Privatperſonen in vier Quartbänden geſammlet ſind. Indeß werden ſie doch im Gericht gebraucht.

5) *Diſpacci.* Die von dem Könige von Spanien und ſeinem jetzt regierenden Sohne gegebenen Geſetze. Die von dieſen gemachte Sammlung, welche bloß im kirchlichen Fache neun Bände beträgt, iſt größer als die ganze Geſetzgebung der ſechs vorigen Jahrhunderte.

6) *Conſuetudini* ſowohl des ganzen Reichs, als der beſondern einzelnen Städte. Zu den erſten gehören alle Res perpetuo ſimiliter judicatae, und die große Sammlung der Deziſionen in der königlichen Kammer von Santa Chiara, die in allen Gerichtshöfen des ganzen Königreichs Geſetze ſind. Zu den einzelnen Städten, die ihr eigenes Recht haben, gehören beſonders Amalfi, Averſa, Bari, Capua, Gaeta und Neapel.

In Ermangelung aller dieſer verſchiedenen Geſetzbücher nimmt man zum römiſchen Rechte ſeine Zuflucht, das aber bloß durch ſtillſchweigende Erlaubniß der Regierung, und den verjährten Gebrauch eingeführt iſt. Das kanoniſche Recht braucht man, da der einheimiſchen geiſtlichen

Geſetze

Geſetze ſo viele ſind, zum großen Verdruß der Geiſtlichkeit faſt gar nicht mehr. Die Decziſionen endlich der übrigen Tribunäle im Reiche, und fremder Gerichtshöfe, unter denen die der römiſchen Rota die angeſehenſten ſind, werden nur als Beiſpiele allegirt.

II. Gerichtshöfe. Der älteſte iſt

1) La gran Corte di Vicaria. Sie beſteht aus zwei alten Tribunälen aus der Curie des Juſtitiars von Neapel (Magna Curia Magiſtri Juſtitiarii), welches, nachdem Carl I. Neapel zu ſeiner Reſidenz gewählt hatte, und beſonders nach der Trennung von Sicilien und der ſicilianiſchen Veſper, und Trennung der Kronämter in beiden Reichen, und aus der Magna Curia Vicarii ſeine letzte Geſtalt bekam. Dieſer Vicarius war Prinz Carl von Salerno, den ſein Vater König Carl I., als er nach Bourdeaux gehen wollte, um ſeinen Streit mit dem K. Peter von Arragonien, über den Beſitz von Sicilien durch einen Zweykampf zu enden, mit vollkommener königlichen Gewalt in Neapel zurück ließ. Die ihm von ſeinem Vater zugegebenen Räthe machten die Beiſitzer des Tribunals aus, in dem er den Vorſitz hatte, und das eben deswegen der Magna Curia Magiſtri Juſtitiarii Abbruch that. Doch war dies Vicariatgericht noch bey weitem nicht das, was es nachher ward. König Carl II. verbeſſerte ſeine Einrichtung; nach und nach wurden die beiden Gerichtshöfe, die Vicarie und der Hof des Juſtitiars, mit einander vereinigt: über den wahren Zeitpunkt der gänzlichen Vereinigung aber ſtreiten die neapolitaniſchen Rechtsgelehrten. Wahrſcheinlich ward ſie ſchon ſeit Carl II. vorbereitet, unter Johanna II. noch mehr befördert, und von Alfonſus I.,

als er das Tribunal del Sagro Conſiglio errichtete, vollendet.

Dieſes große Tribunal iſt in vier verſchiedene Kammern (Rote) getheilt, von denen zwei in Civil, zwei in Criminalſachen entſcheiden. In jeder dieſer Rote ſitzen ſechs Richter. Die Einrichtung iſt in ihnen vollkommen gleich, bis auf den Unterſchied, daß in den beiden Kammern für den Civilprozeß der älteſte Beiſitzer, in den andern aber ein Rath des Sagro Conſiglio den Vorſitz führt. Das Haupt der ganzen Vicarie wird il Reggente genannt, eine Benennung, die aus der alten Verfaſſung des Tribunals herrührt, indem der Vicarius Regni, als Haupt des Gerichtshofes, in ſeiner Abweſenheit das Regens, als ſeinen Stellvertreter einſetzte. Eine beſondere Einrichtung iſt es, daß das Amt eines Richters der Vicarie nicht lebenswierig iſt. Die Richter werden aus den älteſten und angeſehenſten Advokaten genommen, verwalten ihr Amt zwei Jahre, und müſſen darauf abdanken; alsdann aber werden ſie gewöhnlich von neuem gewählt, ſo daß ſelten der Fall eintritt, daß ein Richter, der ſich nicht zu arg verſehen hat, abgeht, ohne ein wichtigeres Amt zu bekommen. In Sicilien iſt bey dem großen Tribunale des Reichs ein ähnliches Geſetz, wird aber dort mit aller Strenge beobachtet, ſo daß die Richter nach Verlauf der zwei Jahre wieder unter den übrigen Haufen der Advokaten zurücktreten, und Prozeſſe führen müſſen, bis es ihnen gelingt, die togam perpetuam zu bekommen. Der gewöhnliche Sold der Giudici di Vicaria iſt 700 Ducati di Napoli (oder Reichsthaler Däniſch Cour.) eine Summe, die freilich im Verhältniß zu den Bedürfnißen eines angeſehenen Richters in der Hauptſtadt nicht hinreichend iſt.

Die Gerichtsbarkeit der Vikarie erſtreckt ſich über alle Civilprozeſſe in der Stadt und dem Diſtrikt von Neapel, die nicht mehr als 500 Ducati betreffen, und über alle und jede Kriminalſachen. Die beiden Roten für den Civilprozeß nehmen auch aus allen Theilen des Königreichs Appellation an; die Vikarie iſt aber wiederum dem Sagro Conſiglio ſubordinirt, an das von ihren Dekreten ſowohl in Civil als in Kriminalſachen appellirt werden kann. Betrift der Streit eine geringere Summe als 500 Ducati, oder iſt bloß ein Decretum interlocutorium, ſo pflegt ein Richter der Vicarie ſelbſt einmal in der Woche die Sachen in einer der Roten des Sagro Conſiglio vorzutragen. Iſt aber die Sache von größerem Belange, oder betrift ſie ein Difinitivurtheil, ſo ernennt das Sagro Conſiglio einen eigenen Commiſſarius aus ſeinen Mitteln, der den Prozeß von neuem ohne weiteres Zuthun der Vikarie anfängt. Nur in Erbſchaftsfällen ſowohl ab inteſtato, als auch ex teſtamento, und in einigen Hausmiethen betreffenden Fällen, hat die Vicarie das Recht, ohne weitere Appellationen zu entſcheiden (Giurisdizione privativa).

2) Il Sagro Conſiglio, ward als Oberappellationsgericht für Neapel, Sicilien, und ſelbſt ſeine Reiche in Spanien, von Alphonſus I. gegründet. Er führte ſelbſt in der Verſammlung den Vorſitz, daher alle Bittſchreiben und Anreden an ihn ſelbſt gerichtet wurden, welches auch nach ſeiner Zeit, obgleich nach ihm kein König mehr perſönlich den Vorſitz geführt hat, im Gebrauch geblieben iſt, ſo daß alle einzelnen Schriften bis jetzt den König anreden. Alfonſus ernannte aus den Beiſitzern des Tribunals den Kommiſſarius, dem er die Sache übergab. Die Verfaſſung dieſes Raths hat viel Aehnlichkeit mit der

Einrichtung der Ruota zu Rom. Er iſt in vier Ruote getheilt, in jeder ſitzen vier Räthe nebſt einem Capo Ruota, der den Vorſitz führt. Der Präſident des Raths, der bei der alten Einrichtung des Königs Beyſitzer war, ernennt jetzt den Kommiſſar, dem er eine Sache zum Durchſehen und Referiren giebt. Seine Beſoldnng iſt ſehr anſehnlich, 6000 Ducati jährlich, und ein Capo Ruota, hat 3000, und ein Beiſitzer des heil. Raths (conſigliere) hat ungefähr 1400 Ducati Beſoldung.

Dieſes Gericht procedirt in allen Sachen des Königreichs Neapel, die über 500 Ducati gehen, revidirt alle Dekrete der Vikarie, von denen appellirt wird. Criminalprozeſſe werden gewöhnlich nur in dem Fall vor daſſelbe geführt, wenn vom Urtheil der Vikarie appellirt wird. Wenn es ein Todesurtheil der Vikarie beſtätiget, ſo befiehlt der König zuweilen, jedoch ſelten, die Reviſion, oder er begnadigt geradezu. Ueber Fälle, die in der zweiten Inſtanz der Vikarie oder einem andern Tribunal in den Provinzen abgehandelt worden, fällt der heilige Rath das Endurtheil, von dem nicht weiter appellirt werden kann; daſſelbe gilt auch in den Fällen, die von der Wichtigkeit ſind, daß ſie in keinem der untern Tribunäle verhandelt werden dürfen, doch mit der Einſchränkung, daß die Partheien dann das Recht haben, nach dem erſten Difinitivurtheil von neuem an daſſelbe Sagro Conſiglio (gleichſam wie im kanoniſchen Recht, a pontifice male informato ad melius informandum) zu appelliren; alsdann tragen ſie entweder auf Nullität, durch welche die Exekution des Dekrets ſuſpendirt wird, oder Reclamation (Reviſion) an, die aber die Exekution des erſten Dekrets nicht ändert. Dieſes

iſt

iſt dieſelbe Einrichtung wie in der römiſchen Ruota. Wir haben aus den Zeitungen geſehen, daß obgleich die in pleno verſammlete Ruota den bekannten lepriſchen Prozeß wieder die gewaltthätigen Anmaßungen des Pabſtes und ſeiner Nepoten zum Vortheil der Pupille entſchieden hat, dieſer doch von neuem eine Reviſion verlangt, die auch erfolgen muß. Der heilige Rath hat in der Folge der Zeit ſein Recht auch Appellationen aus Sicilien anzunehmen verlohren, da dieſes Reich ſein eignes höchſtes Tribunal hat. Von dem Kloſter Santa Chiara, wo er ehemals gehalten ward, bis der Vicekönig, Peter von Toledo, alle Tribunäle ins Caſtello Capuano, die alte Reſidenz der Könige aus dem Hauſe Anjou, verlegte, führt er noch zuweilen den Namen il Sagro Conſiglio de Santa Chiara, muß aber ja nicht mit der Reale Camera di Santa Chiara verwechſelt werden.

3) Reggia Camera della Summaria, ward von Friedrich II. errichtet, und hat die Gerichtsbarkeit über alle Sachen, welche die Einkünfte des königlichen Fiſkus, die Adminiſtration der Einkünfte aller Gemeinheiten (univerſita) des Königreichs betreffen, und überhaupt über alles, worinn das Intereſſe des königlichen Fiſkus verwikkelt iſt. Ihre Entſcheidungen erlauben keine weitere Appellation. Doch iſt dieſelbe Einrichtung wie im Sagro Conſiglio, daß man ad nullitatem oder ad reclamationem antragen darf. Die Beiſitzer dieſer Kammer haben den Titel Präſidenten, von denen ſieben Togati ſind, vier aber, die gewöhnlich aus den verdienteſten Rechnungsbeamten (Razionali), oder den angeſehenſten Kaufleuten, doch ohne Recht in juriſtiſchen Fällen zu ſtimmen, ſondern bloß zur Oberaufſicht über die Rech-

Rechnung genommen werden, und Praeſidenti idioti heiſſen. Die Kammer ſelbſt iſt ferner in drei Ruoten getheilt, von denen die oberſte bloß die Rechtshändel entſcheidet; in den beiden andern aber, in welchen die ſogenannten idioti unter dem Vorſitz eines Praeſidenti togato ſitzen, werden alle die Rechnungen, des königlichen Fiskus ſowohl als aller Kommunitäten des Reichs, betreffenden Fälle verhandelt. Die meiſten Prozeſſe ſind zwiſchen dem königlichen Fiskus und Privatleuten. Deswegen ſind bey dieſer Kammer beſtändig zwey königliche Fiskale (advocati fiſcali del real patrimonio), welche die Ehre der toga genießen, und den Magiſtraten gleich geachtet werden, und zwey andere aus dem Kaufmannsſtande idioti, welche die Rechnung des Fiskus nachſehen. Der Chef der Kammer heißt luogo tenente della Real Camera, hat gegen 4000 Ducati Einkünfte, und wird gewöhnlich nach einigen Jahren Präſident des Sagro Conſiglio. Die Präſidenten haben gegen 1700, die Fiskäle gegen 3000 Ducati.

4) Real Camera di Santa Chiara. Ein neuer vom König Karl III. 1736 an der Stelle des ehemaligen zur Zeit der Spaniſchen Vicekönige vorhandenen Tribunale Collaterale geſtifteter Rath. Er hat ſchlechterdings keine Gerichtsbarkeit, ſondern bloß die Geſchäfte, die der König ihm ex ſpeciali commiſſione übergiebt, und wird von der Regierung in allen zweifelhaften oder neuen Fällen der Geſetzgebung zu Rath gezogen. Gewiſſermaßen iſt er der Geſetzgeber, denn gewöhnlich hält man ſich an ſeine Vorſchläge. Dieſer Rath beſteht aus dem Präſidenten des Sagro Conſiglio, der das Recht hat, die Verſammlungen in ſeinem eigenen Hauſe zu halten, und den vier

vier Capo Ruota deſſelben Sagro Conſiglio. Gewöhnlich ſind es Männer vom hohen Alter, reifer Erfahrung und unbeſtechlicher Rechtſchaffenheit, daher ihr perſönlicher Charakter ſehr viel zu der Ehrfurcht beiträgt, welche das Publikum vor dem Rathe und ſeinen Anſehen hat. Er ſchlug ehemals dem König auch die angeſehenſten Advokaten zu Richtern in der Vikarie vor, und es war gewöhnlich, daß der von ihnen empfohlne Kandidat es war; unter dieſer Regierung aber hat dies Vorrecht zum allgemeinen Misvergnügen des Volks, aus Urſachen, die jeder, der die jetzige politiſche Lage von Neapel kennt, leicht errathen kann, aufgehört. Außer dieſen fünf Häuptern des heiligen Raths, hat der Marcheſe Tanucci einen Advokaten der Krone (der königlichen Rechte und der Regalien) hinzugefügt, deſſen hauptſächliche Beſtimmung es iſt, ſich allen Eingriffen des römiſchen Hofes zu wiederſetzen. Daher hat auch die Kammer bei den letzten Unterhandlungen, die Monſignor Galeppi am neapolitaniſchen Hofe eingeleitet hat, als dieſe einen Ausgang zu nehmen ſchienen, der allen rechtſchaffenen Patrioten äußerſt bedenklich und gefährlich für die königliche Gewalt vorkam, dem König ungefragt auf eine ſehr edle und ſtandhafte Art, ſehr ernſthafte und dringende Vorſtellungen gethan, von denen man zwar damals, als die römiſche Kabale die Oberhand gewonnen hatte, keinen Erfolg voraus ſah, die aber jetzt dennoch durchgedrungen zu ſeyn ſchienen. Der Sekretär des Raths ſetzt die Bedenken und Gutachten auf und referirt ſie dem Könige.

5) Supremo Magiſtrato del Commercio, von Carl III. geſtiftet, beſteht aus einem Präſidenten und ſieben

Räthen des heiligen Raths, die in den Tagen, an denen dieſer nicht verſammlet iſt, ihr Tribunal halten. Es entſcheidet ohne weitere Appellation in allen Fällen, die den Handel zwiſchen den Einheimiſchen und Fremden betreffen, doch hat bei demſelben das remedium nullitatis oder reclamationis gleichfalls ſtatt.

6) Ammigragliato é Coſulato di mare e terra, iſt unter dieſer Regierung errichtet, und dem ebengenannten Commerzcollegio untergeordnet. Es entſcheidet in Händeln, die weniger als 200 Ducati betreffen, und in Partikulärſachen der Admiralität und des Konſulats, die ehedem von zwey beſondern Richterſtühlen abgemacht wurden. Es hat einen königlichen Fiskal und einen Advokaten der Armen, und von dieſem Gericht wird an das Kommerzkollegium appellirt.

7) Udienza di Guerra marina è caſa reale. Das neueſte von allen Tribunälen, welches erſt im Jahr 1786 errichtet ward, wie man behauptet, um dem vorigen Vicekönig von Sicilien, welcher als Staatsminiſter nach Neapel ging, und dem die Hofluft nicht günſtig war, die Geſchäfte ſeines Departements zu erleichtern. Es beſteht aus einem vorſitzenden General, einem Vicepräſidenten, der Mitglied der königlichen Kammer iſt, und drei Räthen, die Beiſitzer des Sagro Conſiglio ſeyn müſſen. Es hat die Gerichtsbarkeit über alle Civil- und Kriminalſachen der Land- und Seemiliz, und der unmittelbar an die Perſonen des königlichen Hauſes gebundenen Beamten und Bedienten. Auch ſtehen die Theaterſachen, die in Neapel bei der Menge von Theatern ſehr weitläuftig ſeyn müſſen, unter demſelben. Es

hat

hat einen Fiskal, um die Schuldigen anzuklagen, und einen Advokaten der Armen. Man appellirt nach dem Verhältniſſe der Fälle entweder an die Kammer von St. Chiara, oder an das höchſte Kriegsgericht, wenn nehmlich die Fälle kriminal ſind.

8) Suprema Giunta di Guerra, beſteht aus dem Generalkapitän der ganzen Armee, drei Marſchällen und drey bürgerlichen Magiſträten, die gleiche Würde mit den Mitgliedern der königlichen Kammer haben, und hat zu Beamten einen Fiskal und Advokaten der Armen. Es nimmt bloß die Appellationen von dem vorigen Tribunal, und allen Kriegesräthen der Regimenter an, und entſcheidet in letzter Inſtanz.

9) Tribunale miſto. Von Karl III. zur Execution des Konkordats mit Benedict XIV. errichtet. Der Präſident deſſelben iſt ein Mitglied der königlichen Kammer, und hat drey Aſſeſſoren, von denen zwey Biſchöfe in partibus ſind, die der Pabſt ernennt, daher auch der Name Tribunale miſto kömmt. Außer der Exekution des genannten Konkordats gehören unter dieſes Tribunal, alle die lokal- und perſönliche Immunität in der Adminiſtration der Einkünfte aller locorum piorum betreffende Sachen.

Außer dieſen großen Tribunälen giebt es noch eine Menge kleinerer, deren Gerichtsbarkeit nur in gewiſſen einzelnen Fällen ſtatt findet, und man gewöhnlich wegen der Menge der Mitglieder, aus denen ſie beſtehen, Giunte nennt. Von dieſen ſind folgende die wichtigſten:

1) Giunta di Sicilia, beſtehet aus dem Präſidenten, der einer der ſicilianiſchen Edelleuten ſeyn muß, und vier Magiſtraten, zwey Sicilianern und zwei Neapolitanern. Sie wird nur conſultative vom König gebraucht, der ihr diejenigen Sachen übergiebt, die in den ſicilianiſchen Tribunälen nicht hinlänglich und ordentlich abgethan ſind.

2) Giunta di Stato, beſteht aus dem Präſidenten des heiligen Raths, und vier Magiſtraten, nebſt Fiskal und Advokaten, und verfährt wider Staatsverbrecher. Vor dieſem Tribunale ward im Jahr 1775 — 1777 die berühmte Sache der Freymaurer, die der Marcheſe Tanucci überfallen zu haben glaubte, abgehandelt.

3) Giunta di Valeni. Im vorigen Jahrhundert, als die Giftmiſchereien, beſonders die aqua tofana in Neapel überaus häufig waren, ſo daß beſonders die Männer ihres Lebens vor den Nachſtellungen ihrer Frauen nicht mehr ſicher waren, geſtiftet.

Außer dieſen ſind noch Giunta de allodiali del Re, Giunta del Poſta und viele andere kleinere, die minder merkwürdig ſind. In den Provinzen iſt die Einrichtung der Tribunäle kürzer und einfacher: ob ſie aber deswegen beſſer ſey, getraue ich mich nicht zu behaupten. Jeder Ort hat ſeinen Kapitän oder Gouverneur, nebſt einem Beiſitzer, den der König in ſeinen Domainen, und der Baron in ſeinen Lehnen ernennt. In den königlichen Domainen ſind beyde Aemter oft in einer Perſon vereinigt. Nach Verlauf eines Jahres treten ſie ab, müſſen Rechenſchaft ihrer Verwaltung ablegen, und können zwanzig Tage hindurch von allen und jeden, die über ſie zu klagen haben, belangt werden.

Sie

Sie verfahren in allen Kriminalſachen, nur diejenigen ausgenommen, die kapital ſind: alsdann arretiren ſie den Schuldigen, verhören ihn, und ſenden der königlichen Udienza die Berichte ein. In Civilſachen haben die Partheien das Recht, ſich vor den Gouverneuren oder gerade vor der Sagro Conſiglio von Neapel zu ſtellen. Die Gouverneurs haben außer Sporteln 120 Ducati Sold. Jede Provinz hat eine königliche Audienz, Regia Udienza, deren Haupt der Präſident der Provinz, gewöhnlich ein angeſehener Offizier, iſt, der im Rathe keine Stimme, aber die vollſtreckende Gewalt hat. In dieſer Audienz ſind ferner ein Capo ruota, zwei Auditoren ein Fiskal und ein Advokat der Armen. Sie behandelt alle Sachen der Tribunäle, und alle unmittelbar an ſie aus der Provinz gebrachten Fälle, und von ihr wird an die Vikarie zu Neapel appellirt. Der Präſident dieſer Tribunäle hat, außer den billigen mit ſeinen Einkünften verbundenen Sporteln 1200 Ducati; ein Aſſeſſor (Uditore) hat außer den Taxen, die die Partheien, wenn er im Dienſt des Gerichts Reiſen thun muß, zu erlegen haben, jährlich 530 Ducati. Die meiſten Geſchäfte derſelben betreffen, bei der faſt allgemeinen Rohheit der Nation, Mordthaten, Einbruch und ähnliche Gewaltthätigkeiten.

Die Terra di Lavoro hat eine andere Einrichtung. Ein Theil dieſer Provinz, der zum Diſtrikt der Stadt Neapel gehört, ſteht ganz unter der Vikarie, und den übrigen Tribunälen; ein anderer Theil unter dem Gouverneur von Capua, der einer der älteſten Räthe des heiligen Raths iſt, 2500 Ducati Einkünfte hat, und nachher in die königliche Kammer befördert wird; der

dritte

dritte endlich wird vom Commiſſario di Campagna regiert. Dieſer Magiſtrat hatte, ob er gleich einer der geringern iſt, da er aus den Richtern der Vikarie genommen wird, ehedem große Rechte, die ſelbſt den übrigen Tribunälen ſchädlich waren, ſie ſind ihm aber nach und nach genommen, und man redet davon, daß die ganze Stelle mit der Zeit eingehen würde. Seine Einkünfte ſind noch immer ſehr groß, da ſie über 5000 Ducati betragen. Nachher wird er gemeiniglich Mitglied des heiligen Raths. Außer dieſen Ausnahmen von der Regel ſind noch zwei Städte, die ihre von den königlichen Audienzen der Provinz unabhängige Obrigkeiten haben, Reggio nehmlich in Calabrien, wo nach dem Erdbeben ein eigener Gouverneur mit dem Titel: Governatore politico è militare, zu beſſerer Zucht und Ordnung eingeführt iſt, und Teramo in Abruzzo, wo ein Richter iſt, der den Namen Aſſeſſor führt, und ſogar nicht von der Vikarie in Neapel abhängt. Hierzu kommt noch eine unter königlichen Schutze ſtehende Republik in Abruzzo, Namens Senarica, die nur aus 600 Seelen beſteht, und ſich, ganz unabhängig und frey, ſelbſt regiert. Dieſer Ort verdankt Kayſer Karl V. ſeine Freyheit, der damit einen ſeiner Bürger belohnte, welcher ihm einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, und ſich dieſe Wohlthat zur Vergeltung erbat: der letzt verſtorbene König von Spanien hat dieſes ſonderbare Privilegium aufs neue anerkannt und beſtätiget, das vielleicht einzig in ſeiner Art und zu unbedeutend iſt, als daß die Bürger von Senarica den Verluſt deſſelben in der Folge zu fürchten hätten.

III. Form

III. Form der Prozeſſe.

1) Der Civilprozeß. Der Kläger präſentirt ſein Libell mit der Inſtanz, und darauf wird der Angeklagte citirt. Wenn er erſcheint, ſo macht er in einem andern Libell ſeine Exceptionen, und die Advokaten beider Partheien halten im Hauſe des vom Präſidenten ernannten Kommiſſars ihre Kontradiktoria, in denen ſie die Sache vor ihm zu gleicher Zeit pläditen, und dabei das Recht haben, einander in die Rede zu fallen. In einem ſolchen Kontradiktorio, das jeder Richter gewöhnlich einigemale des Nachmittags hält, ſind oft zehn bis zwanzig Partheien verſammlet. Der Kommiſſarius macht nachher in Gegenwart der Partheien ſein Dekret, welches der Schreiber (Scrivano) niederſchreibt und er unterzeichnet; manchmal aber geſchieht dies lange nachdem er die Partheien gehört hat. Man hat Fälle, daß es ein ganzes Jahr dauerte. Kann die Sache nicht gleich abgemacht werden, ſo beſtimmt er einen neuen Termin, während deſſen andere Schriften eingegeben, und mehrere Zeugen verhört werden müſſen. Hat man dazu auswärtige Hülfe nöthig, ſo muß dies mit königlicher ausdrücklicher Erlaubniß geſchehen. In der ganzen Zeit werden die Akten den Partheien nicht mitgetheilt, ſondern erſt nach Verlauf des Termins, wenn das Dekret der Publikation abgefaßt iſt, alsdann bekommen die Partheien Nachricht, daß der Prozeß bald entſchieden werden ſoll. Der Scrivano, von dem ich unten mehr ſagen werde, trägt die Akten ins Haus des Kommiſſars, der darauf den Tag anſetzt, an dem die Sache in der Ruota vorgetragen werden ſoll. Die Advokaten informiren

miren darauf die geſammten Richter, und drukken, wenn die Sachen von Belang ſind, ihre Allegazionen. Alsdann präſentirt jede Parthei ihre Artikel, die die ganze Sache enthalten. Ueber dieſe werden die Zeugen in Gegenwart der andern Parthei eidlich vernommen; hiebei hat jeder das Recht, die Zeugen ſeines Gegners, wenn er mit Grund etwas gegen ſie einzuwenden hat, auszuſchlagen. Zufolge eines von Tanucci im Jahr 1775 gegebenen Geſetzes muß im Dekret des Richters zugleich das Geſetz, worauf ſich ſein Spruch gründet, erklärt, und das ganze Urtheil in der königlichen Druckerey gedruckt werden. Die Dekrete der Ruota ſchreibt der in der Sache ernannte Kommiſſar nieder, und läßt ſie vom Sekretär im Protokoll regiſtriren. Von den im Hauſe des Kommiſſarius von dem Scrivans niedergeſchriebenen Dekreten appellirt man an die Ruota, in welcher der Kommiſſar ſelbſt ſie vorträgt, und ſie entweder beſtätigt oder wiederruft. Von der Vikarie appellirt man an die obern Tribunäle, und in dieſen braucht man remedium nullitatis oder reclamationis. Wenn man aber den Schritt zur Nullität thut, muß man beweiſen, daß das Dekret einem Geſetze oder einer in den Akten dargelegten öffentlichen Schrift zuwider iſt, und dieſes muß der Advokat eigenhändig unterſchreiben. Man muß auch nach dem Werth des Prozeſſes bis 180 Dukaten deponiren, die, wenn die Klage der Nullität nicht hinlänglich befunden wird, an den Fiskus fallen. Bei der Reviſion wird die Exekution des Dekrets nicht ſuſpendirt, aber der gewinnende Theil iſt verbunden, was das Tribunal fordert, zurück zu geben. Die Wittwen, Waiſen, Communitäten und loci pii haben auch remedium reſti-

tutionis

tutionis in integrum, wobei nach dem römiſchen Recht verfahren wird. Die Gerichtsſprache iſt überall, bloß das Kommerzkollegium, und die beiden neueſten Tribunäle ausgenommen, die lateiniſche. Die Execution wird den Untergeordneten aufgetragen. In den Provinzen ſinds die königlichen Audienzien. Iſt die Sache entfernt und von Wichtigkeit, ſo begiebt ſich der Kommiſſarius ſelbſt an Ort und Stelle, um die Execution zu beſorgen, und dies auf Koſten des Siegers, der oft theuer bezahlen muß.

Die Klienten bezahlen den Dienſt des Advokaten nach Gutbefinden. Gewöhnlich iſts, beſonders bei groſſen Häuſern, die wegen ihrer Güther und des ganzen Feudalweſens ſtets eine Menge Prozeſſe und mehrere Advokaten haben, üblich, ihnen jährlich eine gewiſſe Beſoldung zu geben, die man Biglietti nennt. Von dieſen kann einer, wenn er mehr Häuſer bedient, und noch dazu für wichtige Prozeſſe Geſchenke bekömmt, ohne im geringſten unrechtmäßige Handlungen zu begehen, ſich ein anſtändiges Vermögen erwerben. Ein Geſetz des Marcheſi Tanucci beſtimmt die Summe die das Geſchenk für einen gewonnenen Prozeß nicht überſchreiten darf: dies ſind 3000 Ducati. Bezahlt der Klient nicht, ſo wendet der Advokat ſich an den Kommiſſar in der Sache, welcher zugleich mit der Ruota die ihm ſchuldige Summe beſtimmt.

2) **Der Kriminalprozeß.** Bei der Anklage und den Zeugenverhören ſchreibt der Scrivano die Ausſage nieder, die der Ankläger unterſchreiben muß. Der Fis-

kaladvokat hat das Recht bei den Zeugenverhören zugegen zu ſeyn. Die Beweiſe müſſen hinreichend ſeyn, den Richter von der Exiſtenz des Verbrechens, und von der Gewißheit, daß der Angeklagte es begangen habe, zu überzeugen. Wenn der Prozeß ſo ſchon gemacht iſt, wird der Angeklagte citirt, dem man bloß bekannt macht, weſſen er beſchuldigt ſei, ohne ihm die wider ihn aufgetretenen Zeugen zu nennen, noch zu ſagen, in wiefern ihre Ausſagen beweiſen. Er muß dann bekennen, was er über der Sache weiß. Will er nicht bekennen, und ſind die Anzeigen wider ihn ſtark genug, daß man die Tortur ihm zuerkennen kann, ſo bekommt er die in Italien ſo übliche Corda; doch nur eine Stunde lang. Hält er ſie ſtandhaft aus, ſo wird ſie ihm nach 24 Stunden zum zweiten, und darauf zum drittenmale gegeben.

Bei außerordentlichen Fällen und ſehr aggravirenden Umſtänden giebt man auch die Tortur mit Haarſeilen am Arm. Bekennt er in der Tortur, ſo muß er ſein Geſtändniß nach 24 Stunden freiwillig wiederholen, ſonſt wird er von neuem auf die Folter geſpannt. Wenn die Umſtände ſo ſind, daß er zwar nicht überwieſen werden kann, der Richter doch aber überzeugt iſt, daß er ſchuldig ſey, ſo wird er mit der Bedingung entlaſſen, daß er, ſobald man neue Beweiſe findet, ſich wieder einfinden ſolle. Jedoch muß er dafür hinreichende Bürgſchaft ſtellen. Wenn er ſeine Ausſage gemacht, entweder bekannt oder ſtandhaft geleugnet hat, bekommt er die wider ihn gemachten Akten zu ſehen, und man giebt ihm Zeit zu ſeiner Vertheidigung, während welcher er Zeugen für ſich, und wider die Zeugen ſeiner Gegner und

des Fiskus ſtellen kann; dann werden die beiderſeitigen Akten dem Fiskal übergeben, welcher ſeine Inſtanzen wider den Angeklagten macht. Die Sache kommt darauf vor die Kriminalruota, wird öffentlich plädirt und entſchieden. Zwiſchen dem Todesurtheil und der Vollziehung läßt man gewöhnlich eine Zeit von zwei bis drei Monaten. Drei Tage vor der Hinrichtung wird der Schuldige in ein beſſeres Gefängniß gebracht, und von einer Brüderſchaft von Prieſtern und Mönchen, die man i bianchi nennt, und die aus Leuten von den beſten Familien beſtehen, beſucht und zum Tode begleitet. Die gewöhnlichen Todesarten ſind bei Edelleuten, Geiſtlichen, Aerzten und Rechtsgelehrten Enthauptung mit dem Beil, bei den übrigen der Galgen. Die Leichen bleiben 24 Stunden hängen, ſind ſie aber Neapolitaner, ſo haben ſie das Privilegium gleich abgenommen zu werden. Die geringern Strafen ſind Feſtungsarbeit, Stäupung und Galeere.

Zu dieſer Nachricht, die mein Freund mir mitgetheilt hat, will ich meine eignen Beobachtungen über die ganze Rechtspflege, die ich nach dem Urtheil aller rechtſchaffenen und ſachkundigen Männer, mit denen ich in Neapel über dieſen Punkt geredet, berichtigt habe, hinzufügen.

Die ganze Gerechtigkeit, Leben, Ehre und Wohlfarth der Bürger, iſt in den Händen der Serivani. Aus dem vorhergehenden erhellet, daß ſie gewöhnlich Sekretärdienſte verrichten, und daß der eigentliche Gang

des Prozeſſes in ihren Händen iſt. Gewöhnlich ſind dies Leute aus den niedrigſten Klaſſen des Volks, die, wenn ſie leſen und ſchreiben können, ſich bei einem ältern Scrivano in die Lehre geben, und in ſeiner Schreibeſtube das wenige Latein, welches ſie zu der Terminologie der Prozeßakten nöthig haben, und das übrige des Mechanismus ihres Handwerks lernen. Denn von eigentlicher juriſtiſcher Kenntniß, vom Weſen und der zweckmäßigen Einrichtung eines Verhörs wiſſen ſie nichts. Sie ſehen in den wenigen Jahren, die ihre Lehtzeit währt, ihrem Herrn ſeine Künſte ab, und üben ſie dann im Stillen, ſo viel ſie Gelegenheit haben, mit ſeinen Kunden, und oft an ihm ſelbſt aus, bis ſie ſo viel Geld erworben haben, als nöthig iſt, ſich einen Tiſch und Schreibtiſch in der Halle der Vikarie zu erkaufen. Der Preis iſt verſchieden, und nicht eben geringe; ich habe aber verſäumt, mich genau darnach zu erkundigen. Dieſe Tiſche ſind entweder für den Civil oder für den Kriminalprozeß, denn ſo wie die Advokaten ſich in dieſe zwei Klaſſen theilen, ſind auch die Scrivani verbunden, ſich zu einem von beiden zu beſtimmen. Die meiſten wählen den Civilprozeß, der häufigere Geſchäfte giebt, in aller Abſicht lukretiver iſt, und bei dem es weniger koſtet, ſich einen Platz zu kaufen. Denn die für den Kriminalprozeß beſtimmten Schreibtiſche koſten doppelt ſo viel. Alsdann melden ſich die Kandidaten bei einem Richter der Vikarie, der ihnen einige leichte Fragen über den Prozeß thut, und wenn ſie dieſe beantworten können, ihnen die Erlaubniß giebt, die Kleidung der Advokaten zu tragen und ihr Handwerk auszuüben. Sie brauchen ſich nun weiter vor keinem zu melden, weder vor dem

ver-

verſammelten Gericht noch vor dem König und ſind gar nicht im Dienſte des Staats, haben auch keine Beſoldung, ſondern müſſen vom Werk ihrer Hände und von ihrer Induſtrie leben. Sie allein ſind es, die die Verhöre ſowohl in Civil- als in Kriminalfällen anſtellen, und es iſt ein ſehr ſeltner Fall, daß der Richter ſelbſt verhört. Er muß ſich alſo einzig und allein auf ihre Akten verlaſſen, und hat zwar ein klein Mittel ſie zu züchtigen, da er das Recht hat ſie abzuſetzen, und nach dem Grad ihres Verbrechens, ohne weitere Umſtände auf die Galeeren zu ſchicken, welches aber faſt nie geſchieht, da ſie die Mittel wiſſen, durch die ſie ſich dem Richter ſelbſt fürchterlich machen können. Daß ſolche Leute ohne Erziehung und Grundſätze, ohne Ehre und ohne Einkünfte jeder Beſtechung feil ſind, ſieht jeder leicht ein. Sie ſchreiben alſo gleich beim Verhör nieder, was ſie wollen, und können dies leicht thun, da die meiſten Zeugen in den meiſten Fällen aus dem geringen Volk ſind, die ſelbſt nicht leſen und nicht ſchreiben können, ſondern bloß mit einem Kreutz die Akten unterſchreiben: oder ſie ſchmieden eine doppelte Ausſage, und verkaufen die wahre dem Meiſtbietenden, ſo daß der Gegner ſie oft in ſeiner Gewalt bekömmt, und der Richter nach der ganz falſchen urtheilen muß. Dabei haben ſie das Recht, einen jeden, den ſie nur wollen, unter irgend einem Vorwand einer gerichtlichen Formalität ins Gefängniß zu werfen, und gewöhnlich arretiren ſie bei Kriminalprozeſſen alle Zeugen. Auf dieſe Weiſe können ſie ungeſtraft ihre Rache an jedem ausüben, der ſie beleidigt hat, wenn er nicht ein Mann von Stande oder von Anſehen iſt, der es ihnen nachher wieder vergelten kann.

Es iſt ihnen nichts leichter als bei Kriminalprozeſſen ei-nen in der Sache ganz fremden als Zeugen zu verwik-keln, ihn dann eine Zeitlang im Gefängniß übel behan-delt ſchmachten zu laſſen, durch eine Menge kleiner Künſte, oder durch offenbare Verläumdungen ſelbſt in den Prozeß als Theilnehmer am Verbrechen zu verwik-keln, und ihn ſo, wo nicht ums Leben, doch um Ehre und Wohlfarth zu bringen. Auf der andern Seite iſt es ihnen eben ſo leicht, den offenbarſten, überwieſenſten Verbrecher durch ähnliche Ränke ſo rein zu waſchen, daß man ihn als unſchuldig entlaſſen muß. Einer mei-ner Freunde, der Kriminaladvokat iſt, und mit der un-beſtechlichſten Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe große Kenntniſſe der Geſetze und aller Formalitäten des neapolitaniſchen Forums verbindet, hat mich verſichert, es ſei ihm bloß deswegen nicht möglich geweſen, die offen-barſte Verbrecher, Mörder und Straßenräuber zur ver-dienten Strafe zu bringen. Deswegen geſchehen ſo viele Miſſethaten, die nicht einmal angezeigt werden, weil keinem damit gedient iſt, zum Lohn für ſeine Aufmerk-ſamkeit auf die öffentliche Sicherheit, einige Monate im Gefängniſſe, und ohne zu wiſſen, wenn und wie er wie-der herauskömmt, zuzubringen. Auch die Dauer eines jeden Prozeſſes hängt von den Scrivani ab, die oft beſſer als die Advokaten, beſonders wenn dieſe junge Männer ſind, alle kleine Ränke und Rabuliſtereien ken-nen, ſie zu rechter Zeit anzuwenden wiſſen, und der Parthei, die ſie am beſten bezahlt, am eiferigſten dienen. Dazu kömmt, daß ſie unter ſich genau zuſammen halten, und daß, da der eine alle Betrügereien und modos ac-quirendi des andern kennt, da ſie oft die Prozeſſe ihrer

Par-

Partheien mit einander im voraus abmachen, ſich Akten und Dokumente gegen billige Bezahlung ausliefern, keiner den andern verräth. Eben dadurch ſind ſie unüberwindlich ſelbſt bey den rechtſchaffenſten Advokaten und Richtern die vergebens laut genug über die Mißbräuche klagen, und wenn ſie einmahl gezwungen ſind, einen zu ſtrafen, doch den übrigen nur auf eine kurze Zeit Schrekken einjagen. Ich habe nur von zwei Richtern in Neapel gehört, deren ſtrenger Ernſt und unerbittliche Beſtrafung des geringſten Betrugs von Seiten der Scrivani ſie alle in Furcht hält. Der größere Theil der andern fürchtet ſie, und läßt ſie ungezüchtigt ihr Unweſen treiben. Manche und vielleicht viele nehmen ſelbſt mittelbar oder unmittelbar Theil an ihren Betrügereien. In andern Ländern geſchiehet es zuweilen, daß die Richter ſich von den Partheien beſtechen laſſen, in Neapel aber ſtehen manche ſo ſehr im Solde der Scrivani, daß dieſe ſogar für die Haushaltung ſorgen. Der eine übernimmt den Unterhalt des Stalls, der andre das Gemüſe, ein dritter das Fleiſch und ſo weiter. Hieraus erhellet auch wie viel Geld in ihren Händen ſeyn muß, und wie viel ſie, ungeachtet ihrer ungeheuren Menge, verdienen. Man rechnet in Neapel 15000 Advokaten, und begreift hierunter Magiſtrâte, Richter, die drei Klaſſen der Advokaten und Scrivani. Wenn man aber die letzten auf 12000 rechnet, ſo thut man gewiß nicht zu viel, und alle dieſe Leute müſſen doch gröſtentheils von Induſtrie mit Frau und Kindern leben.

Die Advokaten ſind in drei Klaſſen getheilt. Prokuratoren, welche bloß ſchriftlich Dienſte leiſten, und zu

den gemeinen Geſchäften gebraucht werden. Alle junge Leute, wes Standes ſie auch ſeyn mögen, die den Weg der Magiſtratur betreten wollen, müſſen damit anfangen. Sie arbeiten alsdann unter den ältern und berühmten Advokaten, übernehmen ihre kleinen Geſchäfte, gehen zu den Richtern in die Kontraditoria, und ſo ferner. Von dieſer Klaſſe ſteigen ſie auf die zweite, die Advokaten und Prokuratoren heißt, in welcher ſie ihre vorigen Geſchäfte fortſetzen, aber doch auch öffentlich als Advokaten erſcheinen dürfen. Nach einer beſtimmten Anzahl von Jahren, die ſie ſo zubringen, werden ſie unter die Advokaten ſelbſt aufgenommen, und dann erſt haben ſie weſentlichen Antheil an den Geſchäften der Gerichtshöfe und an den großen Prozeſſen. Dann können ſie ſich durch Gelehrſamkeit, Beredſamkeit, oft auch durch minder rechtmäßige Kanäle den Weg zu den Magiſtraturen und zu den höchſten Aemtern des Staats öfnen. So fing der berühmte und würdige Marcheſe Caracciolo an, der lange als Vicekönig von Sicilien das ſeinige that, das Elend dieſes unterdrückten Volks zu mindern, und auf dieſem Wege haben viele der größten Männer, die Neapel hatte, Gio, Battiſta, Vico, Gianone, Genoveſi, und ſo viele andere den Grund zu ihrem Ruhme gelegt. Dadurch iſt auch die Advokatur das ehrenvollſte Geſchäfte eines Mannes von Erziehung und Kenntniſſe geworden. Die nachgebornen Söhne der größten Familien, wenn ſie ſich durch Verdienſte zeigen wollen, ergreifen ſie, und die Anzahl der würdigen und gelehrten Männer unter den Advokaten, iſt im Verhältniß gegen ihre Menge überhaupt nicht geringe. Man muß aber lange in Neapel geweſen ſeyn, und erſt

mit

mit einigen angeſehenen Männern unter ihnen genauere Bekanntſchaft gemacht haben, ehe man die übrigen kennen lernt, und dieſes wird einem Fremden, der größtentheils nur in Neapel iſt, um die Gegend, den Beſuv und die Alterthümer zuſehen, und darauf ſo ſchnell als er kann zu dem alles feſſelnden und alles verſchlingenden Rom zurückeilt, ſehr ſelten zu Theil. Ich habe die glücklichſten Tage und Wochen, die ich in Italien verlebt habe, der genauen und vertrauten Freundſchaft mit einigen dieſer edlen Männer zu danken, die ich öffentlich nennen würde, wenn ich nicht wüßte, daß es ihr ernſter Wille iſt nicht genannt zu werden. Daß freilich dieſe Uneigennützigkeit, Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit immer nur bei dem kleinern Theil der Advokaten gefunden wird, dieſes wird keinen wundern, wenn man bedenkt, daß überall das Gute und Vortrefliche geringer iſt, als das Mittelmäßige und Böſe, und daß in einer üppigen Hauptſtadt, in der neben dem Könige alle Großen des Reichs herrſchen, in der die ganze Feudalverfaſſung unendlich viele Streitigkeiten und Prozeſſe mit ſich bringt, auch die Verſuchungen zum Reichthum, zur Gemächlichkeit im Alter, und zu den Bequemlichkeiten des Lebens ſehr groß ſeyn müſſen; daß daher ein hoher Grad von Tugend und von Stärke dazu erfordert wird, ſich über alle dieſe Reitzungen hinwegzuſetzen. —

Die Polizey der Stadt Neapel macht ein eigenes Tribunal aus, von dem ich nicht beſtimmen kann, in wie fern es von der Vikarie und den höhern Gerichtshöfen abhängig oder unabhängig iſt. Die Deputirten

des hohen Adels, der in Neapel reſidirt (Cavaliere di Sedile) und an Stolz vielleicht den Adel der ganzen Welt übertrift, und einige von der Bürgerſchaft haben dieſes Geſchäft übernommen. Gewöhnlich verwalten ſie es ſo ſchlecht, daß Neapel wie Rom, ein Theater der ſchrecklichſten Mordthaten ſeyn würde, wenn der Karakter der neapolitaniſchen Lazaroni und des übrigen Pöbels nicht minder gewaltthätig und blutgierig wäre, als der des römiſchen Volks. Sie begnügen ſich gewöhnlich mit Beſtehlen der Taſchen, und in ihren Zänkereien meiſtentheils mit Lärmen und Schimpfen, ohne gleich, wie die Römer, zum Meſſer zu greifen, und ihren Gegner hinzuſtrecken. Indeſſen muß die Regierung ſie doch ſehr ſchonen; die Zeiten Maſaniello's, die noch in ſehr lebhaften Andenken ſind, haben es gezeigt, welcher Wuth die Lazaroni fähig ſind, wenn ſie aufgebracht ſind, und bei jeder heftigen Eruption des Veſuvs hat die Regierung kein anderes Mittel ſie zu ſtillen, als das Blut des heiligen Januarius.

Es würde ſehr gefährlich ſeyn Gewalt gegen ſie zu brauchen. Denn in weniger als 24 Stunden würden, wenn ein ſtarker Aufruhr entſtünde, 200000 mit Meſſern und Flinten bewafnete Leute aus allen Theilen der Terra di Lavoro in Neapel zuſammenſtrömen, und was würde gegen ſie die kleine Handvoll ſchlecht diſciplinirter neapolitaniſcher Soldaten vermögen? Ein Mann, den wenig Menſchen außer Neapel gekannt haben, und der von ſeinem Vaterlande ewige Monumente verdiente, und noch dazu ein Dominikaner, hat mehr als einmal durch die unbegreifliche Gewalt, die er über aller Herzen hatte,

te, und durch ſeine Geiſtesgegenwart in den kritiſchen Zeitpuncten den wütenden Pöbel gebändigt, die Domkirche vor dem Sturm geſichert, und Empörungen, die auf dem Punkt waren, auszubrechen, geſtillt. Dieſer höchſt ſonderbare Mann hieß Padro Rocco. Seine Popularität, genaue Kenntniß des gemeinen Mannes, und ſeine ſtrengen untadelhaften Sitten hatten ihm die Ehrerbietung und Liebe des Volks erworben; ſeine Kenntniſſe, Talente, und ſeine über allen Vortheil erhobene Uneigennützigkeit, die Hochachtung der Bürger und des Adels, und ſeine wahren und großen Verdienſte um die Stadt, ſeine Freymüthigkeit und ſein Muth die Achtung der Regierung. Er füllte durch ſeine Veranſtaltung Lükken aus, die die Regierung offen gelaſſen hatte. Er ſtiftete und unterhielt faſt ganz allein, durch die Allmoſen, die er herbey zu ſchaffen wußte, ein Findelhaus, in dem außer den Findlingen, noch viele andre auf den Straßen aufgehobene Kinder unterrichtet und erzogen wurden. Er ſah die Nothwendigkeit der Erleuchtung auf den Straßen ein, welche die Polizey noch nie unternommen hatte, und brachte es durch Muttergottesbilder und kleine andern Heiligen faſt in jeder Straße beſonders auf den Ekken gewidmete Altäre, vor denen ewige Lampen brennen, die ſeine Verehrer unter den Bürgern ſtifteten, dahin, daß faſt ganz Neapel, hauptſächlich in den kleinen und winklichten Gaſſen nothdürftig erleuchtet iſt. Dieſer wirklich verdienſtvolle Mann ſtarb im Jahr 1783.

Weniger gut, als das gemeine Volk in Neapel, das zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe überaus wenig

braucht,

braucht, und unter dem ſanfteſten Klima von Europa noch weniger Bedürfniſſe hat, als jedes andere Volk, ſind die Einwohner der übrigen Provinzen, beſonders von Kalabrien, den Abruzzos, dem Principato und einigen Theilen von Apulien. Daher iſts auch kein Wunder, daß in den Gebirgen und auf den weniger beſuchten Straßen, oft Straßenraub geſchieht; daß beſonders die reitende Poſt, wenn man Geld bei ihr vermuthet, angefallen wird. Aber daß in Apulien ſelbſt in den fruchtbarſten Gegenden dieſer Provinz, Edelleute, ſogar Maltheſerritter Einbrüche und Straßenraub thun, iſt unerhört; und dieſes war, den authentiſchen Nachrichten zu Folge, die im vorigen Herbſt in Neapel einliefen, wirklich geſchehen. Indeß übertreibt man in Neapel oft die Furcht. Der Neapolitaner verachtet alles, was in den ſüdlichen Provinzen des Königreichs lebt, als Barbaren, erzählt hundert Geſchichten, von denen kaum zehn wahr ſind, und jagt beſonders Fremden, die ihre Neugierde in jene Gegenden führt, oft unnöthige Furcht ein.

Um endlich noch durch eine Thatſache zu belegen, wie wenig die Gerechtigkeit gehandhabt wird, wie wenig innre Polizey im Lande, und wie ſchwach die Regierung iſt, will ich die Geſchichte eines vor wenig Jahren hingerichteten Banditenhauptmanns kurz erzählen.

Dieſer, Angiolino del Duca genannt, war ein junger ſtarker Bauer in der Nachbarſchaft von Neapel. Die unerbittlichſte Rachſucht ſeines Barons, dem er ein Pferd getödtet hatte, und der ſich nicht mit Geld befriedigen laſſen, ſondern Angiolino durch Leibesſtrafen

züch-

züchtigen wollte, bewog ihn, da er ſonſt keine Hülfe zu hoffen hatte, zu entfliehen, und ſich zu einigen Straßenräubern zu geſellen, die er ſich bald unbedingt unterwarf. Er ſuchte nun bloß ſeinen Feind auf, deſſen Tod ſein hauptſächlicher Zweck war, ſuchte aber zugleich ſo viel er konnte, Ungerechtigkeiten zu hindern, und Leute die Gewaltthätigkeiten begangen hatten zu züchtigen. Dabey verſicherte er feierlich, er ſei ein getreuer Unterthan des Königs, nannte ſich aber dennoch ſelbſt, und unterſchrieb ſich König von Kampanien. Seine Genoſſen hielt er in der ſtrengſten Subordination. Er war die Zuflucht und der Rächer aller Unterdrückten und Verfolgten, denen er ohne den geringſten Eigennutz zur Rache und zu ihren Rechten verhalf. Er war daher überall vom Volk angebetet, und dieſes, fern davon, ihn den Häſchern und Soldaten, die ihn jagten, zu verrathen, that ihm allen möglichen Vorſchub. Wenn Reiſende zu ihm kamen, die ſich vor ſeinen Geſellen oder andern Räuberbanden fürchteten, gab er ihnen ſichere Bedeckung unentgeldlich, oder gegen ein ſehr geringes Geſchenk mit, und ſein Name war ſo gefürchtet, daß kein anderer ſich an die wagte, welche unter ſeinem Schutze reiſeten. Dieſes geſchah oft, und ſelbſt neapolitaniſche Edelleute wendeten ſich an ihn. Selten überfiel er Leute, um ſie zu plündern, und alsdann nahm er ihnen nur ſo viel, als er nur nothdürftig brauchte. Man erzählt, daß er einſt einen Biſchof, der nach Neapel reiſete, um dort ſeine Einkünfte in Wohlleben zu verzehren, angehalten, und ihm von 2000 Ducati 1800 mit dem Bedeuten genommen habe: er könne damit gemächlich nach Neapel kommen. Dieſe 1800 Ducati

ſoll er aber den Kirchen und Armen gegeben haben. So ſtrenge Befehle wieder ihn und ſeine Freunde oder Hehler gegeben waren, fand er doch überall, wo er hinkam, willig Nachtquartier. Er gieng in die Städte und ſelbſt in die Häuſer ſeiner ärgſten Feinde, theils um ſie zu warnen, ihn nicht aufs äußerſte zu treiben, theils um auch ihnen zu zeigen, daß er zu allem fähig ſei. Er ſuchte auch verſchiedenemale bis zum Könige zu dringen, um ſich ihm zu Füßen zu werfen, und Gnade von ihm zu erlangen, konnte aber nicht darzu kommen. Der König ſelbſt ſoll Mitleiden mit ihm gehabt haben, und ihm gerne haben ſchonen wollen. Zuletzt aber, da er mit vier der Seinigen in ein Städtchen gekommen war, in dem einer der Einwohner über ein Urtheil der Obrigkeit ſich bei ihm beſchwert hatte, und er förmlich auf öffentlichen Markt Gericht hielt, das Urtheil kaſſirte und dem Richter fürchterliche Drohungen ſagte, konnte man ihm nicht mehr ſchonen. Einer der Seinigen, dem er am meiſten getrauet hatte, verrieth ihn, als er eben verwundet von einem Gefechte mit den Häſchern in einem Dominikanerkloſter lag. Die Mönche öfneten die Thore; er merkte aber noch bei Zeiten die Verrätherey und ſprang in ein höheres Zimmer, woraus man ihn durch Feuer vertrieb. Halb verbrannt ward er gefangen. Sein Prozeß ward beſchleunigt, damit er nicht an ſeinen Wunden ſterben möchte, und wenig Tage nach ſeiner Gefangennehmung ward er, von allen, die ihn gekannt hatten, bedauert, zu Salermo aufgehängt.

Digitized by Google

Bei dem Buchhändler Ernſt Feliſch in Berlin, ſind in der Oſtermeſſe 1794 nachfolgende Bücher erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußland aus hiſtoriſchem, ſtatiſtiſchem und litterariſchem Geſichtspunkt betrachtet, auf einer Reiſe durch dies Land, in den Jahren 1788. 89. Aus dem Franzöſiſchen des Bürgers Chantreau. Erſter Theil 16 gr.

Die Verfaſſer dieſer in dem freimüthigen Tone und im Geſchmack der berühmten Goraniſchen Nachrichten, abgefaßten Schrift, ſind eigentlich zwei Holländer, die an Ort und Stelle Beobachtungen anſtellten, und gegenwärtige wichtige Materialien über Rußland und deſſen Bewohner ſammleten. Dem auf dem Titel genannten Bürger Chantreau fiel es als Manuſcript in die Hände, und dieſer erachtete es für nothwendig, daſſelbe umzuſchmelzen, und mit Zuſätzen zu vermehren. Bei der Bearbeitung deſſelben, ſagt er ſey vorzüglich auf alles das Rückſicht genommen, wodurch man den Menſchen kennen lerne, als: Meinungen über religiöſe Gegenſtände, und über Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens, da dieſe ganz evident, das größere oder geringere Verſtandsmaaß ihrer Bekenner bezeichnen. Hierauf habe er die Rechtsgelehrſamkeit und die Geſetze unterſucht, den Grad der Geiſtesbildung und die Fortſchritte angegeben, die die Ruſſen in den nützlichen und angenehmen Künſten gemacht, die Sitten geſchildert, die ſie von andern Nationen unterſcheiden; mit einem Worte, ſo von Rußland geſprochen, daß der Leſer in den Stand geſetzt werde, von dieſem Lande ſo zu urtheilen, als wenn er eine Reiſe in daſſelbe gethan hätte. — Dieſe eigenen Worte des Herausgebers, die im ſtrengſten Sinne der Wahrheit gemäß ſind, werden hinlänglich ſeyn, jeden Liebhaber der Erd- und Menſchenkunde auf gegenwärtiges Werk aufmerkſam zu machen. Der Ueberſetzer hat einige zu ſehr beſchnittene topographiſche Nachrichten des franzöſiſchen Umarbeiters aus den neueſten und bewährteſten Quellen berichtigt und ergänzet, und verſpricht alles dasjenige, was zur Vollendung dieſes meiſterhaften Werkes noch fehlen ſollte, im Anhange zum dritten und letzten Theile deſſelben ſelbſt nachzuholen. Er glaubt

mit Recht, alsdann durch dies Werk ziemlich vollſtändige und angenehme Umriſſe von einem Lande gegeben zu haben, das in ſo mannigfaltiger Hinſicht die Aufmerkſamkeit eines jeden verdient.

Moral in Beiſpielen für die Jugend, mit vierzehn Kupfern, 8. 12 gr.

Wie ſchwach der Eindruck iſt, den allgemeine moraliſche Sätze auf das Herz des Kindes machen, wie nachdrücklich im Gegentheile Beiſpiele auf daſſelbe würken, iſt allen Erziehern hinlänglich bekannt; daher wird ihnen gegenwärtige Moral in Beiſpielen gewiß nicht unwillkommen ſeyn, die auf eine, Kindern und jungen Leuten verſtändliche und von dem gewöhnlichen abſchreckenden Ermahnungstone weit entfernte Art, Geſchichten von Fehlern und Tugenden, auf eine ſo eindringliche Weiſe erzählt, die ihres Zwecks nicht verfehlen wird. Die Schreibart iſt durchaus korrekt und macht dieſe kleine Schrift auch von dieſer Seite ſchätzbar. — Die jeder Erzählung beigefügten ſehr ſauber gearbeiteten Kupfer, gereichen derſelben gleichfalls zu keiner geringen Zierde, und machen dem Künſtler Ehre.

Grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache, von K. Philipp Moritz, fortgeſezt von J. Ernſt Stutz, zweiter Band. 1 thl.

Ein frühzeitiger Tod entriß den ſel. Hofrath Moritz der Vollendung dieſes mit ſo ungetheilten Beifall aufgenommenen grammatiſchen Wörterbuchs der Deutſchen Sprache, eines Werkes, welches des verewigten philoſophiſchen Sprachforſchers vollkommen würdig iſt. Niemand konnte wohl beſſer die Fortſetzung deſſelben übernehmen, als der bereits dem Publiko rühmlich bekannte Prediger, Herr Stutz zu Zerbſt. Er ward ſchon vor mehreren Jahren von dem verſtorbenen Moritz aufgefordert, dies Werk gemeinſchaftlich mit ihm auszuarbeiten, allein verſchiedene Umſtände nöthigten ihn damals, dieſen für ihn ſchmeichelhaften Antrag abzulehnen. Jezt erfüllt er das Verlangen des Verfaſſers noch nach ſeinem Tode, und liefert den zweiten Band dieſes Werks, worin er dem Plane des ſel. Moritz: die Gegenſtände der Grammatik gründlich und ausführlich in alphabethiſcher Ordnung abzuhandeln, und die Deutſche Sprache in ihrer urſprünglichen Kraft und Reinigkeit aufzuſtellen, getreu geblieben iſt. Ge-

genwärtiger zweiter Band, enthält die Buchſtaben D bis M. und außer vielen andern intereſſanten Abhandlungen, die Artikel: Dativ, Derivation, für, Genius, Impersonale, ꝛc. Ueberall thut der Verfaſſer tiefe Blicke in den Genius unſrer Sprache, für die ihm jeder, dem ſeine Mutterſprache lieb iſt, gewiß den aufrichtigſten Dank ſagen wird — Der dritte und vierte Theil, womit das Werk geſchloſſen wird, werden dem gegenwärtigen bald nachfolgen.

C. F. Schale, leichte Vorſpiele für die Orgel und das Clavier. Querfolio. 16 gr.

Die beſten Präludien, die wir beſitzen, ſind unſtreitig die von J. S. Bach, der deren eine Menge in allen Arten gemacht hat. Sie haben alle die Vollkommenheiten, deren dieſe Art der Muſik nur fähig iſt, nur ſind dieſelbe für gewöhnliche Organiſten, mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft. Letztere werden daher dem Herrn Schale für gegenwärtige leichte Vorſpiele für die Orgel, die bei ihrem innern Werth ſich auch durch Leichtigkeit empfehlen, gewiß danken.

Die Kategorien des Ariſtoteles, mit Anmerkungen erläutert, und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens, dargeſtellt, von Salomon Maimon. Sum cuique. 18 gr.

Das Buch der Kategorien des Ariſtoteles iſt unſtreitig bei ſeinem kleinen Umfang eins der vorzüglichſten logiſchen Werke dieſes großen Philoſophen. Hier zeigt ſich ſein durchdringender allumfaſſender Geiſt auf eine bewundernswürdige Art. Die erſten Gründe der menſchlichen Erkenntniß aufzuſuchen, die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der menſchlichen Gedanken, und ihre Verhältniſſe auf eine geringe Anzahl von Hauptbegriffen zu reduciren, und dadurch einen Uebergang von der bloß formellen zur reellen Erkenntniß zu verſchaffen, iſt eine Arbeit, welche nur ein Ariſtoteles unternehmen, und ein Kant vervollkommnen konnte. — Dieſes Buch der Kategorien, hat Herr Maimon nach der lateiniſchen Ueberſetzung des Herrn Prof. Buhle, ins deutſche übertragen, und mit Anmerkungen erläutert, die er als eine Vorübung zu ſeinem Verſuch einer neuen Logik anzuſehen bittet.

Verſuch einer neuen Logik, oder Theorie des Denkens, nebſt angehängten Briefen des Philalethes an Aneſidemus. 1 thl. 8 gr.

Es unterſcheidet ſich dieſe vortreffliche Schrift unſers tiefſinnigen Denkers von einer jeden andern ſeit Ari-

ſtoteles bis auf Kant aufgeſtellten Theorie des Denkens vorzüglich in folgenden Stücken: 1) Wird die Logik in dieſer neuen Theorie des Denkens zwar abſtrahirt von der Transcendentalphiloſophie gedacht, aber dennoch in Verbindung mit derſelben dargeſtellt. 2) Verwirft der Verfaſſer das bloße diskurſive Denken, als eine leere Fiktion, die keinen reellen Grund hat, gänzlich, ſchränkt ſeine Theorie des Denkens blos auf das reelle Denken ein, und zieht das Denken der Objekte der Erfahrung in Zweifel. 3) Sucht derſelbe ein allgemeines Kriterium des Denkens in dem von ihm genannten Grundſatz der Beſtimmbarkeit auf; aus dieſem Grundſatz leitet er die logiſchen Formen her, und bringt ſie in ſyſtematiſche Verbindung mit einander. Aus dieſem Syſtem ergiebt es ſich, daß die ſonſt in der Logik vorkommenden Formen des Denkens nicht urſprüngliche, ſondern bloß aus dieſem Grundſatz abgeleitete, und daß einige für einfach gehaltene, in der That komponirte Formen ſind. Der Verfaſſer mußte alſo eine neue Aufzählung und Ordnung mit denſelben vornehmen.

Es würde überflüſſig ſeyn, etwas zum Lobe dieſer beiden Schriften zu ſagen, die zu wichtig ſind, als daß ſie der Aufmerkſamkeit des Publikums entgehen könnten.

Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen, zum zweckmäßigen und nützlichen Unterricht der Jugend, von M. Johann Heinrich Jakobi. Dritter Theil, erſte Abtheilung, welche die eine Hälfte von Deutſchland enthält. 4to.

Auch unter dem Titel:

Geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen von Deutſchland. Erſte Abtheilung 4. 1 thl.

Die geograpiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen des Herrn M. Jakobi ſind mit ſo ungetheiltem Beifall aufgenommen, daß es unnütz ſeyn würde, etwas zu ihrem Lobe hier zu ſagen, da jedermann die muſterhafte Einrichtung derſelben und die Manier des Verfaſſers kennt. Durchaus herrſcht in denſelben Genauigkeit in den Angaben, zweckmäßige Darſtellung der Sachen zur bequemen Ueberſicht des Ganzen und gewiſſenhafte Benutzung der neueſten und bewährteſten Quellen. Der vor uns liegende Theil enthält auf 50 Tabellen zuförderſt eine allgemeine Ueberſicht des Bevölkerungs-, Militair- und Finanzzuſtandes Deutſchlands, nebſt einer Darſtellung der wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Cultur, der Staats-

verfaſſung, und der Geſchichte unſers Vaterlandes in concentrirten Umriſſen; ſodann folgen die Länder des öſterreichiſchen, des Königl. Preußiſchen Hauſes (viel Neues und Intereſſantes von Anſpach und Bareuth nebſt Südpreußen) die Länder des Churfürſten von Pfalz-Baiern, des Churhauſes Sachſen, des Churhauſes Braunſchweig-Lüneburg, die Chur Mainziſchen und Churtrieriſchen Länder, die Beſitzungen des Herzogl. Hauſes Wirtenberg, das Herzogthum Hollſtein, die deutſchen Länder des Königs von Schweden, die Länder des Fürſtl. Hauſes Anhalt, und endlich der Oeſterreichiſche und Bayeriſche Kreis insonderheit.

Der glückliche Erfolg, mit welchem die vorhergehenden Tabellen bereits in ſo vielen Schulen und Erziehungsanſtalten Deutſchlands gebraucht worden ſind, läßt hoffen, daß gegenwärtige, vaterländiſche Geographie und Statiſtik betreffende Tabellen jedem Schulmann und Erzieher noch willkommener ſeyn werden.

Verſuch über die Holländiſche Armee, vorzüglich in Hinſicht auf ihren gegenwärtigen Feldzug wider die Neu-Franken, von einem Obriſten der leichten Truppen, aus dem Franzöſiſchen gr. 8. 6 gr.

Der unbekannte Verfaſſer dieſer kleinen Schrift, entwickelt auf eine für jeden Leſer gewiß ſehr befriedigende Art, die Urſachen der Niederlagen, welche die Holländiſche Armee im Jahr 1793 erlitten hat. Er ertheilt zu dem Ende genaue und detaillirte Nachrichten von der Organiſation dieſes Heeres, macht auf Mißbräuche aufmerkſam, die ſich in daſſelbe eingeſchlichen haben, und giebt auf eine ſehr lehrreiche Art die Mittel an, wodurch jenen abgeholfen werden kann. Die Belehrungen, die der Verfaſſer über die gute Organiſation eines Heers überhaupt, und über die Verfaſſung deſſelben giebt, ſo wie manche Aufſchlüſſe, die er über die gegenwärtigen Zeitumſtände ertheilt, machen dieſe Schrift für den Offizier, Geſchichtsforſcher und für jeden denkenden Leſer gleich wichtig.

Itinerariſches Handbuch, oder ausführliche Anleitung, die merkwürdigſten Länder Europens zu bereiſen, nebſt einer Nachricht zu allen dazu erforderlichen Kenntniſſen, und einer geographiſch-ſtatiſtiſchen Ueberſicht der gewöhnlichen Reiſerouten und Poſtcourſe, der vornehmſten Oerter und deren Merkwür-

Digitized by Google

digkeiten, der gangbarſten Münzſorten, Geldcourſe, Maaße u. Gewichte, u. ſ. w. 8. 1 thl.

Schon der Titel dieſes ſchätzbaren Handbuchs für Reiſende, verſpricht einen reichhaltigen Inhalt; dieſe Erwartung wird beim nähern Gebrauch deſſelben bei weitem übertroffen. Man hat zwar der Handbücher, Anweiſungen und Wegweiſer für Reiſende in ſehr großer Anzahl, allein nicht zu gedenken, daß die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, die den Gegenſtand ſolcher Werke ausmachen, ſo vielfachen Veränderungen ausgeſetzt ſind, daß häufige Bearbeitungen derſelben wenigſtens ſtets wünſchenswerth ſind, ſo bleibt dem Verfaſſer eines ſolchen Buchs doch noch immer ein weites Feld übrig, um durch zweckmäßige Anordnung der Sachen den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern. Beides iſt in gegenwärtigen Werke vollkommen geleiſtet. Eine kurze Inhalts-Anzeige wird hinlänglich ſeyn, um den Leſer auf daſſelbe aufmerkſam zu machen. Es enthält: 1) ein ſchätzbares Fragment in Bezug auf junge Reiſende. 2) Vermiſchte Nachrichten zum Gebrauch für junge Reiſende. 3) Einen mediciniſchen Artikel. 4) Etwas von der wohlfeilſten Art zu reiſen, eine ſehr belehrende Abhandlung. 5) Einige Bemerkungen über Seereiſen. 6) Allgemeine Regeln für Reiſende in politiſcher Hinſicht. 7) Geſchichte des Poſtweſens überhaupt. 8) Eine Nachricht von hundert merkwürdigen Orten und deren Sehenswürdigkeiten mit dem mühſamſten Fleiße aus den beſten Quellen geſammlet. 9) Notizen vom Münzweſen und dem Geldcours der vornehmſten Städte in Europa. 10) Bemerkungen über Gewicht und Maaß. 11) Grundmaaße. 12) Meilenarten. 13) Entfernung der vornehmſten europäiſchen Städte von einander. 14) Eine ſehr heilſame Anweiſung vom Doctor Howes und 15) Maximen, unterweges zur Unterhaltung für Reiſende; eine Sammlung, die dem Geſchmack des Verfaſſers Ehre macht. Uberhaupt wird dieſes Buch wohl für jeden Reiſeluſtigen Leſer, ein angenehmes Geſchenk ſeyn.

Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen, über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit in alphabetiſcher Ordnung, nebſt einem dreifachen Regiſter. Erſter Band, erſte Abtheilung. gr. 8. 12 gr.

Nicht allein künftige Prediger, ſondern auch diejenigen, welche wirklich ſchon im Amte ſtehen, ſind ſehr

oft genöthigt, über beſtimmte Gegenſtände zu reden, die ſie bis dahin, entweder noch nicht hinlänglich durchdacht, oder doch noch nicht aus dem Geſichtspunkte durchdacht hatten, aus welchen ſie eben jetzt darüber reden wollen. Wie willkommen muß beiden ein homiletiſches Repertorium mit allgemeinen Rubriken in alphabetiſcher Ordnung ſeyn, in welchem vollſtändige Diſpoſitionen über die vornehmſten und wichtigſten Wahrheiten der chriſtlichen Moral, Glaubenslehre und Weltklugheit, ohne Mühe aufgefunden werden könen, aus welchen der Anfänger nicht allein den Reichthum, die Deutlichkeit und Beſtimmtheit ſeiner theologiſchen Erkenntniſſe vermehren, ſondern auch den Ton des populären Vortrags und die nutzbarſten Seiten der Materien, die für den öffentlichen Vortrag gehören, kennen lernen kann? — Dieſe Betrachtungen haben eine Geſellſchaft, ſchon durch ähnliche Arbeiten bekannter Volksredner bewogen, dieſes Repertorium heraus zu geben. Es kann ſolches nicht allein als Magazin gebraucht werden, in welchem man reichhaltigen Vorrath zu Amtsreden über Materien, die nach den jedesmaligen Umſtänden einer Gemeinde die nützlichſten ſind, findet, ſondern es wird auch durch angehängte Regiſter zu einem Repertorium für Prediger über die gewöhnlichen Evangelien und Epiſteln und für ſogenannte Caſualreden eingerichtet werden. Die zweite Abtheilung des erſten Bandes wird der gegenwärtigen bald folgen.

D. J. G. Hempel, pharmacevtiſch-chemiſche Abhandlung über die Natur der Pflanzenſäuren, und die Modificationen, denen ſie unterworfen ſind, nebſt einer chemiſchen Unterſuchung der Winter- und Sommereiche, 8. 10 gr.

Die Beſtimmung der Natur und die Modificationen der Pflanzenſäuren iſt ein Gegenſtand, der bereits ſeit einem Decennio, die Aufmerkſamkeit mehrerer der größten Chemiker in Deutſchland beſchäftigt, und ſeit einiger Zeit um ſo merkwürdiger geworden iſt, ſeitdem die franzöſiſchen Chemiker beſonders Lavoiſier durch ihre neue Entdeckungen ein neues Lehrgebäude aufgeführt haben, welches den vermeinten, und für die ältere Chemie ſo wichtigen Beſtandtheil der Körper, beſonders aber der organiſirten, den brennbaren Grundſtoff, oder mit andern Worten, das Phlogiſton gänzlich läugnet, und dagegen einen andern, wirklich vorhandenen Grundſtoff, das ſäure-

erzeugende Principium (principium oxygeneum) eingeführt hat. — Der Verfaſſer ertheilt, ehe er hiervon redet, eine kleine Ueberſicht von demjenigen, was man von früherer Zeit bis jezt über die Pflanzenſäure ausgemacht hat, giebt ſodann einen Abriß von der Säurenerzeugung im Allgemeinen, erzählt die angeſtellten Verſuche, und theilt ſehr befriedigende Reſultate mit. Durchaus herrſcht Gründlichkeit, und befriedigende Belehrung, die dieſe Schrift jedem Chemiker wichtig machen wird. — Nicht weniger Aufmerkſamkeit verdient die zweite Abhandlung, die chemiſche Unterſuchung der Winter- und Sommereiche. Der Verfaſſer handelt hierin: 1) von dem allgemeinen der Eichen, dem Beſondern der Winter- und Sommereiche, vom mediciniſchen Nutzen derſelben. 2) liefert er eine pharmacevtiſche Unterſuchung in Rückſicht der Extractmenge, und 3) eine vorläufige Unterſuchung der Eichen in Rückſicht ihrer Beſtandtheile.

Praktiſches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen, mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks, zum Gebrauch für Schulen, von M. J. C. Vollbeding. 8. 8 gr.

Da man nichts ſagen kann, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, wenn man nichts weiß, ſo iſt nothwendig, daß der Lehrer erſt für Materialien ſorge, ehe er daran denkt, ſeine Schüler zu ſchriftlichen Aufſätzen anzuleiten. Erſt muß der junge Menſch denken lernen, bevor er es wagen darf, Etwas über eine Sache zu ſagen. Wo Ordnung, Beſtimmtheit, Deutlichkeit in Gedanken und Vorſtellungen herrſcht, da kommt der gute Ausdruck bei mittelmäßiger Uebung von ſelbſt. — Dieſem Plane gemäß, giebt der Verfaſſer in der Einleitung eine vortrefliche Anweiſung, wie junge Leute zum richtigen Denken angeleitet werden können, und entwickelt darauf auf eine ſehr deutliche Art die Regeln der Grammatik und eines guten ſchriftlichen Ausdrucks. Er leiſtet mit unverkennbarem Fleiße und ungemeiner Genauigkeit, das, was der Titel verſpricht, ſo daß dieſes Werk gewiß einem jeden Freunde der vaterländiſchen Sprache willkommen ſeyn wird. Möchte daſſelbe doch recht vielen Schullehrern bekannt werden, um den löblichen Endzweck des Verfaſſers befördern zu helfen!

Ankündigung einiger Schriften für junge Perſonen beiderley Geſchlechts.

1) Das geöffnete Schreibepult, zum Unterricht und Vergnügen junger Perſonen. Aus dem Engl. der Miſtreß Barbault überſezt. Mit einigen Kupfern und eingedruckten Vignetten. Ein Weihnachtsgeſchenk. 48 Jahr. Taſchenformat.

Wir haben ſeit 3 Jahren es uns zum Vergnügen gemacht, der leſeluſtigen deutſchen Jugend ein kleines Weihnachtsgeſchenk, in einem angenehmen Büchelchen, nach Anleitung der beſten neueſten engliſchen Unterhaltungsſchriften für die junge Welt, in die Hände zu geben. Die gute Aufnahme des Prinzen Libu, kleinen Jack und blinden Kindes, ermuntert uns, auch dieß izt laufende Jahr damit fortzufahren, und die Wahl des Mannes, der die vorigen in ein deutſches Gewand gekleidet und der der Welt bereits durch mehrere Schriften, ſowohl dieſer Art, als in andern Gattungen des Geiſtes und Geſchmacks, auf eine ruhmvolle Art bekannt iſt, berechtiget uns ein Gleiches vom gegenwärtigen Werkchen zu erwarten. Das Original iſt von der Miſtreß Barbault einer der geiſtvollen Schriftſtellerinnen für die engliſche Jugend. Es enthält eine große Mannigfaltigkeit von angenehmen Aufſätzen zur Belehrung und Unterhaltung in kleinen moraliſchen Dramen, Fabeln, Geſprächen, Geſchichten und Allegorien, die mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Wahrheit und vielem Intereſſe vorgetragen ſind. Der deutſche Verfaſſer liefert eine bloße Auswahl aus dem Original, indem daſſelbe auch manche Aufſätze aus der Naturgeſchichte enthält, welches Fach für die Jugend bey uns ſchon ſo oft und viel bearbeitet worden, daß ſie größtentheils Wiederholungen bekannter Sachen finden würde. Was die äußere Einrichtung betrift, ſo bleibt ſie, wie bey dem blinden Kinde. 4 — 6 Kupfer. — Einen färbigen Band mit 2 niedlichen Medaillons. — Ein Futteral und ein paar Blätter Pergament. Zur Mich. Meſſe ſoll es ſpätſtens erſcheinen.

Wir wollen noch einige der Stücke, die dieſes Büchelchen enthalten wird, anführen: Der Dörfling. Ein kleines Schauſp. — Die junge Maus. — Die Weſpe und die Biene. Eine Fabel. — Wundergeſchichte eines Reiſenden. — Lebensart verſchiedener Thie-

Thiere, oder die Seelenwanderung Iburs. — Die Gans und das Pferd. Eine Fabel. — Tagebuch eines Landpachters an ſeinen älteſten Sohn in einer Stadtſchule. — Der Phönix und die Taube. Eine Fabel. — Alfred. Ein Drama. — Das mißvergnügte Eichhörnchen. — Geſpräch über die verſchiedenen Stände im menſchlichen Leben. — Der Stieglitz und der Hänfling. — Die Maus, der Schooshund und der Affe. Eine Fabel. — Canuts Verweiß an ſeine Höflinge. — Lebensgeſchichte und Abentheuer einer Katze. — Der kleine Hund. Eine Fabel. — Die Masque der Natur. — Beurtheile die Menſchen nie eher, als bis du ſie kennen lernſt. Ein Schauſpiel. — Die weibliche Wahl. Eine Erzählung. — Die zwey Räuber. — Die Ratte mit einer Schelle. Eine Fabel. — Das Gehen auf der Straſſe einer volkreichen Stadt. Ein Gleichniß. — Die Schwalbe und Schildkröte. — Liebe fürs Vaterland. — Der Knabe ohne Kopf (Genie). — Der Beſuch eines Guthsbeſitzers. Ein Drama. — Der kleine Philoſoph u. ſ. w. — —

2) Burtons, J. Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitten. 8.

Wir brauchen zur Empfehlung dieſes Buchs nur auf die Rezenſenten der engliſchen Tagebücher, insbeſondere aber auch auf die vortheilhafte Ankündigung eines ſachverſtändigen Mannes in der gothaiſchen gelehrten Zeitung den Leſern zu verweiſen. Ganz gewiß verdient es in jeder weiblichen Bibliothek eine der erſten Stellen, und daß es jede Mutter und Tochter zu ihrem moraliſchen Handbuche und zum Leitfaden bey ihrer Erziehung oder Bildung nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen machte; da kein einziger Gegenſtand der uns betrifft darinnen übergangen iſt, mit Rückſicht auf jeden Stand, auf jede Beſtimmung, die dem weiblichen Geſchlechte in dieſer Welt angewieſen iſt. Der Vortrag iſt zugleich äußerſt einfach und leicht, nicht wie es oft in dieſer Art von Büchern gewöhnlich iſt, mit leeren Declamationen angefüllt, wodurch es mehr moraliſchen Predigten, als einer natürlichen, auf Raiſonnement gegründeten Anweiſung zu den Pflichten des Lebens wird. Kurz, es verdiente den Titel: Weg zur Glückſeligkeit für das weibliche Geſchlecht. Auch dieß Buch wird zur M. M. fertig erſcheinen, und kann füglich auch als ein Geſchenk — das Männer ihren Frauen, Mütter ihren Töchtern beym Jahreswechſel machen — gebraucht werden.

3) Der

3) Der Rathgeber junger Leute beiderlei Geſchlechts, von J. Böckh 2ten Bandes 2tes Stück. Mit einem 8. Kupfer und einer Landcharte. 8. (14 gr.) Enthält:

Ueber die Aufklärung. Ein Geſpräch eines Vaters mit ſeinem Sohne. — Warnung vor der Unvorſichtigkeit im Urtheilen. — Ueber öffentliche Luſtbarkeiten. — Ueber Menſchenkenntniß. — Guter Rath für junge Leute ꝛc. — Herkules auf dem Scheidewege. Eine Ueberſ. aus dem Griechiſchen. — Eine Familiengeſch. von Schubart. — Lehrreicher Briefwechſel zwiſchen einer Mutter und ihrer Tochter. Etwas zuvörderſt für die Leſerinnen des Rathgebers. — Vorſatz eines Jünglings beym Andenken an ſeinen Lehrer. — Der Wanderer. — Ein paar Worte über die beygelegte Charte. — Beſchreibung eines, mit einer Univerſal-Sonnenuhr verſehenen, Aſtrolabs, nebſt einer dazu gehörigen kleinen geozykliſchen Maſchine. NB. Die Abbildung dieſes Aſtrolabs, ſo wie die Landcharte, waren wir unſern Leſern noch, nach dem im 2ten Stücke des erſten Bandes gethanen Verſprechen, zu liefern ſchuldig, wir entledigen uns hiermit unſerer Pflicht. — Nachtrag zur Jugendgeſchichte des Rathgebers.

Aus dem Inhalte iſt ſchon zu ſehen, daß dieſes Stück Intereſſe haben muß, und hat es auch in der That ſo viel, als die 3 erſten. Dieſe Erziehungsſchrift gaben wir anfangs auf Pränumeration heraus, da die Stücke aber, weder in Rückſicht der Zeit noch der Bogenzahl regulär erſchienen, ſo ward dieſe bald nicht weiter geachtet, und ganz aufgehoben. In der Folge geſchahen oftmals Anfragen an uns, ob man denn auf den Rathgeber nicht mehr pränumeriren könnte? Wir geſtehen, daß wir wenig oder gar nichts von Pränumerationen halten, weil, wenn ein Buch gut iſt, es doch ſeinen Käufer findet. Sollte inzwiſchen der Fall hier ſeyn, daß man in der That um einige Groſchen vom Thaler zu genießen, ein Buch kaufe, ohne dieſen Vortheil aber nicht, wenn gleich das Buch Verdienſte hat, ſo müſſen wir wohl nachgeben. 8 gr. war die Pränumeration auf jedes Stück, 4 Stücke oder 2 Bände ſind heraus, die nach dem Ladenpreiß 1 Rthl. 22 gr. koſten. Bis zur Oſter Meſſe 1795. mag alſo die ehemalige Pränumeration wieder eintreten. Wer bis dahin 1 Rthl. 8 gr. Conv. Münze frey einſendet, oder durch ſeine nächſte Buchh. Beſtellung darauf macht, empfängt dafür die 2 Bände. Wie es mit der Fortſetzung gehalten werden ſoll, das wird dem Publikum in einer beſondern Anzeige bekannt gemacht werden. Einzelne Stücke behalten ihren Ladenpreis.

4) So-

4) Sophie von La Roche Briefe an Lina, als **Mutter**, oder 2ter Band. 8. Mit Kupf.

Lange, ſehr lange machte uns die würdige Verfaſſerin zu dieſem 2ten Bande Hoffnung. Immer ward ſie durch traurige Ereigniſſe dieſe zu erfüllen abgehalten. Sie verlohr ihren Gatten und ein paar Jahre darauf ihren Sohn. Der Schmerz über den jedesmaligen Verluſt ließ ihr lange nach demſelben noch immer nicht an die Ausarbeitung deſſelben denken. Endlich haben wir von ihrer Güte das Manuſcript bekommen, und nun ſoll das Publikum auch nicht lange mehr nach ihm vergeblich fragen. Zur M. Meſſe erſcheint auch dieſer Band. Wir machen die Leſerinnen der Frau von La Roche Schriften, in voraus darauf aufmerkſam.

5) Machen wir mit Vergnügen hierdurch jungen Damen einſtweilen ein Taſchenbuch, welches Ihnen für das Jahr 1795 beſtimmt iſt, und nachſtehenden Titel erhalten wird, bekannt:

Jahrbuch zur Belehrung für junge Damen für d. J. 1795. Herausg. von J. J. Ebert, Profeſſor in Wittenberg. In einem geſchmackvollen Einbande und mit Kupfern von Verhelſt, Karcher u. a. Künſtlern.

Der Herr Profeſſor, durch ſo viele nützliche Schriften längſt rühmlich bekannt, und vorzüglich bey den Damen durch ſeine ſo lehrreich geſchriebene Schrift: Nebenſtunden eines Vaters dem Unterrichte ſeiner Tochter gewidmet ꝛc. wird denſelben auch hierdurch gewiß ein angenehmes Geſchenk machen. Wir enthalten uns daher aller weitern Empfehlung deſſelben, und ſind überzeugt, daß den Damen dieſes Taſchenbuch ſehr angenehm ſeyn wird.

Leipzig, im Jul. 1794.

Gebrüder Gräff.

Bey Friedr. Auguſt Leo, in Leipzig, iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Pfleglinge der heiligen Katharine von Siena. Roman von Guſtav Fredau. Mit einem Titelkupfer. 8. 12 Gr.

Dieſer kleine Roman zeichnet ſich durch feine Züge aus der menſchlichen Natur, durch eine ädle, einfache Sprache, durch das große Intereſſe, den ruhigen einfachen Gang der Geſchichte und die anſcheinende wunderbare, und eben deshalb dem Locale zufolge äußerſt wirkſame Entwickelung derſelben auf das vortheilhafteſte aus, und erweckt die ununterbrochenſte Theilnahme.

Beluſtigungen, chemiſche, oder Sammlung auserleſener Kunſtſtücke, die zur Bewunderung und zum Vergnügen gereichen. 8. 20 Gr.

Jedermann wird ſich überzeugt fühlen, daß der Titel nicht mehr verſprach, als das Buch ſelbſt leiſtet.

Nicolaus Unſtets Reiſen in und durch die bezauberte Welt. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Verfaſſer ſchildert einen Menſchen, der mit der göttlichen und menſchlichen Einrichtung in der Welt im höchſten Grade unzufrieden iſt, immer von Freyheit und Gleichheit ſpricht, und vor lauter Aufklärung nicht ſieht, daß in dem Sinne, in welchem die Franzoſen dieſe Wörter nehmen, Freyheit und Gleichheit in der Welt nicht möglich iſt. Unſtet murrt über Alles, kann nicht begreifen, wie ihm irgend jemand Geſetze vorſchreiben könne, und zeigt die galliſche Tollheit in dem hellſten Lichte. Viele und ſehr unterhaltende Abenteuer laſſen ihn endlich das Plätzgen in der Welt, auf welchem er ganz glücklich ſeyn kann, in ſeinem eignen Herzen finden.

Schmiedtgen, D. J. G. Ueber die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel.

Durch dieſe Abhandlung wird einem wahren Bedürfniſſe für unſere Zeit gut und gründlich abgeholfen, da es bekannt iſt, wie ſehr dieſer Theil der Beredtſamkeit von den meiſten unſerer Kanzelredner vernachläßiget wird.

Bey Friedr. Auguſt Leo, in Leipzig, iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Euphroſine für geſelliges Vergnügen. Erſtes Stück. May 1794. 6 Gr.

Die Herausgeber dieſer periodiſchen Schrift laſſen es ſich angelegen ſeyn, das geſellige Vergnügen durch eine Sammlung guter Lieder mit Muſik, witziger Charaden und Logogryphen, angenehmer Anekdoten, neuer Geſellſchaftsſpiele, neuer Tänze u. ſ. f. zu erhöhen und zu veredeln, und werden dem Publikum eine Schrift mit einem gefälligen Aeußern überliefern, welche für jeden intereſſant iſt, der Gefühl für die Freuden der Geſellſchaft hat.

Unterweiſung, aufrichtige und gründliche, guten Rauch- und Schnupftaback auf holländiſche Art zu verfertigen. 8. 16 Gr.

Beriſch, Chriſt. Ludw. gründliche Anweiſung, wie ſowohl die zahme als wilde Fiſcherey gehörig zu betreiben, und der höchſt möglichſte Ertrag hievon zu erlangen, zur Nachricht für Landwirthe, Dorf-

gemeinden oder alle diejenigen, welche Fiſchereyen haben. 8. 1794. 12 Gr.

Da dieſe beyden Schriften von erfahrnen und der Sache kundigen Männern aufgeſetzt ſind, ſo wird ſie ihr wahrer Nutzen ſelbſt empfehlen.

Magazin für Freunde des guten Geſchmacks der bildenden und mechaniſchen Künſte, Manufakturen und Gewerbe, 4. 1s St. 1 Rthlr. 18 Gr.

Dieſes Magazin beſchäftigt ſich mit Darſtellungen neuer Ideen, Vorſchriften und Zeichnungen in allen Gegenſtänden der bildenden und mechaniſchen Kunſt und der Gewerbe. Tab. 1. in dieſem Hefte liefert ein in einem neuen und edeln Geſchmack verziertes, von Holzſtämmen erbautes, und mit Stroh gedecktes Gartenkabinet. Tab. 2. liefert ein rundes Kabinet, mit angenehmen Verzierungen. Tab. 3. eine Vorſchrift zu Verzierungen in Geſellſchafts-, Wohn- und Speiſezimmer. Tab. 4. neue Ideen zu Superports und Lambris. Tab. 5. Ideen zu neuen Stühlen, und Tab. 6. liefert Zeichnungen neuer Muſter für Zitz- und Kattunfabriken. Der Text iſt den Kupfern vorgebunden.

Verlagsbücher der Weverſchen Buchhandlung in Berlin.

Oſtermeſſe 1794.

1. Dictionnaire françois-allemand & allemand-françois à l'uſage des deux nations redigé par une ſociété de gens de lettres, quatrième édition augmentée de pluſieurs articles revus par Mr. de la Veaux. 4 Tom. gr. 8 Berlin, 5 Rthlr. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beyfall, womit jeder Kenner der Franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ohngeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch bei jeder Auflage verpflichtet gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer 4ten Auflage, die ſich ſchon durch größere Korrektheit des Drucks und feineres Papier vortheilhaft vor den vorigen auszeichnet, dahin geſehen, daß die mit dem mühſamſten Fleiß geſammelten, bei der vorigen Auflage ausgelaßenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benutzt würden. Ferner iſt auf die bei der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden, ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von mehrern Tauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen will der Verleger den Preis dieſes Werks, nicht erhöhen, ſondern daſſelbe um den bisherigen Preis verkaufen. Da ſich verſchiedene Liebhaber gefunden haben, welche Exemplare auf feinerem Papiere zu haben wünſchen, ſo hat der Verleger auch für dieſe geſorgt. Der Preis eines ſolchen, auf feines holländiſches Schreibpapier gedruckten Exemplars iſt 7 Rthlr. 12 Gr.

2. Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift, auf das Jahr 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet. 20 Gr.
3. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1793 4s und 1794 1s Stück, gr. 8. geheftet. 20 Gr.
4. Voltairs ſämmtliche Schriften. 26r. Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
5. Voltairs Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- und Standesperſonen, Gelehrten, Litt[illegible]hren und Künſtlern. 3r Band. 8. 1 Rthlr. [illegible] Gr.
6. Chriſtenthum, das reinere, oder die Religion der Kinder des Lichts. 3r Band. gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.
7. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. 8s Stück, von J. [illegible] S. enthält: 1) die beſondern Pflichten und Geſchäfte einer guten Hausmutter; 2) die Pflichten und das Verhalten des Geſindes überhaupt; 3) die Pflichten und Arbeiten der Köchin im Hausweſen; 4) das Hausmädchen und ihre Beſchäftigungen im Hausweſen; 5) das übrige weibliche Geſinde im Hausweſen; 6) das Fleckausmachen aus Kleidern; 7) der Wein, deſſen Verfertigung, Erhaltung verſchiedener Arten künſtlicher Weine. gr. 8. 12 Gr.
8. Betrachtungen, fortgeſetzte, über die eigentlichen Wahrheiten der Religion, oder Fortgang da, wo der Herr Abt Jeruſalem ſtill ſtand. 3r Theil. gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.
9. Moritz, C. P. Deutſche Sprachlehre in Briefen. gr. 8. 16 Gr.
10. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere. 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Neue Quartalſchrift

aus den neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

gezogen.

Zweytes Stück, 1794.

EDMUND BURKE Esqr.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Inhalt.

I. Ueber den Handel, die Manufakturen und Fabriken, die Handwerke und Gewerbe in St. Petersburg. 3-43

II. Beſchreibung des Winzerfeſtes zu Veway. 44-53

III. Karakterſchilderung des alten und jetzigen Hochländers. 53-72

IV. Ueber Japan und die Japaner. 73-88

V. Der Senne, ſein Beruf und Charakter; Beſchreibung der Sennhütten, Geräthſchaften der Sennen; von der Verfertigung des Käſes in den Sennhütten. 88-93

VI. Specielle Nachrichten von Rußlands Kriegesmacht. 94-117

VII. Bemerkungen über Dresden. 117-144

Neue
Quartalſchrift
zum
Unterricht und zur Unterhaltung
aus den
neueſten und beſten
Reiſebeſchreibungen
gezogen.

1794.

Zweites Stück.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Digitized by Google

I.

Ueber den Handel, die Manufakturen und Fabriken, die Handwerke und Gewerbe in St. Petersburg. *)

Der Anblick menſchlicher Thätigkeit hat etwas Befriedigendes für den Beobachter; die Muſterung der Werke des Fleißes, der Erfindung, der Induſtrie, gewährt eine Art edlen und feinen Genuſſes, der oft die Quelle nützlicher und großer Beſtrebungen geworden iſt. Der mühſame Fleiß, welcher der Erde ihre Schätze abgewinnt, die kunſt- und erfindungsreiche Emſigkeit, die dieſe rohen Erzeugniſſe, auf unendlich mannigfaltige Art veredelt und zu den tauſendfachen Benutzungen der Nothdurft, der Bequemlichkeit und des Luxus bereitet; der kühne Handelsgeiſt, der die Produkte der entfernteſten Weltgegenden gegen einander vertauſcht und die ganze Erde zum Vaterlande jedes Einzelnen macht, ſelbſt der Wucher, der die Bedürfniſſe des Lebens in Magazinen anhäuft, und Nationen in ſeine Abhängigkeit bringt — dieſes Leben, dieſes Gewühl, dieſe ungeheuren Kombinationen bilden ein Gemälde, welches auch die Blicke der leidenſchaftloſeſten Zuſchauer feſſelt und ihr Gefühl zu einer theilnehmenden Stimmung erhöht.

*) Gemählde von St. Petersburg, von Heinrich Storch, zwei Bände, Riga 1794.

Die erwerbende Klaſſe iſt der weſentlichſte und unentbehrlichſte Stand des Menſchengeſchlechts, alles übrige ſind die Verzierungen, die mit der Zeit aus dem Schooß derſelben hervorgegangen ſind. Staatsverfaſſungen, Geſetze und Armeen ſind das Werk der Nothdurft; Künſte und Wiſſenſchaften das Werk der Kultur und des Luxus; aber beides ſetzt Exiſtenz voraus, und dieſe gibt der erwerbende Stand. Wir arbeiten um zu leben und leben um zu genießen, in dieſen Worten liegt das Syſtem aller menſchlichen Verhältniſſe, und das Ziel alles menſchlichen Beſtrebens. Die Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes iſt die erſte Stufe der Ausbildung des Menſchen: ſobald er dieſe errungen hat, entwickelt ſich ſein Sinn für Genuß. Ein mehr oder minder veredeltes Bedürfniß wird zur Bequemlichkeit, und bei dem immer zu erſättigenden Triebe zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, vertauſcht er auch die Bequemlichkeit bald gegen den Luxus. Dieſe drei Perioden ſind es, durch welche alle Nationen ihren einförmigen Gang zur Ausbildung gewandelt ſind; bei der letzten ſcheint die Natur der Perfektibilität des Menſchen die Grenze geſteckt zu haben, denn von hieraus gehen ſie alle den nämlichen Kreislauf zu ihrer urſprünglichen Barbarey zurück, und die Geſchichte ſtellt kein einziges Beiſpiel auf, welches als Ausnahme von dieſer Regel gelten könnte.

Der Uebergang vom erſten rohen Bedürfniß zur kleinſten unbedeutendſten Bequemlichkeit iſt der entſcheidende Moment für den Fortſchritt einer Nation. Sobald ſie ſich einmal über das bloße Bedürfniß erhebt, iſt auch die Bahn zur höhern Kultur gebrochen. Aber oft ſteht ein Volk Jahrhunderte lang an der Grenzlinie, ohne das Mittel zum Uebergange zu finden; dieſes Mittel, das ein-

einzige, welches die Erfahrung uns kennen lehrt, iſt — Vertheilung der Arbeit. So lange der unkultivirte Menſch ſein eigner Schneider, Schuſter, Koch und Zimmermann iſt, ſo lange arbeitet er nur fürs Bedürfniß, und oft auch für dieſes nicht zureichend; die Mannigfaltigkeit ſeiner Beſchäftigungen hindert ihre Vollkommenheit; ſeine von der Noth des Augenblicks erzwungene Arbeit trägt das Gepräge dieſes Zwanges.

Sobald aber die Beſchäftigungen vertheilt ſind, erhebt ſich die rohe Arbeit zur Kunſt; die unaufhörliche Uebung lehrt Handgriffe und Vortheile kennen, bahnt den Weg zu neuen Erfindungen, und bringt ſchon vorhandene zur Vollkommenheit und Reife. Wenn man wiſſen will, ſagt ein berühmter Schriftſteller, ob ein Volk kultivirt ſey, ſo frage man, ob es Münzen habe; ich würde fragen: gibt es Schuſter, Schneider, Zimmerleute unter demſelben?

Wenn ein Volk einmahl dieſe Schwierigkeit überwunden hat, ſo iſt kein Zweifel mehr, daß es beträchtliche Fortſchritte in ſeiner Kultur thun kann; aber eben dieſe Fortſchritte werden ihm um deſto eher fühlbar machen, daß es eine zweite Grenze zu durchbrechen habe, um ungehindert ſeinen großen Gang zur endlichen Vollkommenheit zu gehen. Mit der Vertheilung der Arbeit wächſt die Menge ihrer Produkte. Jedes abgetheilte Geſchäft begreift mehrere einzelne; auch dieſe werden immer weiter vertheilt, bis endlich das höchſte Raffinement des Kunſtfleißes, um ein Beiſpiel zu geben, ſiebzehn Menſchen in ſiebzehnerley verſchiedenen auf einander folgenden Beſchäftigungen zur Verfertigung einer Stecknadel gebraucht. Durch dieſe Vereinzelung der Arbeit wird der Mechanis-

mus derſelben zur höchſten Vollkommenheit gebracht, und alſo die Produktion in einem nicht zu berechnenden Verhältniß vergrößert. Der kleine Markt, den die Nachbarſchaft dem Künſtler darbietet, wird bald mit ſeinen Produkten überladen; der Preis derſelben fällt, und er ſieht ſich gezwungen, entweder zu hungern, oder — einen neuen und größern Markt zu ſuchen. So entſteht der Handel, ohne welchen keine Vertheilung der Arbeit, folglich keine Vervollkommnung derſelben, folglich keine Bequemlichkeit, kein Luxus ſtatt finden kann.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen, in welche ſich der Beobachter beim Anblick menſchlicher Thätigkeit verliert, ſind der fruchtbarſte Kommentar über die Schilderungen, die wir von dem wirklichen Zuſtande einzelner Völker in dieſem oder jenem Zeitpunkte ihrer Kultur erhalten. Bald reißt die Größe des Gegenſtandes und die Kühnheit des menſchlichen Unternehmungsgeiſtes uns zum Erſtaunen hin; bald feſſelt die Schwierigkeit des Zwecks und die Beharrlichkeit der Ausführung unſere Bewunderung; wir ſetzen aus einzelnen Thatſachen das Gemälde des Ganzen zuſammen, und berechnen mit Zuverläßigkeit die Grade der Bildung und den ſchnellern oder langſamern, fortſtrebenden oder zurückweichenden Gang der Nationen.

Die Größe des ruſſiſchen Reichs, welches einen Flächenraum von mehr als 200000 Quadratmeilen und eine Ausdehnung von 32 Graden der Breite und 167 Graden der Länge begreift; die außerordentliche Verſchiedenheit der Klimate, des Bodens, der Menſchen, und folglich der Bedürfniſſe, der Produkte, des Karakters — wären hinreichend geweſen, den Keim der Kultur aus der Mitte dieſer großen Menſchengeſellſchaft allein zu entwickeln,

wickeln, und ohne Verbindung mit irgend einem andern Lande zu einem gewiſſen Grade von Reife zu bringen. Allein die unzulängliche Bevölkerung der nördlichſten Gegenden und des ganzen aſiatiſchen Theiles, die weite Entfernung der Wohnplätze und die, trotz dem vortrefflichen Flußſyſtem, nicht hinreichende Waſſerkommunikation würden den Gang der einheimiſchen Ausbildung erſchwert und verzögert haben, und die Selbſtſtändigkeit der Nation würde auf Koſten ihres ſchnellen Fortſchritts erkauft ſeyn. Als daher Peter der Große ſeinem Reiche Küſten am baltiſchen Meere verſchaffte, und die innere Waſſerverbindung durch Kanäle vervollkommnete, war ſein Zweck kein anderer als dieſer, den Markt für die ruſſiſchen Produkte zu vergrößern, oder welches einerlei iſt, den Gang der Kultur und Induſtrie zu befördern. Dieſe hatte zwar ſchon im innern des Reichs hie und da Wurzel gefaßt, und ſich in frühern Zeiten durch die Hanſa und ſpäterhin durch die Engländer einen Abſatz für ihre Erzeugniſſe verſchafft; aber der träge Gang dieſes Handels, die Schwierigkeiten der Schiffahrt auf dem weißen Meer, und der Mangel der innern Kommunikation legten der Ausbreitung der Kultur Feſſeln an, die Peter zu zerbrechen, das Verdienſt hatte. Im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts betrug die Ausfuhr aus Archangel gegen 900000 Rubel jetziger Währung; jetzt beträgt ſie über zwei Millionen. Damals war dieſer Hafen beinah der einzige Stapelplatz ruſſiſcher Waaren; jetzt ſteht er unter der Rivalität aller Häfen des baltiſchen und kaspiſchen Meeres. Ich weiß kein auffallenderes Faktum, die Vergrößerung der Produktion und die Zunahme der Kultur des ruſſiſchen Reichs zu beweiſen.

Den Plan, den Peter der Große mit ſo gutem Erfolge begann, hat Katharina die zweite, vollendet. Die neuen Küſten, die Rußland gewonnen hat, die Wiederherſtellung eingegangner Handlungskanäle, die Erweiterung des Buchhandels haben den Markt für die ruſſiſchen Produkte ſo außerordentlich vergrößert, daß auch der ſtärkſte Ertrag derſelben die Forderungen der Käufer nicht übertreffen kann, und ſo bleibt der menſchlichen Thätigkeit ein Spielraum, der ihre Kräfte erhöht. Würden unſere Zeitgenoſſen es wohl glauben, wenn es nicht eine notoriſche, von Zollliſten und unverdächtigen In- und Ausländern beglaubigte Thatſache wäre, daß jetzt der Handel von Petersburg und Riga allein ſo viel beträgt, als im Jahr 1762 der geſammte Handel des Reichs? Daß dieſer jetzt mehr als noch einmal ſo viel ausmacht wie in jener Epoke? und daß der Antheil von St. Petersburg ſich über die Hälfte des Ganzen beläuft? Welch ein ungeheurer Abſtand in den Summen der Produktionen und folglich in den Graden des Fleißes, der Induſtrie!

Nirgend wird dieſe Vergleichung auffallender, als bei der Unterſuchung des ehemaligen und jetzigen Handelszuſtandes von St. Petersburg. Im Jahr 1703 ward dieſe Reſidenz durch die Ankunft des erſten holländiſchen Schiffes zu ihrer neuen Beſtimmung eingeweiht. Die langſamen Fortſchritte, die der Handel in den erſten Jahren machte, laſſen ſich zulänglich aus der nicht genug verbreiteten Kultur, und aus dem Mangel der nöthigen Kommunikation erklären. Sobald aber dieſes letzte Hinderniß gehoben, der Markt geöffnet, und der Erwerbfleiß durch die Konkurrenz der Käufer aufgemuntert und in Gang gebracht war, erſchien ein Reichthum von Produkten,

ten, der bisher in keiner ruſſiſchen Stapelſtadt geſehen war. Schon im Jahr 1742 betrug die Ausfuhr gegen drittehalb Millionen Rubel. Von dieſem Zeitpunkt bis zum Jahr 1763 ſtieg ſie bis auf fünf Millionen. Für den außerordentlichen Zuwachs, den der Handel von St. Petersburg unter der weiſen und aufgeklärten Regierung Katharinas der Zweiten gewonnen hat, wird folgende Darſtellung ſeines jetzigen Zuſtandes der ſicherſte und deutlichſte Maaßſtab ſeyn.

Nach einem Durchſchnitt von vierzehn Jahren (von 1775 bis 1790) wird Petersburg jährlich von 770 Schiffen beſucht. Dieſe Angabe, die wie alle hier folgende, aus der Vergleichung mehrerer Jahre herausgehoben iſt, um dem Leſer nicht mit ganzen Seiten voll Zahlen beſchwerlich zu fallen, iſt für die letztern Jahre zu gering, in welchen gegen und über tauſend Schiffe in den hieſigen und kronſtädtſchen Hafen eingelaufen ſind. Der Antheil, den die handelnden Nationen an dieſen Beſuch haben, erhellt aus folgendem ſtufenmäßigen Anſchlage, der ebenfalls das Reſultat des angegebenen vierzehnjährigen Zeitraums iſt. Es erſchienen während deſſelben jährlich im Durchſchnitt

350	engliſche,
73	holländiſche,
63	preußiſche,
50	däniſche,
46	lübeckſche,
42	ſchwediſche,
41	franzöſiſche,
31	roſtockſche,

Latus 696 Schiffe.

Tranſport 696	Schiffe.
16	ſpaniſche,
15	italieniſche,
13	portugiſche,
8	hamburgiſche,
7	oſtindiſche,
6	amerikaniſche,
5	danziger und
2	bremiſche,
in allen 768	Schiffe.

Die Mittelzahl der in dieſem Zeitraum angekommenen und abgegangenen ruſſiſchen Schiffe war 33. Der ruſſiſche Aktivhandel von St. Petersburg beträgt alſo nur ein Vierundzwanzigtheil, oder unter 24 Schiffen, die hier ankommen, iſt nur Ein ruſſiſches. Dieſes Verhältniß ſcheint beim erſten Anblick ſo nachtheilig zu ſeyn, als es gering iſt; folgende Beobachtung, deren excentriſcher Inhalt eine kleine Entſchuldigung nothwendig macht, wird dieſes Vorurtheil widerlegen.

Nicht nur der Handel von St. Petersburg, ſondern Rußlands geſammter auswärtiger Handel, iſt faſt gänzlich ein Paſſivhandel; das heißt, es verſendet ſeine Produkte, und erhält ſeine Bedürfniſſe meiſtentheils durch fremde Schiffe. Dieſer Umſtand hat ununterrichtete Patrioten ſo oft zu lauten Klagen verleitet, daß es wohl der Mühe lohnt, die Vortheile, die Rußland aus dieſem Umſtande zieht, zu beleuchten. Einmal iſt nicht jeder Paſſivhandel ein Verluſthandel, ſo wie nicht jeder Activhandel ein Gewinnhandel iſt. Die großbrittaniſche Handlung mit Rußland liefert hievon den beſten Beweis. Bei

aller

aller Wichtigkeit derſelben, bei allen Vortheilen, die England durch Handelstraktate genoß, und troz des großen Abſatzes ſeiner Manufakturwaaren, iſt dieſer Handel, der von Seiten Englands gänzlich ein Aktivhandel war, beſtändig nachtheilig für dieſes Land geweſen, und in dem Verhältniß ſeiner Zunahme immer nachtheiliger geworden, wie folgende aus einem engliſchen Schriftſteller entlehnte Ueberſicht zeigt. *) England führte jährlich im Durchſchnitt

	von Rußland ein. Pf. Sterl.	nach Rußland aus. Pf. Sterl.	Verluſt Pfund Sterl.
von 1700/1702 für	124,000	76,000	48,000.
von 1740/1742 für	305,000	77,000	228,000.
von 1760/1760 für	622,000	49,000	573,000.
von 1770/1772 für	1,110,000	145,000	965,000.

Wichtiger noch als dieſes Beiſpiel iſt die Betrachtung, daß der Verluſt des Aktivhandels in dem Weſen deſſelben liegt. Ein jeder einzelner Kaufmann, ſagt Büſch, **) in deſſen Händen er iſt, findet für ſich keinen Vortheil in der überwiegenden Bilanz deſſelben, weil ſie ihn nöthigt, ſeine Beſtellungen nicht in Waaren, ſondern in baarem Gelde zu ziehen. Er wird ſich daher bemühen, eine Retourhandlung in Gang zu ſetzen, auf welcher er einen zweiten Gewinn machen kann; die Rückfracht ungerechnet, die bei Waaren viel mehr als bei baarem Gelde einbringt. Der Kaufmann, der ſeine Waaren in die Ferne verſendet, ſieht ſich zuweilen gezwungen, dieſe mit Verluſt loszuſchlagen; bei baarer Bezahlung in Wechſeln wäre ſein Verluſt

*) Chalmers Schätzung von Großbrittanien. Seite 112.

**) Schriften über Staatswirthſchaft und Handlung.

luſt entſchieden; er nimmt alſo lieber Waaren zurück, in der Hoffnung, ſeinen Verluſt zu erſetzen. Der Kredit, den er in ſo vielen Fällen geben muß, nöthigt ihn, nach einem Kunſtausdruck, auf ſeine Bedeckung zu denken; er verſchreibt alſo Waaren, die er ohne dies nie würde gezogen haben. Oft iſt er auch gezwungen, Waaren ſtatt der Bezahlung zu nehmen, die er ſonſt nie in ſein Vaterland gebracht haben würde. Ueberhaupt aber lehrt die Erfahrung, daß ein Volk, welches in einem lebhaften Aktivhandel viel von dem Seinigen verkauft, auch wieder viel, und oft die entbehrlichſten Dinge von der Welt einkauft. So geht es England, um ein Beiſpiel zu geben, mit portugiſiſchen Diamanten. Endlich hat der Aktivhandel den Nachtheil, daß er dem Kaufmann der paſſivhandelnden Nation, ſeine Waaren in Verkaufskommiſſion zuſenden, oder ihm für die Retourwaaren die Einkaufskommiſſion übertragen, und auf dieſe Weiſe bei jedem Ausſchlage ſeiner Unternehmungen einen ſo großen und ſichern Gewinn vorausgeben muß. — Dieſe und andere Gründe beweiſen, daß der Paſſivhandel nicht ſo nachtheilig iſt, als er von falſchen Theoretikern verſchrien wird. Ihnen kommen noch zwei wichtige Erfahrungen zu Hülfe: einmal, daß der Aktivhandel weit mehr natürliche und politiſche Vortheile vorausſetzt, als der Paſſivhandel; und dann, daß es in dem Produktenhandel weit mehr Beiſpiele einer vortheilhaften Paſſiv- als Aktivhandlung giebt. Rußland liefert hier, ſo wie Norwegen, Polen, Spanien, die Levante, China, Oſtindien und andere Länder den Beweis für die letztere Behauptung, daher ſie keiner weitern Ausführung bedarf, und alles was ſich für die erſtere, mit Rückſicht auf Rußland ſagen läßt, kann ſich nur auf folgende allgemein anerkannte Thatſachen gründen.

Die

Die politiſchen Vortheile, die Rußland zum Aktivhandel aufmuntern, mögen ſo groß ſeyn, als ſie nur immer von einer aufgeklärten und mächtigen Regierung zu erwarten ſind, ſo werden ſie doch nie den natürlichen Hinderniſſen völlig das Gegengewicht halten können. Die Lage dieſes Reichs, welches für ſeine Größe und zu dieſem Zweck noch immer zu wenig Küſten hat; das Klima der nördlichen Gegenden, durch welches die Schiffahrt in denſelben nur auf wenige Monate möglich gemacht wird; das politiſche Verhältniß, in welchem Rußland wegen der Durchfahrten in größere Meere, mit ſeinen Nachbarn ſteht; endlich der natürliche Gang der Induſtrie, der bei den individuellen Umſtänden dieſer Nation ſich auf eine vortheilhafte Weiſe zu einheimiſchen Beſchäftigungen zu lenken ſcheint — alle dieſe Urſachen, und ihre Wirkungen zuſammengenommen, ſind, meiner Meinung nach, für das Schickſal des ruſſiſchen Aktivhandels entſcheidend.

Ich lenke von dieſer kleinen Digreſſion wieder zu meinem Hauptgegenſtande, dem Petersburgiſchen Handel, ein. Das ganze, große und verwickelte Geſchäfte, welches dieſe Benennung begreift, zerfällt ſeinem Weſen nach natürlich in folgende Zweige: Ausfuhre, Einfuhre und Umſatz. Mit jedem derſelben wollen wir uns jetzt einzeln beſchäftigen.

Es iſt nicht gut möglich, ſich von dem Werth, dem Umfange und der Beſchaffenheit der Ausfuhre eine richtige Vorſtellung zu machen, ohne ſich der trocknen Durchſicht der Zollregiſter zu unterziehn. Die Publicität, die hier über Gegenſtände dieſer Art ſtatt findet, hat den Sammlern ſtatiſtiſcher Nachrichten die Mühe erleichtert, Licht über dieſen Zweig der Nationalbeſchäftigung zu ver-

verbreiten. Folgende Angaben ſind die Reſultate eines zehnjährigen Zeitraums (von 1780 bis 1790). Es wurden während deſſelben jährlich ausgeſchifft

2,655,038	Pud	Eiſen.
19,528	—	Salpeter.
2,498,950	—	Hanf.
792,932	—	Flachs.
2,907,876	Arſchinen	Servieten und Leinewand.
214,704	Stück	Segeltuch und Zwillich.
106,763	Pud	Tauwerk.
167,432	—	Hanf- und Leinöhl.
192,328	—	Leinſamen.
52,645	—	Toback.
129	—	Rhabarber.
105,136	—	Waizen.
271,976	—	Roggen.
35,864	—	Gerſte.
200,000	—	Hafer.
1,456	Stück	Maſten.
1,193,175	—	Planken.
85,647	—	Bretter.
7,487	Pud	Harz.
9,720	—	Pech.
37,336	—	Theer.
81,386	—	Thran.
10,467	—	Wachs.
943,618	—	Talg und Talglichter.
31,712	—	Pottaſche.
5,516	—	Hauſenblaſe.
8,958	—	Kaviar.
5,635	—	Pferdehaare.

69,792

69,792	Stück	Pferdeſchwänze.
29,110	Pud	Schweineburſten.
106,045	Stück	Baſtmatten.
621,327	—	Pelzwerk.
292,016	—	Bockfelle.
144,876	Pud	Juchten und Sohlleder.
9,982	Stück	Ochſenzungen.
73,350	—	Ochſenknochen.

Dieſes Verzeichniß, welches bis auf einige minder beträchtliche Rubriken vollſtändig iſt, enthält außer den Artikeln: Servietten, Linnen, Segeltuch, Tauwerk, Talglichte, Pottaſche, Hauſenblaſe, Kaviar, Pelzwerk und Leder, keine verarbeitete Waaren, und ſelbſt einige von dieſen haben bloß eine für den Transport, und die Aufbehaltung der Produkte nothwendige Zubereitung erhalten. Die Beſchäftigung der Nation, ſo beträchtlich ſie auch ſeit Peter dem Großen zugenommen hat, iſt alſo noch immer mehr auf Erzeugung als Veredlung gerichtet. Dies iſt der natürliche Gang jeder ſich zur Kultur hinaufarbeitenden Menſchengeſellſchaft; und Rußland wird ſich ſo lange auf die bloße Erzeugung und den Produktenhandel begrenzen, bis das Maaß ſeiner Bevölkerung und Beſchäftigung für die Veredlung ſeiner Erzeugniſſe hinreichen wird.

Der Einkauf der in vorſtehender Liſte angegebenen Waaren und ihre Herbeiſchaffung aus den mitleren und zum Theil aus den entlegenſten Gegenden des Reichs, macht einen wichtigen Zweig des innern Handlungsgewerbes. Die mehreſten dieſer Produkte werden an den glücklichen Ufern der Wolga erzeugt; dieſer unſchätzbare

Fluß,

Fluß, der in ſeinem Lauf die entfernteſten Provinzen verbindet, iſt zugleich der Kanal der Beſchäftigung und der Induſtrie. Ueberall wo ſein Waſſer die fetten und fruchtbaren Ufer beſpült, iſt Fleiß und Arbeitſamkeit einheimiſch geworden; ſein Lauf bezeichnet den Gang der innern Kultur. Aber auch aus einer Entfernung von fünf bis ſechs tauſend Werſten, aus dem Schooß des metallreichen kalten Sibiriens empfängt St. Petersburg die Vorräthe ſeiner ungeheuren Waarenlager. Der größte Theil derſelben, wenigſtens die ſchweren Waaren, werden aus den öſtlichen Gegenden Sibiriens faſt gänzlich zu Waſſer hieher gebracht. Die Selenga empfängt und übergibt ſie dem Baikal, aus welchem ſie durch die Angara in den Jeniſey, und aus dieſem durch den Ob in den Tobol gehen; von hier werden ſie eine Strecke von ungefähr vierhundert Werſten zu Lande bis in die Tſchuſſowaja, aus dieſer in die Kamma, und dann in die Wolga gebracht, von welcher ſie durch die Schleuſen bei Wiſchnei-Wobotſch in den Wolchow und aus dieſem in den ladogaiſchen Kanal gehen, aus welchem ſie endlich, nach einer durch zwei Welttheile vollbrachten Reiſe, in der Newa an ihrem Beſtimmungsort anlangen. Dieſer erſtaunenswürdige Transport wird noch intereſſanter durch den Gedanken, daß dieſe aus der Nachbarſchaft des nordöſtlichen Weltmeers herbeigeſchafften Produkte hier nur wenige Wochen verweilen, um alsdenn eine zweite, vielleicht größere, Reiſe anzutreten, oder nach ihrer Verſchiffung in entfernte Länder unter veränderter Form wieder hieher und durch einen langſamern und ſchwierigern Rückweg in ihr Mutterland zurückzukehren. Wie manche Senſe des ſibiriſchen Bauers mag dieſes Schickſal gehabt haben.

Die

Die Anzahl der Fahrzeuge, welche nach einem zehnjährigen Durchſchnitt (von 1774 bis 1784) durch den ladogaiſchen Kanal nach St. Petersburg kamen, war:

2861	Barken.
797	Halbbarken.
508	einmaſtige Schiffe.
1113	Schaluppen.
5339	
Dazu 6739	Flöſſe von Balken.
12,078	

Der ungeheure Geldwerth dieſer Produkte wird durch das Bedürfniß, welches Rußland an verarbeiteten Waaren hat, und durch den immer weiter um ſich greifenden Luxus ſo ſehr heruntergeſetzt, daß der Vortheil in der Bilanz verhältnißmäßig nur ſehr gering iſt. Ein Verzeichniß der Gegenſtände des Handels, mit welchen St. Petersburg jährlich einen Theil des Reiches verſorgt, liefert Stoff zu dem intereſſanteſten ſtaatswirthſchaftlichſten Kommentar; es zeigt, welche Kanäle der Induſtrie und des Nationalfleißes noch zu eröffnen ſind, es beweiſt, wie unabhängig Rußland in ſeiner äußern und innern Oekonomie ſeyn könnte, wenn es ſeine Produktionen ſelbſt veredeln und wenn der alles verzehrende Luxus erſtickt oder geſchwächt würde: es gibt endlich Licht über den Zuſtand des Nummerarreichthums der Nation, und hellt Dunkelheiten auf, deren Aufſchluß man ſonſt überall vergeblich ſuchen würde.

Es wurden im zehnjährigen Zeitraum von 1780 bis 1790 jährlich in St. Petersburg eingeführt:

Seidne Zeuge für 2,500,000 Rubel.
Wollne Zeuge für 2,000,000 R.
Tuch für 2,000,000 R.
Baumwollne Zeuge für 534,000.
Seidne und baumwollne Strümpfe 10,000 Duzend Paare.
Galanteriewaaren für 700,000 R.
Taſchenuhren 2,000 Stück.
Kurze Waaren für 50,000 R.
Spiegel für 50,000 R.
Engliſches Steinzeug für 43,850 R.
Engliſche Pferde 250 Stück.
Kaffee 26,350 Pud.
Zucker 372,000 Pud.
Toback 5,000 Pud.
Zitronen für 101,500 R.
Friſches Obſt für 65,000 R.
Heeringe 14,250 Tonnen.
Baumöhl für 20,000 R.
Porter und engliſch Bier für 262,000 R.
Franzbrantewein 50,000 Maaß.
Champagner und Burgunder 4,000 Fäſſer.
Andere Weine 250,000 Orhoft.
Mineraliſche Waſſer für 12,000 R.
Papierarten für 42,750 R.
Bücher für 50,150 R.
Kupferſtiche für 60,200 R.
Alaun 25,500 Pud.
Indigo 3,830 Pud.
Kochenille 1,335 Pud.
Glas und Glaswaaren für 46,000 R.
Senſen 325,000 Stück, u. ſ. w.

Ein

Ein ſehr großer Theil dieſer koſtbaren und entbehrlichen oder entbehrlich zu machenden Waaren bleibt in St. Petersburg, und wird hier conſumirt. Der Reſt wird durch Fuhrleute zu Lande in das Reich verführt, weil die Flußſchiffahrt gegen den Strom langwieriger und theurer iſt. Die Wagen oder Schlitten, mit welchen dieſer Transport geſchieht, ſind meiſtens nur mit einem Pferde beſpannt. Die Fuhrleute fahren in Karavanen von 25 bis 100 Wagen, wobei gewöhnlich nur auf das dritte Fuhrwerk ein Führer gerechnet wird. Die Angaben der Aus- und Einfuhr, die ich meinen Leſern vorgelegt habe, ſind auf Zollregiſter gegründet. Um den Werth und die Gültigkeit derſelben beurtheilen zu können, iſt es nöthig, folgendes zu bemerken. Alle ankommende Schiffe werden hier in Kronſtadt ſcharf unterſucht und müſſen am Packhofe löſchen. Der Zoll unterſucht die Waaren nach der Angabe der Kaufleute, die nicht nur die Gattung derſelben, ſondern (wenn der Zoll vom Werth bezahlt wird) auch dieſen Werth beſtimmen müſſen; wenn nun die Unterſuchung ausweiſ't oder vermuthlich macht, daß die Waaren unter ihrem eigenthümlichen Werth angegeben ſind, ſo iſt der Zoll berechtigt, ſie für dieſen Angabepreis und eine Vergütigung von Zwanzig vom Hundert zu behalten. Dieſe Einrichtung, die man das Unterſchreiben nennt, zwingt die Kaufleute, ſolche Einfuhrartikel eher zu hoch als zu niedrig anzugeben, und in ſo fern haben alſo die Zollregiſter eine große Authenticität für ſich. Ob aber überall kein Unterſchleif in Anſchlag zu bringen ſey, iſt eine Frage, deren Entſcheidung nur von daher zu erwarten iſt, wo man das größte Intereſſe hat, ſie zu verneinen. Faſt allgemein iſt übrigens die Meinung, daß die Vorſichtsanſtalten nirgend im Reiche ſo gut ſind und folglich

der Zollbetrug nirgend ſo ſchwierig iſt als hier. Daß dies nicht von allen Zollämtern geſagt werden kann, iſt aus der Erfahrung der letztern Jahre erweislich, während welchen die polniſchen Grenzzollämter aufgehoben waren. Doch dieſe Gegenſtände qualificiren ſich recht nach mehrern Jahren für die Statiſtik, da der Zeitpunkt zu nah iſt, um ſichere Data und Reſultata zu liefern. Ich bemerke nur noch, daß die Einfuhr der Diamanten, der Bücher und der Inſtrumente u. dergl. zollfrei iſt, und daß alſo dieſe beträchtlichen Rubriken in den Zollregiſtern entweder keinen Platz haben, oder nach Gutbefinden angegeben werden.

Nach dieſen Vorausſetzungen ſind wir nun im Stande, den Geldwerth der Ein- und Ausfuhr und die Bilanz des Petersburgiſchen Handels zu beſtimmen. Nach der wahrſcheinlichſten Schätzung betrug im Durchſchnitt von zehn Jahren (von 1780 bis 1790.)

Die Ausfuhr	13,261,942 Rubel
Die Einfuhr	12,138,319 —
Der Gewinn	1,023,623 Rubel
An gemünztem und ungemünztem Gold und Silber wurden in den drei letzten Jahren jährlich eingeführt	337,064 Rubel
Dieſe mitgerechnet, macht	1,360,687 Rubel

Der Betrag des ganzen Handels war alſo in dem angegebenen Zeitraum von 1780 bis 1790 jährlich 25,837,325 Rubel.

Die Zunahme des Handels erſcheint in folgenden Angaben in der auffallendſten Progreſſion.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
1780.	8,600,000 Rubel.	10,900,000 Rubel.
1785.	10,000,000 —	13,400,000 —
1789.	15,300,000 —	18,700,000 —

Der Handelsrang von St. Petersburg iſt das Reſultat obiger Angaben. Wenn man nach der wahrſcheinlichſten Berechnung annimmt, daß der geſammte Handel des Reichs ungefähr fünfzig Millionen Rubel beträgt, ſo folgt, daß St. Petersburg an ſeinem Antheil über die Hälfte deſſelben hat. Den nächſten Rang nach der Reſidenz behauptet Riga; ſein geſammter Handel läßt ſich gegen ſechs Millionen ſchätzen. Aus dieſem abſtechenden Verhältniß ergiebt ſich der Werth des erſten, und der Rang der auf Riga folgenden Handlungsplätze.

Dieſe angeführten Thatſachen über den Petersburgiſchen Handel geben ein allgemeines, aber wichtiges Bild von dem jetzigen Zuſtande deſſelben; jetzt wollen wir ſehen, auf welche Weiſe er den kaufmänniſchen Theil der Einwohner dieſer Reſidenz beſchäftiget.

Der Handel von St. Petersburg iſt, wie wir ſchon wiſſen, bis auf eine unbeträchtliche Ausnahme, gänzlich ein Paſſivhandel; ſeiner Natur nach muß er alſo durch Kommiſſionairs geführt werden. Dieſe Klaſſe von Kaufleuten, welche beinahe nur aus Ausländern beſteht, macht den angeſehenſten und beträchtlichſten Theil der hieſigen Börſe aus. Im Jahr 1790 befanden ſich unter den ausländiſchen Handlungshäuſern, die nicht zu den Gilden gehörten, acht und zwanzig Engliſche, ſieben

 Teutſche,

Teutſche, zwei Schweizeriſche, vier Däniſche, mehrere Preußiſche, ſechs Holländiſche, vier Franzöſiſche, zwei Portugieſiſche, ein Spaniſches und ein Italiäniſches. Außer dieſen waren zwölf nahmhafte Bürger, und von der erſten Gilde 106, nebſt 46 ausländiſchen und 17 zu andern Städten gehörigen Kaufleuten, wiewohl ſich mehrere in dieſe Gilde einſchreiben laſſen, die nicht eigentlich Kaufleute ſind.

Um ſich von dem **Umſatz** und dem **Gange des Handels** einen Begriff zu machen, wird folgende kurze Darſtellung hinreichend ſeyn. Die ruſſiſchen Kaufleute aus dem Innern des Reichs finden ſich zu beſtimmten Zeiten in St. Petersburg ein, und ſchließen mit den hieſigen Kommiſſionairs über den Verkauf ihrer Waaren, nach beſtimmten Sorten, Kontracte, wobei ſie gewöhnlich den halben oder ganzen Verkaufpreis auf der Stelle bezahlt erhalten, ihre Waaren aber nicht eher, als im folgenden Frühlinge oder Sommer, mit den durch den ladogaiſchen Kanal hieherkommenden Barken, oder auf andere Art, liefern. Ueber die Güte der Waaren entſcheiden alsdann beeidigte Braker nach den im Kontracte beſtimmten Sorten. — Die Artikel der Einfuhr ſind entweder von ruſſiſchen Kaufleuten durch die hieſigen Kommiſſionairs beſtellt, oder dieſen von auswärtigen Handelsplätzen zum Verkauf übertragen; in beiden Fällen erhält der ruſſiſche Beſteller dieſe Waaren gewöhnlich mit der Bedingung, ſie in Terminen von ſechs, zwölf und mehreren Monaten zu bezahlen. Der ruſſiſche Kaufmann verkauft alſo gegen Vorausbezahlung und kauft auf Kredit; er wagt keinen Seeſchaden, und iſt von den verdrüßlichen Geſchäften des Zolls, der Verladung und des Ausladens befreyt.

Das

Das Löſchen der Schiffe, der Transport der Waaren in die Packhofsgewölbe, das Umpacken, Verladen und Verſenden derſelben, mit einem Wort, das ganze große Gewühl, welches mit der Handlung einer Seeſtadt verknüpft iſt, hat ſeinen Sitz zunächſt und eigentlich in Kronſtadt, und dann auf Waſſili-Oſtrow. Hier ſind die Börſe, der Zoll und in der Nachbarſchaft der Inſel die Packhäuſer und Magazine befindlich, in welchen der Reichthum ſo vieler Länder und Welttheile vertauſcht und aufbewahrt wird. In allen übrigen Theilen der Stadt iſt dieſes Gewühl ſo ſelten und unmerklich, daß ein Fremder, der, ohne es zu wiſſen, in dieſelbe verſetzt würde, gewiß nie auf die Vermuthung gerathen ſollte, ſich in der erſten Handelsſtadt des ruſſiſchen Reichs zu befinden. Die reichen Kaufleute haben ihre Wohnungen und Komtoirs in den ſchönſten und prächtigſten Stadttheilen; ihre Häuſer, Thorwege und Boden ſind nicht, wie in Hamburg und Riga, mit Balken von Waaren barrikadirt und beladen; hier ſieht man, außer dem Komtoir, keine Spur von kaufmänniſcher Beſchäftigung. Die Geſchäfte des Zolls werden durch eigne von den Handelshäuſern angeſtellte und beſoldete Leute beſorgt, die man Expeditoren nennt, und die Handarbeit wird durch die Artelſchtſchiki verrichtet.

Der Kommiſſionair übergiebt die eingeführten Waaren dem ruſſiſchen Kaufmann, und dieſer verſendet ſie entweder auf die oben angegebene Art in das Reich, oder verkauft ſie im Einzelnen hier zur Stelle. Dieſer Verkauf, der durch die Bedürfniſſe und den Luxus einer ſo großen und üppigen Stadt einen ſehr wichtigen und beträchtlichen Theil des hieſigen Gewerbes macht, ge-

ſchieht auf den Märkten, in den Magazinen und Kramläden, und durch die Umträger.

Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, daß nicht leicht ein Volk mehr Handelsgeiſt und kaufmanniſche Induſtrie beſitzt, als die Ruſſen. Der Handel iſt ihr liebſtes Gewerbe; jeder gemeiner Ruſſe, wenn es ihm nur irgend gelingt, einen kleinen Geldvorrath zuſammen zu ſparen, wie dies bei ſeiner frugalen und ärmlichen Lebensart leicht mögiich iſt, verſucht es, Kaufmann zu werden. Den Anfang dieſer Karriere macht er gewöhnlich als Rosnoſchtſchik oder Umträger; der Gewinn dieſes Gewerbes und ſeine Sparſamkeit ſetzen ihn bald in den Stand eine Lawka zu miethen; hier kann ihn der Wucher, der Vortheil im Geldwechſeln, und die Benutzung kleiner Handgriffe des Metiers bald zu einem reichen Mann machen. Alsdann kauft und baut er Häuſer und Kramläden, die er wieder an andere verpachtet, oder ſelbſt mit Waaren verſieht und durch Bediente verwalten läßt, fängt einen Großhandel an, übernimmt Podrjäde, Kontracte mit der Krone, Lieferungen u. ſ. w. Die häufigen Beiſpiele, die man von dem ſchnellen Glück ſolcher Leute ſieht, überſteigen faſt alle Vorſtellungen. Auf dieſem Wege ward ein ruſſiſcher Kaufmann, der unlängſt ſtarb, aus einem Fiſchhändler ein Kapitaliſt von mehreren Millionen. Viele dieſer Günſtlinge des Glücks ſind anfangs leibeigene Bauern, die von ihren Gutsherrn Päſſe erhalten, und mit dieſen in den Städten des Reichs umherwandern, um als Arbeiter, Maurer, Zimmerleute, ein beſſeres Fortkommen zu ſuchen, als ſie auf dem Lande hinter ihrem Pfluge zu finden hoffen konnten. Einige derſelben bleiben, wenn das Schickſal ſie gehoben hat, auch bei großen

Reich-

Reichthümern noch Sklaven, die ihrem Herrn nach dem Maaßſtabe ihres Vermögens einen Obrock oder eine jährliche Abgabe zahlen müſſen. Unter den Leuten dieſer Klaſſe hier in Petersburg ſind viele, die dem Grafen Scheremeljew, dem reichſten Privatmann in Rußland, gehören, und ihm für ihre Päſſe jährlich tauſend und mehrere Rubel entrichten. Zuweilen behalten dieſe Kaufleute, auch in den glänzendſten Glücksumſtänden, ihre Nationaltracht und ihren langen Bart bei, und es iſt nichts ſeltenes, ſie in dieſem Aufzuge in den eleganteſten Equipagen durch die Straßen der Reſidenz fahren zu ſehn. — Bei alledem iſt es ſehr auffallend, daß es noch äußerſt wenigen ruſſiſchen Häuſern geglückt hat, ſich des auswärtigen Kommiſſionshandels zu bemächtigen; ein Beweis, daß außer der Induſtrie und der Sparſamkeit noch Etwas zum kaufmänniſchen Kredit gehöre, was den Ruſſen bisjetzt gefehlt haben muß.

Alle Nahrungszweige der erwerbenden Klaſſe ſtehen in genauer Verbindung. Die Erzeugung der Produkte, ihre Veredlung und ihre Vertauſchung ſind eins wie das andre das Kapital der Nation, und die Quelle ihres Wohlſtandes und Reichthums. Doch der erſte dieſer Gegenſtände liegt außer den Grenzen unſers Zwecks, und die Schilderung der beiden letztern kann nur aus den hingeworfenen Zügen eines iſolirten Theils des Ganzen beſtehen. Was vorhin von dem Handel der Reſidenz galt, das gilt nicht in eben der Ausdehnung von ſeinen übrigen bürgerlichen Gewerben; St. Petersburg iſt die erſte Handelsſtadt des ruſſiſchen Reichs, aber es iſt nicht der vorzüglichſte Sitz des verarbeitenden Fleißes. Dieſer wurzelt ſeiner Natur nach lieber im Innern des Lan-

des, wo der niedrige Preis der Lebensmittel, eine größere, weniger beſchäftigte Volksmenge, und die Vortheile der Lage für die Herbeiſchaffung der erſten Materien ſeinem ſchnellern Wachsthum förderlich ſind. Gegenſeitig aber iſt die Reſidenz der empfänglichſte Boden für alle Verarbeitungen, denen der Luxus zu Hülfe kommen muß, die des Beiſtandes der bildenden Künſte bedürfen, oder deren Exiſtenz nicht ohne den Schutz und die Unterſtützung des Staats beſtehen kann. — Durch dieſe Bemerkung vorbereitet, werden wir hier weder große Anſtalten für die Veredlung ruſſiſcher Produkte erwarten, noch über das Mißverhältniß erſtaunen, in welchem ſich die Gattungen des nützlichen Kunſtfleißes mit den eiteln Fabrikaten der Pracht und des Luxus befinden.

Unter den Manufakturen zeichnen ſich die kaiſerlichen Etabliſſements durch Größe der Anlage und Reichthum und Vollkommenheit der Produktionen ſo vortheilhaft aus, daß ſie ohne Nachtheil die Vergleichung mit den berühmteſten Anſtalten ihrer Gattung in andern Ländern wagen dürfen. Die Tapetenmanufaktur, welche Hauteliſſe und Baſſeliſſe webt, liefert ſo vortreffliche Arbeit, daß ich mich nicht erinnere, im Gardemeuble zu Paris beſſere geſehn zu haben. Der Umſtand, daß hier jetzt nur geborne Ruſſen arbeiten, erhöht den Werth und die Merkwürdigkeit dieſer Anſtalt. Nirgend vielleicht iſt dem Fremden der Fortſchritt der Nation in der Kultur auffallender, als in der weitläufigen Werkſtätte dieſer Manufaktur. Bei meinem erſten Beſuch in derſelben ward ich von einem angenehmen Erſtaunen überraſcht, in einer Kunſt, die als ein Reſultat

des

des feinſten Raffinements des menſchlichen Erfindungsgeiſtes gelten kann, Meiſterſtücke aus den Händen ruſſiſcher Jünglinge hervorgehen zu ſehen. Die vorzüglichſten Produkte, welche dieſe Anſtalt geliefert hat, befriedigen, nach dem unpartheiiſchen Zeugniß einſichtsvoller Kenner, alle Forderungen, die die Kunſt an den Künſtler thun kann. — Auch die Porzellänfabrik hat, außer den Modellirern und dem Arkaniſten, nur ruſſiſche Arbeiter, deren in allem vierhundert ſind, und liefert Produkte, die an Geſchmack und Feinheit der Ausführung ihren beſten Muſtern nahe kommen. Den Thon erhielt dieſe Fabrik ehedem aus dem Ural, jetzt aber aus der Ukraine, und den Quarz aus den olonezíſchen Gebirgen. Sie arbeitet nur für Rechnung der Krone, der ſie jährlich 15000 Rubel an Beſoldungen koſtet, und nimmt Beſtellungen an. Aber ihre Arbeit iſt theuer, und die Dauerhaftigkeit derſelben hat nicht das allgemeine Vorurtheil für ſich. — Die Fayencefabrik hat bisher nur vergebliche Verſuche gemacht, das engliſche Steinzeug zu verdrängen; aber die ſchönen und geſchmackvollen Stubenofen, die ſie verfertigt, erheben ſie zu einer ſehr nützlichen Anſtalt. Faſt alle neuerbauten Häuſer werden mit den trefflichen Arbeiten dieſer Werkſtatt verſehen und auch in die Provinz gehen große Beſtellungen. — Eine Bronzefabrik, die zum Behuf des Baues an der Iſaakskirche angelegt wurde, nun aber auch für den Hof und für Privatleute arbeitet, verdient wegen ihrer ſaubern und geſchmackvollen Produkte eine ehrenvolle Erwähnung. — Merkwürdiger durch die Mechanik ihrer Arbeit iſt die Steinſchleiferey in Peterhof. Alle Inſtrumente derſelben, Sägen, Drehwerke, Schleif- und Poliermaſchienen, werden unter dem Fußboden des Fabrik-

brikgebäudes durch Waſſer in Bewegung geſetzt, ſobald man ſie in das Triebwerk hängt. Funfzig Arbeiter ſind hier mit der Veredlung fremder und vorzüglich ruſſiſcher Steinarten beſchäftigt, die zu Tafeln, Vaſen, Urnen, Doſen, Säulen, und andern größern und kleinern Verzierungen umgeformt werden. Unter den vielen kaiſerlichen Fabrikanſtalten für die Bedürfniſſe der Armee, für die Münze, u. ſ. w. zeichnen ſich mehrere durch ihre Größe und die Güte ihrer Produktionen aus.

Die Anzahl der **Privatmanufakturen**, die jetzt in St. Petersburg beſtehen, beläuft ſich gegen hundert. Ein Verzeichniß, welches einer meiner Freunde, ein aufmerkſamer Beobachter dieſer Gegenſtände der Kunſt und des Fleißes, geſammelt hatte, machte deren 89 namhaft, und doch waren unter denſelben mehrere vergeſſen, von deren Exiſtenz ich Kenntniß hatte. Die Gegenſtände der Verarbeitung dieſer theils ſehr großen, theils auch ſehr eingeſchränkten Anſtalten ſind, nach ihrer Wichtigkeit, vorzüglich folgende: Leder, Papier, Gold und Silber, Zucker, Seide, Taback, gebrannte Waſſer, Wolle, Glas, Thon, Wachs, Kattun und Zitz. — Das Leder iſt bekanntlich unter den ruſſiſchen Fabrikaten, welche ausgeſchifft werden, eins der wichtigſten; auch die ſechzehn Lederfabriken, welche hier im Gange ſind, liefern Waare für die Ausfuhr. Eben ſo viele Manufakturen ſind mit der Verfertigung und Veredlung des Papiers beſchäftigt. Zu der letztern Rubrik gehören die Papiertapeten, deren Gebrauch hier ſo allgemein iſt, daß die Verfertigung derſelben ein ſehr nützlicher Zweig der einheimiſchen Induſtrie genannt werden kann. Zwölf Gold- und Silberfabriken liefern **Faden**, **Borten**, **Treſſen**,

ſen, Platten, Lahn, und außer dieſen ſind mehrere einzelne Werkſtätte für die Bearbeitung dieſer Metalle zu Hausgeräthen und Schmuck vorhanden. Acht Zuckerſiedereyen bereiten den rohen Zucker. Für ſeidne Waaren, als Flor, Tücher, Strümpfe und Zeuge, ſind ſieben Manufakturen vorhanden; für die Bereitung des Schnupf- und Rauchtobacks mehrere kleine, u. ſ. w. Zu den merkwürdigen Anſtalten aber gehören die großen Glashütten, die der Fürſt Potemkin anlegte, und in welchen Kryſtall, Hohl- Tafel- und Spiegelglas verfertigt wird. Mit dieſen Fabriken iſt eine für die Verfertigung der Spiegel verbunden, welche Produkte von ſo außerordentlicher Größe und Schönheit liefert, daß man etwas ähnliches ſelbſt in den berühmten Werkſtätten zu Murano und Paris vergeblich ſuchen wird. Außer dieſen genannten und mehrern, theils unbedeutenden, theils nicht zu meiner Kenntniß gekommenen Manufakturen, ſind hier fünf Schriftgießereyen, eine Uhrenfabrik, u. ſ. w. befindlich.

Daß in einer ſo großen und reichen Stadt, in der Reſidenz eines der glänzendſten Höfe, die nothwendigſten und nützlichſten Gewerbe im Gange ſeyn müſſen, wird Jeder von ſelbſt vermuthen; vielleicht aber iſt es nicht jedem meiner Leſer bekannt, daß in dieſer jungen Stadt für das unentbehrlichſte ſowohl als frivolſte Bedürfniß, für die einfachſten ſowohl als erkünſtelten Bequemlichkeiten, für den gemeinſten und ſeltenſten Luxus Künſtler und Werkſtätten aller Gattungen vorhanden ſind. Durch das Bedürfniß einer großen Stadt und den Aufwand des Hofes herbeigelockt, haben viele tauſend arbeitſame und talentvolle Fremdlinge ſich hier niedergelaſſen, und durch ihr fortwährendes Einſtrömen und die Mit-

theilung

theilung ihrer Kunſtfertigkeiten dieſe Reſidenz nicht nur zu dem Hauptſitz aller verfeinerten Gewerbe, ſondern auch zu einer Quelle der Induſtrie gemacht, welche ſich von hier in wohlthätigen Ausſtrömungen über die benachbarten Theile des Landes verbreitet. Keine unter allen fremden Nationen hat ſo großen Antheil an dieſer heilſamen Veränderung, als die Deutſche; alle nützliche Gewerbe und ein großer Theil der Künſte des Luxus werden nur von Deutſchen und Ruſſen getrieben. Auf die Deutſchen folgen in dieſer Rückſicht die Schweden; nur einzelne wenige Franzoſen leben hier als Garköche, Friſeurs, Uhrmacher und in einigen andern Gewerben; ob außer einigen Bierbrauereien auch andere Handthierungen von Engländern betrieben werden, iſt mir unbewußt.

Dieſes Verhältniß findet nach glaubwürdigen Berichten und den Erfahrungen die ich ſelbſt zu machen Gelegenheit hatte, auch in London und Paris ſtatt. Auch in dieſen großen Städten ſind die Deutſchen unter allen Fremdlingen die nützlichſten; und wenn andere Länder ſich durch Auswanderungen des überflüßigſten Theils ihrer Bevölkerung entledigen, ſo verliert Deutſchland gerade ſeine brauchbarſten Bürger. Dieſe unmerkliche Emigration macht zwar nicht ſo viel Aufſehn in der Zeitgeſchichte, als die berühmte Vertreibung der franzöſiſchen Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten; aber ſie iſt gewiß nicht minder wichtig für die Länder, welche ihre vortheilhaften und nachtheiligen Wirkungen treffen. Dem bloßen Anſchein nach, denn Berechnungen finden hier gar nicht ſtatt, müſſen bei der ehemaligen Bevölkerung von Paris wenigſtens 50,000 Deutſche daſelbſt in bürgerlichen Gewerben gelebt haben; London hat deren vielleicht noch mehrere,

mehrere, und auch in Holland, Italien, Polen vertheilt ſich dieſe arbeitſame Nation, und leiht ihre Induſtrie und ihre Arme fremden Nachbarn, zum Schaden ihres Vaterlandes. Doch den anſehnlichſten und nützlichſten Theil dieſer Emigranten hat Rußland ſeit Peter dem Großen aufgenommen. Ueberall im Reiche ſind Deutſche vertheilt, über 20,000 Familien leben jetzt in der Krimm und an den Ufern der Wolga; in Moskau, Archangel und einigen innern Provinzen ſind viele und zum Theil anſehnliche Geſchlechter ſeit und vor dem Anfange dieſes Jahrhunderts einheimiſch, und täglich nimmt dieſe Einwanderung zu. In dieſem Jahr fanden ſich bei meiner Erkundigung nur auf einem einzigen hier angekommenen lübeckſchen Schiff 86 deutſche Handwerker und Künſtler, von denen nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht ſechs wieder in ihr Vaterland zurückkehren. So leitet das Schickſal die Kultur des Menſchengeſchlechts von einem Volk zum andern: Franzoſen waren es, die durch ihre Auswanderungen die ſchöne und wohlthätige Flamme der Induſtrie nach Deutſchland herüber brachten, und Deutſche ſind es, die ſie jetzt auf dem Altar des Nordens niederlegen, von wo aus ſie ihre Wärme und ihren Glanz bis in die öſtlichen Länder des benachbarten Aſiens vertheilt.

Die mehrſten Handwerker für die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens ſind unter den Ruſſen und Deutſchen vertheilt; einige derſelben aber werden bloß von dieſen oder jenen betrieben. Zu den Gewerben, mit welchen ſich die Ruſſen bis jetzt faſt ausſchließlich beſchäftigen, gehört vorzüglich das Maurer- und Zimmerhandwerk. Außer den hier anſäßigen Maurern und Steinmetzen kommen jährlich über 6,000 derſelben aus den Provinzen, um

während des kurzen Sommers hier zu arbeiten. Groſse und ſchöne Gebäude werden gewöhnlich nach der Angabe eines Architekten, unter denen der Hof mehrere Künſtler vom erſten Range in ſeinem Dienſte hat, und unter der Aufſicht eines Baumeiſters errichtet; alle übrige Arbeit aber wird durch die ruſſiſchen Maurer zu Stande gebracht. Dieſe und die Steinmetzen ſind gröſstentheils Bauern, die ihre Freipäſſe zum Verdienſt in der Reſidenz benutzen. Man muſs über das Talent der Nachahmung erſtaunen, welches die hervorſtechende Eigenſchaft dieſer Nation iſt, wenn man ſieht, wie ſchnell dieſe rohen, von allen Begriffen der Kunſt entblöſsten Menſchen ſich die höchſte Fertigkeit und den richtigſten Takt in dieſen Handthierungen erwerben; und ſicherlich gewinnt der polirte Marmor, der an unſern Tempeln und Palläſten prangt, einiges Intereſſe mehr für den Beobachter, wenn man den Gedanken damit verknüpft, daſs dieſe Denkmäler der Pracht und der Kunſt ihre Entſtehung zum Theil den nachbildenden Händen ruſſiſcher Bauern verdanken. Die Zimmerleute (Plotniki) ſind durch ihre eigenthümliche Kunſtfertigkeit, und die einfache Benutzung ihrer Axt, die ihnen ſtatt aller Werkzeuge dient, auch in Deutſchland bekannt. Mit dieſem Inbegriff aller Inſtrumente bauen ſie Häuſer, verfertigen ſie Tiſche, Stühle, Fuhrwerke, kurz alle Bedürfniſſe des gemeinen Mannes, deren Material Holz iſt. Sie werden ihrer Geſchicklichkeit und der Wohlfeilheit ihrer Arbeit wegen, auch bei dem Bauen ſteinerner Häuſer gebraucht, wo ſie die grobe Zimmerarbeit verrichten.

Auch das Töpfer- und Lichtzieherhandwerk wird faſt nur von Ruſſen betrieben. In beiden haben ſie es ſehr

ſehr weit gebracht, wovon die zierlichen, für unſer Klima ſo zweckmäßigen Oefen und die überall hin verführten ruſſiſchen Lichte den Beweis geben. Die Struktur der hieſigen Oefen iſt ſo vortrefflich, daß man ſie auch in Deutſchland einzuführen verſucht hat. Ein lübeckſcher Kaufmann ließ ſich vor einiger Zeit zu dieſem Endzweck einen hieſigen Ofen, und einige Arbeiter ſchicken, die denſelben in ſeinem Hauſe aufſtellen ſollten. Da die Handwerker der Stadt gegen eine ſolche Neuerung proteſtirten, ſchlug er ihnen vor, daß die Arbeit in ihrem Beiſeyn verrichtet, der Ofen ſogleich wieder niedergeriſſen, und alsdann von ihnen ſelbſt, nach Anleitung der Ruſſen, aufgeſetzt werden ſollte. Da ſie ſich aber auch dieſen Vorſchlag nicht gefallen laſſen wollten, ſah der Unternehmer ſich genöthigt, ſeine Abſicht aufzugeben, und die Vortheile, welche das nördliche Deutſchland aus derſelben hätte ziehen können, unterblieben durch den Handwerksneid und Eigendünkel einiger Zunftgenoſſen.

Außer dieſen Gewerben beſchäftigen ſich die Ruſſen ebenfalls ausſchließlich mit dem Gärtner- und Fleiſcherhandwerk. In dem erſten leiſten ſie alles, was in Rückſicht auf Klima und Boden nur immer gefordert werden kann. Da der größte Vortheil dieſes Gewerbes hauptſächlich darin beſteht, die Produkte zu außerordentlichen Jahreszeiten zu liefern, ſo iſt das größte Beſtreben dieſer Leute auch hierauf gerichtet, und man kann vielleicht nirgend unter gleichem Himmelsſtrich alle Erzeugniſſe der Küchengärtnerei ſo früh und ſo ſpät in ſo großer Vollkommenheit genießen, als hier. Dieſes Gewerbe wird größtentheils von Bauern aus Roſtow und der umliegenden Gegend betrieben, die nach einem kürzern oder längern

Aufenthalt mit einem durch ihre Induſtrie erworbenen Kapitals zurück in ihre Provinz ziehn. Wie einträglich dieſer Nahrungszweig bei dem herrſchenden Tafelluxus ſeyn muß, läßt ſich leicht denken. — Als der Fürſt Potemkin, während ſeines letzten Aufenthalts in der Reſidenz, eines Tages beim Grafen Tſcherniſchew ſpeiſte, meldete ſich ein raffinirender Selenſchtſchik (Grünhändler) mit fünf außerordentlich ſchönen Gurken, die gerade und um dieſe Jahrszeit ſehr ſelten waren, und die der Fürſt überaus gerne aß. Der Haushofmeiſter nimmt ſie in Empfang, und überreicht ſie ſeinem Herrn, der eben mit dem Fürſten zur Tafel ſaß. Die Gurken werden ſogleich verzehrt, und der Graf läßt dem Grünhändler als ein Geſchenk über die angenehme Ueberraſchung, hundert Rubel einhändigen. Dieſer aber, der ſchon erfahren hatte, daß ſeine Waare nicht mehr vorhanden ſey, lehnt das Geſchenk ab, und fordert eine Bezahlung von 500 Rubeln, bis man ihn endlich mit Mühe überredete, ſich eine kleinere Summe gefallen zu laſſen.

Dieſe und einige andere minder beträchtliche Gewerbe ſind es, welche die Ruſſen faſt ausſchließlich betreiben. In allen übrigen Handthierungen ſind die Deutſchen eben ſo zahlreich und oft zahlreicher als die Ruſſen. Dies iſt vorzüglich bei allen Handthierungen der Fall, in denen ſich die Form nach der Mode ändert, weil das Vorurtheil die Ausländer beſonders begünſtigt. So ſind, z B. weit mehr deutſche Schneider als Schuſter, im Verhältniſſe zu den Ruſſen vorhanden. Unter den erſtern gibt es hier viele wohlhabende und ſogar reiche Leute, die ihre eigne Häuſer und Landſitze haben, Equipage halten, und deren Frauen Brillianten tragen. Ich kenne mehrere derſelben,

die wöchentlich Konzerte und Geſellſchaften geben, und denen die Tafel an ihren Familienfeſten hundert bis hundert und funfzig Rubel zu ſtehen kommt. Leute dieſer Art erheben ſich über ihr Handwerk; ſie ſind Künſtler; es iſt nicht ſowohl die Arbeit als die Form, wofür ſie ſich bezahlen laſſen. Einer dieſer Kleiderkünſtler, den das gute Glück und ſein Ruf zu einem beträchtlichen Reichthum verholfen haben, läßt ſich oft nur darauf ein, die Kleider zuzuſchneiden, worauf ſie denn von andern Schneidern zuſammengeſetzt werden; eine Bemühung, die ihm unter der Rubrik: pour la façon, mit 25 Rubeln bezahlt wird. Ueberdem ſind Leute dieſer Art nicht bloße Schneider, ſondern gehören zu der Klaſſe, die man in Frankreich Marchands-tailleurs nennt. Ihr größter Vortheil beſteht im Einkauf; ſie machen Vorſchüſſe und geben den Großen Kredit, bei welchen ſie oft mehrere Tauſende zu fordern haben. — Außer dieſem iſt das Schneiderhandwerk eins der einträglichſten, weil die Meiſter zu den gröbern Arbeiten auch Bauern brauchen können, die eben erſt vom Lande kommen, daher ſie wohlfeil ſind. Die meiſten deutſchen Schneider ſtehen ſich gut, bauen große Häuſer, und laſſen ihre Kinder zu etwas beſſerm erziehen. — Ueberhaupt aber lebt der deutſche Handwerker, im Ganzen genommen, wohl nirgend ſo gut als hier, weil er nirgend ſo leicht und ſo viel verdient. Das Geſchäfte des Meiſters beſteht den Tag über in der Aufſicht über ſeine Arbeiter, in der Anordnung des Tagewerks, und in der Annahme der Beſtellungen und dem Einkaſſiren der Schulden. Mittags ſetzt er ſich an ſeine wohlbeſetzte Tafel und den Abend bringt er in einem der vielen hier befindlichen Klubs zu. — Weit ſchlechter behilft ſich der ruſſiſche Handwerker. — Seine Arbeit iſt in einigen Fäl-

len — aber gewiß nicht in allen, denn der deutſche Meiſter hat ja oft nur ruſſiſche Geſellen und Lehrlinge — freilich etwas ſchlechter; aber der Preis ſeiner Waare iſt immer um vieles geringer, als der Werth ſeiner Arbeit. In ſehr vielen Handwerken leiſten die Ruſſen ſchon alles was man fordern kann, und hierdurch und durch die Inſolenz der deutſchen Meiſter wird das Publikum ihrer Konſumenten jährlich größer und größer.

Die mehrſten Gewerbe des Luxus werden hier in einer ſolchen Ausdehnung und Vollkommenheit betrieben, daß ſie, wenigſtens für die Reſidenz, einen großen Theil ausländiſcher Prachtartikel entbehrlich machen. Den vorzüglichſten Platz unter dieſen Gewerben behaupten die verſchiedenen Beſchäftigungen, die es mit der Verarbeitung edler Metalle zu thun haben. Es leben hier 44 ruſſiſche und 139 ausländiſche, in allem alſo 183 Gold- Silber- und Galanteriearbeiter, als Meiſter, und außer dieſen noch mehrere Vergolder und Verſilberer. Ein ungeheures Verhältniß, wenn man es mit den Beſchäftigungen der nützlichſten und unentbehrlichſten Gewerbe vergleicht! Die Pracht des Hofes und der Luxus der Großen und Reichen hat den Geſchmack in Arbeiten dieſer Art ſo allgemein gemacht und die Kunſt ſelbſt zu einer ſolchen Höhe getrieben, daß man hier die außerordentlichſten Gegenſtände derſelben antreffen kann. Mehrere dieſer Anſtalten haben eine fabrikähnliche Einrichtung; man findet in Einem Hauſe alle die verſchiedenen Arbeiter und Werkſtätten, die zur höchſten Veredlung der Form eines rohen Goldklumpens gehören. — Auch die Gold- und Silberſticker machen, wenn gleich keine eigne Zunft, doch ein merkwürdiges Gewerbe des Luxus aus. Die

ſchöne und geſchmackvolle Arbeit, die ſie liefern, wird häufig in den Magazinen für engliſche oder franzöſiſche Waare verkauft, und ſie ſteht ſicherlich in keinem Betrachte nach. Dieſe Beſchäftigung, welche jene anſtändige Quelle des Erwerbes für viele Wittwen und unverſorgte Frauenzimmer wird, mindert durch dieſen Umſtand die Schädlichkeit ihres Zwecks. Vielleicht iſt die Bemerkung nicht überflüßig, daß hier nirgend, ſelbſt auf den Theatern, die unächte Stickerey gebräuchlich iſt. — Auch gehört in dieſe Rubrik das Heer von Putzmacherinnen, die größtentheils franzöſiſchen Geblüts, und hier, wie in Paris, neben ihrer Induſtrie, gemeiniglich mit mancherley angenehmen einträglichen Talenten verſehen ſind. Ihre Menge nimmt täglich zu, und wunderbar, je größer ihre Anzahl wird, deſto beſſer ſcheinen ſie hier zu gedeihen. So niedlich, elegant und geſchmackvoll ihre Arbeiten ſind, ſo ungeheuer iſt der Preis derſelben; eine Modenhändlerin, die ihr Handwerk verſteht, kann den Weg zum Reichthum hier nie verfehlen. Die mehrſten unter ihnen ſteuern nur auf dieſes Ziel los, welches ſie denn auch, ſpäter oder früher, gewiß erreichen und alsdann in ihr Vaterland zurückkehren. Eine hier ehemals berühmte Dame von dieſem Metier, die jetzt in Paris lebt, hat der Freigebigkeit des ruſſiſchen Adels und ihrer Dankbarkeit über den Portal ihres Hotels ein öffentliches Denkmal in ruſſiſcher Sprache geſetzt.

Eins der wichtigſten Gewerbe für hieſiges Bedürfniß und Luxus zugleich, iſt die **Verfertigung der Wägen.** Die großen Werkſtätte, in denen dieſe Arbeit in ihrem Zuſammenhange von der einfachen Schraube bis zum künſtlichen Lack verfertigt wird; die Güte und Dauerhaftigkeit,

die Schönheit und der Geſchmack der Produkte dieſer Werkſtätten; die Menge der Menſchen, welche in denſelben beſchäftigt ſind; endlich die großen Summen, welche in dieſen Verarbeitungen liegen, und die außerdem für dieſen Artikel nach andern Ländern gehen würden, machen das Gewerbe der Wagenmacher zu einem der wichtigſten der Reſidenz. Nach dem Urtheil der Kenner und dem Gefühl eines Jeden leiſten die hieſigen Künſtler in dieſer Gattung alles; in der Bereitung des Lacks übertreffen ſie jetzt ſelbſt die Engländer; nur in der Dauerhaftigkeit ſollen ihre Produkte hinter denen dieſer berühmten Nation zurückſtehen, und als eine Urſache hievon wird der Mangel des guten trocknen Holzes angegeben. Bei allen dieſen Vorzügen, und trotz des großen Unterſchiedes im Preiſe, der bei den auswärts hereinkommenden Wagen durch den ſtarken Zoll erhöht wird, werden jährlich noch für eine beträchtliche Summe eingeführt, woran größtentheils das Vorurtheil der hieſigen Engländer ſchuld iſt. Die Ruſſen haben ſich dieſen Zweig der Induſtrie zur größern Hälfte zuzueignen gewußt; die Form ihrer Wagen iſt ſehr modig, der Lack vortrefflich und das Aeußere überhaupt geſchmackvoll und ſchön; aber ſie ſtehen wegen ihrer Dauer in noch ſchlechtern Ruf, als die hieſigen deutſchen Produkte. Dieſer Vorwurf trifft alle ruſſiſche Manufakturen; ihr Aeußeres iſt oft ohne Tadel, aber es fehlt ihnen an der Solidität, durch welche ſich die auswärtigen Waaren empfehlen. Zur Entſchuldigung der Ruſſen darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß ſie ein Hinderniß wider ſich haben, welches ihnen unmöglich macht, ſo viel Zeit, Fleiß und Auslagen auf ihre Verarbeitungen zu wenden, als zur größten innern Vollkommenheit derſelben erforderlich wären, und, welches, ſo lange es dauert, die Fortſchritte der Nationalinduſtrie

hemmt

hemmt und erſchwert. Dieſes Hinderniß iſt das allgemeine Vorurtheil für engliſche Waaren, welches zwar mehr oder weniger in allen Ländern ſtatt findet, aber nirgend in ſo hohem Grade, und mit ſo ausſchweifenden Wirkungen, als hier. Der ruſſiſche Manufakturiſt ſucht daher natürlich ſeine Produkte den fremden unterzuſchieben und ſie unter fremden Waaren den Käufern in die Hände zu ſpielen; wo dies nicht möglich iſt, (wie bei den Wagen in der Jämskoi, von denen Jedermann weiß, daß es ruſſiſche ſind da ſieht er ſich gezwungen, die Solidität dem äußern Anſehn aufzuopfern, weil er nur für dieſes bezahlt zu werden erwarten darf. Ein von hieſigen deutſchen Meiſtern verfertigter zweiſitziger Wagen iſt nicht unter ſechs bis ſieben hundert Rubel zu haben; einen ruſſiſchen erhält man beinah für die Hälfte, wobei es ſich zuweilen trifft, daß dieſe ſogar dauerhafter gearbeitet ſind, als jene.

Das eigentliche Tiſchlerhandwerk wird von den Ruſſen ſowohl, als von den Deutſchen betrieben; aber jene feinere Verarbeitung des Holzes, bei welcher der Preis der Erfindung und der Kunſt den Werth des Materials übertrifft, iſt bis jetzt nur das Eigenthum einiger Ausländer, unter denen ſich die Deutſchen zu ihrer Ehre auszeichnen. Die Künſtler dieſer Nation liefern von Zeit zu Zeit Meiſterſtücke, die ſie in ruhigen Zeiten unter dem Einfluß des Genies und des Kunſtfleißes verfertigen, und deren Verkauf ihnen, in der Reſidenz eines großen und geſchmackvollen Hofes, gewiß iſt. So ſtellte vor einiger Zeit ein hieſiger Tiſchler einen Schrank aus, der an Erfindung, Geſchmack und Vollkommenheit der Arbeit alles übertraf, was ich je in dieſer Gattung geſehen hatte. Der Preis dieſes Kunſtwerks war ſiebentauſend Rubel, und

dennoch verſicherte der Künſtler, daß er mit dieſer Summe nicht für die jahrelange Anſtrengung bezahlt werden könne, die ihm die Verfertigung deſſelben gekoſtet habe. Ein anderes Denkmal des deutſchen Kunſtfleißes bewahrt die Akademie der Wiſſenſchaften in dem Model einer Brücke, nach der Angabe des Etatsrath **von Gerhard**. Dieſe Brücke, die das prächtigſte ſeiner Art in unſerm Welttheile werden müßte, wenn die Möglichkeit der Ausführung gewiß bewieſen wäre, hat eilf Bogen, eine Zugbrücke zum Durchlaſſen der Schiffe, abgeſonderte erhabene Trottoirs und Landungsplätze, u. ſ. w. Die Schönheit des Modells und die Vollkommenheit der Ausführung läßt alles hinter ſich. Die Kaiſerin belohnte den Künſtler mit einem Geſchenk von viertauſend Rubeln, und er arbeitet ſeitdem für den Hof. — Unter den größern Unternehmern in dieſer Gattung gibt es Leute, die ſchon verarbeitete Produkte in ihren Magazinen zum Verkauf fertig liegen haben. So kenne ich einen Tiſchler, der für viele tauſend Rubel eingelegte oder parquettirte Fußböden von allen Holzgattungen und Farben im Vorrath hat, die nur zuſammengeſetzt werden dürfen, welches in einigen Tagen geſchehen kann. Ein anderer gibt ſich bloß mit der Verfertigung von Särgen ab, deren er eine Menge von jeder Form und Größe, und zu jedem Preiſe bereit hat. Mehrer dieſer, ihr Handwerk im Großen treibenden Tiſchler haben weder Werkſtatt, noch Handwerksgeräth, noch Geſellen; dieſe laſſen ſich nur auf Podyäde ein, z. B. alle Boiſerie in einem neuerbauten Hauſe zu verfertigen, und ſchaffen alsdann die nöthigen Arbeiter herbei, über welche ſie die Aufſicht führen. — Ehe ich dieſen Gegenſtand verlaſſe, muß ich hier eines Mannes und ſeiner Arbeiten erwähnen, der ſeinem deutſchen Vaterlande Ehre macht, und in

ſeiner

ſeiner Gattung alles übertroffen hat, was die raffinirteſte Induſtrie der Engländer und Franzoſen in derſelben leiſtet. Dieſer Mann heißt Röntgen, iſt in Neuwied zu Hauſe, und bekennt ſich zur Secte der Herrnhuter. Er hat ſich mehrere Jahre zu verſchiedenen Zeiten hier aufgehalten, und die Palläſte der Kaiſerin und der Großen des Hofes mit den erſtaunungswürdigſten Produkten ſeiner Kunſt verſchönert und bereichert. In der kaiſerlichen Eremitage ſtehen eine Menge Möbels, Schränke, Uhren und andere Sachen, von ſeiner Erfindung und Ausführung. Sie ſind von den verſchiedenſten Holzarten, denen der Künſtler durch gewiſſe Vorbereitungen eine beſondere Härte und Dauerhaftigkeit zu geben weiß, und die durch die mühſamſte und außerordentlichſte Politur einen Glanz erhalten haben, der zu ſeiner Erhaltung keines Frottirens bedarf. Die Arbeit an dieſen Stücken iſt eben ſo bewundernswürdig als ihre Erfindung; keine Fuge iſt ſichtbar, alles paßt ſo an einander, als ob es aus einem Guß gegoſſen wäre; einige ſind mit Bronzearbeit von der ſchönſten und mannigfaltigſten Vergoldung, andere mit Basreliefs, Gemmen und Antiken eingelegt. Das unübertrefflichſte Produkt dieſes Künſtlers aber iſt ein Büreau oder Schreibepult, welches die Kaiſerin dem Kunſtkabinet der Akademie der Wiſſenſchaften vor einigen Jahren ſchenkte. Hier hat das Genie des Erfinders ſeinen Reichthum und ſeine Fruchtbarkeit an die mannigfaltigſten Kompoſitionen verſchwendet; alles ſcheint Zauberei zu ſeyn. Wenn man dieſes wunderbare Pult öfnet, ſo erblickt man in der Mitte eine ſchöne Gruppe von Basreliefs in Bronze, die bei dem leiſeſten Druck einer Feder verſchwindet, und einer koſtbaren Tafel mit eingelegten Gemmen Platz macht. Der Raum, den dieſe Tafel verdeckt iſt, der Aufbewahrung wichtiger Papiere

oder Gelder gewidmet; die kühne Hand, die ſich an dieſem Fleck vergreifen wollte, würde ihr eigener Verräther ſeyn; denn bei der mindeſten Berührung der Tafel läßt ſich ſogleich eine ſanfte liebliche Muſik hören, deren Organe man an der Rückſeite in dem Untergeſtell des Pults ſehen kann. Mehre kleine, zum Behuf der Schreibmaterialien u. ſ. w. eingerichtete Schubläden, ſpringen ebenfalls bei dem Druck ihrer Federn auf, und ſchließen ſich eben ſo ſchnell, ohne daß eine Spur ihres Daſeyns übrig bleibt. Wenn man den Schreibetiſch in ein Leſepult verwandeln will, ſo drängt ſich aus dem Obertheil eine Tafel hervor, aus welcher ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit alle Theile eines bequemen, und wohleingerichteten Leſepults entwickeln. Doch der Mechanismus dieſes Kunſtprodukts, ſo wie ſeine äußern Verzierungen, müſſen geſehen, nicht beſchrieben werden. Der Erfinder bot dieſes ſeltne und merkwürdige Stück der Kaiſerin für zwanzigtauſend Rubel an; aber dieſe großmüthige Kennerin und Schätzerin aller Verdienſte glaubte mit einer ſolchen Summe nur die Arbeit bezahlen zu können: ſie beſtimmte dem Talent noch ein außerordentliches Geſchenk von fünftauſend Rubeln.

Unter den Gewerben des Luxus darf ich endlich auch die Kunſtgärtnerey nicht vergeſſen, welche hier von einigen Fremden, vorzüglich Holländern, betrieben wird. Die köſtlichen Früchte und lieblichen Blumen, die ſie für den Genuß der Reichen erziehen, werden mit ungeheuren Preiſen bezahlt, daher dieſes Gewerbe, nach Verhältniß, eins der einträglichſten iſt. Ein Beſuch in den Treibhäuſern dieſer Gärten, den Werkſtätten einer ſanften, ruhigen und arbeitſamen Menſchenklaſſe iſt ein lehrreicher, intereſſanter Unterricht für den Beobachter. Welch ein Ab-

ſtand

ſtand in den Geſchäften eines bürgerlichen Lebens, von dem nützlichen und unentbehrlichen Fleiſcher, der für unſer Bedürfniß, in den Eingeweiden der Thiere wühlt, die ſeine Fauſt mordete — bis zu dem üppigen und entbehrlichen Gärtner, der für unſere Schwelgerei, der Natur ihre Mechanik ſtiehlt, um Leben zu erzeugen und um ſich her zu verbreiten! So wie jener, durch ſeinen ewigen Krieg gegen die Natur allmählig zu einer Fühlloſigkeit herabſinkt, in welcher er ſich als den natürlichen Feind aller lebendigen Geſchöpfe anſieht, ſo erhöht die Beſchäftigung des Andern ſeine Empfindung unmerklich zu dem ſanften theilnehmenden Wohlwollen, welches ihm mit leiſer Stimme zuflüſtert, daß er der Freund und der Erhalter ſeiner organiſirten Geſchöpfe ſey. Ich habe ihn nicht geſehen, den Mann aus dieſem Gewerbe, deſſen Sitten rauh geweſen wären, oder der die Zöglinge ſeines Fleißes nicht mit einer Art von väterlicher Wärme geliebt hätte. Ich kenne ihn aber, den Mann, der einen Roſenſtock nicht weggeben wollte, weil er ihn für das liebenswürdigſte Kind ſeiner Familie und das gelungenſte Produkt ſeiner Erziehung anſah, und eine große Summe ausſchlug, um ſich nicht vom Lieblinge ſeines Herzens zu trennen.

II. Be-

II.

Beſchreibung des Winzerfeſtes zu Veway. *)

Der Urſprung des Winzerfeſtes zu Vevay iſt in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllt, beſonders ſeitdem das Archiv der Winzergeſellſchaft bei dem großen Brande, der die Stadt Veway im Jahr 1688 betroffen hat, im Rauch aufgegangen iſt. Wahrſcheinliche Muthmaßungen darüber müſſen daher die Stelle der Gewißheit vertreten. Seine auffallende Aehnlichkeit mit den Feſten, die die alten Griechen und Römer dem Bachus und der Ceres zu Ehren **) feierten, laſſen auf ein ſehr hohes Alter ſchließen. Das Volk von Vevay und der umliegenden Gegend hatte eine ſo große Anhänglichkeit an dieſes Feſt, daß man es beybehalten mußte, als die chriſtliche Religion über die heydniſche ſiegte, und die Altäre der alten Landesgötter umſtürzte. Man begnügte ſich, den Helden des Feſts, noch einen chriſtlichen Heiligen beyzugeſellen und mit ihnen herumzutragen. Es iſt der heilige Urban, der Patron

*) Meine Wanderungen in der romaniſchen Schweitz, Unter-Wallis und Savoyen, in den Monaten Aug. und Septemb. 1791. Tübingen 1793.

**) Man hat vor nicht gar langer Zeit in der Gegend von Cülly, wo der beſte Ryfwein (vin de la Vaüx) wächſt, einen Stein mit der Inſchrift: Libero patri Cocliensi, ausgegraben. Hieraus ſieht man, daß Bachus ſchon zu der Römer Zeiten hier verehrt worden iſt.

Patron der Stadt Vevay. Ohnerachtet bey der Reformation alle Spuren des Katholizismus vertilgt wurden, ſo hat man doch dieſem Heiligen ſeine Stelle bey dem Winzerfeſt gelaſſen.

Unter den Sachen, die dem Raub der Flammen entgangen ſind, befindet ſich noch ein ſilberner Becher, auf dem ſich die Wappen einiger Aebte oder Oberhäupter der Geſellſchaft vom Jahr 1500 an befinden. Man bewahrt außerdem noch die Wappen von zwey ältern Aebten auf.

Der Zweck dieſes Feſts ſcheint mir urſprünglich kein andrer geweſen zu ſeyn, als der, den zwei wohlthätigſten Gottheiten der Landleute ſeinen Dank und Verehrung für ihre Gaben darzubringen, und ſich ihre Gunſt für die Zukunft zu verſichern; hauptſächlich aber, um einen Freudentag zu feyern, ein Zweck, der bei allen Feſten der Griechen und Römer herrſchend war.

In der Folge ſuchte man auch einen nützlichen Zweck damit zu verbinden, d. i. dem Acker- und Weinbau dadurch eine Aufmunterung zu geben. Zu dem Ende wurde der Geſellſchaft eine gewiſſe Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder übertragen. Die Geſellſchaft hat nämlich ihr Oberhaupt, das Abt genannt wird. Dieſer befindet ſich an der Spitze eines aus zwölf vornehmen Perſonen der Stadt beſtehenden Raths, welchem noch gewiſſe Perſonen zur Vollſtreckung ſeiner Beſchließungen zu Gebote ſtehen, die Diener (Officiers) genannt werden.

Wenn ein Winzer ſeinen Weinberg vernachläſſigt, und die Geſellſchaft durch ihre Aufſeher Nachricht davon bekommt, ſo verfügt ſie ſich ſammt und ſonders unter Trommelſchlag und mit fliegenden Fahnen auf den Weinberg

berg und bearbeitet ihn. Dadurch erhält die Geſellſchaft das Recht, ſich den Ertrag der nächſten Weinerndte zuzueignen und zum Zeichen davon läßt ſie eine aufgepflanzte Fahne im Weinberg zurück.

Heutiges Tags ſetzt ſich kein Winzer mehr dieſer entehrenden Strafe aus und kaum erinnern ſich einige Greiſe in ihrer Jugend Beyſpiele davon geſehen zu haben. Ueberhaupt hat man die weiſe Abſicht der Stiftung faſt gänzlich aus den Augen verloren und wie es mit dergleichen Anſtalten oft geht, bloß das Gepränge des feyerlichen Zugs beybehalten. Zwar wird noch alle Jahr eine Beſichtigung der Weinberge vorgenommen, allein es hat beinahe Niemand als die Regierung und die Stadt Nutzen davon, auf deren Weinberge man ein vorzüglich wachſames Auge hat.

Seit einigen Jahren hat man Vorſchläge zu einer zweckmäßigern Einrichtung dieſer Anſtalt gemacht, die aber bis jetzt fromme Wünſche geblieben ſind, weil es der Gilde an den zur Ausführung nöthigen Einkünften fehlt. Indeſſen werden die fleißigen Winzer durch gewiſſe auszeichnende Ehrenbezeigungen belohnt; ſie ziehen an der Spitze des Zugs auf und ſind durch einen um die Schläfe gewundenen Kranz von den übrigen Winzern unterſchieden. Auch haben ſie nach geendigtem Zug allein die Ehre, in der Geſellſchaft des Abts und der vornehmſten Perſonen von der Gilde zu ſpeiſen.

Ehmals wurde dies Feſt alle Jahre gefeyert, in der Folge nur alle drey Jahre und ſeit einiger Zeit hat es nur alle ſechs Jahre ſtatt. Wenn dies ſechſte Jahr ein Mißjahr iſt, ſo wird es bis auf das nächſte geſegnetere aufgeſchoben. Diesmal waren acht Jahre ſeit der Feyer

des

des vorigen Feſts, die am 20ſten Auguſt 1783 mit großem Gepränge begangen wurde, verfloſſen.

Nun eine kurze Beſchreibung des Aufzugs ſelbſt! Er wurde eröffnet von dem **Trabanten** der Geſellſchaft und nahm ſeinen Anfang vor dem Rathhauſe. Die Kleidung des Trabanten beſtand in einer grünen Jacke und weißer Weſte und Beinkleidern. In der Hand trug er einen Stock, an den ſtatt des Knopfs ein Rebmeſſer angebracht war. Ihm folgten 2) Zwei weiße und roſenfarben gekleidete **Kinder**, die einen mit Blumen bekränzten Bogen trugen. Dann kamen 3) die zwei **gekrönten Winzer**. Die Prieſterin des Bachus hatte ihnen vor dem Rathhauſe die Kränze aufgeſetzt, nachdem ſie vorher ein zu dieſer Feyerlichkeit paſſendes Lied abgeſungen. 4) **Ein Trupp Muſikanten.** 5) Der **Abt**, völlig in violettfarbener Kleidung. Um ſeine Schulter trug er eine weiße Schärpe und in der linken Hand einen Biſchofsſtab, an dem oben eine Traube hing. 6) Die **Rathsherrn**, die die Arbeiten und Beluſtigungen ihrer Winzer vorſtellten, in grünen Röcken, weißen Beinkleidern und Weſten, runden mit grünen Bändern gezierten Strohhüten, in den Händen grüne Stäbe und Rebmeſſer tragend. Um die Schultern hatten ſie weiße Bänder, an denen unten hölzerne Waſſerflaſchen hiengen. 7) Der in antiker Form gearbeitete **Altar des Bachus** mit einem darauf befindlichen ſilbernen Rauchfaß. Der Altar wurde von vier Faunen getragen. 8) Die **Oberprieſterin des Bachus** nebſt einem Gefolge von Knaben, die das Rauchwerk und die Opfergefäſſe trugen. 9) Die **Bachantinnen**, in weißen mit grünen Bandſchleifen gezierten Gewändern, die auf der einen Seite aufgeſchürzt waren. Auch ihre

Beine

Beine waren, wie die der Faunen mit grünen Bändern umwunden. Auf dem Kopf, um den ihre Haare zerſtreut herumflogen, trugen ſie Kränze von Epheu, und in der Hand kleine türkiſche Trommeln. 10) **Bachus** ſelbſt auf einem Fäßchen ſitzend, das von vier Mohren getragen wurde. Zwey andre Mohren giengen auf der Seite und hielten ihm wechſelsweiſe den Sonnenſchirm über das Haupt. Man wählte, um dieſen Gott vorzuſtellen, einen ſchönen Knaben von 7 Jahren mit wallenden Locken und in ganz leichter fleiſchfarbener Kleidung. In der einen Hand hielt er einen ſilbernen Becher und in der andern einen Thyrſusſtab. 11) Ein Trupp von **Faunen** in fleiſchfarbener und ganz dicht am Leib anliegender Kleidung, um das Nackte nachzuahmen. Auf den Köpfen trugen ſie eine Art von Hüten, aus Epheublättern zuſammengeflochten, und um die Hüften Gürtel von den nämlichen Blättern. Ihre Beine waren von der Mitte an bis auf die Füße mit grünen Bändern umwunden. Jeder von ihnen hatte einen Thyrſusſtab in der Hand, und mehreren hiengen Thierfelle um die Schultern. 12) Der alte **Silen**, Gefährte und Wärter des Bachus, hieng mit ſchwerem wankenden Haupte auf ſeinem Eſel, unterſtützt von zwei ihm zur Seite gehenden Männern. Er war in fleiſchfarbe gekleidet, hatte einen Epheukranz auf dem Kopf und einen andern um die Lenden. In der Hand hielt er einen Weinkrug. 13) **Satyrn**, einen Bock an roſenfarbenen Bändern führend: andre Satyrn trugen Blumen und mit Epheu umwundene Bogen. 14) **Dreißig Knaben**, die auf langen Stäben die Attribute des Bachus, z. E. eine Kelter, kleine Fäſſer u. ſ. w. wie auch das in Holz geſchnitzte Bildniß des heiligen Urbanus trugen. 15) **Zwei Trommelſchläger.** 16) Ein Rathsherr

herr mit einem Gefolge von Winzern, die Kärſte auf den Schultern trugen. Letztere hatten weiße Jacken, Weſten und Hoſen, die mit grünen Bändern beſetzt waren. Auf den Köpfen hatten ſie weiße mit Blumen gezierte Strohhüte und an der Seite hieng jedem eine Waſſerflaſche. 17) Ein langer Wagen mit der Eſſe des **Vulkans**, vor dem ſeine einäugigen Schmiedeknechte, auf ihrem Ambos arbeiteten. Der Wagen war mit Weinlaub verziert. 18) Männer auf einer Stange die **Traube von Kanaan** tragend. 19) Eine altfränkiſche ländliche **Muſik**. Die Inſtrumente waren a) ein Dudelſack; b) ein Inſtrument, deſſen Reſonanzboden eine Rindsblaſe war, mit zwei großen Saiten darauf; c) eine Art von Baßgeige mit drei Saiten. 20) Ein **Scheerenſchleifer** und nach ihm ein herumziehender **Landkrämer**, der Brillen, Nadeln u. ſ. w. feilſchrie. Ferner ein **Quackſalber** mit Arzneyen und zuletzt ein **Hanswurſt**, der **Kamaſchen** verkaufte und allerlei Späſſe machte. 21) Ein **Rathsherr** nebſt einem Gefolge von Winzern und ihren Weibern. Einige von den Winzern trugen Rückkörbe, in denen Küchenkräuter, Stroh zum Anbinden der Reben und andre zum Weinbau nöthige Sachen waren. 22) Ein großer Wagen, worin Noah und ſeine Frau, die die kalte Jahrszeit vorſtellten, in Winterkleidung ſaßen. Auf der Vorderſeite des Wagens erblickte man unter einer Art von Laube drei junge Leute, die die drei übrigen Jahrszeiten mit ihren Attributen vorſtellten. 23) Ein Wagen mit einem Herbſtfaß, worin die zerquetſchten Trauben in die Kelter geführt werden. Hinter demſelben Buttenträger und ein Weinausrufer, der zum Zeichen, daß er Wein verkaufe, einen grünen Baumaſt trug. 24) Ein **Rathsherr** im Gefolge von Mähern und Mähe-

rinnen. 25) Ein Wagen mit Heu. 26) Zwei Trommelſchläger. 27) Schäfer und Schäferinnen, Lämmer an Bändern führend. 28) Ein Pflug von Ochſen gezogen. 29) Ein Wagen mit Getraide. Hinter demſelben 30) vier Dreſcher und zwei Männer. 31) Ein Trupp Muſikanten. 32) Ein Trupp Schnitter und Schnitterinnen. 33) Die Prieſterin der Ceres, von zwei Opfermädchen oder Kanephoren begleitet. 34) Der Altar der Göttin von vier Kanephoren getragen. 35) Zwei Mädchen, einen ſilbernen Korb mit Früchten tragend. 36) Die Göttin ſelbſt auf einem blauen Thron von vier Nymphen getragen, in der einen Hand eine Sichel und in der andern ein Füllhorn haltend. Es war ein ſchönes Mädchen von eilf Jahren in einem weißen Gewande, über welchem ſie einen himmelblauen Mantel mit goldenen Frangen trug. 37) Schnitter und Schnitterinnen. 38) Der Lieutenant oder Stellvertreter des Abts, eine Gabel in der Hand haltend, beſchloß den Zug.

Von den Fahnen war die eine weiß und die andre grün. Die erſtere zeigte auf der einen Seite das Bild der Ceres und auf der andern den Bachus auf einem Faß ſitzend, und über ihm die Aufſchrift mit goldenen Buchſtaben: ORA ET LABORA. Auf der andern Fahne war eine Weinranke mit der nämlichen Aufſchrift.

Der ganze Zug gieng wiederholtermalen durch alle Straßen der Stadt. Das geſchah theils um die Feyerlichkeit zu verlängern, theils um allen Zuſchauern Gelegenheit zu geben, ihn zu ſehen. Er dauerte daher von Morgens um 8 Uhr bis Abends um 4 Uhr.

Die Winzer, Schnitter, u. ſ. w. ſangen im Fortgehn beſtändig Hymnen und andre Lieder ſowohl in franzöſiſcher als in der romaniſchen oder Landesſprache.

An gewiſſen Orten der Stadt hielt der ganze Zug still. Die Prieſterinnen des Bachus und der Ceres ſangen die zur Feyerlichkeit verfertigten Hymnen und nahmen feyerliche Opferhandlungen vor den Altären der beiden Gottheiten vor. Die Bacchantinnen, Satyren und Faunen tanzten in freudigwildem Taumel und ſchwangen ihre Thyrſusſtäbe. Die Winzer, Schnitter u. ſ. w. tanzten dabei nach ihrer Weiſe. Selbſt Vater Noah ſtieg einmal von ſeinem Wagen und tanzte mit ſeinem Weibe.

Nach geendigtem Zuge ſpeiſte der größte Theil der Geſellſchaft an einer Tafel von mehr als hundert Gedecken, die unter einer zwiſchen der Stadt und dem See liegenden Kaſtanienallee befindlich war. Die zwei gekrönten Winzer ſpeiſten in der Geſellſchaft des Abts und der Rathsherrn. In den Speiſen ſelbſt herrſchte die äußerſte Simplicität. Man aß Bohnenſuppe — die am Tiſche des Abts vorzugsweiſe in einem ſchönen ausgehölten Kürbis aufgetragen wurde — Gemüſe mit Speck, Braten, Paſteten und ſchwarzes Brod. Zum Getränk hatte man blos neuen Wein. Die Winzer, die nicht auf die Mahlzeit ſubſcribirt hatten, ließen ſich ihr Eſſen aus dem Hauſe holen und ſpeiſten in der Geſellſchaft der übrigen.

So endigte ſich dies ſonderbare und in ſeiner Art einzige Feſt, das eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch mitten im Schooße einer Religion — deren Apoſtel und erſte Stifter alles, was nach dem Heidenthum ſchmeckte, als einen Greuel und als ein Werk des böſen Feindes verabſcheuten und alle Spuren davon von Grund aus zu vertilgen ſuchten, ohne im Weſentlichen eine Veränderung zu leiden, fortgedauert hat. Ich überlaſſe es

D 2 dem

dem Leſer, eine Vergleichung deſſelben mit ähnlichen Feſten der alten Griechen und Römer anzuſtellen. Nur noch ein Wort über Volksfeſte überhaupt.

Ich bin von jeher ein ſehr großer Freund von dergleichen Feſten geweſen, weil ſie immer die Epoche einer allgemeinen Fröhlichkeit ſind. Der Anblick ſo vieler frohen Geſichter hat ſo zu ſagen was anſteckendes, und ein jeder vergißt, mag's auch nur auf kurze Zeit ſeyn, den Kummer, der ihm am Herzen nagt. Daher ſcheint es mir immer, daß wir nach dem Beyſpiel der alten Griechen und Römer mehr Volksfeſte veranſtalten ſollten und unſre ökonomiſche Politiker ſcheinen mir ſehr Unrecht zu haben, wenn ſie über die Koſten deklamiren, die dergleichen Feſte verurſachen. Denn geſetzt auch, daß einige eine Ausgabe machen, die mit ihrem Vermögen nicht im genauſten Verhältniß ſteht, ſo iſt dieſer Fall doch nur ſelten und der Mißbrauch einer Sache hebt den guten Gebrauch nicht auf. Der Lebenspfad der meiſten iſt ſo dunkel und oft mit ſo ſchwarzen Gewitterwolken überhangen, daß wir wenigſtens, ſo viel an uns iſt, ſuchen ſollten, hier und da einige Stellen zu erhellen.

Mich dünkt auch, daß der gebildetere und aufgeklärtere Theil der Nation ſeit einiger Zeit zu wenig Antheil an unſern Volksluſtbarkeiten nimmt. Die verachtende Kälte theilt ſich den zunächſt an ſie gränzenden Klaſſen mit und bald wird es ſo weit gekommen ſeyn, daß faſt jeder Stand ſeine ihm eigenen Luſtbarkeiten haben und ſich ſchämen wird, ſich mit dem etwas unter ihm befindlichen gemeinſchaftlich zu freuen. So zerreißt man nach und nach alle Bande, die den Menſchen an den Menſchen knüpfen und wenigſtens von Zeit zu Zeit, wie

ehmals

ehmals die römiſchen Saturnalien, die für Manche drük-kende Ungleichheit der Stände vergeſſen machten und derjenigen zahlreichen Klaſſe von Menſchen, die das ganze Jahr hindurch im Schweiße ihres Angeſichts für die andere ungleich mindere arbeitet, ihr drückendes Loos etwas leichter und, was noch wichtiger iſt, ihre Herren lieber machten. Was wird der immer mehr überhandnehmende Egoiſmus nicht noch alles aus uns machen?

III.

Karakterſchilderung des alten und jetzigen Hochländers. *)

Wir hatten nun unſre Reiſe durch die Hochlande von Schottland beinahe vollbracht; da Inverary der letzte Ort von einiger Wichtigkeit war, den wir in denſelben beſuchten. Das Anſehn des Landes ſowohl, als die Sitten ſeiner Bewohner, hatten uns auf unſerer ganzen Reiſe viel Unterhaltung gewährt. Erſteres kann wahrſcheinlich einigen Einfluß auf Letzteres haben. Die Extremen der Hitze und Kälte bringen vielleicht die nämliche Wirkung hervor. Der Wilde unterm ſüdlichen Himmelsſtriche iſt

 kraft-

*) Wilhelm Gilpins Bemerkungen über maleriſche Naturſchönheit auf einigen Reiſen durch unterſchiedene Gegenden von England und Schottland. Aus dem Engliſchen. Leipz. 1793. 2 Theile.

kraftlos und träge, unterm nördlichen erſtarrt und unthätig. Unter dem gemäßigten Himmelsſtriche allein iſt es, wo man die kühnſten und muthigſten Anſtrengungen findet. Ich rede hier vom Menſchen in ſeinem rohen Zuſtande. Der Geſittete macht ihm allerwegen ſich gleich. Der erſte und rohe Eingebohrne dieſes Landes ſcheint große Geiſtes- und Leibesſtärke beſeſſen zu haben, allein es war die Stärke eines wilden Thieres. Bald beherrſchten ihn Trägheit, bald Thätigkeit. Jede Leidenſchaft bemächtigte ſich ſeiner Bruſt, und wenn ſie ausgetobt hatte, ſank er in Trägheit zurück. Er war leicht zu beleidigen, wüthend in ſeinem Zorn, unverſöhnlich in ſeiner Rache, und vergoß Blut ohne Erbarmen.

Ich will meinen Leſern aus einem vor etlichen Jahren in Glasgow, nach einer alten Handſchrift abgedruckten Buche, das den Titel führt: Feuds and conflicts among the ſcottiſh clans (die Feindſeligkeiten und Fehden unter den ſchottiſchen Clans), und viele Anekdoten und Begebenheiten aus jenen Zeiten enthält, welche die alten Sitten des Landes ſehr gut erläutern, eine kleine Geſchichte mittheilen. Sie beſchreibt die kleinen Kriege zwiſchen Angus Macdonald von Kintire, und Sir Laughlan Maclean von der Inſel Mull, und iſt nicht nur an ſich ſelbſt merkwürdig, ſondern ſie gibt auch von dem alten Zuſtande der Hochlande einen befriedigendern Begrif, als eine ſyſtematiſche Unterſuchung.

Vor ohngefähr zwei hundert Jahren wollte Donald Gorme, ein Gutsbeſitzer auf der Inſel Sky, ſeinen Verwandten Angus Macdonald in Kintiri beſuchen, ward aber durch widrigen Wind genöthigt, in die Invernook-Bay auf der Inſel Jura einzulaufen. Dieſe Inſel gehörte dem

Sir

Sir Laughlan Maclean, und dieſer befand ſich eben damals auf derſelben, da er eigentlich beſtändig auf der Inſel Mull wohnte.

Durch einen ungewöhnlichen Zuſammenfluß von Umſtänden geſchah es, daß grade zu der Zeit einige Verbannete, die Gorme gewiſſer Vergehungen wegen, neuerlich aus Sky hatte verweiſen laſſen, ſich auf Jura verborgen hielten. Als dieſe Landſtreicher erfuhren, wem das in der Bay liegende Fahrzeug gehörte, geriethen ſie, da ſie ſich am Gorme ſelbſt nicht rächen konnten, auf den höchſt boshaften Einfall, ihn mit Maclean zu entzweien, trieben in der Nacht von Macleans Viehheerden einige Stücke der Bay zu, und nahmen ſie mit ſich fort, da ſie nicht zweifelten, der Verdacht würde auf den Gorme fallen.

Argwohn gilt bei Barbaren für Beweis. Maclean, ein junger Feuerkopf, verſammelte, ohne erſt weitere Unterſuchung anzuſtellen, ſogleich in der folgenden Nacht ſeinen Clan, überfiel den Gorme, und erſchlug ſechzehn von ſeinen Leuten. Gorme ſelbſt entkam mit genauer Noth mit etlichen von ſeinen Begleitern.

Mit großem Bedauern vernahm Angus Macdonald in Kintire, dem Gorme's Beſuch zugedacht war, den Unfall ſeines Freundes, da er mit beiden Parteien nahe verwandt war; denn er war ein naher Vetter vom Gorme, und hatte Macleans Schweſter zur Ehe. Da er wegen der Folgen dieſes Vorfalls beſorgt war, ſo beſchloß er, durch ſeine gute Dienſte die Sache zu vermitteln.

Den erſten Verſuch machte er beim Gorme auf der Inſel Sky, und fand ihn nicht unbiegſam. Von hier

ſegelte er nach der Inſel Mull, des Vorhabens, mit Maclean auf dem Schloß Duart, dem Wohnſitze deſſelben, Unterhandlung zu pflegen. Seine Freunde warnten ihn.

Die Regierung in Schottland war zur Ariſtokratie geneigt, und hatte ſichs daher ſtets zur Vorſchrift gemacht, die Clans in Uneinigkeit zu erhalten. Zu dem Ende pflegte die Krone oft aus Lehnsgrundſätzen von ſehr unbedeutenden Urſachen Gelegenheit zu nehmen, einem begünſtigten Oberhaupt Anrechte an die Ländereien ſeines minder beliebten Nachbars zuzugeſtehen. Dieſe Anrechte wurden gemeiniglich ertheilt, wenn Familien mit einander uneinig waren, und gaben ihren Zwiſtigkeiten eine Art von Sanction.

Ein Anrecht dieſer Art mochte ehedem auch den Macleans auf einige, den Macdonals zugehörige, auf der Inſel Ilay gelegene Ländereien ertheilt worden ſeyn. Der Anſpruch war lange nicht hervorgeſucht worden, überdies waren beide Familien jetzt durch Heirath mit einander verbunden: demungeachtet widerriethen Macdonalds Freunde ihm, ſich den Händen eines jungen Mannes anzuvertrauen, deſſen Karakter man wenig und gar nicht kannte, dem alſo zu trauen unklug wäre. Allein Macdonald, von Natur bieder, edelmüthig und furchtlos, konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein Mann, den er nie beleidigt und deſſen Schweſter er zur Ehe hatte, Böſes gegen ihn im Sinne haben könne. Er begab ſich alſo mit vollem Vertrauen zu ihm aufs Schloß Duart, und ließ ſogar ſein Gefolge meiſtens zurück.

Maclean empfing ihn mit Höflichkeit und machte ihm Hoffnung, daß Gorme's Anerbietungen vielleicht die Grund-

Grundlage zu einem Vergleich werden, und dem unglück-lichen Zwiſte unter ihnen ein Ende machen konnten. Allein in der Stunde der Einſamkeit bemächtigten andre Gedanken ſich ſeiner. Es waren ſolche, die Eigennuҫ und Ehrgeiz ihm zuraunten; und nun ſchwanden alle Bedenklichkeiten, die Rechtſchaffenheit und Ehrengefühl in ihm erregen wollten. Ehe der Morgen anbrach, war ſein Entſchluß gefaßt, und mit dreiſter Mine erklärte er ſeinem erſtaunten Gaſt, daß er nichts anders zu erwarten habe, als lebenslängliche Gefangenſchaft, dafern er ſich nicht entſchließe, allen Anſprüchen auf die ſtreitigen Ländereien auf der Inſel Ilay zu entſagen. Was ſollte der unglückliche Macdonald thun? Keine Wahl blieb ihm übrig. Er war gezwungen, die Bedingung einzugehen, und ſeinen Sohn und Bruder als Geißeln auszuliefern.

Dieſe Treuloſigkeit reizte Macdonalds ganze Empfindlichkeit. Der Vorfall in der Invernook-Bay war vergeſſen. Der Zwiſt war nun ſein eigner geworden. Da er aber eben ſo kaltblütig, als entſchloſſen war, ſo entwiſchte auch nicht der geringſte Laut von Unwillen ſeinen Lippen. Aller Schein von Nachbegierde ward ſo lange erſtickt, bis ſie mit Nachdruck losbrechen konnte.

Wie's ſcheint, wars nothwendig, daß Maclean die ihm von Macdonald auf gedachte Art abgetretenen Ländereien, in eigner Perſon in Beſiҫ nehmen mußte. Er begab ſich deswegen nach Ilay, und ließ ſein kleines Gefolge ſich auf den Ruinen einer Schanze nahe bei Kinnes, — ſo hießen die erwähnten Ländereien, lagern.

Es war unter den Hochländiſchen Oberhäuptern damals Sitte, alle Fremden zu ſich einzuladen, und ſie ſo lange zu bewirthen, bis alles was das Haus vermochte,

aufgezehrt war, und ſie dann zu ſeinem nächſten Nachbar zu begleiten, wo wieder ſo lange geſchmauſet ward, bis derſelbe Fall eintrat. Und ſo ging es von einem zum andern. Da auch der Hausvater jedesmal mit Geſellſchaft leiſtete, ſo wuchs mit jedem neuen Beſuch die Anzahl der Gäſte, und oft ward auf die Art in einem Bezirk alles rein aufgezehrt.

Dieſe luſtige Sitte und die unbequeme Lage des Lagers in Kinnes wußte Macdonald ſich zu Nutze zu machen. Er bot dem Maclean den Gebrauch ſeines Wohnhauſes in Mullintrea an, beſchrieb ihm ſeine Nachbarn als luſtige Kumpane, und äußerte den Wunſch, daß er ſie freundſchaftlich beſuchen möchte; wobei er hinzuſetzte, ſein ohnehin zahlreiches Gefolge, und beſonders die beiden Geißeln, würden ihn ja gegen jede zu fürchtende Beleidigung ſichern.

Leichtgläubigkeit iſt eben ſo ſehr ein Karakterzug des Standes der Barbarei, als Argwohn. Maclean ließ ſich den Antrag ohne langes Bedenken gefallen, und nahm die Einladung eines Mannes an, gegen den er kurz zuvor alle Pflichten der Gaſtfreundſchaft verletzt hatte.

Allein ganz andre Gedanken, als Gedanken an Gaſtiren erfüllten Macdonalds Seele. Er ertheilte in aller Stille ſeinem Clan den Befehl, ſich auf einem gewiſſen Orte bewafnet zu verſammeln, und um Mitternacht das Haus, worin Maclean logierte, zu umringen. — Der Wohnort eines hochländiſchen Oberhaupts beſtand damals in einem Städtchen, und dieſes aus verſchiedenen Nebengebäuden, davon viele einzeln umher lagen.

Das Trinkgelag, das man mit Vorſatz bis ſpät in die Nacht hinein verlängert hatte, war geendigt; und jeder-

Jedermann hatte ſich zur Ruhe begeben, als Macdonalds Clan das Haus, worin Maclean einlogirt war, umringte, und Erſtrer mit lauter und drohender Stimme zum Fenſter ſeines Gaſtes hereinrief, und ihm herauskommen hieß. Der beſtürzte Maclean ſprang aus dem Betre, blickte durchs vergitterte Fenſter, und ſah das Haus von Bewafneten umringt; er verwünſchte nun ſeine Unvorſichtigkeit, hielt ſich für verloren, und öffnete die Thüre. Um ſich aber doch gegen einen plötzlichen Anfall zu ſchützen, nöthigte er ſeinen Geißel, Macdonalds Sohn, vor ihn zu treten: allein Macdonald verſicherte ihn, daß er für ſein Leben nichts zu befürchten habe, ſondern daß man blos ſich ſeiner Perſon verſichern wolle. Nachdem Macdonald auf dieſe Art ſeinen Feind in ſeine Gewalt bekommen hatte, ſchenkte er deſſen ganzem Gefolge die Freiheit, zwei ausgenommen, die er für Maclean's Hauptrathgeber hielt. Mit dieſen machte er kurzen Proceß, ließ das Hinterhaus, worin ſie ſich befanden, in Brand ſtecken, und ſie mußten lebendig darin verbrennen.

Kaum war Maclean in ſeinen Kerker eingeſperrt, als ein andrer Anſchlag, ihn völlig ins Verderben zu ſtürzen, gefaßt ward. Einer ſeiner Verwandten, Allen Maclean, hielt ſeines Vetters unglückliche Lage, für eine günſtige Gelegenheit, ſeinen eigenen Vortheil zu befördern, und ſprengte aus, Maclean hätte in geheim Befehl gegeben, Macdonalds Bruder, der ſich als Geißel auf der Inſel Mull befand, umzubringen. Er hoffte dadurch den Macdonald zu reitzen, daß er an ſeinem Gefangenen das Vergeltungsrecht ausübte, und er (Allen Maclean) alsdann ſich ſeines Vermögens bemächtigen könnte. Den Hauptzweck ſeines Anſchlages erreichte er nun zwar nicht,

allein

allein er hatte doch ſchreckliche Folgen. Macdonald maß dem Gerüchte Glauben bey, und ließ in der Wuth Macleans ganzes Gefolge, aus mehr als achtzig Mann beſtehend, welches die Inſel noch nicht verlaſſen hatte, niedermetzeln. Dem Maclean ſelbſt fügte er kein Leid zu, vermuthlich um ihn zu einer härtern Beſtrafung aufzuſparen.

Macdonalds Uebergewicht bei dieſem Zwiſte und ſeine perſönlichen Geiſtesgaben fingen nun an, die Eiferſucht des kleinen Hofes zu Inverary zu erregen. Die am Ufer des Loch-Fyne liegende Landſchaft Kintire grenzte mit der Landſchaft Argyle, und die anſehnliche Inſel Jlay, die ebenfalls dem Macdonald gehörte, lag dicht an der Küſte. Dieſe aus Inſeln beſtehende Beſitzungen gaben ihm das Gewicht einer Seemacht, und da er in ſeinen Häfen eine Flotte liegen hatte, ſo konnte er leicht plötzlich Krieg anfangen, und ihn den Loch-Fyne hinauf ſogar bis vor die Thore von Inverary ſpielen. Ein ſo mächtiger Nachbar mußte daher billig Unruhe erwecken. Es wurden viele Rathsverſammlungen gehalten, und endlich beſchloſſen, ein Korps Truppen auf die Beine zu bringen, um dem Vorgeben nach den Zwiſt zwiſchen den beiden Oberhäuptern beizulegen, in der That aber, um Macdonalds Macht im Zaume zu halten.

Allein der Graf Argyle ward bald gewahr, daß er ſich in eine Sache eingelaſſen hatte, die über ſeine Kräfte ging. Macdonald beſaß eine, für die barbariſchen Zeiten, worin er lebte, ungewöhnliche Geſchicklichkeit im Kabinette und im Felde, und nahm eine ſo entſchloſſene Mine an, daß der Graf Argyle es für klug hielt, gelindere Saiten aufzuziehen. Er leitete ſeine Verſuche nun in einen

ſichrern

ſichrern Kanal. Er wandte ſich an den damaligen König Jacob den Sechsten von Schottland, und vermochte ihn durch gewiſſe Gründe dahin, daß er ſich in die Sache miſchte. Jacob drohte in ſeinem gewöhnlichen pomphaften Tone, allein ein hochländiſches Oberhaupt, wenn gleich nur vom zweiten Range, pflegte damals einem königlichen Befehle, wenn er von einem Fürſten kam, wie Jacob der Sechte war, nicht leicht Folge zu leiſten.

Zufälligerweiſe aber war Macdonald grade zu der Zeit zur Beilegung ſeines Zwiſtes mit Maclean geneigt, weil er einem benachtbarten Oberhanpte, auf der Küſte von Ireland Beiſtand zu leiſten verſprochen hatte, und ſich, ſobald als möglich, nach jener Inſel zu begeben wünſchte. Er ſchenkte daher dem Maclean unter einigen harten Bedingungen, und gegen Auslieferung einiger Geißeln, die Freiheit.

Weder Klugheit, noch Vorherſicht, noch Erfindſamkeit, bezeichnen den Ausgang einer Fehde, von einem wilden Feinde begonnen: ein jeder bemächtigt ſich, wie ein wildes Thier, ſeines Raubes, entweder mit offner Gewalt, oder indem er ſich plötzlich auf ihn ſtürzt, wenn er nicht auf ſeiner Hut iſt. Ob er den Kampf beſtehen könne, dies erwägt er nicht. Er beginnt ihn mit Verwegenheit, und denkt nicht weiter als blos auf den erſten Angriff. — So war auch Macdonald nicht ſo bald nach Ireland abgeſegelt, als Maclean, — wahrſcheinlich auf Argyle's Anrathen und durch deſſen Unterſtützung — in Jlay einfiel, und alles mit Feuer und Schwerdt verheerte. Er hatte jede Urſach zu glauben, daß Macdonald ſeine Geißeln den Augenblick würde hinrichten laſſen; allein er opferte der Sättigung ſeiner Rache jede Betrachtung auf.

Aber

Aber mit ungewöhnlichem Edelmuth hielt Macdonald es für niedrig, eine öffentliche Fehde an einigen einzelen Unglücklichen zu rächen. Wahrſcheinlich hatte das von ihm in Mullintrea unſchuldig vergoſſene Blut ihn menſchlichere Geſinnungen gelehrt. Aber raſch war er öffentliche Rache zu nehmen. Schnell ſetzte er ſeine Truppen aus Ireland, nach der Inſel Mull über, und verwüſtete ſie von einem Ende bis zum andern mit Feuer und Schwerdt. Der Clan Lean war zu ſchwach ihm Widerſtand zu thun; er floh vor ihm gleich einer Heerde Schaafe, und die Unglücklichen wurden entweder einzeln fliehend, niedergemacht, oder in ganzen Haufen im Winkel der Inſel getrieben, und da ohne Unterſchied geſchlachtet. Das Vieh und alles, was einigen Werth hatte, nahm Macdonald mit ſich fort, und dann verließ er die Inſel, mit Strömen Bluts und Aſchenhaufen, den Folgen ſeiner Rache, bedeckt. Nullum in barbaris ſaevitiae genus omittit ira, et victoria. *)

Allein Maclean blieb dem Macdonald im Wiedervergelten nichts ſchuldig. Da er ſich aber Letzterm an Herzhaftigkeit nicht gewachſen fühlte, ſo nahm er, wie gewöhnlich, ſeine Zuflucht zur Treuloſigkeit.

Johann Macean, ein Verwandter Macdonalds, hatte in friedlichen Zeiten eine große Neigung zu Macleans Mutter, einer damals jungen blühenden Wittwe, getragen. Seine Mutter verheirathen zu können, ſcheint in jenen Zeiten eines von den Vorrechten eines hochländiſchen Oberhaupts geweſen zu ſeyn. Maclean war eifrig bemüht, dieſe Heirath zu Stande zu bringen, weil er ſich

*) Tacitus.

ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, ſein neuer Schwiegervater würde ſich dadurch in ein Bündniß gegen Macdonald locken laſſen. Mit Vergnügen vernahm Macean, daß die ſchöne Wittwe ſeine Hand annähme, und kam voller Freuden nach Mull, wo die Hochzeit gefeiert ward. Als aber nun Maclean ſeinen neuen Schwiegervater wegen eines Bündniſſes gegen Macdonald ausforſchte, fand er ſeinen Antrag von jenem mit Verachtung verworfen; Macean wollte von einer ſolchen Treuloſigkeit gegen ſeinen Freund, Gönner und Blutsverwandten, nichts hören.

Aus Rache ſich in ſeiner Hoffnung ſo betrogen zu ſehen, beging Maclean die beinahe beiſpielloſe Grauſamkeit, und überfiel den Macean um Mitternacht in ſeinem Schlafgemach, riß ihn aus den Armen ſeiner neuen Gattin, und ermordete ihn nebſt achtzehn von ſeinem Gefolge, die ihm zur Hülfe herbeieilten.

So barbariſch auch damals die Sitten in Schottland waren, ſo ward doch eine That, wie dieſe, verabſcheut. Die Niedermetzlung in Mullintrea hatte den Macdonald nicht verhaßt gemacht; man bedauerte ihn wegen des Irthums, in den er verfallen. Allein Maceans Hochzeit ward zum Sprüchwort, alles, was in der Menſchheit nichtswürdig, was abſcheulich iſt, auszudrücken.

Dieſe Greuelthat ſchien die letzte Anſtrengung der ſterbenden Verzweiflung zu ſeyn. Was Maclean an Achtung verlohr, gewann Macdonald, und ganz Schottland erkannte die Ungleichheit der Fehde zwiſchen beiden Partheien an. Der König ſah ſie mit Bekümmerniß, und betrachtete das Betragen des Oberhaupts, das ſich über ſeines gleichen erhob, als eine Störung des ariſtokratiſchen Gleichgewichts, und als ein Eingriff in die königliche Gewalt.

walt. In dieſem Lichte ward Macdonald vom Hofe betrachtet, und Jacob, von Argwohn und Eiferſucht gereizt, beſchloß, ſeinem Einfluß Schranken zu ſetzen. Dieſer ſtets krumme Wege wählende Fürſt, nahm auch hier, anſtatt einen Mann dreiſt zur Rechenſchaft zu ziehen, — wie er mit Recht thun konnte — der ganz den Geſetzen zuwider, ſich in ſeiner eignen Sache Recht zu verſchaffen erkühnte, ſeine Zuflucht zur Treuloſigkeit. Er gleisnete großen Eifer, zwei Blutsverwandten zu dienen, die einander ſo theuer ſein müßten, ſchmeichelte ihnen in den gnädigſten Ausdrücken, und gab jedem ſicheres Geleit bis Edinburg, wohin er ſelbſt zu kommen, und die Sache zu beiderſeitiger Zufriedenheit beizulegen verſprach. Die Art, wie er ſich hierbei benahm, war, das Treuloſe derſelben bei Seite geſetzt, klug genug. Er ließ beide aufs Schloß in Edinburg zuſammen gefangen ſetzen, und nun überließ er es ihnen, ihre Streitigkeit unter ſich auszumachen. Dies machte der Sache geſchwind ein Ende. Die beiden Feinde, ihrer Geſellſchaft und ihres Verhafts überdrüßig, verſtanden ſich zu allem, was der König verlangte, und um ihre Freiheit wieder zu erlangen, lieferten ſie ihre Söhne als Geißeln für ihr künftiges Wohlverhalten aus.

Es blieb nun einige Jahre Friede. Allein in den damaligen Zeiten wurden Zwiſtigkeiten unter den Hochländern nie vergeſſen. Macdonald ward alt, und überließ ſeinem Sohne, der noch ein bloßer Jüngling war, die Verwaltung der Geſchäfte. Dies feuerte Macleans Rachſucht und Ehrgeiz von neuem an. Er erhielt ſeine alten Anſprüche auf Jlay von der Krone von neuem und in ausgedehnterm Umfange beſtätigt; worauf er an der Spitze ſeines Clans in die Inſel einfiel.

Der

Der junge Macdonald hatte, als er von ſeines Feindes kriegeriſchen Rüſtungen gehört, ebenfalls Soldaten auf die Beine gebracht, und erſchien zu gleicher Zeit auf Jlay. Die gemeinſchaftlichen Freunde beider Parteien gaben ſich alle Mühe, Blutvergießen zu verhüten; und der junge Macdonald, um ſeinen Vater ſein Alter ruhig genießen zu laſſen, erbot ſich ſogar zur Herausgabe der Hälfte der ſtreitigen Ländereien, Maclean aber wies das Anerbieten zurück, und foderte ſeinen Gegner ſtolz zur Schlacht heraus.

Am Ende des kleinen Sees Groinart, rückten beide kleine hochländiſche Kriegshaufen in Schlachtordnung gegen einander, und begannen eines von jenen wüthenden Gefechten, die unter regelmäßigen Heeren ſelten vorfallen. Maclean war ſeinem Feinde an Zahl überlegen, Macdonald aber hatte beſſere, durch Feldzüge in Jreland in Waffen geübte, Krieger.

Das Gefecht endigte ſich mit Macleans Niederlage. Der junge Macdonald machte einen verſtellten Rückzug, dann ſchwenkte er ſich plötzlich, und fiel ſeinen Feind mit ſolcher unerwarteten Wuth an, daß er nach einer muthigen, aber fruchtloſen, Gegenwehr zurückweichen mußte, und eine ſo große Niederlage erlitt, daß er dreihundert Todte auf dem Schlachtfelde liegen ließ, worunter beinahe achtzig Verwandte Macleans waren; ja man fand den Leichnam dieſes unruhigen und treuloſen Oberhaupts ſelbſt unter den Erſchlagenen.

Ehe Maclean dieſen Kriegszug unternahm, befragte er nach der Sitte der damaligen unaufgeklärten Zeiten eine von den Zauberſchweſtern (weird ſiſters), und erhielt zur Antwort, daß, wenn er an einem Donnerſtage auf

Jlay landete, oder aus einem Brunnen nahe bei Grolnart tränke, er unglücklich ſeyn würde. Beide Warnungen ſchlug er in den Wind. Ein Sturm trieb ihn an einem Donnerſtage an die Jnſel, und er trank aus dem verbotenen Brunnen, ehe er nach dem Namen des Orts gefragt hatte.

So endigte ſich dieſe lange Fehde zwiſchen den Macdonalds und den Macleans; und ſie endigte ſich, — wie gemeiniglich die Zwiſtigkeiten in damaligen Zeiten, — mit dem Tode des einen der ſtreitenden Theile.

Der Sieg verſchafte aber dem braven Macdonald noch keine Ruhe. Es entſtanden wieder andre Streitigkeiten. Macleans Tod gab ihm ſo viele Macht in die Hände, daß die Eiferſucht und der Ehrgeiz des Grafen Argyle von neuem rege wurden; und die Krone ertheilte dieſem mächtigen Oberhaupte, nach damaligem Brauche, ein Anrecht auf die ſtreitigen Ländereien ſowohl in Kintire, als auf der Jnſel Jlay, die Macdonald beſaß. Hieraus entſtand eine neue, viele Jahre lang fortdaurende Fehde zwiſchen den Campbells und den Macdonalds. Der alte Angus Macdonald ging während der Zeit mit Tode ab; allein obgleich der Sohn die Tugenden des Vaters erbte, ſo behielt das mächtige Haus Jnverary doch endlich die Oberhand, und die beſtrittenen Ländereien fielen ihm am Ende anheim.

Dieſe Erzählung verbreitet ein helles Licht ſowohl über den Karakter jener Zeiten der Barbarei, — als über den Geiſt der ariſtokratiſchen Oberhäupter, — und den weit ausgebreiteten Schaden, den ihre Fehden, die beſtändig in irgend einem Theile von Schottland wütheten, anrichteten. Und zu gleicher Zeit verübten die geringern

ringern Mitglieder jeder kleinen Gemeinheit, eben ſo häufig auf eine niedrige Art Räubereien an ihren Nachbarn: ja oft ſogar thaten ſie es unter dem Einfluſſe ihrer Oberhäupter. Dieſe bereicherten ſich auf Gefahr ihrer Unterthanen, oder ſie brauchten ſie zu Werkzeugen ihrer Rache, in Fällen, wo ſie ſelbſt öffentlich hervorzutreten nicht für gut fanden. Bedurfte ein Oberhaupt der Dienſte ſeines Clans nicht, ſo plünderte dieſer für ſich ſelbſt. Es war, wie man erzählt, nichts ungewöhnliches, daß ein Vater ſeiner Tochter zur Ausſteuer mitgab, was er in drei Michaelismonden (Michaelmas moons *) zuſammen plündern konnte.

Die Künſte des Raubens erzeugten die Künſte der Beſchützung. Vieh war der große Gegenſtand des Raubens, und man bediente ſich vieler feinen Kunſtgriffe, es in Sicherheit zu bringen, ſo wie man auch wundernswürdige Geſchichten von dem Scharfſinne der Hochländer, ihrem Vieh auf die Spur zu kommen, erzählt. Sie wußten die Fußtritte ihres Viehes von jedes andern ſeinem, entweder — durch die Anzahl, oder — durch ſein verſchiedenes Alter, oder — aus einigen andern, uns unbekannten, Merkmahlen zu unterſcheiden, und pflegten es durch die Gebiete verſchiedener Clans mit eben der Gewißheit zu verfolgen, wie der Jagdhund das Wild. Wo die Fußtritte ſich verloren, da war der Landeigenthümer verbunden, es wieder herbeizuſchaffen. Konnte ers nicht, ſo ward eine Schadenklage gegen ihn erhoben. Durch die

*) Was er um Michael bei Mondſchein plündern konnte, wenn die Aerndte in die Scheunen gebracht, und das Vieh von den Weiden zurück getrieben worden war.

die Länge der Zeit hatte dieſer Gebrauch endlich geſetzliche Kraft erlangt.

Nachdem wir die böſe Seite des Karakters des Hochländers gezeigt haben, ſo wollen wir nun auch die gute betrachten. Das ganze Syſtem der Sitten, das darauf Bezug hat, iſt in der That nun völlig verändert. Man kann durch ganz Schottland reiſen und ſelten hört man von einer Frevelthat. Unter den Oberhäuptern ſind die Fehden, und unter den niedern Volksklaſſen Rauben und Stehlen vergeſſen.

Von einer ſo ſchnell erfolgten Sittenbeſſerung eines Landes, gibt es in den Jahrbüchern der Menſchheit ſehr wenig Beiſpiele; und dieſe glückliche Aenderung fand ſogleich ſtatt, als nach der Schlacht bei Culloden die Oberherrſchaft der hochländiſchen Oberhäupter durch einen Parlamentſchluß abgeſchaft ward.

Allein ſo weiſe auch dieſe Maaßregel war, ſo würde ſie doch die beabſichtete Sittenverbeſſerung des Volks nicht bewirkt haben, wäre dieſes nicht von Natur von tugendhafter Sinnesart geweſen. Es ſtahl nicht ſowohl aus Grundſätzen, als aus Zwang, den ihm die Eintheilung in Clans auferlegte. Sobald dieſe aufgehoben war, erwachten bei ihm die Grundſätze der natürlichen Ehrlichkeit wieder. Und doch iſt es unbeſtreitbar gewiß, daß bei barbariſchen Völkerſchaften das Verbot des Stehlens und Raubens ſich nicht in ihren Sittengeſetzbüchern findet. Von den alten Griechen an bis auf die jetzigen Araber, ward der Eingriff in eines andern Eigenthum nicht für ſtrafbar gehalten; ob man gleich zu glauben geneigt ſein ſollte, daß Gerechtigkeit eins der erſten Rechte der Natur ſei.

ſei. Bis auf den heutigen Tag unterweiſet in Zirkaſſien der Lehrer den Prinzen im Reiten, im Gebrauch der Waffen, im Stehlen, und im Verhehlen des Geſtohlnen. Der Name Dieb iſt der größte Schimpfname, aber nur in ſo fern er Entdeckung bedeutet. Hernach wird der Zögling zu wichtigern und gefährlichern Räubereien angeführt; bis er in Verſchlagenheit, Gewandheit und Stärke, für einen Meiſter gehalten wird. *)

Aber auch der Rachgier war der ſchottiſche Hochländer ſehr ergeben, und er trieb ſie bei ſeinen Fehden, — wie wir eben ſahen, — aufs äußerſte. Dies läßt ſich leicht erklären. Seine Rachſucht war hauptſächlich Verlangen, ſich ſelbſt zum Recht zu verhelfen, und erlittenes Unrecht zu ahnden, da die, nur ſchwach gehandhabten, Geſetze ihm keine Genugthuung verſchaften. Einen Beweis hiervon liefert die vorhergehende Erzählung: am ſtärkſten aber erläutert dieſe Bemerkung eine Anekdote, die man von dem Mörder des Stadthalters Murray, dem Johann Hamilton, erzählt. Nach verübtem Morde entwich Hamilton nach Frankreich, wo damals der Parteigeiſt heftig wüthete. Ein Bekannter von ihm, der den Admiral Coligny gern aus dem Wege geräumt ſehen wollte, die That aber ſelbſt zu verrichten, nicht Muth genug beſaß, glaubte ſich an keinen ſchicklichern Mann dazu wenden zu können, als an den Hamilton, der eben eine gleiche That in ſeinem Vaterlande begangen hatte: dieſer aber fand ſich dadurch ſo beleidigt, daß er ausrief: „Wie Nichtswürdiger! hälſt du mich für einen Meuchelmörder?“ und ihn auf der Stelle herausfordete.

*) Siehe *Ellis's* account on the Caucaſian nations.

Allein des Hanges des Bergſchotten zur Rachgier und zur Raubſucht ungeachtet, war ihm doch in andrer Rückſicht, ſelbſt in den Zeiten der größten Verderbtheit, ein tugendhafter Karakter eigen. Er war treu, gaſtfrei, mäßig und brav; und ſo wie er Beleidigungen nicht leicht vergaß, ſo war er auch allezeit für Wohlthaten erkenntlich. Wie bieder er war, wenn man Vertrauen zu ihm zeigte, dies erhellet ſehr deutlich aus dem Schutze und der Treue, davon dem Prätendenten nach der Schlacht bei Culloden durchgängig Beweiſe gegeben wurden. So ſchwer auch die auf ſeine Verbergung geſetzte Strafe, und ſo lockend die für ſeine Auslieferung angebotene Belohnung war; ſo fand ſich doch unter den vielen, denen er ſich anzuvertrauen gezwungen war, auch nicht Einer, der nicht alles, was er konnte, that, ihn zu verbergen, und ihm beizuſtehen. Noch oft hört man eines Kerls, mit Namen Kennedy, erwähnen, dem er beſondere Verbindlichkeit hatte. Dieſer beſaß ſo viele Tugend, daß er der Verſuchung der Belohnung von dreißigtauſend Pfund widerſtand; und doch ward er nachher, wie man uns ſagte, gehenkt, weil er eine Kuh geſtohlen hatte. Auch von einem ſehr berüchtigten Räuber, Namens Roy Macgregor, hörten wir erzählen. Dieſer hatte das Stehlen ſogar in die Form einer Kunſt gebracht; und war doch dabei einer der gutthätigſten, gefälligſten und freundſchaftlich geſinnteſten Männer im Lande.

Hieraus erhellet alſo, daß der ſchottiſche Hochländer, der Schandflecken in ſeinem Nationalkarakter ungeachtet, einen guten Grund von ſittlicher Tugend beſitzt. Eine Art von irrigen Religionsbegriffen beſaß er immer, aber nie hemmte ſie die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaften. Sie ſchlug

ſchlug keine Wurzel in ſeinem Herzen, ſondern zeigte ſich bloß in einigen wilden Auswüchſen des Aberglaubens. So hielt er, zum Beiſpiel, ſeinen Eid gewiſſenhaft, aber nur dann, wenn er ihm bei etwas, das er nach ſeiner grillenhaften Vorſtellung für heilig hielt, etwan bei ſeinem Dolche, oder bei ſeines Vaters Seele, geſchworen hatte; aber ohne Bedenken brach er ihn, wenn er ihn auf die Bibel abgelegt hatte.

Dieſen in gewiſſem Grade zum Aberglauben geneigten Gemüthern iſt nun eine beſſere Richtung gegeben worden. König George der Zweite wieß aus den Einkünften der eingezogenen Güter *) jährlich 1000 Pf. an, — die auch noch immerfort gezahlt werden, — dafür Schulen angelegt, die Bibel in die erſiſche Sprache überſeßt, und Prediger und Schullehrer angeſtellt werden mußten. Die Wirkungen dieſer königlichen Wohlthaten ſind ſehr ſichtbar. **) Durch ganz Schottland bemerkten wir beim gemeinen Volke, nicht nur eine gefällige Einfalt und Höflichkeit, ſondern auch ein geſeßtes und religiöſes Betragen; Eigenſchaften, von denen der, welcher die Laſterhaftigkeit und Ruchloſigkeit der untern Volksklaſſen um Brittaniens Hauptſtadt herum kennt, ſich ſchwerlich einen Begriff machen kann. Eine kleine erſiſche Bibel iſt des ſchotti-

*) Der Anhänger des Prätendenten, die bei der Rebellion im Jahr 1745 entweder mit dem Tode beſtraft wurden, oder das Königreich meiden mußten.

**) Viel iſt bewirkt worden; Knox ſagt aber doch in ſeiner Tour tro'the Highlands of Scotland and Hebride Isles, daß noch vieles zu thun übrig ſei, und daß die Hinderniſſe, welche die Miſſionarien antreffen, und die er herertzählt, ausnehmend groß ſind.

ſchen Hochländers gewöhnliches Taſchenbuch. In derſelben ſieht man ihn leſen, wenn er ſeine Heerde hütet, oder am Wege ausruhet. Dieſen herzerhebenden Anblick genoſſen wir oft. Auch geſchiehts häufig, daß wenn man in ſeine kleine Hütte tritt, man die Mutter ſpinnen oder ſtricken, und die Kinder um ſie herumſtehen ſieht, die ihr entweder aus der Bibel vorleſen, oder den Katechismus aufſagen.

Zu dieſer tugendhaften Gemüthsart des Hochländers geſellet ſich noch der gewöhnliche Begleiter einer tugendhaften Geſinnung, — der Geiſt der Unabhängigkeit. Es giebt keine Abgaben für Armenverſorgungen in Schottland, und in der That würde eine Unterſtützung der Art in dieſem Lande nur geringen Beifall finden. Der engliſche Bauer weiß oft einen Vorwand zu erſinnen, um von Andrer Mühe und Schweiß zu leben; der ſchottiſche Hochländer hingegen wird, ſogar in wahrer Noth, ſeine letzten Kräfte dranſtrecken, und keine Beſchwerlichkeit ſcheuen, ehe er ſeine Klage ausbrechen läßt.

IV. Ueber

IV.

Ueber Japan und die Japaner. *)

Japan liegt auf der Oſt-Seite von Aſien, iſt von dieſem Welttheile ganz und gar getrennt, und beſteht aus drei großen und vielen kleinen Inſeln. Es erſtreckt ſich vom 30ſten bis zum 41ſten Grade nördlicher Breite, und vom 143ſten bis zum 161ſten Grade der Länge, nach dem Meridian von Teneriffa gerechnet. Es liegt mithin ſo viel öſtlicher als Stockholm, daß man dort Sonnenaufgang und Mittag acht Stunden früher als hier hat.

Die meiſten Europäer nennen dies Land Japan oder Japon. Die Einwohner ſelbſt nennen es Nipon oder Nifon. Die Chineſer Sippon oder Jepuen.

Die Japaniſchen Inſeln ſind in ältern Zeiten nicht ganz unbekannt geweſen. Man glaubt Japan ſei das Land, wovon Marcus Paulus Venetus von den Chineſern unter dem Namen Zipangro reden hörte. Unter den Europäiſchen Nationen ſind die Portugieſen die erſten, die es entdeckt und da gelandet haben. Anton de Mota, Franz Zeimoto und Anton Peixota wurden auf einem

*) Thunbergs Reiſe durch einen Theil von Europa, Afrika und Aſien, hauptſächlich in Japan, in den Jahren 1770 bis 1779, aus dem Schwediſchen frei überſetzt von C. H. Groskurd. Berlin, 4 Theile. 1792. 8.

großen Chineſiſchen Fahrzeuge, das von Siam nach China gehen ſollte, durch Sturm an die Küſten dieſes Landes geworfen. Nach ihrer Zurückkunft nach China und erhaltner Nachricht von dieſem Vorfalle, wurden nachher andre Portugieſen, nebſt Miſſionarien dahin geſchickt. In welchem Jahre jene Entdeckung gemacht ſei, iſt nicht völlig ausgemacht. Einige behaupten, im Jahr 1535, andre 1542, andre 1548, andre noch ſpäter.

Das ganze Land beſteht faſt aus nichts anderm, als Bergen und Thälern. Große Ebenen bekommt man ſelten zu ſehen. Die Küſten ſind rund umher mit Bergen und Klippen, und einem unruhigen ſtürmiſchen Meere umgeben. Die meiſten Häfen ſind den Europäern ganz unbekannt, und die wenigen bekannten entweder mit einer Menge Klippen angefüllt, oder ſeicht und voll Sand, ſo daß die Einfahrt ſehr gefährlich iſt.

Die Berge ſind von ſehr verſchiedner Höhe. Einige hangen in Gebirgsreihen zuſammen, andre liegen einzeln und zerſtreut. Etliche ſind auch Vulkane. Ein großer Theil von ihnen iſt mit Wald bewachſen. Andre die nicht eine allzu ſteile Lage haben, ſind in Abſätzen, einem über dem andern, nicht ſelten bis oben auf dem Gipfel angebaut. Der Fuſi iſt einer der höchſten.

Das Erdreich iſt in Thälern und ebnen Gegenden verſchieden. Meiſtens beſteht es aber aus Lehm oder Sand, oder einem Gemiſche von beiden. Im allgemeinen kann man zwar mit Recht behaupten, daß der Boden ſehr unfruchtbar iſt; allein durch Arbeit, Dung, Wärme und hinlänglichen Regen wird er in hohem Grade fruchtbar gemacht.

Erd-

Erdbeben verſpürt man in Japan nicht ſelten. Während unſers Aufenthalts zu Jado zeigte ſich dergleichen verſchiednemal, wiewohl ſehr gelinde.

Die Hitze iſt im Sommer ſehr ſtark, und würde unerträglich ſeyn, wenn die Seewinde ſie nicht milderten. Eben ſo iſt auch die Kälte des Winters ſehr ſtreng, wenn Nord-Wind oder Nord-Oſt-Wind wehet. Man fühlt ſie indeſſen allezeit ſtärker, als ſie nach der Anzeige des Thermometers wirklich iſt; denn der heftige kalte Wind ſchneidet wie Pfeile von Eis durch den Körper.

Die Witterung iſt das ganze Jahr hindurch ſehr unbeſtändig. Regen fällt im Ueberfluſſe. Es regnet faſt das ganze Jahr, beſonders aber in den ſo genannten Regenmonaten (Satſuki), die mitten im Sommer einfallen. Gerade dieſer Ueberfluß von Regen aber iſt die Urſache der Fruchtbarkeit, und der davon herrührenden ſtarken Volksmenge. Gewitter ſind nicht ſelten; Stürme und Orkane ſehr häufig.

Ich ſtellte während meines Aufenthalts in Japan ſorgfältige thermometriſche Beobachtungen an. Ein Barometer hatte ich nicht, konnte alſo damit auch keine Obſervationen anſtellen. Im allgemeinen merkte ich aber doch folgendes an. Oſt-, Nord-, und Nord-Oſt-Wind, welches hier Landwinde ſind, und Süd-Weſt-Wind, der von der See herkommt, ſind allezeit wärmer, und ſobald es regnet, iſt die Witterung milder. Im Sommer wehet zu Nangaſaki faſt jeden Nachmittag Süd-Wind, welcher erfriſchend iſt; des Nachts und Morgens hingegen Oſt-Wind. Wenn des Abends Nebel aufſteigt, und Wolken ſich ſammeln, ſo fällt die Nacht darauf gemeiniglich Regen; ſteigt aber der Nebel des Morgen auf, ſo

wird

wird am Tage ſchönes Wetter. Wenn im Winter die Luft in Oſten und Süden trübe iſt, ſo folgt gewöhnlich Regen mit ſtarkem Wind und Sturm; aber wenn es in Weſten und Norden aufklärt, wird ſchönes Wetter. Im December und Januar zeigte ſich ein Paarmal in der Luft feiner Schnee, der auf Dezima eher ſchmolz, als er zur Erde kam. Sonſt fällt manchen Winter viel Schnee, der einige Zeit liegen bleibt. Blitz, Donner und Gewitterregen hat man bisweilen im Junius und Julius, meiſt aber im Auguſt und September, ſo wohl des Abends, als ganze Nächte hindurch.

Die Japaner ſind gut gewachſen, geſchmeidig und behende, und haben ſtarke Gliedmaßen, wiewohl ſie den nördlichen Einwohnern Europa's an Stärke nicht gleich kommen. Die Mannsperſonen ſind nicht ſehr groß, auch nicht ſehr klein, gewöhnlich auch nicht fett und dicke; nur ſelten ſah ich einen, der etwas Fett hatte. Die Farbe der Japaner iſt durchgängig gelblich, doch ſo, daß ſie bei einigen ins Braune, bei einigen ins Weiße fällt. Geringe Leute, die des Sommers bei ihrer Arbeit mit dem obern Theile des Körpers nackt gehen, werden von der Sonne gebrannt und dadurch braun. Das vornehme Frauenzimmer aber, welches ſelten in die freye Luft geht, ohne bedeckt zu ſeyn, iſt völlig weiß. Die Augen unterſcheiden dies Volk, eben ſo wie die Chineſer, von allen andern Völkern, und man kann ſie ſogleich daran kennen. Sie haben nicht die Ründe, wie bei andern Nationen, ſondern ſind länglich ſchmal, liegen tiefer und haben immer gleichſam etwas liebäuglendes, ſehen übrigens dunkelbraun oder vielmehr ſchwarz aus. Das Augenlied bildet mit dem großen Augenwinkel eine tiefe Furche; dies giebt ihnen

ihnen das Anſehen von Schaffſichtigkeit, und iſt hauptſächlich das, was ſie, wie ich eben geſagt habe, auf eine ſo merkliche Art auszeichnet. Die Augenbraunen ſitzen auch etwas höher, als bei andern Menſchen. Der Kopf iſt bei den meiſten groß; der Hals kurz; das Haar ſchwarz, dick und von Oehl glänzend; die Naſe zwar nicht platt, aber doch etwas dick und kurz.

Die Schilderung des Charakters der Nation enthält im allgemeinen folgende Züge: verſtändig und vorſichtig, frei, gehorſam und höflich, neugierig, fleißig und in Handarbeit geſchickt, ſparſam und nüchtern, reinlich, gut geſinnt und freundſchaftlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, argwöhniſch, abergläubig, hochmüthig und ſtolz, unverſöhnlich, tapfer und unüberwindlich.

Verſtand und geſetztes Weſen zeigen die Japaner bei allem was ſie thun. In Kenntniſſen, Einſichten, Cultur und Aufklärung haben ſie es ſo weit gebracht, als es ohne Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und ſchöne Künſte, deren Strahlen freilich noch nicht bis zu dieſem Volke hingedrungen ſind, möglich iſt. Zu den aufgeklärteſten Nationen kann man ſie freilich nicht rechnen. Aber wenn man ſie den ſogenanten wilden Nationen beizählen wollte, ſo würde man ihnen großes Unrecht thun. Vielmehr verdienen ſie unter den geſitteſten einen Platz. Ihre jetzige Regierungsform, die Einrichtung und Art ihres Handels mit den Ausländern, ihre Künſte und Handwerke, ihr Ueberfluß an allem Nothwendigen, und ſo manches andre, ſind unwiderſprechliche Beweiſe ihres Verſtandes, ihrer Klugheit, und ihrer ernſthaften und reellen Denkungsart. Nie findet man unter ihnen eine Spur von der kindiſchen Eitelkeit und albernen Putzluſt, die

man

man bei andern Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Völkern ſo häufig antrifft, welche ſich mit Muſcheln, Glaskorallen, blanken Metallblättchen und dergleichen ſchmücken. Eben ſo wenig aber kennen ſie den unnützen und nur glänzenden Schmuck und Prunk der Europäer mit Gold, Silber, Juwelen und was mehr dahin gehört. Auch ahmen ſie in keinem Stücke ausländiſchen Luxus nach, ſondern machen aus einheimiſchen Produkten hübſche Kleider, wohlſchmeckende Gerichte und vortreffliche Waffen.

Freiheit iſt das Leben der Japaner; keine ſolche, die in Ungebundenheit, Muthwillen und Eigengewalt übergeht, ſondern die durch Geſetze auf die gehörige Art eingeſchränkt iſt. Viele glauben zwar, der gemeine Mann in Japan ſey nichts anders, als Sklave einer deſpotiſchen Regierung, weil die Geſetze ſehr ſtreng ſind. Aber ein Knecht, der ſich auf ein Jahr bei einem Herrn vermiethet, iſt darum kein Sklave und ein Soldat, der auf gewiſſe, oft viele Jahre, gemiethet und viel ſchärfer gehalten wird, iſt ebenfalls darum kein Sklave, ob er gleich den ſtrengſten Befehlen ſeiner Vorgeſetzten gehorchen muß. Die Japaner haſſen und verabſcheuen den unmenſchlichen Sklavenhandel der Holländer und die unbillige Behandlung ihrer Sklaven. Die Freiheit und Rechte nicht nur der Vornehmen, ſondern auch der Niedern werden durch die Geſetze geſchützt, und die außerordentliche Strenge und unfehlbare Ausübung der Geſetze hält jeden in den gebührenden Schranken. In Rückſicht auf Ausländer iſt keine Nation in ganz Indien, die ſo eiferſüchtig über ihre Freiheit wacht, als dieſe. Auch iſt keine ſo frei von Beeinträchtigung, Betrügerey, Zwang und Gewaltthätigkeit andrer Völker. Die in dieſem Betracht genommenen

Maaß-

Maaßregeln haben auf dem Erdboden nicht ihres gleichen. Denn ſeitdem allen Einwohnern bei Lebensſtrafe verboten iſt, aus dem Reiche zu gehen, iſt kein Japaner im Stande hinauszukommen. Eben ſo wenig iſt irgend einem Fremden erlaubt, ins Land hereinzukommen, außer einigen wenigen Holländern und Chineſern, die, gleichſam in einem Civil-Arreſt gehalten werden. Die Vornehmen und Reichen haben eine große und zahlreiche Bedienung. Sonſt hat faſt jeder jemanden zur Bedienung und Aufwartung im Hauſe, der, wenn der Herr ausgeht, mitgehen, und Mantel, Schuhe, Regenſchirm, Laterne und dergleichen tragen muß.

An Höflichkeit und Unterthänigkeit haben die Japaner wenige ihres Gleichen. Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen Aeltern und Obrigkeit werden den Kindern ſchon in den erſten Jahren eingeprägt, und die Alten in jedem Stande gehen ihnen hierin mit dem beſten Beiſpiele ſtets vor. Daher kommts auch, das die Kinder hier ſelten geſcholten oder mit körperlichen Züchtigungen beſtraft werden. Die Geringeren erweiſen den Vornehmeren und ihren Vorgeſetzten tiefe und feierliche Verbeugungen, und gehorchen blindlings und ohne Vorbehalt. Ihresgleichen grüßen ſie allezeit, ſo wohl wenn ſie einander begegnen, als auch beim Weggehen, ſehr höflich. Gewöhnlich bücken ſie ſich mit dem ganzen Körper ſo, daß der Kopf ſich vorwärts ſenkt, und legen die Hände entweder gegen die Knie, oder unterhalb der Knie an den Beinen hinunter, ja wohl gar bis auf den Fuß hinab, je nachdem mehr oder weniger tiefe Ehrerbietung bewieſen werden muß. Je tiefer dieſe ſeyn muß, deſto mehr wird auch der Kopf zur Erde gebogen. Wenn jemand ſie an-

redet, oder ſie jemanden etwas hingeben oder überreichen, geſchieht es allezeit mit einer ſolchen Verbeugung. Begegnet ein Geringerer einem Vornehmerern auf der Straße, ſo bleibt er in jener Stellung ſo lange ſtehen, bis dieſer vorbei iſt. Begegnen zwei, die ſich gleich ſind, einander, ſo ſtehen beide ſtill und machen ebenfalls das oben beſchriebne Compliment, und gehen darauf einander ein wenig in krummer Stellung vorbei. Wenn ſie in ein Haus kommen, ſo fallen ſie auf die Knie und bücken ſich, mehr oder weniger tief, mit dem Kopfe; und ehe ſie aufſtehen um wegzugehen, machen ſie wieder dieſelbe Verbeugung. — Bei aller ihrer Höflichkeit haben die Japaner aber doch die unartige Gewohnheit, in jedermanns Gegenwart ohne Zurückhaltung, ſo oft es ihnen ankommt, aus dem Magen aufzuſtoßen und zu rülpſen; dies wird bei ihnen, die ſonſt in ihrem Betragen ſo geſittet, als irgend ein cultivirtes Volk, ſind, für gar nichts unanſtändiges gehalten.

Die Neugier geht bei den Japanern ſehr weit. Was die Europäer mitbringen und bei ſich haben, beſehen ſie ſo genau, als möglich iſt. Sie erkundigen ſich nach allem und werden durch ihre Fragen ſehr läſtig. Bei den Audienzen können ſie ſich an den Holländern nicht ſatt ſehen: ſie beſehen ſie unabläſſig vom Kopf bis zu den Füßen, und alles was ſie an ſich haben, Hut, Degen, Kleidung, Knöpfe, Treſſen, Uhr, Stock, Ringe und ſo weiter; ſie bitten ſie, in ihrer Gegenwart zu ſchreiben, weil ſie ihre Buchſtaben, und ihre ganze Art zu ſchreiben zu ſehen wünſchen. Eben ſo wißbegierig ſind auch in Anſehung deſſen, was ſich auf die Wiſſenſchaften bezieht, die Gelehrten unter ihnen. Und da ſehen ſie denn

denn den Leibarzt der Geſandſchaft als den einzigen Gelehrten unter den ſich hier aufhaltenden Holländern, und als das Orakel an, das ihnen über alles, was ſie wiſſen wollen, Erläuterung geben kann. Dieſer wird denn auch nicht nur auf der Inſel Dezima, ſondern auch auf der Hofreiſe und zu Jedo, von ihnen mit Fragen ſtets gequält. Hauptſächlich betreffen ihre Fragen Gegenſtände aus der Matheſis, Geographie, Phyſik, Pharmacie, Zoologie, Botanik und Medizin.

Die Japaner haben viel natürliche Geſchicklichkeit, alle Arten Handarbeit leicht zu lernen, und ſehr gut zu machen; auch ſind ſie darin ſehr erfinderiſch. An Induſtrie, Fleiß und Arbeitſamkeit übertreffen ſie die meiſten andern Völker. Sie ſchränken ſich aber auf das Nöthige und Nützliche ein. Ihre Kupfer- und Metallarbeit iſt ſchön. Was ſie von Holz verfertigen, iſt ſauber und dauerhaft. Ihre vorzüglich gut gehärteten Säbelklingen, und ihre ſchöne lackirte Arbeit thun es allem zuvor, was man in andern Ländern von dergleichen bisher hat zum Vorſchein bringen können. Wie viel Sorgfalt, Mühe und Fleiß der Landmann und Bauer auf die möglichſte Cultur und Bearbeitung ſeines Feldes wendet, wie erfinderiſch und unverdroſſen er in dieſen Stücken iſt, kann ſchlechterdings niemand glauben oder ſich vorſtellen, als wer es ſelbſt ſieht.

Sparſamkeit und Häuslichkeit haben in dieſem Lande gleichſam ihren Wohnſitz. Sie iſt die allgemein geſchätzte Tugend, nicht nur am Hofe und in den Palläſten der Großen, ſondern auch in der niedrigſten Hütte. Sie macht denn auch, daß der Aermere mit ſeinem wenigen Habe zufrieden iſt, und der Reiche ſeinen Ueberfluß nicht

 in

in Unmäßigkeit und Wolluſt verſchwendet. Sie macht aber auch eben dadurch, daß man, was in andern Ländern Theurung und Hungersnoth heißt, gar nicht kennt, und daß in dieſem ſo großen und volkreichen Lande äußerſt ſelten ein Nothleidender oder ein Bettler angetroffen wird. Im allgemeinen ſind die Japaner weder geitzig noch habſüchtig. Vor Freſſen und Saufen haben ſie Abſchen. So wie ſie das Land nicht zum Toback und andern unnützen Gewächſen verſchwenden, verbrauchen ſie auch ihr Getreide nicht durch ſo genannte Veredlung zu ſtarken Getränken.

Reinlich und ſauber ſind die Japaner in hohem Grade. Sie beobachten dieſe Tugend nicht nur in Rückſicht auf ihren Körper, ſondern auch in ihren Häuſern, in ihrer Kleidung, in ihren Geräthen, im Eſſen und Trinken und allen übrigen Stücken. Sie waſchen und baden ſich nicht etwa einmal in der Woche, ſondern jeden Tag; und zwar bedienen ſie ſich dazu warmer Bäder, die täglich in jedem Hauſe, und auch für wenig Geld in allen Wirthshäuſern für die Reiſenden bereitet werden. Von der guten Gemüthsbeſchaffenheit und der freundſchaftlichen Denkungsart der Japaner habe ich ſelbſt oft mit Bewunderung ſehr viele Beweiſe erfahren. Ich konnte dergleichen um ſo viel weniger erwarten, da ſie immer mehr Urſache haben, die hier handelnden Europäer, ihres ſchlechten Betragens und ihrer feinen Betrügereien wegen, aufs möglichſte zu verachten, zu haſſen, und gegen ſie vorſichtig zu ſeyn. Der Japaner iſt zwar ſtolz, aber gut; mit Sanftmuth und Freundlichkeit läßt er ſich lenken und bewegen; Drohungen aber und Trotz wirken auf ihn nicht.

Die Gerechtigkeit wird im ganzen Lande ſehr heilig gehalten. Der Monarch beeinträchtiget keinen ſeiner

Nach-

Nachbaren. Man hat in der ganzen Geſchichte weder älterer noch neuerer Zeiten kein Beiſpiel, daß je ein Japaniſcher Regent ein fremdes Land angegriffen, oder Luſt ſein Reich zu erweitern gezeigt hätte. Zwar ſind die Jahrbücher der Japaner voll von Heldenthaten, aber nur zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen auswärtige Gewalt, oder gegen Aufruhr in ſeinen eignen Grenzen. Daß Länder erobern etwas Großes, und Thaten in Kriegen, die um zu erobern geführt werden, etwas Rühmliches ſeyen, davon haben ſie keinen Begriff. Sie bleiben in dieſem, ſo wie in allen andern Stücken bei der Denkungsart ihrer Vorfahren, und nehmen auch jene Sitte von andern Völkern nicht an. Möchten doch die Beherrſcher unſers Europa ſich von ihnen nicht länger beſchämen laſſen! Sie haben aber auch nie von ihrem Lande ſich etwas wegnehmen laſſen, und würden es auch jetzt nicht thun. Eben ſo herrſcht Gerechtigkeit in allen ihren Gerichten. Alle Rechtsſachen werden ſehr bald, ohne Weitläuftigkeit und ohne Intrigue abgemacht. Der Verbrecher findet nirgends Zuflucht. Die Perſon wird nicht angeſehen. Begnadigung zu hoffen wagt niemand. Aber auch gegen die Europäer beobachten ſie Gerechtigkeit. Ihre Traktaten, Vergleiche und Verbindungen mit ihnen, heben ſie nicht auf, gehen nicht ein Haar breit davon ab, ändern keinen Buchſtaben daran, wofern nicht die Europäer ſelbſt Anlaß und Urſache dazu geben.

Eben ſo allgemein trifft man Redlichkeit und Treue an. So wenig als in dieſem Lande wird wohl in keinem andern Diebſtahl begangen; man hört kaum davon. Räuberei iſt vollends etwas ganz unbekanntes. Die Europäer ſind auf ihrer Reiſe durch das Land ſo ſicher, daß ſie auf

die Sachen, welche ſie bei ſich haben, faſt gar nicht Acht geben. Indeſſen muß ich doch ſagen, daß die geringen Leute, wenigſtens auf der Faktorei, es für keine Sünde halten, den Holländern Kleinigkeiten, beſonders an Zucker und Kupfer, indem dieſe Waaren von und nach der Schiffsbrücke gebracht werden, wegzumauſen.

Arwöhniſch ſind die Japaner ſehr. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie es nicht zu allen Zeiten in ſolchem Grade geweſen ſind. Vermuthlich haben die vorigen innerlichen Unruhen und Kriege, noch mehr aber die Betrügereien der Europäer dieſe Unart, die jetzt, wenigſtens im Handel und Wandel mit den Holländern und Chineſern ohne Grenzen iſt, bei ihnen hervorgebracht und vergrößert.

Auch Aberglaube herrſcht unter dieſem Volke ſo allgemein und im ſo hohen Grade, als vielleicht unter keinem andern. Dies rührt von ihrer Unwiſſenheit in den meiſten Wiſſenſchaften, und von den verkehrten und ungereimten Begriffen und Grundſätzen her, die ihre Religion und ihre unwiſſenden Prieſter ihnen einprägen. Beweiſe des Aberglaubens geben ſie im reichem Maaße an ihren Feſten, bei ihrem Gottesdienſte, bei ihren Gelübden, beim Gebrauche ihrer Arzneimittel, bei der Wahl glücklicher und der Vermeidung unglücklicher Tage, und dergleichen mehr.

Stolz und hoher Dünkel iſt ein Hauptfehler dieſer Nation. Sie glauben eben den heiligen Urſprung von den Göttern, Himmel, Sonne und Mond zu haben, den ſich mehrere Aſiatiſche Völker zueignen. Kein Wunder, wenn ſie wähnen, etwas mehr als andere Menſchen zu ſeyn, und wenn ſie beſonders die Europäer ſehr geringe achten. Ertrüge ein Japaner auch jede andere Beleidigung,

gung, ſo würde er doch Stolz an andern nicht ertragen können. Stolz und Hochmuth waren es, welche die Portugieſen aus dem Lande verjagten, und ſie ſind es auch, welche dem Holländiſchen Handel hier mit der Zeit vielleicht ein Ende machen werden.

Daß das Japaniſche Volk nie, auch nicht einmal in den älteſten Zeiten, von irgend einer auswärtigen Macht beſiegt oder unterjocht geweſen iſt, weiß man. Aber in ihren Geſchichtbüchern lieſet man auch von ihrer Tapferkeit und ihrem unbeſiegbaren Muth ſolche Erzählungen, die man weit eher für Fabeln, als für wirkliche Thatſachen zu halten Urſache hätte, wenn man nicht in ſpätern Jahrhunderten redende Beweiſe davon hätte. Als die Tartaren zum erſten Mahl, im Jahr 799, mit einem unzählbaren Heere einen Theil von Japan überſchwemmt hatten, und die Japaniſche Flotte durch einen heftigen Sturm verunglückt und in einer einzigen Nacht ganz ruinirt war, brach am folgenden Tage der Feldherr der Japaner auf, griff die zahlloſe und muthige Armee der Feinde an, und richtete ſie ſo ganz zu Grunde, daß auch nicht ein Mann am Leben blieb, der hätte zurück gehen und von einer ſo unerhörten Niederlage die Nachricht überbringen können. Eben ſo groß und eben ſo ehrenvoll war der Sieg der Japaner im Jahr 1281, als ſie von den Tartaren, die 240,000 Mann ſtark waren, zum andern Mahl angegriffen wurden. Die Vertreibung der Portugieſen und die zugleich geſchehene Ausrottung der chriſtlichen Religion im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunders haben ſie ſo vollkommen bewerkſtelliget, daß man heutiges Tages kaum eine Spur ihres ehemaligen Daſeyns findet. Der Krieg mit ihnen, und die Verheerung wurden vierzig Jahr lang

fortgeſetzt. Mehrere Millionen Menſchen wurden in dieſer Zeit aufgeopfert; allein bei der letzten Belagerung verloren 37000 das Leben. Dieſe Siege ſind gleichwohl nicht die einzigen, welche der Japaner Muth und Tapferkeit verbürgen. Folgendes Beiſpiel iſt noch auffallender. Im Jahr 1630 kam ein kleines Japaniſches Fahrzeug nach Formoſa, um da Handel zu treiben. Die Inſel gehörte damals der Holländiſchen Compagnie. Der Gouverneur Peter Nuytz behandelte die mit dem Schiffe angekommenen japaniſchen Kaufleute ſehr übel. Nach ihrer Zuhauſekunft beklagten dieſe ſich bei dem Fürſten ihrer Landſchaft, über die nicht nur ihnen, ſondern auch ihm ſelbſt, dadurch widerfahrne Beleidigung und Beſchimpfung. Der Fürſt wurde zwar hierüber deſto mehr aufgebracht, da es verachtete Fremde waren, die dergleichen ausgeübt hatten, glaubte ſich aber nicht im Stande ſich zu rächen. Seine Leibwache redete ihn darauf alſo an: Wir halten uns nicht für würdig, deine Perſon länger zu bewachen, wofern wir nicht Erlaubniß bekommen, deine Ehre wieder herzuſtellen. Nichts als das Blut der Frevler kann dieſen Schandfleck wegwaſchen. Befiehl nur, und wir wollen dem Böſewicht den Kopf abhauen, oder ihn lebendig hieher bringen, damit er nach deinem Gutbefinden und ſeinem Verdienſte beſtraft werde. Unſrer ſieben ſind genug. Weder die Gefahr der See, noch die Stärke der Citadelle, noch die Anzahl ſeiner Wache ſoll ihn vor unſerm Zorn ſichern. — Der Fürſt willigte ein. Sie entwarfen einen klugen Plan, zogen ab und kamen auf Formoſa an. Hier baten ſie um Vortritt beim Statthalter. Kaum waren ſie in ſeinem Zimmer, als ſie alle zugleich die Säbel zogen, ihn gefangen nahmen und unverzüglich nach ihrem Schiffe brachten. Dies geſchah am hellen Tage, im Angeſicht der Wache

und

und aller Leute im Pallaſte, ohne daß jemand es wagte ſich zu regen, um ſeinen Herrn zu befreien. Der Gouverneur war keinen Augenblick am Bord geweſen, als ſein Kopf mitten von einander geſpalten wurde. — Kämpfer erzählt dieſe Geſchichte auch.

Kennt man den Stolz, die Gerechtigkeitsliebe und den Muth der Japaner, ſo verwundert man ſich gewiß nicht, daß ſie, wenn ſie beleidigt worden ſind, ganz unverſöhnlich gegen ihre Feinde ſind. Dies geht ſo weit, daß ſie jede Beleidigung dem andern beſtändig, wäre es auch noch ſo lange, nachtragen. Nichts kann ſie ausſöhnen. Aber ſie laſſen ihren Groll nicht in Hitze ausbrechen, ſondern wiſſen ihn unter einer unnachahmlichen Kaltblütigkeit zu verbergen, und auf Gelegenheit, wo ſie ſich rächen können, zu lauern. Nie habe ich unter irgend einem Volke Menſchen geſehen, die der Leidenſchaft des Zorns ſo wenig unterworfen ſind, als ſie. Man kann faſt ſagen, daß ſie nie hitzig werden. Man mag ſie ſchelten, ſchmähen, ihre Ehre beleidigen, ſo ſehr man will: ſie antworten nicht ein einziges Wort, ſondern geben nur durch ein langſames å å gleichſam ihr großes Befremden zu erkennen. Aber ſo ſchweigend faſſen ſie gegen den andern den bitterſten Haß, der hernach weder durch Gutmachen der Beleidigung, durch Schadenerſetzung, durch Wiederherſtellung der Ehre, noch durch die Länge der Zeit, noch durch veränderte Umſtände jemals ausgelöſcht werden kann. Sie pflegen daher ihrem Feinde nicht leicht durch ein unhöfliches Wort oder eine unhöfliche Miene zu nahe zu kommen, ſondern vielmehr durch verſtellte Freundſchaft ſo wohl ihn als andre zu täuſchen, bis früh oder ſpät ſich eine Gelegenheit zeigt, wo ſie ihm beträchtlichen Schaden oder großes Unglück zufügen können.

Sonſt muß ich hier noch eine Untugend der Japaner rügen, ich meine die Unzucht. Dieſe ſcheint unter ihnen allgemein zu herrſchen. Die Schamhaftigkeit ſteht in geringem Werth bei ihnen. Selbſt das weibliche Geſchlecht übt dieſe Tugend wenig aus. Selten bekümmern ſie ſich darum, ſich zu bedecken, wenn ſie ſich baden, ſelbſt dann nicht, wenn es auf offnen Plätzen geſchieht. Auch nicht einmal zu Nangaſaki thun ſie es an ſolchen Stellen, wo ſie von den Holländern geſehen werden können und wo dieſe vorbei kommen.

V.

Der Senne, ſein Beruf und Charakter; Beſchreibung der Sennhütten, Geräthſchaften der Sennen; von der Verfertigung des Käſes in den Sennhütten. *)

Es wird dem Reiſenden nicht überflüßig ſeyn, bevor er auf die Alpe kommt, einige Vorkenntniſſe von Alphütten, den Sennen und ihren Beſchäftigungen zu haben. Die Provinzialſprache der Bergleute verſtehen die wenigſten Ausländer ſo gut, daß ihnen der Senn über alles Erklärung und Auskunft geben könnte. Daher kommt es, daß

*) Ueber das Reiſen durch die Schweiz, oder kurze Anleitung für Ausländer, welche mit Zeit- und Koſtenerſparung, einige der merkwürdigſten Alp-Gegenden bereiſen wollen. Zürch 1792.

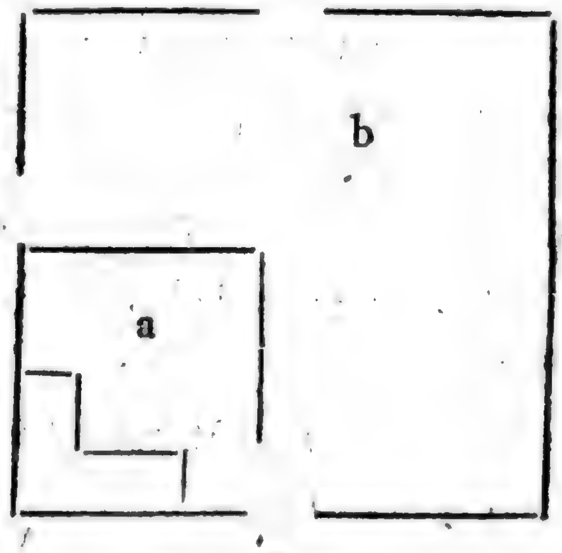
daß viele Reiſende in Hütten gekommen ſind, ohne nachher zu wiſſen, wie der Käſe und anderes gemacht wird.

Der Senn iſt insgemein ein im Lande bekannter, ehrlicher und gefälliger Mann; der gutes Zutrauen haben muß, weil er nicht immer Eigenthumsherr der Hütte und des dazu gehörigen Viehes iſt, ſondern vieles oder alles in Pacht hat. Seine Kleidung iſt ehrbar und ſimpel. Er geht mit langen Beinkleidern im Alphemde, nackten Füßen und Schuhen von Holz, die mit ledernen Riemen feſt gebunden werden, ſo wie ſie auch die alten Deutſchen trugen. Viele Näſſe, und die Steinwege, die der Senn täglich auf der Alp betreten muß, würden lederne Sohlen zu bald unnütz machen. Die Zahl des Viehes einer Sennhütte geht oft von 20 bis auf 40 Stück Kühe und Kälber. Dann hat ſie noch Schweine und etwas Ziegen. Alles das iſt, wie ſchon geſagt, ganz oder zum Theil eigen; oder in Pacht, in welchem Fall der Senn den Vermiethern Rechnung, oder den accordirten Zins geben muß.

Die Sennhütten ſind nicht auf allen Alpen gleich, auf einigen findet man ſie ſehr klein, malpropre, nur von trocken auf einander gelegten Steinen, am Abſchuß eines Hügels in die Erde eingelaſſen, mit Schindeln und Steinen oben belegt, ſo enge und unbequem, daß niemand da Herberg ſuchen möchte oder könnte; wo man ſie aber wegen allzu großer Entfernung von einem Dorfe oder Wirthshauſe, aus Noth nehmen muß, da iſt man wohl bei ehrlichen Leuten, aber ſehr ſchlecht bedeckt und hat kümmerliches, hartes Lager. Auf den Engſtler-Alpen aber ſind die Hütten geräumig, von aufeinander gelegtem Gebälke, zwar ohne Fenſter. Heiterkeit und Luft fallen

durch die Thüren hinein, und oben beim Dache, wo der Rauch und Dampf ausgehen muß.

Ein ſolches Gebäude iſt etwa 20 Fuß im Quadrat. Die Dachung, die gleich über dem Thürgebälke aufliegt, iſt auch von Schindeln, und dieſe wieder mit großen Steinen belegt, ſie damit vor Wind zu ſchirmen. An einer Ecke dieſes Quadrats macht der vierte Theil der Hütte den beſondern Eingang zum Feuerheerde, und zum Gehalter der Gefäße und alles Werkzeugs. Das iſt die Werkſtätte und das Wohnhaus a und das übrige b alles iſt leerer Raum, wo der Senn gewöhnlich eine Kuh nach der andern einnimmt und melkt.



Sobald die Melkung vorüber, ſo haben die Gäſte, in b geräumigen Aſſembleen und Speiſeſaal, im Fall a wegen dem immer brennenden Feuer zu warm, oder zu klein für viele Leute würde. Das Schlafzimmer findet man dann unter dem Dache, wo eine Lage von Gebälk über die Hälfte der Hütte geht, auf welchem das Heu liegt. Das Aufſteigen geſchiehet vermittelſt einer Leiter von 8 bis 10 Sproſſen. Der Senn hat ſein kleines Lager in a. Das Nachtlager für Leute, die gewohnt ſind,

ſind, nur auf weichen Betten zu ſchlafen, iſt Unbequemlichkeit, doch auf Reiſen muß man ſich vieles gefallen laſſen, die müden Glieder bequemen ſich auch zu vielem, oft ſchläft man in einer ſolchen Hütte noch beſſer als in einem ſchlechten malpropern Bette, das man dem Wirthe noch gut bezahlen muß. Wer dann nicht auf die Bühne hinaufſteigen will, dem gibt der gefällige Senn das Heu in b hinab. Ein Felleiſen oder etwas Kleidungsſtück unter den Kopf; gut in einem Mantel oder Ueberrock eingemachet und ſo vor der kalten Nachtluſt geſchirmet, giebt dann gewiß ruhigen Schlaf.

Am frühen Morgen wecket das Geklingel des Viehes, das ſich der Hütte zum Melken nähert. Man wird munter, freuet ſich wieder des Tages und hat viele überſtandene Fatiguen des Vergangenen vergeſſen.

Die verſchiedene Gefäße und Geräthſchaft, deren der Senn bedarf, benennet er ſo:

1. Melkſtuhl, der mit dem ledernen Riemen umgebunden wird, an dem Riemen iſt das Salbhorn befeſtigt. 2. Die Melktere, in welche gemolken wird. 3. Das Milchtäuslein, die Melkteren zu leeren, wann weit von der Hütte weg gemolken wird. 4. Die Follen oder Milchſiene, auf ihren Heber 5. ſtehend. 6. Das Käs-Keſſe, oder Wellkeſſel. 7. Die Käſe-Schindel, auf welcher der Siene-Heber 5. ſtehet. 8. Der Thurner, an welchem das Käſe-Keſſe hängt. 9. Das Lupp-Täuslein. 10. Die Zieger-Kelle. 11. Die Käſe-Brechen. 12. Der Stielnapf, Haaggennapf, Gonn. 13. Mutte. 14. Das Muttenholz. 15. Der Schweidnapf. 16. Trankfaß. 17. Die Käſe-Jerbe, von Baumrinde. 18. Ein beſchwerter Käſe in der Jerbe. 19. Das

Das Anken- oder Butterfaß. 20. Anken-Kübel. 21. Der Zieger-Rumpf, oder Zieger-Trimmen.

Verfertigung des Käſes.

Wenn der Senne gemolken und alle Milch beiſammen hat, dann ſchöpft er ſie durch die Milchſiene in den Wellkeſſel am Thurnen, und wenn alles durchgeſieget iſt, dann wird der Thurner mit dem Keſſel über das Feuer gedrehet. Iſt nun die Milch warm, ſo nimmt der Senn einen Napf voll Lupp und gießet ihn zum Scheiden in die Milch hinein.

Der Lupp iſt Zubereitung von einem zerſchnittenen Kalbsmagen, einer Hand voll Salz und gemeinem Waſſer. Nachdem dieſes ein paar Wochen reinlich aufgehoben worden, iſt es zum Gebrauch gut. —

Wenn nun der Lupp (wovon ein Napf 100 Maas Milch ſcheldet), die Scheidung bewirkt hat, dann nimmt der Senn mit der gelöcherten Ziegerkelle den unreinen Schaum oben weg, für die Schweine zur guten Nahrung, das übrige verdickte, das der Senne Bulderen nennt, zerſtößt er mit den Käſebrechen in kleine Stücke, durch dieſes Brechen ſcheidet ſich das Dicke von dem Brei, und gibt Käs und der Brei Sirpen. Von der Sirpen ſchöpft der Senn mit dem Napf einige Maas hinweg in ein Gefäß, und faſſet den Käs in die Forme oder Mutte, die geſenkt auf ein Holz gelegt wird, damit die noch wäſſerigen Theile abfließen können, ſo bleibt die Mutte eine Weile ſtehen.

Die Sirpen hat nun noch viele dicke, gute Materie, ſie wird zum zweiten Mahle mit dem Wellkeſſel zu ſtärkern

kerm Feuer hingeſetzt. Iſt ſie ſtark genug erhitzet, dann ſcheidet der Senn abermal, und das Dicke geſchiedene giebt Zieger, das Dünne aber Schotten, beide noch beiſammen, nennt er Suffi.

Nach aller dieſer Operation, kehrt der Senn wieder zu dem Käſe, nimmt denſelben aus der Mutte, ſchließt ihn in die Käsjerbe (einen von Baumrinde oder Holz gemachten Ring), bedeckt den Käs mit einem rohen, aber reinem Tuche, belegt ihn mit einem runden Brett, und beſchweret dieſes mit einem Stein, damit der Käs auf ſolche Weiſe ſeine Rundung und Form bekommt, und das übrig gebliebene wäſſerige verliert. Alsdann kommt der Käs in den kalten Speicher, wird von Zeit zu Zeit noch ſtärker beſchweret, zuweilen mit Salz beſprenget, und eingerieben, ſo erhält er ſeine Härte, Geſchmack und Dauer.

Dann iſt ein Unterſchied zwiſchen magern und fetten Käſe. Die fetten Käſe werden von friſch gemolkener Milch, wo kein Rahm abgenommen wird, gemacht. Die magern hingegen, da wird der Rahm von einige Tage in Milchkellern geſtandener Milch abgenommen und zu Butter gemacht.

Den von dem Senn aufgehobene Zieger dient ihm und ſeinem Hausvolke im Dorfe zur Nahrung.

VI. Specielle

VI.

Specielle Nachrichten von Rußlands Kriegesmacht. *)

Rußlands ſchnelle Fortſchritte, ſeine Siege, das Uebergewicht, das es in der politiſchen Wageſchale Europens erlangt hat, und noch zu vermehren, geſonnen iſt, alles dies vermochte uns ein forſchendes Auge auf die Mittel zu werfen, durch welche es zu dem Gipfel ſeiner jetzigen Größe gelangt iſt. Man verſicherte uns in St. Petersburg, daß ſie in der Land- uns Seemacht beſtänden, die Peter der Erſte erſchaffen habe, und die nachher unter ſeinen Nachfolgern, zumal unter Katharinen der Zweiten ſo gut organiſirt worden ſei. Um dieſe Behauptung zu prüfen, die, wenn man den Zuſammenfluß der Umſtände bei Seite ſetzt, der Wahrheit ſehr nahe kommt, verſchafften wir uns von einem der vornehmſten Mitglieder des Kriegeskollegiums folgende ſpecielle Nachrichten in Betreff der ruſſiſchen Land- und Seemacht, die Niemanden unbefriedigt laſſen werden.

Wir wollen uns über die alte Ruſſiſche oder Moskowitiſche Miliz nicht ausbreiten, von der keine Spur mehr übrig

*) Voyage philoſophique politique et littéraire fait en Ruſſie pendant les années 1788 et 1789, traduit du hollandois avec une augmentation conſidérable par le citoyen Chantreau. II. Tomes. Paris 1794.

übrig iſt, ſelbſt in den Onodworzi *) nicht, ſo wenig wie in den Strelzis, die in Europa unter dem Namen Strelizen bekannt ſind. Die Berühmtheit der Letztern nöthigt uns ihrer zu erwähnen. Dieſe Miliz, die ehemals in Rußland ſo furchtbar war, als die Prätoriſche Kohorte ſonſt zu Rom und als die Janitſcharen zu Konſtantinopel es noch ſind, hatte Iwan Waſiliowitſch errichtet. Nicht durch ihre Thaten gegen die Feinde des Staats, ſondern durch ihre Undiſciplinirtheit und ihre häufigen Aufſtände gegen die Souverains ſelbſt, die ſie beſoldeten, hat ſie ſich einen Namen gemacht. Dies kann daher, wie Voltaire ſehr richtig bemerkt, weil ſie aus Moskauiſchen Bürgern und nicht aus Soldaten beſtand.

Die ehrſüchtige und grauſame Sophie, die ihre Laſter mit der Larve der Andacht bedeckte, die ſich die Gewogenheit der Prieſter erwarb, welche ſich mit dieſer Gleisnerei begnügten, und die durch vielfältige Intriguen zur Vormundſchaft über ihre ſehr jungen Brüder, Iwan und Peter gelangt war, hatte dieſe Miliz unter ſich. Auf ihren Befehl mußte ſie die unglücklichen Bojaren umbringen, die ihr Verdacht einflößten, und die größtentheils Anverwandten von Petern waren. Letztere hatte nicht lange regiert, als er 1698 dieſe Miliz für ihre Willfährigkeit dadurch beſtrafte, daß er ſie aufhob.

Die

*) Die Onodworzi bilden eine Mittelklaſſe zwiſchen den Adelichen und Leibeigenen. Unter Anne'ns Regierung wurde der größte Theil derſelben nach den Grenzen der Ukraine gebracht, um eine Nationalmiliz zur Vertheidigung dieſer ruſſiſchen Provinz abzugeben. Man formirte ſie zu Bataillone und jedes Bataillon hatte ſeine Stabode oder ein Dorf, worin man jedem ein Haus oder Hütte anwies. Zwiſchen zwei Staboden liegt immer eine Fortereſſe.

Die Strelzis verdienten dieſe Züchtigung noch in anderer Hinſicht. Um ſich zu belehren, reiſ'te Peter in fremde Länder; einige Bojaren benutzten mit Hülfe des größern Theils der Popen, welche die neuen Einrichtungen dieſes Fürſten für lauter Ruchloſigkeiten anſahen, die Abweſenheit dieſes Fürſten, erregten Unruhen, und zogen die Prinzeſſin Sophie aus dem Kloſter, die Peter beim Antritt ſeiner Regierung den Schleier anzunehmen gezwungen hatte. Die Strelzi, die wie die Prieſter an den Nationalvorurtheilen hiengen, waren die Werkzeuge dieſer Empörung, die ernſthafte Folgen gehabt haben würde, wenn Peters Genie und ſeine Thätigkeit ſie nicht zu dämpfen gewußt hätte.

Er befand ſich damals in Wien, reiſ'te incognito von da ab, und kam in Moskau an, als man ihn noch in Teutſchlands angeblicher Hauptſtadt glaubte. Seine Erſcheinung war ein Donnerſchlag für die Verſchwornen, gegen die er eine beiſpielloſe, aber für ſein Wohl nothwendige Strenge zeigte. Die Anführer der Strelzis und 2000 Soldaten von dieſer Miliz wurden, ſo wie die Popen, die ſie zum Aufſtand angereizt hatten, Henkershänden überliefert, und das ganze Corps der Strelzis, das keiner von des Zaar's Vorgängern nicht einmal zuver mindern ſich unterſtanden hatte, ward ohne den gerinſten Widerſtand zerſtreuet und zernichtet; freilich hatte Peter ſchon lange in der Stille dieſe wichtige Verabſchiedung vorbereitet.

Statt dieſer Miliz ohne Diſciplin, wie alle die Truppen es ſind, die zahlloſe Vorrechte genießen und ſich lange am Hofe aufhalten, errichtete Peter einige Regimenter auf den Fuß, wie andere Europäiſche Mächte ihre

Truppen

Truppen eingerichtet hatten. Anfänglich waren ſie gar nicht zahlreich, da die ganze Armee noch aus verſchiedenen Horden Adelicher beſtand, die auf Anſuchen des Fürſten mit ihren Vaſallen in den Krieg zogen; die letztern machten die Infanterie und jene die Kavallerie. Allein Peter, der Feinde bekämpfen mußte, die andere Hülfsquellen hatten, nahm ſich vor, um ihnen die Spitze bieten zu können, ſtatt dieſer Heerbanne, von denen er nur augenblickliche Dienſte erhielt, ſtehende Armeen zu errichten, worüber er nach ſeiner Willkühr und zu allen Zeiten ſchalten konnte. Dem zufolge befahl er, daß man ein Poduschnoloklad oder ein allgemeines Cataſter verfertigte, und darin alle Familienhäupter von der Bürger- und Bauernklaſſe einzeichnete; jede zehnte Familie mußte einen Mann ſtellen. Da ſich nun laut der Reviſion, in den beiden Klaſſen 750,479 Familien befanden, ſo bekam der Zar dadurch eine Armee von ungefähr 75000 Mann, die man in aller Eil nach St. Petersburg und andere Feſtungen kommen ließ, woſelbſt ſie in den Waffen geübt wurden. Die Nachfolger des Kaiſers behielten dieſen Gebrauch bei, und paßten ihn mehr oder weniger den Zeitumſtänden und ihren Bedürfniſſen an. Allein Katharina die Zweite ſchmolz 1764 die Militairverfaſſung des Reichs ganz um; 1784 erlitt dieſelbe manche Veränderungen, und in dem Jahre, in welchem der letzte Türkenkrieg ausbrach, noch mehrere.

Die ruſſiſche Armee beſteht aus regelmäßigen und leichten oder unregelmäßigen Truppen; die erſtern ſind faſt durchaus Infanterie- und die letztern Kavallerieregimenter. Die regelmäßigen Truppen machen ein Corps von mehr als 300,000 Mann aus, das im Nothfall auf mehr

als 400,000 Mann vermehrt werden kann, denn unter jenen 300,000 Mann begreiſt man weder die Haustruppen der Kaiſerin noch die Landmiliz.

Dieſe Truppen ſind, wenn ſie wohl angeführet werden, im Stande, die größten Dinge auszuführen, weil die ruſſiſchen Soldaten Weſen ſind, die alles erdulden können, und weil ihr Gehorſam bis zur gänzlichen Selbſtverläugnung gehet; letzterer gründet ſich auf eine Art von Glaubenslehre, die Urſach iſt, daß ſie ſich auf der Lavette einer Kanone eher in Stücken zerhauen laſſen, als dieſelbe dem Feinde Preis geben. Dieſer Lehrſatz, den die Prieſter auf Betrieb einiger Ehrgeitzigen ihnen ſorgfältig eingeprägt haben, beſtehet in dem Glauben, daß ſie gerade in das Paradies gehen, wenn ſie, das Geſicht gegen den Feind gekehrt, ſterben und verdammt werden, wenn ſie auf der Flucht umkommen. Dieſer Glaubensartikel, der aus den Ruſſen fanatiſche Helden hätte machen können, fängt unglücklicherweiſe an, ſeinen Kredit unter ihnen zu verlieren. Deſſen ungeachtet werden ſie noch immer vortreffliche Krieger ſeyn, weil ſie die größten Beſchwerlichkeiten nicht ſcheuen, und ſehr mäßig ſind. Man erzählet, daß während des ſiebenjährigen Krieges ein Regiment von der Armee des Generals Fermor an einem Orte eine Wache ausſtellte, die bei einem Contremarſch, welchen die ruſſiſche Armee zu thun ſich genöthigt ſah, vergeſſen wurde. Nach Verlauf von fünf Tagen kam das Corps in dieſelbe Gegend zurück, und der Offizier, der jene Wache poſtirt hatte, fand ſie an dem nämlichen Orte wieder. Seinem Zeugniſſe zufolge mußten dieſe armen im Stiche gelaſſenen Leute ſich vier Tage lang mit Kräutern und Wurzeln nähren, indem ihre Lebensmittel nur für einen Tag hingereicht hatten.

Die

Die Haustruppen der Kaiſerin beſtehen aus vier Garderegimentern, einer Escadron Huſaren, einer Escadron Leibkoſacken, und der prächtigen Compagnie Rittergarde. Man kann nichts ſchöneres, ſtattlicheres ſehen, als jene Garderegimenter, die ſtets aus der gutgebauteſten, beſtgebildeten Mannſchaft unter der ganzen Armee ergänzt werden. Das erſte iſt ein Cavallerieregiment und heißt Garde zu Pferde. Die drei andern ſind Infanterie, und tragen die Namen der Preobraſchenſkoiſchen, Semonowſkoiſchen und Iſmailowſkoiſchen Garde. Sie machen ein Corps von zehntauſend Mann aus, von denen viertauſend dem erſten Regimente und dreitauſend jedem der beiden andern angehören.

Das erſte bekam ſeinen Namen und ſeinen Stamm von jener Compagnie von funfzig jungen Leuten, die Peter der Erſte, ſelbſt noch ein junger Mann, auf ſeinem Landhauſe, Preobraſchenſkoi genannt, exercirte. Er nahm Dienſte bei derſelben, war zuerſt Trommelſchläger, dann Soldat, und ſtieg endlich bis znm Lieutenant; Lefort'n hatte er zum Hauptmann. Dieſe Kompagnie, die im Anfange der ehrſüchtigen Sophie keine Unruhe erregte, weil ſie dieſelbe als einen Zeitvertreib eines Jünglings anſah, den ſie von den Staatsgeſchäften ſorgfältig entfernte, dieſe Kompagnie, ſag ich, wurde die Grundlage jener Armee, die es wagte, ſich mit den Truppen Karls des Zwölften zu meſſen, die er ſiegen lehrte und von der er beſiegt wurde.

Das Preobraſchenſkoiſche Regiment, deſſen Urſprung wir eben angeführt haben und das ſich durch feinere Montur und durch befederte galeerenförmige Hüte von den übrigen Truppen auszeichnet, beſtehet aus zwei

Kompagnien Grenadiere, jede zu ſechshundert und funfzig Mann, ſechszehn Kompagnien Füſeliere, jede zu hundert und vier und vierzig Mann, einer Kompagnie von Bombardieren und einer von Kadetten, jede zu zweihundert Mann. Die letztern ſind Soldatenſöhne, die man zweckmäßig unterrichtet, und die ihre Offiziere aus ihrem eigenen Corps nehmen, das eine Pflanzſchule von vortrefflichen Kriegern iſt. Die beiden andern Garderegimenter zu Fuß haben jedes eine Kompagnie Grenadiere und zwölf Kompagnien Füſeliere; mit dem Unterſchied, daß das Iſmailowſkoiſche eine Jäger- und Kadettenkompagnie mehr, das Semonowſkoiſche hingegen nur ein Corps von ſiebenzig Jägern und keine Kadetten, ſondern bloß eine Schule für Soldatenkinder hat.

Dieſe drei Regimenter, ſo wie die Garde zu Fuß und die Kompagnie Rittergarde haben die Kaiſerin zum Oberſten. Der nächſte Kommandeur nach Ihrer Majeſtät iſt gemeiniglich ein General und aus einem der erſten Häuſer des Reichs; er hat den Rang eines Obriſtlieutenants, und die beiden erſten Regimenter haben deren zwei. Während unſeres Aufenthalts in Rußland bekleideten der Generalfeldmarſchall Fürſt Potemkin und der erſte General der Armee, Fürſt George Dolgorukki, Obriſtlieutenantsſtellen bei der Preobraſchenſkoiſchen Garde, und die von den andern beiden Regimentern waren nicht weniger angeſehene Herren.

Ueberhaupt haben die Offiziere bei dieſem Corps, und ſo iſt es faſt an allen Höfen Sitte, einen höhern Rang, als die von gleichem Grade bei den übrigen Regimentern. Ein Gardekapitain z. B. iſt eben ſo viel als ein Oberſter, und bekommt als Brigadier ſeinen Abſchied. Die Serganten bei demſelben haben Lieutenantscharakter ꝛc.

Jede

Jede Kompagnie hat fünf Offiziere, nämlich zwei Kapitäne, zwei Lieutenants und einen Fähnrich; ferner dreißig Unteroffiziere, wovon ſechſe Serganten und vier und zwanzig Korporale ſind (zwei von den erſtern ſtehen immer vor der Thüre des ſogenannten Thronſaales Schildwacht). Die Einrichtung bei der Kompagnie Garde zu Pferde iſt ganz dieſelbe.

Dieſe Truppen werden, nach unſerem Gelde gerechnet, folgendermaßen beſoldet.

Bei der Kavallerie.

Der Rittmeiſter „	mit	4,000 Livres jährlich.
Der Stabsrittmeiſter „	„	2,500
Der Oberlieutenant „	„	2,000
Der Unterlieutenant „	„	1,850
Ein Kornett „ „	„	1,750
Ein Quartiermeiſter „	„	720
Ein Wachtmeiſter „ „	„	240
Ein Trompeter „ „	„	240
Ein Reiter „ „	„	105

Bei der Infanterie.

Der Kapitain „ „	mit	2,800
Der Stabskapitain „	„	2,000
Der Oberlieutenant „	„	1,850
Der Unterlieutenant „	„	1,750
Der Fähnrich „ „	„	950
Der Sergant „ „	„	560
Der Korporal „ „	„	190
Der Trommelſchläger „	„	190
Der Grenadier „ „	„	110
Der Füſelier „ „	„	110

Wie man ſieht iſt dieſer Sold ſehr mittelmäßig und dies gilt von allen ruſſiſchen Truppen, aber außer dieſem Gehalte hat der Offizier eine gewiſſe Anzahl Rationen und der Soldat ſeine Mundbedürfniſſe, Holz, Licht und eine Menge Vortheile, wodurch ihr Sold um Vieles erhöhet, wo nicht verdoppelt wird.

Die Garden, die zu Fuß, ſo wie die zu Pferde, thun nur in dem Winter- und in dem Sommer-Palais und auf den Luſtſchlöſſern der Kaiſerin Dienſte. Das Preobraſchenſkoiſche Regiment kommt jeden vierten Tag auf die Wacht, und die andern beide haben drei Nächte frei. Die Garde zu Pferde verrichtet ihren Dienſt immer zu Fuß, ausgenommen, wenn die Kaiſerin den Sommerpallaſt bewohnet.

Die Rittergarde iſt von Katharinen der Zweiten ſtatt der Leibkompagnie errichtet worden, die ſie abdankte, und die Eliſabeth aus den Grenadieren genommen hatte, welche ihr auf den Thron halfen. Die ebenerwähnte Garde beſteht nur aus einer Kompagnie von ſechzig Mann, deren jeder Lieutenantsrang und Gehalt, eine Vergütigung für den Tiſch und für Wagen und Pferde hat, die in Rußland eben nicht viel koſten. Sie müſſen alle aus einer edlen Familie, und von großem Wuchs ſeyn; hat man den und Protection, ſo überſieht man jedoch ihre Herkunft.

Dieſes ausgeſuchte Corps, das prächtig gekleideteſte, das es in Europa gibt, iſt würdig auf den Stufen des Thrones eines großen Monarchen zu figuriren. Es hat zwei Uniformen; die alltägliche beſteht aus einem blauen Rock mit ſcharlachrothen Aufſchlägen, gelber Weſte und gleichen Beinkleidern und einer ſcharlachenen Superweſte

mit

mit doppelten Treſſen beſetzt; auf der Bruſt und auf dem Rücken befindet ſich der kaiſerliche Adler in Silber geſtickt. Die Gallauniform gibt ein ſilberner Harniſch ab, auf dem ein ſchwarzer Adler getrieben iſt; dazu haben ſie ſilberne Arm- und Bein-Schienen angelegt, die bei den Offizieren reich mit Edelſteinen beſetzt ſind. An gewöhnlichen Tagen tragen die Gardiſten einen Hut mit einer breiten Treſſe und einem ſchwarzen Federbuſch, denn der weiße kommt nur den Generalen zu. An Ceremonientagen haben ſie ſtatt des Hutes einen vergoldeten Helm, über den große Federn wegragen.

Zwölf Mann von der Rittergarde thun täglich bei Hof den Dienſt; ſie geben zwei Schildwachten in das Innere des Thronſaals, welche die Freiheit haben, ſich ſetzen zu dürfen. Sie mögen aber ſtehen oder ſitzen, ſo ruhen ſie auf ihren Karabinern. Jedesmal, wenn die Kaiſerin in dieſen Saal kommt, oder wieder heraus gehet, werden die Schildwacht ſtehenden Gardiſten zum Handkuß gelaſſen. Alle drei Stunden löſ't man ſie ab.

Die Huſaren und die Leibkoſacken hat auch Katharina die Zweite errichtet. Die beiden Trupps ſind ſtark galonnirt, reiten auf vortrefflichen Pferden, und beſtehen zumal die Koſacken, aus den ſchönſten Männern von ihren Nationen; die letztern haben vergoldete Lanzen und Pelze von unſchätzbarem Werthe. Die Kavallerie macht abwechſelnd die Begleitung der Kaiſerin aus, wenn ſie die Stadt verläßt; das will ſagen, die Huſaren eſcortiren den Wagen bis zur erſten Station, wo ſie von den Koſacken abgelöſ't werden, die die Fürſtin bis an Ort und Stelle bringen; auf dem Rückwege wird dieſelbe Ordnung von den beiden Trupps beobachtet.

Wiewohl der Gehalt der kaiſerlichen Garden nicht in Verhältniß mit ihrer reichen Kleidung ſtehet, ſo haben ſie dennoch ein weit beſſeres Schickſal als die übrigen Truppen. Sie befinden ſich ſtets unter den Souverains, und das iſt hinlänglich, ihnen manche Gunſtbezeugung von denſelben zu verſchaffen. Außer vielen andern Vortheilen, die wir nicht aufzählen wollen, erhält jeder Gardeſoldat an dem Stiftungstage ſeines Regiments, der feierlich begangen wird, ein Geſchenk von der Kaiſerin. Peter der Erſte hat noch einen Gebrauch eingeführt, der für die Zarin ſehr koſtbar iſt, und für deſſen Aufrechthaltung die Garden ſorgfältig wachen, den nemlich, daß ſie die Monarchin erſuchen, ihr erſtes Kind über die Taufe zu halten, und das kann ſie ihnen nicht abſchlagen. Peter der Erſte, *) Katharina die Erſte und Anna verrichteten das Geſchäft in eigner Perſon. Dies thaten aber weder Eliſabet, noch die jetzige Kaiſerin. Letztere bevollmächtigt einen Offizier von der Kompagnie dazu, und ſchickt dem Vater des Kindes, wenn es ein Gemeiner iſt, fünf, einem Serganten zehn Rubel, einem Offizier hundert Dukaten, demjenigen, der mehr als Rittmeiſter oder Hauptmann iſt, dreihundert.

Von den Haustruppen der Kaiſerin wollen wir uns nun zu denen Regimentern wenden, welche die ruſſiſche Armee ausmachen. Die Infanterie beſtehet:

Erſtlich,

*) Die Gemeinen bekamen von ihm, wie Herr von Strählin erzählet, einen Rubel, den er nach alt-ruſſiſchem Gebrauch unter das Kopfkiſſen der Wöchnerin ſteckte, der er einen Kuß gab; die Offiziere aber erhielten einen Dukaten.

Erſtlich, aus vier Regimentern Grenadiere, jedes 2,100 Mann ſtark	8,400 Mann.
Zweitens, aus 71 Füſelierregimentern, deren jedes 2,093 Mann ſtark	148,603
Man bemerke, daß jedes Regiment zwei Grenadierkompagnien hat.	
Drittens, aus 8 Bataillonen Jäger von 990 Mann	7,920
Viertens, aus ſechs Bataillonen Freikompagnien von 700 Mann	4,200
Fünftens, aus 84 Garniſonbataillonen, jedes 1,045 Mann ſtark	87,780
Sechstens, aus Soldaten die zu den Bergwerken, in den Gärten der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer, u. ſ. w. gebraucht werden	22,000.
Totalſumme	278,903

Ein ruſſiſches Infanterieregiment beſtehet aus zwei Bataillonen, die zuſammen zwölf Kompagnien ausmachen; jede Kompagnie iſt in Kriegeszeiten 154 Mann, und im Frieden 134 ſtark, die Offiziere und Unteroffiziere mit eingerechnet. Die Beſoldungsart iſt folgendermaßen:

	Sold.	Denſchtſchikke.*)	Für Ration.
Ein Generalfeldmarſchall bekommt	7000 Rub.	16.	2400 Rub.
Ein General en Chef	3600	12.	960

*) Dieſe Denſchtſchikke ſind, nach Büſching, Rekruten, welche die Offiziere durch Batokken und Ermunterungen in Kutſcher, Reitknechte, Köche, Gärtner, und in was für eine Art von Domeſtiken ſie nöthig haben, umzuſchaffen wiſſen.

Ein Generallieutenant	2160 Rub.	10.	600 Rub.
Ein Generalmajor	1800	8.	480.
Ein Brigadier	840	7.	360.
Ein Oberſter	600	6.	204.
Ein Oberſtlieutenant	360	4.	132.
Ein erſter Major	300	3.	132.
Ein zweiter Major	260	3.	96.
Ein Hauptmann	200	2.	96.
Ein Oberlieutenant	120	1.	48.
Ein Unterlieutenant	100	1.	36.
Ein Fähnrich	100	1.	36.
Ein Feldwebel	36		
Zwei Serganten, jeder	15		
Ein Capitain d'Armes	12		
Ein Fahnjunker bei der Garde	12		
Ein Furier	11		
Vier Korporale, jeder	$7\frac{1}{2}$		
Ein Feldſcheer	$7\frac{1}{2}$		
Zwei Trommelſchläger	$7\frac{1}{2}$		
136 Füſeliere, jeder	$7\frac{1}{2}$		

Außerdem ſteht noch bei jeder Kompagnie ein Zimmermann und zwei Fuhrknechte, welche Soldatenlöhnung bekommen, die nach unſerm Gelde zwei Sous, neun Deniers täglich betragen würde, dabei aber erhält der ruſſiſche Soldat noch Quartier, Feuerung, Kleidung und faſt gänzliche Beköſtigung.

Die

wiſſen. Die Krone gibt jedem von dieſen Leuten jährlich ſechs Rubel und dreißig Kopeken an Gelde und gewiſſen Proviant, für ſeine Kleidung aber läßt ſie den Herrn ſorgen.

Die ruſſiſchen Oberſten ſind die Lieferanten ihrer Regimenter, und kein Monopol ſcheint ihnen widerrechtlich zu ſeyn. Die Schlöſſer- und Huf- und Waffenſchmiede, die ſich bei dem Corps befinden, müſſen ſie unterhalten; ſie geben ihnen ſechzig Rubel. Alle dieſe Arbeiter ſind Deutſche und tragen keine Montur. Der Pope, der ſich bei dem Regimente als Feldprediger befindet, hat jährlich ſechszig Rubel Einnahme, ſo wie die Huf- und Waffenſchmiede, und ſtehet in nicht größerem Anſehen, wie dieſe.

Bei jedem Regimente ſind zwölf Spielleute, die von der Kaiſerin Löhnung und eine Soldatenmontur erhalten, allein der Oberſte und die Offiziere bezahlen, und kleiden ſie immer beſſer und nach Maaßgabe ihrer Talente.

Die Kavallerie, die ſeit Peter dem Erſten in Hinſicht auf die Anzahl, Uniform und Einrichtung der Corps viele Veränderung erlitten hat, beſtehet jetzt aus regelmäßiger und unregelmäßiger.

Die regelmäßige Kavallerie zählet 61 Regimenter, nämlich:

Erſtlich, fünf Küraſſierregimenter, jedes ſechs Escadrons ſtark. Die Eskadron begreift zwei Kompagnien in ſich, jede von dreißig Mann, wovon drei Offiziere, vier Unteroffiziere und 23 Gemeine ſind. Bei jedem Regimente hat man Pferde von gleicher Farbe, entweder lauter Rappen oder Braune.

Zweitens, neun Karabinerregimenter völlig wie die Küraſſierregimenter eingerichtet, nur daß ſie Pferde von allen Farben haben.

Drittens, neun Dragonerregimenter, das Kaſaniſche, das leicht bewafnet iſt, mit eingerechnet; jedes Regiment hat

hat ſechs Escadrons; die Escadrons und die Kompagnien ſind noch einmal ſo ſtark als bei der ſchweren Reuterei.

Viertens, zwanzig Huſarenregimenter, worunter zehne, mit Inbegriff der Offiziere, 1356 und die übrigen zehne 750 Mann ausmachen. Die erſten zehne ſtehen in der Ukraine, und ſind faſt durchaus Ruſſen, drei davon führen den Namen Kompaneiski-Polki, Brüderregimenter. Die andern zehne cantonniren im Eliſabethgradiſchen Kreiſe und beſtehen aus Ungarn, Moldauern, und andern fremden Nationen. Außer einem ſtärkern Gehalt, als die übrigen bekommen, hat die Kaiſerin den Offizieren und Soldaten Ländereien bewilligt. Da durch dieſe Schenkung der Theil der Grenze, den ſie vertheidigen, ihr Eigenthum geworden iſt, ſo fochten dieſe Leute in dem letzten Kriege gegen die Türken wie Männer, die für Haus und Heerd ſtreiten.

Fünftens, acht Regimenter Lanzenirer, von denen zwei jedes 540 Mann, und jedes der übrigen 630 Mann zählet. Es ſind Koſacken, aus denen man Regimenter errichtet, und die man mit Ländereien beſchenkt hat. Sie vertheidigen ſich gegen die Muſelmänner ſo, wie der Tieger ſeine Höle zu ſchützen pflegt. Ihre Waffen beſtehen aus einem ſehr kurzen Karbiner, zwei Piſtolen, einem Huſarenſäbel und aus einer Lanze von acht Fuß.

Die ganze Kavallerie macht ein Corps von 37,440 Mann, wozu man noch das rechnen muß, was man in Rußland unregelmäßige Kavallerie nennt. Sie beſtehet aus Koſacken und Kalmucken, barbariſchen Völkerſchaften, die im Kriege mehr bewafnete Horden als Regimenter liefern, die aber zur Bekämpfung der Türken und der an Rußland gränzenden aſiatiſchen Nationen,

welche

welche ihnen keine beſſere diſciplinirte Truppen entgegen-ſtellen, vortreflich ſind.

Die Koſacken, deren Namen man in den Zeitungen ſo oft lieſ't, beſtehen eigentlich aus verſchiedenen nun ins-geſammt unter Rußland's Schutz ſich befindenden Völker-ſchaften, die alle faſt einerlei Sitten haben. Sie ſind durchgängig von mittlerer Statur, tragen ſehr kurze Kne-belbärte, und nehmen das Haupthaar bis auf einen kleinen Büſchel am Wirbel weg. Ihr Anzug beſteht aus einem Filzmantel, deſſen ſie ſich mit einem Paar untergeſtützten Stangen öfters als Obdach bedienen, einem langen Kleide nach Art der Aſier, bis auf die Füße heruntergehenden Beinkleidern, Stiefeln oder Stiefelchen ohne Sporn und einer Peitſche, die ſie immer um das Gelenk der rechten Hand wickeln. Ihre Waffen ſind eine Lanze, die unge-fähr zwölf Fuß lang iſt, ein Paar Piſtolen, die ſie zur linken Hand in ihren Gürtel ſtecken, weil ſich zur rechten eine kleine Patrontaſche befindet, worin ſie ungefähr zwölf Patronen haben, und ein ſehr kurzer krummer Säbel ohne Korb mit einem kreuzförmigen Griff. Manche füh-ren auch eine ellenlange und daumdicke Peitſche (Kantſchu) oft auch noch Schlingen mit ſich, um die Gefangenen deſto leichter fortzuſchaffen. Ihre Pferde ſind unanſehn-lich klein, aber lebhaft und zu Mühſeligkeiten abgehärtet; ſie bedienen ſich eine Art von Huſarenſattels, und ſtatt des Zaums, der am Sattel befeſtigt iſt und im Nothfall ſtatt Halfter dienet, eines Bindfadens. Nie reiten ſie gerade aus, ſondern galoppiren in verſchiedenen Richtun-gen, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, zumal wenn ſie mit regelmäßiger Cavallerie zu thun haben. Sind ſie in Ruhe, ſo ſtützen ſie ihre Lanzen, die um nicht zu ſchwanken, am Sattelknopf oder Arm mit einem Riemen

befeſtiget ſind, auf den Fuß, im Fechten aber halten ſie dieſelben wagerecht, und rennen ſo gegen den Feind. Beſtändige Uebung ſetzt ſie in den Stand, ſich ihrer mit vieler Gewandheit zu bedienen. Auf ihrem Rückzuge, der aber für ſie nie eine Flucht, ſondern eine Art zu fechten iſt, legen ſie ihre Lanzen auf die Schulter, die Spitze gegen den Feind gerichtet, um deſſen Hiebe zu pariren; unterweilen wird dieſe Vertheidigungsart letzterm gefährlich, wenn er ohne Vorſicht einen Menſchen verfolgt, deſſen Flucht Stratagem iſt.

Wegen der Abneigung der Koſacken gegen jede Art von Diſciplin hat man ſie nicht dahin bringen können, escadronweiſe zu manövriren, ſie ſcharmuzieren nur, aber darin ſind ſie vortreflich. Man läßt ſie auf den Feind losgehen, wenn er auf der Flucht begriffen iſt, und dann werden ſie ihm durch ihre Schnelligkeit und ihre Angriffsart gefährlich. Einem Corps, das ſolche Menſchen auf ſeinen Ferſen hat, fällt es bei dem beſten Willen unmöglich ſich wieder zu ſammeln.

Die Koſacken ſind zum Rekognoſiren, zur Durchſuchung der Wälder, und zu allen Arten von Patrullen vorzüglich geſchickt, man muß über die Schärfe ihrer Sinne, die Frucht einer langen Gewohnheit, wirklich erſtaunen. Wenn ſie Orte, wodurch kürzlich ein feindlicher Trupp in der größten Unordnung gezogen iſt, genau unterſuchen, ſo gelingt es ihnen, die Anzahl der durchpaſſirten Pferde, ziemlich beſtimmt, herauszubringen. Einige beobachten die Bewegungen eines Corps in einer außerordentlichen Ferne; andere unterſcheiden, wenn ſie ihr Ohr auf die Erde legen, das Geräuſch von Menſchen und Pferden, wenn ſie auch noch ſo weit ſind. Sie

können ohne Murren den ganzen Tag unter den Waffen bleiben. Kurz, eben ſo unermüdlich, den Feind abzumatten, wenn ſie einige Hoffnung zu Beute haben, als mäßig bei Gelegenheiten, wo man dies ſeyn muß (und die ereignen ſich häufig im Kriege) wiſſen ſie ſich mit wenigen zu befriedigen, und haben es nicht nöthig ſich mit Futter für ihre Pferde zu verſorgen, indem dieſe von ihnen daran gewöhnt ſind, Hunger und Durſt ſo gut wie ſie zu ertragen. Jeden Augenblick Muße verwenden ſie auf die Pflege ihrer Pferde, und gehn ſie auf Streifereien aus, um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, ſo ziehen ſie ein Bund Gras einem Viertel Fleiſch vor.

Unter dieſer Völkerſchaft zeichnen ſich die doniſchen Koſacken am meiſten in der ruſſiſchen Armee aus, und machen das beträchtlichſte Corps aus. Ihr Oberhaupt führet den Namen Hetman oder Ataman und genießt einer Machtgewalt, die um ſo ausgedehnter iſt, da ſie ſich auf Verehrung ſtützt, welches zur Beherrſchung der Menge eines der wirkſamſten Mittel iſt. Jewremow, einer dieſer Hetmane, leiſtete dem ruſſiſchen Reiche die größten Dienſte, und figurirt unter dieſem Titel mit dem größten Ruhm in den Jahrbüchern dieſer Nation. Er verband Reichthum mit Bravour und hatte 100,000 Rubel einzunehmen, die er, wie man ſagt, mit ſeinen Waffengefährten theilte. —

Hier ſind die Kontingente, welche die verſchiedenen Koſackiſchen Völkerſchaften in Kriegszeiten liefern.

Die doniſchen Koſacken	24,976
Die Orenburgiſchen	9,932
Die Aſtrachaniſchen	4,340
Die in Tobolſk und der umliegenden Gegend	9,553
	48,801

Die

Die Mannſchaft, welche die Kalmucken liefern, kann man nicht beſtimmt angeben; bald überſchwemmen zahlloſe Horden von ihnen die Armee und beläſtigen ſie mehr, als daß ſie ihr nützen, bald ſind ihrer wenig zahlreiche Corps, die gleich nach ihrer Ankunft wieder verſchwinden, wenn das Land, wo ſie kämpfen, und der Feind, gegen den ſie fechten ſollen, ihnen keine Beute verſprechen.

Wiewohl man ſich nicht ſehr auf ſie verläßt, ſo bedienet man ſich doch ihrer, wenn man ſie hat, mit Vortheil; an Wachſamkeit übertreffen ſie die Koſacken, und ihre Thätigkeit leidet gar keinen Vergleich. Ueberdies koſten ſie der Kaiserin keine Kopeke. Sie ſetzen den Feind, dem ſie ſich zum erſtenmale zeigen, immer in Erſtaunen; denn nichts iſt überraſchender, als der Anblick eines Kriegers von dieſer Nation. Man ſtelle ſich einen halb nackten Menſchen, mit einem Bogen, einem Köcher, einer Lanze und einem breiten Säbel bewafnet, zu Pferde vor, der an den Vorderbaum ſeines elenden Sattels ein Stück Fleiſch von einem friſch getödteten, oder bereits in Fäulniß übergegangenen Pferde befeſtigt hat.

Die Artillerie in der ruſſiſchen Armee formirt noch ein ſehr beträchtliches Corps und beſtehet aus:

Einem Regimente Bombardiere von	2510 Mann.
Zwei Regimentern Kanoniere, jedes 2497 Mann ſtark	4994
Zwei Regimenter dienſtthuender Füſeliere, die ihnen an Mannſchaft gleich kommen	4994
Einem Corps Minirer, Pionierer und Ingenieurs, die ſechs Brigaden ausmachen, jede 420 Mann ſtark	2520

Ein

Zwei Brigaden Fuhrknechte zum Behuf des Fuhrweſens, die zuſammen ausmachen 3823

Die verſchiedenen Brigaden von Arbeitern, welche in den Werkſtätten zu St. Petersburg, Moskau und den vornehmſten Zeughäuſern des Reichs vertheilt ſind, belaufen ſich auf 9913

Dies gibt für die geſammte Artillerie, die Offiziere nicht mitgerechnet, die Totalſumme von 28754

Die Landmiliz iſt wie die übrige Armee in Infanterie und Kavallerie eingetheilt, und beinahe auf demſelben Fuß eingerichtet und erhält faſt den nemlichen Sold, doch hat ſie mehr Kavallerie als Infanterie. Nur während des Krieges ſieht man ſie in voller Thätigkeit.

Kein ruſſiſches Regiment trägt den Namen ſeines Oberſten, ſondern mehrentheils den Namen der Stadt, deren Wapen es führet, oder in der es urſprünglich einquartiert war, und dieſe Benennung behält es unveränderlich, oder ſie wird nur aus ſehr wichtigen Bewegründen abgeändert.

Was die Montur anlangt, ſo iſt ſie bei der ganzen ruſſiſchen Armee grün, vornemlich bei der Infanterie, viele Kavallerieregimenter aber haben couleur ventre de biche gewählt, zumal für die Weſten, Collets und Aufſchläge; die Huſaren tragen insgeſammt grüne Mäntel.

Die Uniform der Generale bei der Infanterie iſt grün und roth, bei der Kavallerie aber blau und roth. Die Feldmarſchälle und Generale, welche die Infanterie

und Kavallerie zugleich kommandiren, können beide Uniformen tragen, ſo wie den weißen Federbuſch, der, wie wir ſchon geſagt haben, der Generalität zuſtehet. Durch Stickerei zeichnet ſich dieſe indeß von einander aus; der Feldmarſchall und der General en chef haben ſie dreifach, letzterer aber trägt keine auf den Nähten. Die Offiziere, die den Stab der Armee ausmachen, unterſcheiden ſich von den andern durch Treſſen auf ihren Weſten.

Bei vielen Regimentern haben die Oberſten eine Interimsuniform eingeführt, die eine Art Ueberrock von ſehr grobem Tuche, und eine Art Aushülfe für wenig begüterte Offiziere iſt, denen es ſchwer fällt, ſich die gewöhnliche Uniform anzuſchaffen. Die Armee wird alle zwei Jahr neu gekleidet, aber die Kavallerie erhält nur alle vier Jahre Mäntel. Die Soldaten und Unteroffiziere bekommen einerlei Tuch zu ihren Montirungen, aber die letztern ſind gehalten, ſich feineres anzuſchaffen; dafür und für die Treſſen, welche ſie von den Gemeinen unterſcheiden, ziehet der Oberſte, der ihnen beides liefert, von ihrer Löhnung ab. Im Sommer trägt die ganze Armee keine Röcke, aber dieſe Jahreszeit iſt in Rußland ſo kurz, daß das Kleid nur einige Wochen im Mantelſacke liegt, folglich wird durch dies Wegſchließen eben nicht viel erſparet. Des Dienſtes und der Verwahrung der Grenzen wegen, die unermeßlich und häufigen Einfällen ausgeſetzt ſind, iſt die ruſſiſche Armee in zwölf Diviſionen abgeſondert, die den Namen der Stadthalterſchaft tragen, in welche ſie vertheilet ſind. Ein Feldmarſchall oder General en chef iſt jeder Diviſion vorgeſetzt, die ſich an Mannſchaft von einander unterſcheidet, übrigens aber insgeſammt aus Infanterie und Kavallerie beſteht. Die Huſaren

ſaren und Koſacken ſind nur in die Diviſionen vertheilt, welche ſich an der Grenze befinden, ſo daß die erſte Diviſion, die St. Petersburger, nur ein Huſarenregiment und keine Koſacken hat, indeß daß die zehnte und eilfte, die Ukrainiſche und Aſowiſche, jede fünf Huſaren- und eben ſo viel Koſacken-Regimenter haben. Bei allen dieſen Diviſionen befindet ſich der Stab, wenn das Standquartier keine Stadt iſt, in dem Hauptort und die übrigen Truppen auf dem platten Lande. Der Bauer iſt zwar ſtreng genommen, nur verpflichtet, ſeinen Gäſten Stroh zu ihrem Lager zu liefern; allein in einem Staate, der auf militairiſchen Fuß eingerichtet iſt, wo die Soldaten mehr der Kaiſerin, als dem Reiche gehören, ſieht der unglückliche Landmann ſich genöthigt, das, was er zu eigner Nothdurft braucht, jenen zu geben. Der Regierung und nicht dem Soldaten, der nur ſchlecht von ihr bezahlet wird, muß man über dieſe Bedrückung den Vorwurf machen. Der ruſſiſche Soldat hat, wie wir ſchon bemerkt haben, nur 7½ Rubel Löhnung jährlich, dabei aber faſt völlige Beköſtigung; dieſe beſtehet nun in einer gewiſſen Quantität Grütze, in drei Tonnen Mehl, jede zu funfzig Pfund, und in 44 Pfund Salz.

Die ruſſiſche Regierung hat in der Art und Weiſe, die ſie zur Rekrutirung der Armee vorgeſchrieben, einen neuen Beweis ihrer Oekonomie gegeben. Die Rekruten koſten der Krone ganz und gar nichts; wenn die Zeit da iſt, ſie zu ſtellen (das iſt alle Jahr den erſten März), hebt man von 400 Menſchen einen aus, aber nur aus den Bauern, denn dieſe unglückliche Volksklaſſe muß faſt immer überall jede Laſt tragen. Dies Rekrutiren geſchieht um ſo leichter, da jeder Edelmann vermöge der Reviſion

ſein Kontingent kennt, und da keine Entſchuldigung ihn von der Lieferung loshilft. Hat er unter vier aber über zweihundert, ſo muß er einmal um das andere einen Mann liefern. Beträgt hingegen die Volksmenge zweihundert Köpfe, ſo treten mehrere Adeliche von gleichen Vermögensumſtänden zuſammen, um auf Koſten ihrer Bauern, die ſich zu dem Ende verſammeln müſſen, den verlangten Rekruten herbeizuſchaffen. Es fällt nicht ſchwer, dieſen zu finden, weil jeder Adeliche, der mit einem ſeiner Bauern unzufrieden iſt, ihn in die Rekrutenliſte eintragen läßt, zweitens, weil die mehrſten Bauern das Loos eines Soldaten für glücklicher anſehn, als das ihrige und ſich freiwillig zum Marſch erbieten. Alsdann geben ihm diejenigen, an deren Stelle er getreten iſt, ſechs Rubel zu den Koſten der Reiſe, wenn dieſe weniger als zweihundert Meilen, und zehn Rubel, wenn ſie mehr beträgt.

Gewiſſe Gegenden des ruſſiſchen Reichs ſind von dieſer Rekrutenſteuer befreiet. Den Bauern des eigentlichen Rußlands und den Finniſchen, die ſich in Ingermanland niedergelaſſen haben, legt man keine auf. Eben ſo wenig verlangt man ſie von den Koſacken, weil ſie durch Deckung der Grenzen und Stellung ganzer Corps, wenn es nöthig iſt, ſchon ein Uebriges thun. Lief- und Eſthland bezahlen jährlich eine gewiſſe Summe ſtatt dieſer Perſonenlieferung, und einige entfernte Gegenden, deren Bewohner noch wild, oder noch wenig gebändigt ſind, geben ihr Kontingent nur, wenn es ihnen gelegen iſt.

Nach den Verordnungen Peter des Erſten und Katharinens der Zweiten, müſſen die Rekruten das erſte Jahr mit der größten Gelindigkeit behandelt werden,

und

und die drei erſten Monate in völliger Ruhe zubringen, allein Umſtände, und Officiere, die begierig ſind, die ihnen fehlende Subjekte ſchleunig durch Leute zu erſetzen, die ſich im Stande befinden, Dienſte zu thun, kürzen dieſe Gnadenzeit immer ab.

Man verſicherte uns, daß die Anzahl der Rekruten, welche Rußland in den zwei letzten Kriegen gegen die Türken verloren hat, nicht zu zählen ſei. Dieſen Unfall wird es nicht blos in den Kriegen mit der Pforte, ſondern in allen denen ausgeſetzt ſeyn, die es mit irgend einer andern Macht zu führen hat; wo die Rekruten ſehr weite und forcirte Märſche zu thun haben, und ſchnell aus der ſtrengſten Kälte in die glühendſte Hitze kommen.

VII.

Bemerkungen über Dresden.*)

Die lange Station zwiſchen Meißen und der ſächſiſchen Hauptſtadt bietet ſo viele verſchiedene Schönheiten dar, daß man, hat man ſie geendigt, faſt wünſchen möchte, ſie wieder anzufangen. Das ſchmale Elbethal, durch das man jetzt auf einer andern Seite fährt, erſtreckt ſich noch eine Stunde weit von Meißen. Berge mit Gebüſch be-

*) J. Meermanns Freiherrn von Dalem Reiſe durch Preußen, Oeſterreich, Sicilien und einige an jene Monarchien grenzende Länder. Aus dem Holländiſchen überſetzt vom Profeſſor Lueder. Braunſchweig 1794.

wachſen und mit ein paar alten Burgen auf den Spitzen, begleiten den Strom; eine Reihe Weinberge erblickt man unten; jeder derſelben hat ein kleines Haus; einige ſind faſt auf nackten Felſen in Terraſſen angelegt, und můhſam und koſtbar iſt die Bekleidung derſelben mit Erde. Die flacher angelegten erblickt man, wo der Boden gůnſtiger war. Plötzlich breitet das Thal ſich aus, die Elbe verſchwindet dem Auge, um erſt vor den Mauern Dresdens einen andern Schauplatz zu heben; aber nichts deſto weniger bleibt die Gegend reitzend. Der Boden über den man fährt, zeigt das Bild der Fruchtbarkeit ſelbſt. Zwiſchen vortreflich bebaueten Aeckern trifft man hier ein kleines Stück Weideland, dort einen Tannenwald von nicht gar zu großer Ausdehnung; die Berge nähern ſich dem Wege und entfernen ſich wieder; einige derſelben ſind mit Weinſtöcken überdeckt und hie und da ſieht man, wie ſichs in der Nachbarſchaft der Reſidenz erwarten läßt, die ſchönſten Landhäuſer, ein Dorf ſchließt ſich hier feſt an das andre, und nichts weniger dicht an einander ſtehen am Wege einzelne Gebäude. Stärkere Gehölze heben in in ferner Ausſicht ihr düſteres Haupt empor. Weit iſt man noch von der Hauptſtadt entfernt, wenn man ſie bereits erblickt. Das Thal behält hier eine ziemliche Breite und die Berge, mit Getreide, Wein und Holz überdeckt, erheben ſich mit mäßiger Abſchüſſigkeit. Der Strom formet gleich unter der Stadt einen ſtarken Bogen und das trägt, da auch die Bergkette ſich zugleich krümmet, nicht wenig zur Verſchönerung der Gegend bei. Die Elbe theilt Dresden in zwei ungleiche Theile, welche beide befeſtiget ſind. Sie ſchnellet mit ſtarkem Erguß unter der langen und breiten Brücke hin, die jene beiden Theile der Stadt verbindet und deren gefällige Geſtalt durch mannigfaltige

nigfaltige Kupferſtiche faſt jedermann bekannt geworden iſt. Ein feines, leichtes, eiſernes Stacket, das ſich fortdaurend zu Niſchen ausbeugt, dienet der ganzen Länge der Brücke nach zur einigſten Bruſtwehr. Ein gegoſſenes Krucifix, auf einem künſtlichen Felſen angebracht, ſtand ehemals auf der Hälfte der Brücke, aber da man bei'm Bau der Schloßkirche, um dieſe mit dem Pallaſt des Churfürſten zu verbinden und nach der Waſſerſeite hinaufführen zu können, einen Theil der Brücke wegnahm, ſo iſt jenes Verhältniß verändert. Wegen der Anſchwellung des Waſſers nach ſtarkem Regen oder wenn der Schnee geſchmolzen iſt, hat man die Brücke noch viel weiter, als über das gewöhnliche Bette des Stroms hinaus geführt. Die Fußgänger, für die ein vortreflicher Pfad angelegt iſt, gehen, um nicht einander hinderlich zu werden, auf dieſer Seite beim Ausgehen, auf jener Seite beim Zurückkommen.

Den größten Theil der Stadt oder das eigentliche Dresden macht nicht gerade der älteſte Theil der Stadt aus. Der kleinſte im Gegentheil, ohngeachtet man ihn die Neuſtadt nennt, iſt älter als die Tochter, die von ſo viel größerem Umfange iſt; ein Spaziergang, mit jungen Bäumen bepflanzt und einem Verholze gleich mit Geländern verſehen, geht rechts von der Brücke nach den Wällen, welche die Neuſtadt nach der Landſeite hin umgeben, und durchſchneidet ſie ungefähr in der Hälfte. Eine Statue zu Pferde von Auguſt I. ziert den Platz, bei welchem jener Spaziergang beginnet und das ſchöne Gebäude der Hauptwache und des Kriegsraths verſchönert die Brücke, an deſſen Ende es erbauet iſt, noch mehr. Von einigen andern großen öffentlichen Gebäuden dieſer

Neuſtadt werde ich unten ſprechen; übrigens iſt ſie in Hinſicht auf Privathäuſer und Gaſſen nicht von großer Bedeutung. Sie hat ihren eigenen Magiſtrat, ihr eigenes Rathhaus und, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, auch eine beſondere Kirche. Der gegenüberliegende Theil der Stadt kann auch nicht zu den großen Reſidenzen gezählt werden, ohngeachtet die Vorſtädte ihn vergrößern helfen. Von dem dunkelen maſſiven Stein, von welchem alles zu Dresden gebauet iſt, hat die Stadt, der Palläſte, die man hie und da trifft, ungeachtet, und ungeachtet der im Allgemeinen großen Häuſer, ein gewiſſes finſteres Anſehen, das ſich über das Ganze verbreitet. Eben die Menge Ausbuchten, vermittelſt welcher man zu Leipzig mehr das Innere der Gebäude bequemer macht, als den Außengiebel verſchönert, trifft man auch hier; und man ſieht faſt bei allem, daß die Haupt- und Akademieſtadt in einem und demſelben Churfürſtenthume liegen. Die mehrſten Gaſſen ſind gerade, aber nur einzelne ſind breit. Der alte Markt bildet ein ſchönes länglichtes Viereck, welches an das Rathhaus ſtößt; der neue, wenn gleich nicht ſo regelmäßig angelegt, trägt durch ſeinen Umfang, durch die prächtige, en Dôme gebauete, doch etwas zu ſchwere Marienkirche und durch die Gemäldegallerie nicht wenig zur Verſchönerung Dresdens bei. Zu bedauern iſt es, daß man beim Anlegen dieſer Stadt es verſäumte, an einen Werf zu denken. Nur in der Nachbarſchaft der Kreuzkirche findet man noch einige Stellen, wo Gebäude ſtanden, die im ſiebenjährigen Kriege abbrannten und die an die Wittenbergiſchen Schutthaufen erinnern. Doch iſt das Aufbauen dieſer vernichteten Wohnungen von dem Hofe mit eben dem Eifer betrieben, den die Beſitzer ſelbſt ſeit einiger Zeit in dieſer Hinſicht gezeigt haben; man hat von Seiten

des

des Hofs verſprochen, einige Procente von den Koſten des Baues zu übernehmen und überdem ſind die Erbauer von einigen Abgaben befreiet worden. Die Kreuzkirche ſelbſt, die das Loos der Verwüſtung mit traf und mit deren Wiederaufbauung auf Koſten der Stadt, doch mit Unterſtützung des Landesherrns, man ſich ſchon ſeit dem Frieden beſchäftigt hatte, war endlich ſo weit gediehen, daß man glaubte innerhalb weniger Monate zur Einweihung ſchreiten zu können. Dieſes inwendig eyrunde Gebäude hat außen vier Facaden, durch Korinthiſche Pylaren und Pilaſter, nur nicht von der leichteſten Art, veredelt, und oben einen Thurm, der aus zwei oder drei Vertiefungen über einander beſteht. Das Ganze beſitzt, gleich ſo vielen Gebäuden in Dresden, wie es mir vorkömmt, eine gar zu ſchwermüthige Schönheit. Einige artige Gärten umringen die Stadt; der ſogenannte große Garten, der dem Churfürſten gehört, von ſehr bedeutendem Umfange, hat aber wenig Mannigfaltigkeit. Man trifft hier eine Art Pavillon, dem es an einer gefälligen Form fehlt und der mit zu vielen Verzierungen ausgeſchmückt iſt.

Die Volksmenge hat ſeit dem Kriege ſich beträchtlich vermindert; jetzt ſchätzt man ſie zwiſchen 40 und 50000; die Sterbeliſten enthalten im Durchſchnitt 1700 Todesfälle. Die Menge ſchöner und wohlgebildeter Menſchen von beiden Geſchlechtern muß einem Fremden hier auffallen; eben die Kleiderpracht mit Eleganz verbunden, die man unter allen Ständen in Leipzig ſieht, findet ſich auch in Dresden, aber auch hier nicht ſelten ein gezwungenes Weſen in der Haltung und dem Gange; und ſo wie man auf der einen Seite bei dem hieſigen gemeinen Mann

eine gewiſſe Artigkeit entdeckt, die man in verſchiedenen anderen Hauptſtädten vergebens ſucht, ſo zeigt es ſich auf der andern Seite, daß die Anweſenheit eines Hofs und des hohen Adels den Einwohnern einen Charakter mittheilet, der immer von dem der Bewohner einer Handels- und Akademieſtadt verſchieden ſeyn wird. Wenn man auch gleich von dem ſächſiſchen Adel überhaupt nicht ſagen kann, daß er zu den reichſten gehöre, ſo werden hier doch die Winter, vorzüglich die Karnevalswochen mit ſo vieler Pracht als Fröhlichkeit hingebracht. Nur findet das hohe Spiel der Anhänger gar zu viele. Eine gute teutſche Schauſpielergeſellſchaft und italiäniſche Operiſten ſpielen einen guten Theil des Jahrs hindurch in einem Gebäude, das aber nicht auf das allervortheilhafteſte ausgefallen iſt. Zu Sachſens nicht genug zu ſchätzendem Glücke ſind die Zeiten verſchwunden, in welchen ein üppiger und verſchwenderiſcher Miniſter den Fürſten, der von des Dieners Winken abhängig geworden war, zu Ausgaben verleitete, zu deren Beſtreitung nicht einmal weit größere Einkünfte, als die des Churfürſtenthums würden hinreichend geweſen ſeyn. Den Pfad eines Fürſten verfolgend, der während ſeiner Minderjährigkeit das Ruder des Staats mit eben ſo großer Weisheit, als Vorſichtigkeit führte, hat Friedrich Auguſt nun beinahe ein viertel Jahrhundert lang Europa das Vorbild eines Landesherrn gegeben, der, durchdrungen von der Größe der Pflichten, zu welchen er ſich berufen ſieht, nur für das Wohl ſeiner Unterthanen lebt, der durch eine verſtändige und ununterbrochene Sparſamkeit ſein unſäglich tief geſunkenes Vaterland von der Schuldenlaſt, welche die Brühlſche Schwelgerei und dann ein verderblicher Krieg erzeugten, befreiet und wieder zu der Höhe hinaufwindet, zu welcher ſein fruchtbarer Boden,

seine

ſeine glückliche Lage und der thätige Geiſt ſeiner Bewohner es immer beſtimmten. Mögen diejenigen, welche die Hofhaltung der beiden Auguſte lobpreiſen hörten, die ſeinige für einförmig, verſtimmend und karg halten; ein glänzender Hof und glückliche Bauernhütten vereinigen ſich ſelten in einem Lande; ein glänzender Hof paßt am wenigſten für ein Land, welches ausſchweifender Luxus bis zum Rande ſeines Untergangs brachten; mag der Churfürſt für ſeine geliebte Tochter Schätze ſammeln, die, wie man glaubt, zum größeren Nutzen des Landes verwandt werden könnten; dem allen ſei ſo; warum ſoll der Churfürſt ſeine eigene Kaſſe zum Wohl ſeines Kindes nicht nach Belieben verwenden können? warum will man ihm ein Recht ſtreitig machen, das Recht jedes Vaters iſt? und wie laut ſprechen nicht zu Gunſten des Churfürſten ſo viele abgetragene, beſondere Hofſchulden, ſo viele gegrabene Kanäle, gepflaſterte Wege, aufgeführte Brücken, für welche das Geld aus eben dieſer Kaſſe kam? Die Fabriken, die mit Summen eben daher angelegt, oder unterſtützt wurden, und ſo viele andere gleich weiſe Ausgaben. Man beſchuldige denn endlich auch den Churfürſten des frommen Aberglaubens; jener Aberglaube der keinem ſchadet und von Erfüllung weſentlicher Pflichten nicht zurückhält, iſt oft verehrungswürdiger, als die ſo mächtig gerühmte Stärke des Geiſtes, als jenes ſchlaffe Gewiſſen, bei dem man ſich faſt zu nichts verbunden hält, und das, ſo wie es keine Aengſtlichkeit aufkeimen läßt, auch gegen gegründete Ermahnungen, Vorwürfe und Anklage nur zu oft verſchloſſen iſt. Auch ſollte man bei dieſer Beſchuldigung, falls ſie gegründet iſt, es nicht vergeſſen, was katholiſch erzogen zu ſeyn heiße; man ſollte es ſelbſt loben, daß dieſe Erziehung den Churfürſten nicht zur Intoleranz oder

zur heimlichen Verfolgung der Proteſtanten zu verleiten vermochte. — Wes auch endlich das Loos der beweinenswürdigen Ruinen Polens ſeyn mag, ſo ſcheint es doch wenigſtens, daß das Churfürſtenthum das Unglück nicht treffen werde, dem es ausgeſetzt ſeyn würde, wenn die zerbrechliche polniſche Krone, wäre es auch nur auf die Lebenszeit eines einzigen Menſchen, dem Haupte zu Theil geworden wäre, das dieſe Lande beherrſcht. Ich würde den unglücklichen Fürſten innigſt beklagt haben, der, durch Umſtände gezwungen, ein Land, das ihn zärtlich liebt, in dem er gebohren und gebildet wurde, und das ſeine väterliche Sorge ganz, alle ſeine Zeit und alle ſeine Kräfte fordert, hätte verlaſſen müſſen, um über ein Volk zu herrſchen, das andere Sitten, eine andere Sprache, ein anderes Naturell und eine andere Denkart hat; um über ein Volk zu herrſchen, das eben eine neue Regierungsform ſich ſchuf und das durch die Intriguen mißvergnügter Inländer und von ausländiſchen, nur auf Raub laurenden Nachbaren, gequält wird.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Kaſſe des Landesherrn von der des Landes oder der Stände verſchieden iſt. Man weiß, wie ſehr die letztern ſeit einer geraumen Zeit ſich beeifert haben, ihre Schulden abzutragen; und wenn der neue Krieg nicht allzugroße Schätze verſchlingt, ſo wird man nicht in das künftige Jahrhundert vorrücken dürfen, um zu den Zeiten zu gelangen, da keinem Staatsgläubiger mehr Intereſſen bezahlt werden. Alle ſechs Jahr verſammeln ſich die Stände, und auch öfter erfordern es dringende Umſtände; es verſammelt ſich dann das ganze Corps oder nur ein Ausſchuß. Die Stände geben nicht nur jedesmal ihre Einwilligung, wenn neue Abgaben ausgeſchrieben werden ſollen, ſondern ſie beſtim-

men

men auch, wozu die Abgaben zu verwenden ſind; ferner berathſchlagen ſie über wichtige Punkte die Landesregierung betreffend, über welche, ohne ihre Zuſtimmung, nichts entſchieden werden kann und ſo übergeben ſie auch wohl Vorſtellungen, welche die Landesregierung betreffen. Ihre Einkünfte giebt man bis auf drittehalb Millionen an; davon nehmen die Schulden noch zwölf Tonnen Goldes hinweg; eine Million wird in Friedenszeiten für das Militair ausgegeben, welches, wie ich in Dresden war, faſt auf 30000 Mann geſchätzt wurde, und welches man, ſo wie die Intereſſen abnahmen, Regimentsweiſe zu vergrößern beſchloſſen hatte, bis das Ganze zu einer Armee von 40000 Mann hinangeſtiegen ſey. Das Heer beſteht größtentheils aus Landeskindern, deren Gutbefinden es auch hier nicht ganz überlaſſen iſt, ob ſie dienen wollen, oder nicht; jedem Regimente hat man, wie in den mehrſten Staaten des teutſchen Reichs, einen Werbediſtrikt angewieſen, aber es geſchehen hier nicht ſehr viele gewaltſame Schritte. Die Armee liegt durchs ganze Land zerſtreuet und jährlich werden die Garniſonen verändert; in Dresden liegen außer den Garden beſtändig drei Bataillions. Die Summe, die nach Abzug alles deſſen, was die Schulden und das Kriegsweſen erfordern, in der Kaſſe der Staaten übrig bleibt, iſt zu andern Bedürfniſſen des Landes, zur Beſoldung einiger Beamten und dergleichen Ausgaben beſtimmt. Aus der Kaſſe des Churfürſten wird ein Theil der öffentlichen Ausgaben beſtritten, den andern Theil geben die Stände. Aber es iſt auch dieſe Kaſſe, in welche der Ertrag einiger Abgaben ganz fällt und einige Abgaben, zum Beiſpiel die einkommende Rechte von allen ausländiſchen Produkten, kann der Landesherr ausſchreiben nach eigenem Gutbefinden, ohne der Stände Einwilligung

zu

zu bedürfen. Die zehn Millionen, welche durch den Teſchener Frieden aus der baierſchen Erbſchaft erworben wurden, benutzte man, um die Einkünfte, die an Braunſchweig verpfändet waren, wieder einzulöſen. Wahr iſt es, die Abgaben in Churſachſen ſind hoch, doch weiß man, daß ſie nothwendig ſind und zum Beſten des Landes verwandt werden, und ſo werden ſie von den Einwohnern mit eben der Gutwilligkeit entrichtet, als der Fleiß ihnen ſicher die Mittel verſchaft, ſie zu entrichten. Zu beklagen iſt es, daß der Handel ſo ſehr Landhandel iſt; denn die Elbe iſt, ſo bald ſie das ſächſiſche Gebiet verläßt, mit hohen Zöllen belaſtet und alle Waaren müſſen zu Magdeburg auf preußiſche Schiffe geladen werden. Die Fabriken zu Dresden ſelbſt ſind von wenigem Belang; doch findet man in dem Churfürſtenthum Manufakturen aller Art; ſo wie denn überhaupt wenige Völker die Sachſen an Induſtrie übertreffen; gerade in dieſer Hinſicht beklage ich es ſo ſehr, daß ich das Erzgebürge nicht beſuchen konnte; denn, außer dem, was die Gruben merkwürdiges darbieten, ſoll hier jene Eigenſchaft oder jene Tugend, die Induſtrie auf das reitzendſte ſich zeigen. Die Spiegel, die in einer holzreichen Gegend, ſechs Meilen von der Hauptſtadt, gegoſſen werden, ſchleift, polirt und verfoliet man in einer Fabrik, die gleich vor Dresden angelegt iſt. Durch ein Waſſerrad wird der größte Theil der Arbeit verrichtet. Man weiß, daß das eine Spiegelglas das andre ſchleift; es wird Sand und Waſſer zwiſchen beide gebracht, um die Reibung zu befördern. Nun gehen die Gläſer durch die Hände einiger Frauen, welche ſie polieren; dann legt man abermals die Gläſer auf einander und den letzten Glanz giebt man ihnen durch einen rothen Puder. Dem Verfolien konnte ich nicht zuſchauen.

Was

Was das Juſtizweſen in dieſem Churfürſtenthum betrift, ſo iſt der Gang der Gerechtigkeit wohl gerade nicht der ſchnellſte, doch kann jeder Einwohner auf die unpartheyiſcheſte Handhabung derſelben rechnen, und die peinlichen Geſetze ſind nicht blutgierig. Man hat bereits ſeit einer geraumen Zeit an die Einführung einer neuen Art zu procediren gedacht: doch iſt man noch nicht zu irgend einem Beſchluſſe gelangt. Außer den niederen Gerichtshöfen aller Art befinden ſich zu Dresden die beiden höheren, der eine derſelben heißt das Landgericht oder der Hofrath und der andere das Appellationsgericht. Ein niederer Gerichtshof kann in peinlichen Sachen kein Urtheil ſprechen; er iſt nur das Organ; verkündigt nur das Urtheil, das die juriſtiſchen Fakultäten zu Wittenberg oder Leipzig, oder eine Schöppenbank ausgeſprochen hat. Alle Juſtizhöfe nehmen hier, ſo wie in den mehrſten teutſchen Staaten, ex officio Notiz von begangenen Miſſethaten, ohne die Dazwiſchenkunft eines öffentlichen Anklägers. Von den beiden hohen Gerichten verdient noch bemerkt zu werden, daß man von dem einen an das andere appelliren kann; daß ſie ein konkurrentes Rechtsgebiet beſitzen und der Hofrath ſich ſelbſt nur mit der Unterſuchung der Frage beſchäftigt, ob für die Apellation hinreichender Grund da ſey; denn in Sachſen darf man von niederen Gerichten nicht an die höheren appelliren, ohne befriedigende Gründe zur Beſchwerde anzugeben. Auch in peinlichen Fällen haben dieſe beiden Gerichte konkurrentes Rechtsgebiet. Wenn einer von den Niedergerichten Eximirter, deren es viele in der Hauptſtadt giebt, ein Verbrechen begeht, ſo ernennet der Hofrath zuweilen eine Kommiſſion, um die Inſtruktion des Proceſſes zu beſorgen und dazu pflegt man wohl ein niederes Gericht

zu wählen: iſt die Inſtruktion beſorgt, ſo kann der Hofrath ſelbſt die Sache übernehmen oder ſie dem Appellationsgericht zur Entſcheidung übertragen. Die Räthe und Mitglieder der beiden hohen Gerichte, ſo wie die Mitglieder vieler andern Departements ſind beſtändig mit Arbeiten überhäuft, und es bleibt ihnen wenig Zeit zu eigenen Angelegenheiten oder zur Erholung. Uebrigens miſcht ſich der Churfürſt, ohne deſſen Wiſſen nichts von Bedeutung in dem Lande geſchieht, zuweilen in Rechtsſachen, doch ohne die Freiheit ſeiner Unterthanen oder die Heiligkeit ihrer Beſitzungen zu verletzen.

Die Reformirten beſitzen hier eine Kirche, die faſt die Geſtalt eines länglichten Salons auf einem Landſitze hat. In derſelben verrichten, wie in Leipzig, ein teutſcher und ein franzöſiſcher Geiſtlicher den Gottesdienſt, und jener predigt auch hier vor der zahlreichſten Verſammlung. Während meines Aufenthalts zu Dresden wurde ein Bethtag durch das ganze Land gefeiert. Die Predigt, die ich an dieſem Tage in dieſer Kirche hörte, hatte einzig die Pflicht für zugefügte Beleidigung dem Beleidigten Genugthuung zu geben, zum Gegenſtande; eine Materie, die ſo wichtig ſie auch iſt, mir doch für einen ſolchen Tag nicht allgemein genug zu ſeyn ſchien und die man für ein Land, in welchem Staatsrevolutionen, Plünderungen und dergleichen Auftritte Statt gefunden, in Zeiten der rückkehrenden Ruhe paſſender gewählt haben würde. Beſondere Bitten fürs Land und die Obrigkeit hörte man nicht. Die Katholiken haben zu ihrem Gottesdienſte außer einer und der anderen Kapelle noch die prächtige Schloßkirche. Sie iſt ein beſonderes, allein ſtehendes Gebäude, nur durch einen Gang oben mit dem Schloſſe ſelbſt ver-

bunden. Sie ſteht faſt quer nach der Flußſeite, ihre Form iſt ein länglichtes Viereck mit runden Ecken, und es ſcheint, als hätte man auf dem unteren noch ein Gebäude von eben der Geſtalt gebauet. Ferner iſt ſie mit einer Menge Bildhanerarbeit und einem ſpitzen Thurm verſehen. Inwendig zeigt ſich eine weniger ſchwerfällige Architektur, als beim Aeußern.

Man bewundert hier drei Altarſtücke von Mengs, unter welchen das Mittelſte den zum Himmel fahrenden Heiland vorſtellt und auf eine dem Ruhme des Künſtlers würdige Art ausgeführt iſt. Die vier Ecken des Gebäudes werden von eben ſo vielen Kapellen eingenommen, die mit Freskoſchildereien plafonirt ſind.

Die letzte Königin von Polen hat dicht vor Dresden ein kleines Hoſpital von zwölf Betten für Kranke von ihrer Religion errichtet; doch nimmt man in daſſelbe gegenwärtig auch Proteſtanten auf. Ich fand da nur fünf Leidende; und Menſchen, die langwierige und anſteckende Krankheiten haben, werden gar nicht aufgenommen. Ein Arzt und ein Chirurgus beſuchen dieſe Kranken täglich. Im Gebäude ſelbſt findet man eine römiſche Kapelle und ein Prieſter, der gleich daneben wohnt, hat die Aufſicht über das Ganze; auch iſt er es, von dem die Aufnahme der Kranken in das Haus abhängt.

Gleich bei dem Hoſpital liegt der Kirchhof, auf dem alle Katholiken aus der Hauptſtadt begraben werden und auf dem auch wohl die Toleranz Anhänger der griechiſchen Religion aufgenommen hat. Dieſe Ruheſtätte iſt es werth wegen verſchiedener, wohl ausgeſonnener Grabmonumente beſehen zu werden. Unter vielen andern findet auch der Chevalier de Saxe das Seinige.

In eben dieſer Gegend trifft man auch eine merkwürdige Stiftung, eine Armenſchule nämlich für Kinder beiderlei Geſchlechts aus dem Bürgerſtande, die von der Freimaurerloge in Dresden errichtet wurde. Das Gebäude beſteht aus zwei Flügeln und ein geräumiger viereckigter Platz iſt in der Mitte; auf dieſem erblickt man ein Denkmahl zu Ehren eines Wohlthäters, der ein geheimes Mittel gegen die veneriſche Seuche und den Ausſchlag, der Schule vermacht hat; dies Mittel bereitet man ſeitdem in der Stadt und erwirbt damit jährlich gegen 800 Thaler nach Abzug der Unkoſten, welche man zu eben der Summe anſchlägt. Von den Flügeln iſt der eine zum Aufenthalt der Knaben, der andere für die Mädchen beſtimmt; aber ſo wie die leztern zu jenen ſich verfügen, um gemeinſchaftlichen Unterricht zu genießen, ſo kommen auch die Knaben zu den Mädchen um mit dieſen gemeinſchaftlich zu eſſen. Die Verbindung der Logen in verſchiedenen Ländern Europens macht, daß man hier nicht nur junge Leute aus der Stadt und dem Churfürſtenthum, ſondern auch aus Polen, Rußland, der Schweitz und anderen Ländern trifft. Doch finden ſich in dem ganzen rechten Flügel nur funfzig Lehrlinge, die unter ein paar Inſpektoren ſtanden; und in dem linken Flügel waren nur zwanzig Mädchen mit einer Gouvernante an ihrer Spitze. Einige wenige kommen auch hieher, um nur an dem Unterrichte Theil zu nehmen; ſo wie es denn auch einige Penſionairs hier giebt, die jährlich vier und vierzig Thaler bezahlen. Die Kleidung aller iſt uniform, weiß und grün. Zweimal in der Woche nur wird Fleiſch auf den Tiſch gebracht; die Gegenſtände des Unterrichts ſind hier die gewöhnlichen; aber es erſcheinen auch täglich Lehrer der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache, der Mathematik und der Zeichenkunſt;

kunſt; ich traf unter den Zöglingen einige, die im Zeichnen keine unbedeutenden Fortſchritte gemacht hatten; die Mädchen müſſen auch noch ihre eigene Wäſche und Kleider, ſo wie die der Knaben in Ordnung halten. Die Knaben bleiben in dem Inſtitute bis zu ihrem funfzehnten Jahre; dann läßt man ſie ein Handwerk lernen; die Mädchen bleiben drei Jahre länger, damit man ſie gleich als Dienſtmägde unterbringen könne. Nur Proteſtanten werden hier aufgenommen, doch ſtellet der Orden dem Pater Hertz, dem Beichtvater des Churfürſten, eine jährliche Summe zu, um dieſe zur Erziehung für Kinder katholiſcher Religion zu verwenden.

Das große Kaſernengebäude in der Neuſtadt wird nicht ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß benutzt. Es dient theils zu einem Hoſpital, theils zu dem medicinisch-chirurgiſchen Kollegio. Das letztere ſah ich und fand die Einrichtung deſſelben, ſo viel ich ſie beurtheilen konnte, vortreflich. Alle Theile der Arzneiwiſſenſchaft werden hier von ſieben Profeſſoren, von welchen drei in dem Gebäude wohnen, anderthalb hundert junge Leute theoretiſch und praktiſch gelehrt. Auf die Anatomie legt man ſich beſonders; Kadaver erhält das Inſtitut von allen Seiten her; und an vortreflichen Infuſien und andern Präparaten fehlt es hier eben ſo wenig. Doch muß man, um hier einiges Vergnügen zu genießen, mehr als auf andern Anatomien gegen den Abſcheu abgehärtet ſeyn, den das Behandeln ganzer oder halber Leichen oder einzelner Glieder derſelben bei demjenigen erzeugen kann, deſſen gewöhnliches Geſchäft das Anatomiren nicht iſt; um ſo mehr, da man hier viele derſelben in Kiſten mit Spiritus aufbewahrt und ſie aus Gefälligkeit gegen die Reiſenden eine nach der andern herausholt.

Noch ſollte ich von zwei andern öffentlichen Stiftungen ſprechen; von der Kadettenſchule, in einem ſchönen Gebäude auf der Neuſtadt, wo 150 Jünglinge zum Kriegsdienſte erzogen werden, und dann von der Ecole Vétérinaire, einige Schritte weit von der Stadt angelegt; da ich aber wußte, daß beide nur Nachahmung von dem ſind, was ich im Großen in Berlin ſah, ſo konnte ich mich um ſo leichter darüber beruhigen, daß mir die Gelegenheit, ſie zu ſehen, nicht zu Theil wurde.

Der Hof, wie der Leſer nach dem obigen bereits vermuthen wird, trägt nur wenig zur Lebhaftigkeit dieſer Hauptſtadt bei. Einen bedeutenden Theil des Jahrs bringt der Churfürſt auf ſeinen Luſtſchlöſſern zu. Die Jagd hält ihn dann wieder von Zeit zu Zeit einige Tage außerhalb Dresden; außer dem Karneval — dann werden Feten auf dem Schloſſe gegeben — iſt nur wöchentlich einmal, nehmlich des Sonntags, Cour und dann werden die Fremden vorgeſtellt. Des Morgens nach dem Gottesdienſt erſcheinen die Herren allein; des Abends werden in einem großen aber altväteriſchen *) Saal Cercle ſowohl für Herren als Damen gehalten. Es herrſchen hier einige Etiquetten, die noch aus alten Zeiten herzuſtammen ſcheinen; dahin gehört ein ſeltſamer Marſch des ganzen Hofs durch den ganzen langen Saal, ehe die fürſtlichen Perſonen ſich mit einem der Anweſenden unterhalten; dahin gehört, daß alle diejenigen auf Tabouretten an den Spieltiſchen ſitzen, die nicht zu den fürſtlichen Perſonen gehören; aber die Freundlichkeit und Geſprächigkeit dieſer Letztern ſticht zu ſehr gegen dieſe Etiquette ab, als daß man die Etiquette für den eigentlichen Geiſt des Hofs Friedrich Auguſts halten

*) Das Schloß in der Stadt hat weder von Außen, noch von Innen etwas Merkwürdiges.

ten könnte. Auch werden zu der Tafel des Churfürſten und der Churfürſtin gewöhnlich keine Damen eingeladen.

Kein Fürſt in Europa, wenigſtens nicht dieſſeits der Alpen, beſitzt ſo viele koſtbare Kunſtſammlungen in ſolch einem kleinen Umkreiſe, und faſt jede derſelben zur erſten Klaſſe gehörig, als der Regent der ſächſiſchen Staaten; und hier zeigt ſich noch der einzige Vortheil von der Geldverſchwendung ſeiner Vorfahren. Der Churfürſt, welcher mit ſehr vielen Kenntniſſen in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaften auch Liebe zu den Künſten und Geſchmack vereinigt, vergrößert dieſe Kabinette ſo wie es ſeine Einkünfte ihm erlauben, und zeigt, daß man bei guter Ordnung und regelmäßiger Haushaltung noch immer Mittel genug übrig behält, um auch nützlichen Ueberfluß anzuſchaffen und Werke des Genies zu ſammeln, deren Beſitz jedem Lande zur Ehre gereicht und wieder zur Anfeurung anderer Köpfe und zur Herbeiziehung Fremder dienen kann.

Das berühmte Grüne Gewölbe oder die Reihe von acht gewölbten Zimmern, in welchen man einen Schatz von nicht zu berechnendem Werthe allmählig häufte, befindet ſich gleich unten in einem innern Hofe des Pallaſtes ſelbſt. Bekannt iſt es, daß alle dieſe Edelſteine und andere Koſtbarkeiten im ſiebenjährigen Kriege verpfändet wurden. Erſt vor neun Jahren hatte man alles wieder eingelöſt und ſeitdem iſt auch der Schatz wieder jedem gezeigt worden; aller ſeiner übrigen nothwendigen Ausgaben ungeachtet gelang es doch dem jetzigen Churfürſten die Summe aufzubringen, die zum Einlöſen erfordert wurde. Man muß, wenn man dieſe Schätze beſehen will, es nicht verſäumen, ſich zeitig zu melden; mehr als ſechs Perſonen zugleich werden nicht zugelaſſen und von dieſen verlangt man noch,

daß ſie ihre Stöcke und Degen in einem Vorzimmer ablegen; überdem ſind noch drei Leute beim Umherführen gegenwärtig und des Nachts wird alles von außen ſorgfältig bewacht. Der Leſer erwartet ſicher nicht von mir eine Liſte der Juwelen, die hier in beinahe zahlloſer Menge bei einander liegen. Die Garnituren Knöpfe, mit den dazu gehörigen Schnallen, Degen, Vliesorden, Huthagraffen, ſowohl in Brillanten, als in Roſen von allerlei Couleuren, die Ringe, die Hals- wie die Ohrgehänge von allerlei Edelſteinen und was es mehr von der Art giebt, verblenden das Auge. Die drei Hauptſteine ſind ein platter Onyx, ein böhmiſcher Granat und ein grüner Diamant, welcher letztere einzig in ſeiner Art iſt. Unter den übrigen Stücken, die gezeigt werden, ziehen einige blos durch die Härte des Stofs, andere durch die Kunſt, die bei denſelben angewandt iſt, und wieder andere durch beides zugleich die Aufmerkſamkeit auf ſich. So ſieht man eine Menge Becher von Elfenbein, die man nicht genug bewundern kann; hie und da ein Stück mit ſchönen Camöen beſetzt; vier ſchwere Becher von maſſivem Golde; Bruſtſtücke gleich ſtark nach ihrer Art verſilbert; von Bernſtein die größten Maſſen; ein Tafelblatt von florentiniſchem Moſaik, das man mit 80000 Reichsthalern bezahlte. Merkwürdiger als alles ſchien mir ein Schornſteinmantel, der unter dieſer Regierung angeſchaft wurde und mit dem man den Großfürſten von Rußland, wenn er auf ſeiner Reiſe durch Dresden gegangen wäre, beſchenken wollte. Etwas reicheres und ſchöneres kann man ſich nicht denken. Aus lauter inländiſchem Marmor und inländiſchen Steinen zuſammengeſetzt bietet er eine Form dar, wie man ſie bei den engliſchen Werken der Art von feinem Stahl zu finden gewohnt iſt. Die geſchliffenen, dabei angebrachten ſchwar-

zen

zen Kieſel ſind dem Aeußern nach nicht von Diamanten verſchieden; und die übrigen Steine ſind von weſentlichem Werthe; ſind Amethiſten, Granaten und Steine der Art, die im Erzgebürge gefunden werden. Das Vogtland, eine andere Provinz des ſächſiſchen Gebiets, liefert auch feine Perlen, die auch Kenner nicht einmal immer von orientaliſchen zu unterſcheiden wußten. Von dieſen trifft man hier drei Schnuren; ſie beſtehen aus großen Stücken und abſichtlich hat man ſie, der Vergleichung wegen, neben aſiatiſchen hingehängt. Die Ordnung, nach welcher das Ganze aufgeſtellt iſt, verdient beſonders gelobt zu werden.

Die Dresdner Gemäldegallerie, die ein eigenes Gebäude ausmacht, hat ihren wohlverdienten Ruhm ſchon lange erworben und erhalten. An Zahl und Werth der Stücke übertrifft ſie weit den größten Theil der bekannten übrigen Sammlungen der Art. Ein geräumiger, hoher wohlproportionirter viereckigter Saal enthält die Werke der Niederländer und ein anderer Gang von drei Abtheilungen die Werke der italiäniſchen Schule. In einem beſonderen Zimmer hängen die Paſtelſtücke, von welchen einige wenige aus Mengs Hand, alle übrige aber aus der Hand der gefälligen Roſalba hervorgingen. Die Gallerien reichen weit noch nicht für den Reichthum dieſer Sammlung: man ſieht daher überall gute Gemälde auf dem Boden ſtehen oder in einem Lichte, daß Niemand ſie gehörig würdigen kann. In den niederländiſchen Sälen ſtehen daher auch viele Werke niederländiſcher Meiſter unten am Fuße anderer. Wer hat wohl, wenn von dieſen Schätzen die Rede war, nicht von der Nacht eines Correggio oder von der Magdalena eben dieſes Künſtlers ſprechen hören? Von Raphael beſitzt man außer mehreren anderen Werken eine Maria mit dem Kinde in einer Glorie

von großer Schönheit. Ein Chriſtus mit der Dornenkorne und ein junger trinkender Bachus gehören zu den beſten Arbeiten, die der volle Pinſel eines Guido lieferte. Dem Geſichte des Heilandes, da man ihm das Geldſtück mit dem Bilde des Kaiſers vorhielt, hat Titian ein Mitleiden über die machtloſe Liſt derer, die ihn verſuchen wollten, mitgetheilt, das dieſem Chriſto della Moneta (das iſt der Name des Stücks) die höchſte Bewunderung erwirbt. Außerdem findet man hier noch die herrlichſten Guercino's, Carlo Dolces und andere italiäniſche Meiſter. Auch von einem der Letztern, dem Pompeo Battoin nehmlich, ſieht man eine vortrefliche Magdalene. Die flanderiſche Schule zeichnet ſich nicht durch Rubenſche Stücke aus, ſo fruchtbar auch dieſer Künſtler war; von Tenierſchen, Wouwermanſchen, Dykſchen und andern Werken aber trifft man eine deſto größere ausgeſuchtere Zahl. Von den hiſtoriſchen Stücken Bols iſt das Auge faſt nicht wieder hinwegzubringen; die Landſchaften von Ruisdaal ſind äußerſt maleriſch und die Köpfe von Denner, die man auch mit Vergrößerungsgläſern anſchauen und für lebende Köpfe halten kann, haben wahrſcheinlich unter den Werken der Kunſt wenige ihres Gleichen. Zu dieſer Sammlung iſt ſeit geraumer Zeit nichts hinzugekommen.

Das Gebäude, welches man den Zwinger nennet, beſteht aus ſechs Pavillons von eben der überladenen Architektur, die hier zu den Zeiten der beiden polniſchen Könige ſo ſehr gefallen zu haben ſcheinet; auf der einen Seite ſind dieſe Pavillons durch eine Gallerie, auf der andern durch eine Mauer miteinander verbunden; in der Mitte befindet ſich ein geräumiger viereckigter Platz. Das Ganze war beſtimmt zu einem Vorhofe des Pallaſtes zu dienen, den Auguſt I. an der Elbe zu bauen beſchloſſen

hatte.

hatte. Die Pavillons enthalten gegenwärtig vier verſchiedene dem Churfürſten gehörige Kunſtſammlungen. Die Sammlung der Gemälde iſt ausnehmend reich, und nach den italiäniſchen, niederländiſchen, deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Schulen der Maler geordnet; einzelne Portefeuillen enthalten und vereinigen auch die Arbeiten der berühmteſten Kupferſtecher; man beſitzt auch von Prange ein ſehr ſchönes Stück. Von den meiſt bekannten Kupferſtechern findet man eine vollſtändige Sammlung. Die Mauern des Saals, der dieſe Schätze enthält, ſind mit einigen der alleranſehnlichſten Platten und mit einem Paar Stücken gewebter Tapeten geziert. Man ſieht da von dem Anfange unſers Jahrhunderts die Proben der Kunſt, die gegenwärtig zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht iſt, daß man mit mehreren Couleuren zugleich druckt; ehemals that man es mit verſchiedenen Kupferplatten und nicht mit derſelben Platte wiederholentlich. Die neueſten Kupferſtiche behält der Churfürſt bei ſich auf dem Schloſſe und vermehrt ſie täglich; hat er ſie lange genug geſehen, ſo werden ſie nach dem Pavillon gebracht. Man arbeitet bereits ſeit Jahren an einem Verzeichniſſe der Stücke, die hier aufbewahrt werden.

Die Sammlung der mathematiſchen Inſtrumente verdient eine nicht geringere Aufmerkſamkeit; man findet eine unbegreifliche Mannigfaltigkeit von alle dem, was unter jener Benennung begriffen werden kann, das phyſiſche und aſtronomiſche nicht davon ausgeſchloſſen. Ein ſehr komplicirtes Planetarium, durch ein Uhrwerk in den Gang gebracht; eine andere Maſchine, welche die Zeit des Tags und der Nacht in allen Ländern Europens anzeigt, ein Brennſpiegel, der ſächſiſches Porcelan geſchmolzen hat,

und mehrere Inſtrumente von Wichtigkeit laſſen den Reiſenden auch dieſen Saal mit Vergnügen beſuchen.

Die Kunſtkammer iſt eben ſo ſehenswürdig; man trifft da wohl, wie auf der in Berlin, mit unter Spielwerk, aber zugleich auch die ſchönſten Bildhauerwerke und geſchnittene Arbeiten von Holz, Elfenbein und andern Stoffen, künſtliche Kabinette und ein paar Tafeln mit allerlei männlichen und weiblichen Bedürfniſſen voriger Zeiten. Auch ſieht man einige Gemälde der beſten alten Meiſter. Eine lange Gallerie mit einem Zimmer dicht daneben enthält alle dieſe Seltenheiten und ein drittes Zimmer iſt mit lauter Pendulen angefüllt. Daß es unter den Letzteren verſchiedene giebt, die allerlei Bewegungen von Figuren darſtellen, darf kaum noch beſonders bemerkt werden. Das beſte Stück war ohne Frage dasjenige, in welchem eine Menge kleiner Uhren zeigen, wie ſpät es in den vornehmſten Städten der ganzen Erde ſey.

Die vierte hier ſich befindende Sammlung, das Naturalienkabinet, iſt unter den churfürſtlichen weit das geringſte, aber übrigens ſehr vortheilhaft geſtellt. Nur der mineralogiſche Theil, wie denn das in einem Lande, das ſo vielerlei Arten von Minen hat, faſt nichts anders ſeyn kann, verdient einige Aufmerkſamkeit. Der verſteinerte Stamm eines Baums, ungefähr von fünf Fuß im Durchmeſſer, im Bezirke von Dresden, in einem moraſtigen Boden gefunden, macht eine der größten Zierrathen dieſes Kabinets aus.

Der japaniſche Pallaſt, den man, wenn man von Meißen kommt, in der Neuſtadt, auf der rechten Seite entdeckt, bietet einen Vorgiebel von edeler Architektur dar, der ſich von ſo vielen anderen Künſteleien, die man in der Hauptſtadt trifft, ſehr unterſcheidet. Das Gebäude iſt ein

ein Viereck, hinter dem ſich ein Garten, von der Elbe, getränkt, erhebt. In einem Schatze von dreierlei Arten Seltenheiten, alle wieder von dem Erſten Range, beſteht das Hausgeräthe dieſes Pallaſtes. Zwei und zwanzig in einander laufende gewölbte Abtheilungen enthalten, ganz unten, alles, was man gemalt von Porcelan koſtbares und vortrefliches hervorgebracht hat. Erſt ſeit ſechs Jahren befindet ſich alles hier in der gegenwärtigen bewundernswürdigen Ordnung. Sechszehn dieſer Zimmer konnte man mit japaniſchen und chineſiſchen Vaſen und mit andern ausländiſchen Porcelan ausfüllen; und all dies Porcelan iſt von der ſchönſten Art, iſt im volleſten Ueberfluß da und der Werth deſſelben läßt ſich faſt nicht berechnen. Die übrigen ſechs Zimmer ſind für das inländiſche Porcelan; hier kann man ſich augenſcheinlich von den allmähligen Fortſchritten der Fabrik zu Meißen bis zu der jetzigen Vollkommenheit überzeugen. Man verfertigte im Anfange eine Art brauner Waaren, die man hier in Menge ſieht, ehe man das reine Weiße, welches dem Produkte einen ſo großen Werth gab, erfand. Ferner findet man hier ganze Menagerien von Thieren, allerlei chineſiſche Nachahmungen und einige ſchöne Service; erſt ſeit kurzem hat man die Sammlung auch mit Figuren und dem bisher unerreichbaren Bisquit bereichert, wovon man in der Fabrik ſelbſt ſo höchſtvortrefliche Proben zeigt.

Zur linken Seite des Hofeingangs dieſes Gebäudes, und größtentheils über der Porcelanſammlung, kömmt man zu der Antikenſammlung. Ein Dutzend Zimmer einfach mit Verzierungen al Freſco beſchildert und von einander nur durch Mauren, in welchen große Oefnungen ſind, getrennt, enthalten ein Heer alter Statuen, Büſten und Vaſen; — das neue, welches wenig auszeichnendes ent-

enthält, übergehe ich mit Stillſchweigen. — Viele davon ſind wohl zum Theil und nicht immer gerade auf die glücklichſte Art reſtaurirt; einige ſind auch von der Hand eines mittelmäßigen Künſtlers; das Ganze aber iſt von der Art, daß vielleicht nur drei europäiſche Staaten ſolche Sammlungen aufzuweiſen haben, Sammlungen, die ſo zahlreich wären, und ſo vortrefliche griechiſche und römiſche Bildhauerarbeiten enthielten. Einige Stücke zeichnen ſich durch das Leichte, Ungezwungene der Draperei aus, andere durch das Kühne der Geſichtszüge, durch ihre unverkennbare Aehnlichkeit, durch das Licht, das ſie über die Schickſale der Kunſt verbreiten, ſo wie einige andere durch die ſaubern und unvergleichlichen Umriſſe des Körpers; und hier muß wenigſtens des gebogenen Rumpfs eines Gladiators, einer Venus, die ſo ſehr von vielen Statuen dieſer Göttin ſich auszeichnet und eines koloſſaliſchen Alexanders namentlich gedacht werden. In Gruppen und Basreliefs beſteht gerade der Reichthum dieſer Gallerie nicht, wenn auch ein Cupido und eine Pſyche unter der erſten dieſer Klaſſen die Aufmerkſamkeit aller Verehrer der Bildhauerkunſt auf ſich ziehen müſſen. Einer der andern Abtheilungen gab man die Geſtalt eines Columbariums in dem Grabe der Livia, wenigſtens an der Mauer, der gegenüber der Eingang iſt. In den Höhlungen oder Niſchen ſtehen Urnen, in der Mitte die römiſche mit ſepulkraten Aufſchriften aus mehreren Schriftſtellern entlehnt, als ob ſie zu dieſer Urne gehörten; auf beiden Seiten finden ſich Urnen, die man im Churfürſtenthum fand. Unter dieſen Vaſen ſieht man auch eine von Glas, die eben nicht zu der kleinſten Art gehört; ein Beweis, falls es davon noch eines Beweiſes bedürfte, daß den Alten das Glas nicht unbekannt geweſen iſt. Drei Sarkophagen mit Basreliefs, verſchiedene Mumien,

mien, einiges Hausgeräthe aus vorigen Jahrhunderten in einem Kaſten mit Ueberbleibſeln aus dem Herculanum und eine vortrefliche moſaike Tafel ganz von koſtbaren Steinen gehören noch ferner zu den koſtbaren Stücken dieſer Sammlung, die überhaupt koſtbaren Marmor und orientaliſche Edelſteine im Ueberfluß beſitzt. Auf zweien Mumien findet man oben auf dem Deckel der Kiſte gemalte Geſichter, das eine iſt ein männliches, das andere ein weibliches. An den Leichnamen iſt ſehr viel Gold oder vielmehr Vergoldung angebracht; und unter der gemalten Hand auf der Kiſte des männlichen Todten lieſt man mit griechiſchen Lettern das Wort ευτυχῆ. Die Antikenſammlung wird von Zeit zu Zeit vergrößert. Das mit derſelben verbundene Münzkabinet habe ich nicht geſehen.

Dem Eingange in dieſe Gallerie gegenüber, oder an der rechten Seite der Hauptthür des japaniſchen Pallaſtes entdeckt man die Treppe, welche zur churfürſtlichen Bibliothek führt. Erſt vor fünf Jahren brachte man die Bibliothek aus dem Zwinger, für den ſie viel zu ſtark war, hieher; ſie füllet das ganze zweite und dritte Stockwerk von den vier Flügeln des viereckigten Gebäudes. Die Bücher ſtehen theils in langen Säälen, theils in Zimmern. Unter den Säälen wird der nach der Elbe gehende, den ſechszehen Kolommen von Stuck zieren, durch ſeine vortrefliche Bauart ausgezeichnet. Den Ofen ſtellet hier eine der größten und ſchönſten etruſciſchen Vaſen vor, eine Vaſe, wie man vielleicht nie eine von Töpferarbeit von ſolchem Umfange und von ſolcher Pracht verfertigte. Ein anderer Ofen oben verbirgt ſeine Beſtimmung unter der Geſtalt einer Therme von Achilles. Auch die übrigen Sääle gefallen durch eine edele Simplicität. Oben auf den Schränken, von welchen jeder durch ſeine Aufſchrift anzeigt, was

für

für Werke er enthalte, ſtehen abwechſelnd Köpfe von Bronze und nachgemachte etruſciſche Vaſen und dieſe haben, ſo wenig, wie die ächten, einigen Glanz. Man ſchätzt die Zahl der Bände auf 171000; allerdings eine ſehr anſehnliche Menge, doch wird die Bibliothek in dieſer Hinſicht wohl von einigen anderen übertroffen; aber in Anſehung ihres allgemeinen Reichthums in allen Sprachen und Wiſſenſchaften darf ſie ſich mit jeder andern in Wettkampf einlaſſen. Fortdauernd werden die neueſten und beſten Werke, die in Europa erſcheinen, hinzugekauft; und eine jährliche Summe von 4000 Reichsthalern, von dem Churfürſten zur Vermehrung der Bibliothek beſtimmt, gewähren reichlichſt den Aufſehern, welchen dies Geſchäft übertragen iſt, die Mittel dazu. Vielleicht iſt es außerhalb Dresden unerhört, daß in einer Bibliothek, von der kein Zweig der Studien ausgeſchloſſen iſt, jeder der vornehmſten klaſſiſchen Autoren ſeine beſondere Kaſſe und Cicero ſelbſt mehr als eine hat. Auch von den Werken unſerer Tage trifft man zuweilen verſchiedene Ausgaben. Die teutſche und franzöſiſche Geſchichte allein füllet den vortreflichen Saal, von dem ich oben ſprach, und von Bibeln und theologiſchen Werken ſind mehr als anderthalb Gänge im oberſten Stockwerke voll. Die übrigen Fächer ſind verhältnißmäßig eben ſo bändereich und eben ſo vollſtändig; nur hat in dem ſiebenjährigen Krieg die Leere in der Schatzkammer den Ankauf unmöglich gemacht; einen Nachtheil, den man zu heben eifrigſt bemühet iſt. In einem beſonderen Zimmer verwahrt man eine Menge Manuſcripte in geſchloſſenen Käſten, nach den Sprachen geordnet; unter dieſen findet ſich auch ein Mexikaniſches, in Hieroglyphen, das Merkmaale des höchſten Alterthums an ſich trägt; ferner verſchiedene Stücke von erſten Drucken, Kupferſtiche

von

von Werth und ein prächtiger Atlas von Landcharten, Städteanſichten, Portraits von berühmten Leuten und dergleichen. Dieſer Atlas beſteht aus neunzehn Theilen, welche August II. aus allen Ländern auffſammelte; auch ließ er die verſchiedenen Blätter, die er enthält, nicht nur illuminiren, ſondern auch breite Ränder dazu in Kupfer ſtechen und dann dieſe Platten, damit ein anderer ſich derſelben nicht bedienen möge, nach dem Abdruck zerſchlagen.

Die große Gallerie des ehemaligen Brühlſchen Pallaſts auf der gegenüberliegenden Seite der Neuſtadt, zu dem man durch einen angenehmen Garten, der ſich längſt der Elbe hinzieht, gelangt, verdient wegen der Gipskopien von den vornehmſten Statuen, Bruſtbildern und Basreliefs, die man in Italien bewundert, beſehen zu werden. Sie gehörten ehemals dem Herrn Mengs, dem es nicht möglich war, ſie da zu ſammeln, wo man die Originale traf; Mengs überließ ſie in ſeinem Teſtamente ſeinem ehemaligen Landesherrn für 12000 Thaler und dieſer hielt ſie mehr als dieſes Preiſes werth. Beim Transport haben einige Schaden gelitten; doch ſind ſie übrigens gut modellirt. An den Wänden hängen hier noch eine Menge alter Gemälde, und einige ins Große gemalte und ſchöne Proſpekte von Dresden und Pirna und endlich noch einige andere von Verona von der Hand Canalettos, die man theuer bezahlte und die vortreflich ausgeführt ſind.

Zu den churfürſtlichen Sammlungen von Merkwürdigkeiten, die man hier beſucht, gehört auch noch die Gewehrkammer. Mehr als dreißig Kammern und Zimmer ſind hier mit allerlei Gewehren, Waffenrüſtungen für Reuter und Fußvolk, ausländiſchen ſowohl als inländiſchen, einige derſelben prächtig mit Steinen von vielem Werth

beſetzt

beſetzt, und endlich mit Hofkleidungen und Stallgeräthſchaften, Carouſſelputz und dergleichen angefüllet.

Es leben noch einige Künſtler von vielen Verdienſten in dieſer Hauptſtadt. Dem Maler Graff werden wenige im Portraitiren gleich kommen. Er weiß nicht nur auf das getreueſte die Geſichtszüge derer, die ſich von ihm malen laſſen, auszudrücken, auch den Geiſt ſtellt er dar. Herr Schenau iſt mit einem großen Altarſtück faſt fertig, das er ohne irgend eine Belohnung für die Kreutzkirche verfertigte; nur für die Farben hat man ihm eine Vergütung von 400 Thalern einhändigen laſſen. Der Gegenſtand iſt: „Vater vergieb ihnen." Am Fuße des Kreutzes ſtehen Johannes und die drei Frauen. Schöne Partien trifft man hier ohnſtreitig; ob aber das Geſicht des Heilandes und des bekehrten Mörders das Leiden ganz ausdrückt, das von ſolch einem Tode unzertrennbar iſt, daran habe ich faſt mehr als gezweifelt. Ueber den Hauptmann und ſein Pferd ließen ſich leicht noch gegründetere Bemerkungen machen; aber die Ausführung des Ganzen iſt treffend. Von der Arbeit des Profeſſors der Zeichenkunde des Herrn Caſanova fand ich wenig, indeß ſah ich in ſeinem Hauſe ein weſentliches Kunſtwerk nur von andrer Art als man zu erwarten geneigt iſt. Dies Kunſtwerk war ein Plateau zum Deſſert nach Caſanova's Zeichnung für den ruſſiſchen Miniſter am Dresdner Hofe verfertigt; es iſt das koſtbarſte und erfindungsreichſte Werk der Art, das ſich denken läßt. Das Mittelſtück trägt einen Triumphbogen mit der Statue Peters des Großen zu Pferde oben darauf; die beiden Seitenſtücke ſtellen Ruinen dar und einen Felſen mit dem Tempel von Tivoli. Die Steine, es ſind Amethiſten, Jaſpis, Topaſen, der Lapis Lazuli und andere darunter, ſo wie auch einige Caméen von Werth, auf die der Miniſter lange ſammelte, hat man im ausgeſuchteſten Geſchmack über das Ganze verbreitet, und einige zu Pylaren geordnet. Der Fels beſteht aus ſchönen Kryſtall und einigen eben ſo glücklich gewählten und zuſammengefügten Mineralien.

Verlagsbücher der Veverſchen Buchhandlung in Berlin.

Oſter= und Michaelismeſſe 1794.

1. Dictionaire françois-allemand & allemand-françois à l'uſage des deux nations redigé par une ſociété de gens de lettres, quatriéme édition augmentée de pluſieurs articles revus par Mr. de la Veaux. 4 Tom. gr. 8 Berlin, 5 Rthlr. Nur die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieſes Werks, und der ausgezeichnete Beifall, womit jeder Kenner der Franzöſiſchen Sprache daſſelbe beehrt hat, konnte dieſem Handwörterbuche, ohngeachtet der anſehnlichen Anzahl größerer und kleinerer Werke ähnlichen Inhalts, einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen. Der Verleger hat ſich hierdurch bei jeder Auflage verpflichtet gefühlt, dieſem Werke einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und vorzüglich hat er bey dieſer 4ten Auflage, die ſich ſchon durch größere Korrektheit des Drucks und feineres Papier vortheilhaft vor den vorigen auszeichnet, dahin geſehen, daß die mit dem mühſamſten Fleiß geſammelten, bei der vorigen Auflage ausgelaßenen Artikel, gehörigen Orts eingerückt und die anderweitigen Winke ſachkundiger Recenſenten benutzt würden. Ferner iſt auf die bey der neuen franzöſiſchen Staatsveränderung entweder neugebildeten, oder in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter Rückſicht genommen worden, ſo daß gegenwärtige Auflage, einen Zuwachs von mehrern Tauſend neuen Wörtern und Redensarten erhalten hat. — Ohngeachtet dieſer anſehnlichen Verbeſſerungen will der Verleger den Preis dieſes Werks nicht erhöhen, ſondern daſſelbe um den bisherigen Preis verkaufen. Da ſich verſchiedene Liebhaber gefunden haben, welche Exemplare auf feinerem Papiere zu haben wünſchen, ſo hat der Verleger auch für dieſe geſorgt. Der Preiß eines ſolchen, auf feines holländiſches Schreibpapier gedruckten Exemplars iſt 7 Rthlr. 12 Gr.

2. Olla Potrida, eine Vierteljahrſchrift, auf das Jahr 1793 4s u. 1794 1s u. 2s Stück, gr. 8. geheftet à 10 Gr.

3. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1793 4s u. 1794 1s u. 2s Stück, gr. 8. geheftet. à 10 Gr.

4. Voltairs ſämmtliche Schriften. 26r. Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

5. Voltairs Korreſpondenz mit Stadsmännern, Militair, und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern. 3r Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

6. Chriſtenthum, das reinere, oder die Religion der Kinder des Lichts. 3r Band. gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.

7. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. 8s Stück, von J. G. S. enthält: 1) die beſondern Pflichten und Geſchäfte einer guten Hausmutter; 2) die Pflichten und das Verhalten des Geſindes überhaupt; 3) die Pflichten und Arbeiten der Köchin im Hausweſen; 4) das Hausmädchen und ihre Beſchäftigungen im Hausweſen; 5) das übrige weibliche Geſinde im Hausweſen; 6) das Fleckausmachen aus Kleidern; 7) der Wein, deſſen Verfertigung, Erhaltung verſchiedener Arten künſtlicher Weine. gr. 8. 12. Gr.

8. Betrachtungen, fortgeſetzte, über die eigentlichen Wahrheiten der Religion, oder Fortgang da, wo der Herr Abt Jeruſalem ſtill ſtand. 3r Theil, gr. 8. In Commiſſion. 1 Rthlr.

9. Moritz, C. P. Deutſche Sprachlehre in Briefen. gr. 8. 16 Gr.

10. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere, 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

11. Neueſte deutſche Chreſtomatie, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 Gr.

It. coll. 61/1797

Neue
Quartalſchrift
aus den neueſten und beſten
Reiſebeſchreibungen
gezogen.

Drittes Stück, 1794.

C. F. Freyherr von Dalberg

Berlin,
bei Arnold Weber.

Inhalt.

I. Staatsverfaſſung, Polizey, Geſetze, Rechtspflege und Religion in Japan, nebſt einigen andern ſtatiſtiſchen Nachrichten von dieſen Reiche. 3-35.
II. Beſchreibung des Sannenlandes. 36-67.
III. Reiſe in das Innere von England. 67-87.
IV. Ueber Neapel und die umliegende Gegend. 88-124.
V. Ueber die Einwohner von Oberſchleſien. 125-144.

Ft. coll. 61/1794

Neue Quartalſchrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

gezogen.

1794.

Drittes Stück.

Berlin,

bei Arnold Wever.

Lhg/51/98

Digitized by Google

I.

Staatsverfaſſung, Polizey, Geſetze, Rechtspflege und Religion in Japan, nebſt einigen andern ſtatiſtiſchen Nachrichten von dieſem Reiche.

(Fortſetzung.)

Japan iſt bekanntlich auf allen Seiten von Waſſer umfloſſen, und beſteht aus drei großen und einer zahlreichen Menge kleiner Inſeln. Alle dieſe werden in ſieben Theile, und dieſe wieder in acht und ſechzig Landſchaften, und in ſechs hundert und vier Gerichtsbezirke eingetheilt.

Jetzt iſt der Kubo oder der ſogenannte weltliche Kaiſer, Herr dieſes ganzen Landes, und unter ihm regieret ein Prinz oder Fürſt in jeder Landſchaft. Die größeren von dieſen Fürſten heißen Daimio, und die kleineren Siomio. Wenn einer von ihnen einen Fehler begeht, hat der Kaiſer das Recht ihn abzuſetzen, auf eine Inſel zu verweiſen, oder ſelbſt am Leben zu ſtrafen. Alle dieſe Fürſten ſind ſchuldig, jährlich eine Reiſe nach Hofe zu machen, ſich daſelbſt ſechs Monat lang aufzuhalten, und ihre ganze Familie, zum Unterpfande ihrer Treue dort

allezeit wohnen zu laſſen. Der Fürſt ſelbſt reſidirt in der ihm anvertraueten Provinz, und iſt dem Kaiſer, in Rückſicht auf ſeine Provinz ſowohl, als auf ſein perſönliches Thun und Laſſen verantwortlich. Ihm gehören die ſämmtlichen Einkünfte aus ſeiner Provinz; davon muß er aber auch ſeinen Hof, ſeine Kriegsmacht, die Landſtraßen und dergleichen unterhalten, und ſeine jährliche Hofreiſe, mit einem der Größe und Beträchtlichkeit ſeines Gouvernements angemeßnen Staat und Prunk, beſtreiten, desgleichen anſehnliche Geſchenke mit nach Hofe bringen. Die Städte, wo ſolche Fürſten ihre Hofhaltung haben, ſind meiſtens von bedeutender Größe, liegen an einem Hafen oder großen Fluſſe, und ſind mit Wall und Graben umgeben. Das Schloß des Fürſten liegt gewöhnlich an einem Ende der Stadt; es iſt von weitläuftigem Umfange, von Mauern und Gräben eingeſchloſſen, mit ſtarken Thoren verſehen, und mit hohen Thürmen geziert. Gemeiniglich beſteht es, wie das Schloß des Kaiſers zu Jedo, aus drei Abtheilungen, deren jede für ſich gut befeſtigt, und wovon die innerſte für den Fürſten ſelbſt; die zweite für den vornehmern Hofſtaat, und die erſte, oder äußere, für das Militair und die geringern Hofbedienten iſt.

Der Kubo genießt, außer den anſehnlichen Geſchenken, die jeder Fürſt von den Produkten ſeiner Landſchaft ihm jährlich bringen muß, noch beſondre Einkünfte, aus einigen ſogenannten kaiſerlichen Provinzen, die man Kron- oder Domanialprovinzen nennen könnte, und deren fünf ſind, desgleichen aus einigen kaiſerlichen Städten, die von Gouverneuren oder Bugio regiert werden. Die Abgaben werden in Produkten und Waaren jeder Landſchaft oder Stadt abgetragen. Die fünf kaiſerlichen Kron-

länder

länder liefern 148 Man und 1200 Kokf Reis, welches ungefähr 44 Billionen und 400 Millionen Säcke ausmacht. Das Man hält 100,000 Kokf, ein Kokf 300 Balis oder Säcke, und jeder Sack über ein Lieſpfund. Die Einkünfte aus ganz Japan belaufen ſich wenigſtens auf 2438 Man, 6200 Kokf.

Der Kaiſer iſt zwar der oberſte Herrſcher, doch lenkt er das Ruder der Regierung nicht allein, ſondern gemeinſchaftlich mit einem Staatsrath, der aus ſechs, gewöhnlich etwas bejahrten und vorzüglich verſtändigen Männern beſteht.

In den älteſten Zeiten, welche in Dunkel und Ungewißheit eingehüllt ſind, ſcheint Japan, wie andre Länder, von Hausvätern oder kleinern Fürſten regiert worden zu ſeyn, die ſich hernach unter ein Oberhaupt vereinigt haben.

Die zuverläſſige Geſchichte von den Japanſchen Regenten nimmt mit dem Jahr 660 vor Chriſti Geburt ihren Anfang, da die Regierung einem gewiſſen Syn Mu, aus einem angeſehenen Geſchlechte, das den Namen Tenſio Dai Syn führte, übergeben wurde. Dieſer Syn Mu iſt der erſte Stifter der Monarchie in Japan, er hat eine richtige Zeitrechnung eingeführt, welche der Aere Min O den Namen gegeben hat, und ſowohl die Regierungsform und Verfaſſung ſelbſt, als auch die Geſetze verbeſſert. Die Regenten aus dieſem Stamme hießen gewöhnlich Dairi, ſelten Mikaddo, Dai, Tai, Tenſe oder Oo. Hundert und neunzehn Dairi haben bis zur Zeit meines Aufenthalts in dieſem Lande, nach einander den Thron beſtiegen, doch iſt ihre Macht und Gewalt, in drei verſchiedenen Zeitperioden, ſehr verſchieden geweſen.

Bis 1142 regierte der Dairi, ohne alle Mitwürkung, allein und unumſchränkt. Von jener Zeit an, bis auf das Jahr 1585 war die weltliche Macht zwiſchen dieſem älteſten und rechtmäßigen Beherrſcher des Reichs, und dem ſogenannten weltlichen Regenten, oder Generaliſſimus über die Armee, getheilt. Endlich von 1585 an, hat ſich ſeine Gewalt nur auf das erſtreckt, was Religion und Gottesdienſt, oder wenn ich ſo ſagen kann, die Kirche, betrifft.

Der unumſchränkten Monarchen aus dem Geſchlechte der Dairi, waren bis 1142 ſechs und ſiebenzig geweſen. In dieſem Jahre entſtanden innerliche Unruhen zwiſchen den Fürſten oder Unterregenten der Provinzen, welche unglückliche, bürgerliche Kriege zur Folge hatten. Um dieſen ein Ende zu machen, wurde die Oberbefehlshaberſchaft über die Kriegsmacht, einem gewiſſen Joritomo, mit dem Titel eines Generaliſſimus, aufgetragen. Dieſer tapfre Feldherr dämpfte zwar die entſtandnen Unruhen, zog aber auch einen großen Theil der kaiſerlichen Gewalt an ſich, und vererbte dieſen Antheil auf ſeine Nachfolger. So blieb die Herrſchaft bis zum Jahr 1585 zwiſchen dem Dairi und dem Reichsfeldherrn getheilt. Um dieſe Zeit aber hatte ein Bauernſohn, Taiko Sama, ſich zum oberſten Kriegsbefehlshaber hinauf geſchwungen. Dieſer zwang alle Fürſten der Provinzen ſich ihm zu unterwerfen, und beraubte endlich den Dairi aller Macht, die er bisher in weltlichen Angelegenheiten und der Regierung des Landes gehabt hatte. Von Joritomo, welcher der erſte beſondre weltliche Monarch war, bis auf Je Baru, der zu meiner Zeit regierte, haben ein und vierzig Kubo regiert und zu Jedo reſidirt. Als Kämpfer im Jahr 1693 aus dieſem Lande

abreiſete, regierte noch der Kubo Tjinajos; er war damals im drei und vierzigſten Jahr ſeines Alters und im zwölften ſeiner Regierung, die in allem neun und zwanzig Jahr gewährt hat. Ihm ſind gefolgt: Je Nob Koo, regierte von 1709 bis 1712; Je Tſu Ku Koo, von 1713 bis 1716; Joſi Mune Koo, von 1716 bis 1751; Je Singe Koo, von 1751 bis 1761; da der bei meiner Abreiſe 1776 noch regierende Kubo, Je Far Koo, den Thron beſtieg.

Außer dem Kubo iſt noch ein Regent vorhanden, den die Holländer den geiſtlichen Kaiſer nennen, und deſſen Macht gegenwärtig auf die Angelegenheiten, welche die Religion und das Kirchenweſen betreffen, eingeſchränkt iſt, obwohl er in gerader und ununterbrochener Linie, die vor mehr als zweitauſend Jahren ihren Anfang nahm, von dem älteſten Alleinherrſcher des Reichs abſtammt. Dies iſt der Dairi.

Dieſem Dairi, oder Papſte, wird nun eine ganz unbeſchränkte, gleichſam göttliche Verehrung bewieſen. Seine Perſon wird für heilig angeſehen, und zwar für allzuheilig, als daß er von irgend einem andern als denen zu ſeiner Bedienung verordneten Perſonen, am wenigſten von einer fremden Mannsperſon, geſehen werden, oder auch nur ſich der Luft und Sonne ausſetzen dürfte. Daher kommt er ſelten aus ſeinen Zimmern; will er höchſtens einmal im Garten friſche Luft ſchöpfen, ſo wird er, von dazu beſtellten Trägern, auf den Schultern dorthin getragen, zuvor aber wird ein Zeichen gegeben, daß Jedermann ſich entfernen und niemand ihn ſehen möge. In den wenigen Tagen da wir uns in ſeiner Reſidenzſtadt aufhielten, geruhete er einmal in dem innern Bezirke ſeines Schloſſes unter freiem Himmel friſche Luft zu ſchöpfen,

 welches

welches dann durch ein beſonderes Zeichen von der Mauer rund um das Schloß kund gethan ward. Er wird gebohren, lebt und ſtirbt in dem Bezirke ſeines Hofes, findet und genießt alle Vergnügungen innerhalb deſſelben, und kommt in ſeinem ganzen Leben nicht heraus. Seine Haare, Nägel und Bart dürfen nicht am Tage gereinigt oder beſchnitten werden, ſondern dies muß, ohne Zweifel ebenfalls ſeiner Heiligkeit wegen, heimlich, des Nachts, wenn er ſchläft, geſchehen. Er ſpeiſet jedesmal von neuen Tellern und Schüſſeln, welche hernach gewöhnlich entzwei geſchlagen werden, um zu verhüten, daß ſie nicht in unheilige Hände fallen. Sein Tiſchgeräth beſteht daher nur aus den ſchlechtern Sorten von Porcellain. Eben dieſe Art von Aufwand, herrſcht auch mit ſeinen Kleidungsſtücken, die aber, wenn er ſie einmal gebraucht hat, nicht zerriſſen, ſondern an ſeine Hofbediente weggeſchenkt werden. Außer am Hofe weiß niemand, oder doch gewiß nur ſehr wenige, ſeinen Namen ehr, als lange nach ſeinem Tode.

Sein ganzer Hof, an welchem viel Pracht und Aufwand, jedoch jetzt nicht mehr ſo ſehr als ehemals herrſcht, beſteht faſt nur aus Perſonen von ſeiner eignen Verwandtſchaft, welche aber auch alle Aemter und Bedienungen bei Hofe, und die einträglichſten Prälaturen und geiſtliche Pfründen im Lande bekommen. Er hat zwölf Gemahlinnen, von welchen eine die Vornehmſte, oder Kaiſerin iſt.

In alten Zeiten hielt er ſeinen Hof, wo es ihm beliebte, bald an dieſem, bald an jenem Orte. Jetzt reſidirt er unabänderlich in der Stadt Miako. Der Schloßbezirk iſt von großem Umfange, und macht für ſich ſelbſt ſchon eine anſehnliche Stadt aus. Er iſt mit Mauern, Gräben, Bollwerken und Thoren verſehen. In der Mitte ſteht der

der Pallaſt des Dairi, der mit hohen Thürmen prangt, und worin er mit ſeinen Gemahlinnen wohnt. Rund umher ſind die Wohnungen für ſeinen hohen und niedern Hofſtaat, für ſeine zahlreiche Dienerſchaft und für die Prieſter, welches die Gelehrten an ſeinem Hofe ſind.

Der Kubo hält zu Miako, zum Dienſte des Dairi, einen Statthalter, und, zur Sicherheit ſeiner geheiligten Perſon, eine Wache. Beide ſind aber auch dem Kubo für allen Aufruhr verantwortlich. Ihr Aufenthalt iſt ebenfalls im Umfange des Schloßbezirkes.

Am Hofe des Dairi werden Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit getrieben, und man kann ihn wie eine Akademie, und zwar die einzige im Lande, anſehen.

Der vornehmſte Hofbeamte des Dairi, iſt der, welchen die Holländer den Oberrichter nennen. Er iſt gleichſam ſein Vicarius, oder eine Art Hofmarſchall. Er beſorget in ſeinem Namen alles an ſeinem Hofe, und beſonders auch alle kirchliche Angelegenheiten außerhalb deſſelben. Er fertigt auch die Päſſe für alle, welche oben ins Reich, und nach dem Hofe des weltlichen Kaiſers reiſen, aus. Indeſſen wird dieſer ſehr angeſehene Herr nicht vom Dairi ſelbſt, ſondern vom Kubo angeſetzt, welcher gewöhnlich einen Mann von Jahren und Verſtand, der ſchon wichtige und hohe Aemter bekleidet hat, und Vermögen beſitzt, dazu nimmt. Da aber die Einkünfte dieſes Ehrenamts geringe und ſehr unzureichend ſind, ſo wird der, welcher es bekleidet, auf dieſem erhabnen Poſten gemeiniglich zum armen Mann.

Seitdem die Macht des Dairi herabgeſetzt iſt, genießt er die Staatseinkünfte aus der Stadt Miako und

der dazu gehörigen Provinz, außerdem aber einen beträchtlichen Zuſchuß aus der Schatzkammer des Kubo, der großen Summen nicht zu gedenken, die ihm für die Titel, welche er ertheilt, bezahlt werden.

Es gehöret nämlich bis auf den heutigen Tag zu ſeinen Gerechtſamen, Ehrentitel zu conferiren. Selbſt der Kubo und der Kronprinz bekommen Titel von ſeiner Hand, auch die höchſten Beamten am Hofe des Kubo, wenn dieſer ſie dazu empfiehlt. Auch giebt es mit vornehmen Titeln von ihm verſehene Geiſtliche oder Prälaten, ſowohl an ſeinem Hofe, als bei den Tempeln im Lande.

Der Dairi hat noch immer den erſten Rang im ganzen Reiche, und der Kubo muß entweder in eigner Perſon, oder durch eine Geſandtſchaft, entweder jährlich oder nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, ihm die Aufwartung machen, und, nach allgemeiner Landesſitte, Geſchenke mitbringen. Joritomo und andre weltliche Kaiſer ſind in eigner Perſon, nach Miako gereiſet, um ihm dieſe Huldigung zu leiſten. In ſpätern Zeiten aber hat dies mehr und mehr abgenommen, und endlich iſt es gar unterblieben. Die Fürſten der Provinzen warten aber dem Dairi nie auf ſolche Art feierlich auf; auch thut es der holländiſche Ambaſſadeur nicht auf ſeiner Reiſe nach Jedo.

Als Kämpfer ſich in Japan aufhielt, regierte der Dairi Kinſeckwo Tei, der im Jahr 1687 den Thron beſtiegen hatte. Seit dieſer Zeit haben folgende regiert: Naka no Mikaddo no In, von 1709 bis 1735; Sakkura Matie no In, von 1735 bis 1746; Momi Zon no In, von 1746 bis 1761; Zentoogozio, von 1761 bis 1769; und Figaſi jamma no In von 1770 an, welcher bei meiner Abreiſe auf dem Throne ſaß.

Von

Von der vortreflichen Polizey in Japan und den darauf ſich beziehenden Einrichtungen führe ich nur folgendes an. Es herrſcht in allen Städten eine faſt unnachahmliche Ordnung zu Aufrechthaltung öffentlicher Ruhe, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlfahrt. Es ſind in jeder Stadt vier Bürgermeiſter, von denen jeder ein Jahr lang den Vorſitz hat, das Wort führt und Ninban heißt. Außer dieſen iſt über jede Straße ein Ottona geſetzt, der gleichſam ein Commiſſarius iſt, und den Bürgermeiſtern von allem was vorfällt, Rapport abſtatten muß. Er hat verſchiedene Stadtdiener zu ſeinem Dienſte unter ſich. Sein Amt iſt, alle, die in ſeiner Straße gebohren werden, ſterben, heirathen, verreiſen, wegziehen oder ankommen, aufzuſchreiben und die Einigkeit unter den Einwohnern zu erhalten zu ſuchen. Er hat das Recht, die Verbrecher gefangen zu ſetzen und ſogar in Feſſeln zu legen. Er wird von den Einwohnern einer Straße gewählt und aus der Kaſſe der Straße beſoldet; die Wirthsleute haben aber bei ſeiner Wahl keine Stimme. Jeder Ottona hat auch drei Beiſitzer zu Gehülfen, einen Secretair, und einen Caſſirer. Die Stadtdiener ſind zugleich Spionen, die dem Ottona von allem genaue Nachricht bringen müſſen. Jede Stadt iſt mit Thoren verſehen; aber auch jede Straße hat ihre beſonderen Thore, die, bei entſtandenen Unruhen, wenn ſie verſchloſſen werden, alle Gemeinſchaft mit andern Straßen abſchneiden, ſo, daß keiner der Lerm und Unruhe anſtiftet, mit der Flucht entkommen kann. Des Nachts ſind ſie allezeit verſchloſſen, ſo, daß niemand aus oder ein kann. Von einem ſolchen Thore zu einem andern ſind gemeiniglich dreißig bis ſechszig Klafter. Die Hausmiethe wird monatlich bezahlt, und zwar nach der Größe der Zimmer, die man bewohnt, welche nach der

An-

Anzahl der Fußbodenmatten beſtimmt wird. — Die Bürgerſchaft, ſowohl Hausbeſitzer als Miethsleute, müſſen zur Verhütung von Feuersbrünſten ſelbſt Wache halten. Solcher Nachtwachen ſind zwei, und dieſe ſind ſo unverletzlich, daß niemand bei unvermeidlicher Lebensſtrafe ſich an ihnen vergreifen darf. Die eine hält ſich allezeit auf der Hauptwache auf, und kann, wenn Gefahr vorhanden iſt, verdoppelt werden. Die andere iſt die umhergehende. Jede Straße hat ihre eigne Wache, Wachhäuſer und Löſchgeräthſchaften. In allen Gaſthöfen, Wirthshäuſern und Krügen, geht es ſo friedlich zu, das man ſelten von Schlägerei oder betrunknen Leuten hört. In jeder Stadt ſind viele Wirthshäuſer zur Bequemlichkeit der Reiſenden; dieſe Häuſer ſind reinlich und liegen in guten Gegenden der Stadt.

Die Dörfer liegen meiſtens an den öffentlichen Landſtraßen und unterſcheiden ſich von den Städten dadurch, daß ſie nur eine Straße haben und offen ſind. Auch in den kleinſten Dörfern ſind eine Menge kleiner Herbergen vorhanden, wo für Reiſende Thee und andere Erfriſchungen immer in Bereitſchaft gehalten werden.

An den Landſtraßen findet man alle zwei, höchſtens alle vier, Meilen Poſthäuſer, wenn ich ſie ſo nennen kann, wo allezeit Pferde und Träger, die für Geld, Menſchen, Gepäcke und Waaren tragen, zu haben ſind. Die Taxe, wornach man dieſe bezahlt, iſt nach der Beſchwerlichkeit und Länge der Wege eingerichtet, mithin in verſchiednen Gegenden verſchieden, aber genau und richtig beſtimmt.

So wachſam die Polizey iſt, und ſo pünktlich und ordentlich ihre Einrichtungen befolgt werden, eben ſo ſtrenge ſind auch die Geſetze.

Um

Um ſo viel möglich zu erhalten, daß die in öffentlichen Aemtern ſtehende Perſonen ehrlich und zuverläſſig ſeyn mögen, iſt eingeführt, daß jeder, ohne Unterſchied, beim Antritt ſeiner Bedienung, einen ſehr ſcharfen Eid ſchwören und ſolchen auch wohl jährlich erneuern muß. Manchmal müſſen ſie auch umwechſeln, um nicht an einem Orte zu alt und mit der Zeit verleitet zu werden.

Die Wirkung der Strenge der Geſetze iſt ſehr groß und in die Augen fallend. Schwerlich giebt es irgend ein Land, wo weniger gegen die Geſetze gehandelt wird. Und da nie das mindeſte Anſehen der Perſon ſtatt hat, und die Geſetze uralt, ohne Abänderungen, Erklärungen und Verdrehungen ſind, ſo wachſen die Unterthanen nicht nur nach zuverläſſiger Kenntniß deſſen, was ſie zu thun und zu unterlaſſen haben, auf, ſondern das Beiſpiel und unſträfliche Betragen der Alten leuchtet ihnen auch darin vor.

Die meiſten Verbrecher werden mit dem Tode beſtraft, nicht wegen Größe und Geringfügigkeit des Verbrechens, ſondern weil man ſich unterſtanden hat, die geheiligten Geſetze des Reichs zu übertreten, und die Gerechtigkeit zu beleidigen, welche, nächſt der Religion, für das Allerheiligſte gehalten wird. Geldbuße betrachtet man als mit Gerechtigkeit und Vernunft ſtreitend; der Reiche, glaubt man, würde dabei von aller Strafe frei und dies würde höchſt ungerecht und ungereimt ſeyn. Todtſchlag wird mit der Todesſtrafe geahndet, und wenn er in einer Stadt oder auf öffentlicher Straße geſchehen iſt, ſo wird nicht nur der Mörder, ſondern bisweilen auch die Anverwandten und Angehörigen, ja die Nachbaren deſſelben, beſtraft, je nachdem ſie mehr oder weniger dazu mit beigetragen, oder doch die That zu hindern unterlaſſen haben.

Den

Den Säbel gegen jemand zu ziehen, koſtet das Leben. Alle Schleichhändler werden ohne Schonung am Leben geſtraft, imgleichen alle, die Theil daran gehabt haben, ſowohl die Verkäufer als Käufer der Waare. Alle Todesurtheile müſſen vor der Vollziehung vom Staatsrathe zu Jedo unterſchrieben werden, und vor dem Urtheilsſpruche muß ein förmliches Verhör vor dem dazu geſetzten Richter und mit Abhörung der Zeugen hergehen. Die Miſſethäter werden gewöhnlich im Gefängniſſe ſelbſt, ins Geheim, mit dem Säbel enthauptet; wie wohl auch in einigen Fällen öffentliche Kreuzigung oder andre öffentliche und zwar ſchmerzliche Todesſtrafe üblich iſt. Verbrecher, die den Tod nicht verdient haben, werden entweder auf Lebenslang mit Gefangenſchaft beſtraft, oder nach einer entfernten Inſel verwieſen, und dabei ihr ganzes Vermögen confiſcirt. In den Städten werden oft die Bewohner einer ganzen Straße um eines einzigen Verbrechers willen geſtraft; der Herr wegen der Vergehung ſeines Knechts, die Aeltern wegen deſſen was die Kinder begangen haben, und zwar nach Verhältniß ihres Antheils an dem Vergehen. In dem durch Philoſophie und lautere Religi n aufgeklärten Europa wird der, welcher jemand verführt oder zum Böſen verleitet, ſelten; Aeltern und Verwandten hingegen, welche die Erziehung ihrer Kinder und Angehörigen verſäumten oder vernachläſſigten, nie beſtraft: dagegen finden dieſe ſogenannten Heiden dergleichen Beſtrafung nicht unbillig.

Gefängniſſe ſind zwar hier zu Lande, wie anderwärts, ſehr unangenehme Aufenthaltsörter, ſie werden aber reinlich und geſund gehalten, und beſtehen außer den Gemächern für die Gefangenen, aus einem Zimmer zum peinlichen Verhöre, einem Gemache zu den Hinrichtungen,

Küche,

Küche, Eſsaale und Badſtube. Vor den Städten und Dörfern ſieht man bisweilen an der linken Seite Kreutze und Pfähle aufgerichtet; dies ſind die Richtplätze, wo, in vorigen Zeiten mehr als heutiges Tages, die Delinquenten aus der Welt geſchaft wurden.

Da die Strafen in dieſem Lande ungewöhnlich hart, und, wie ſchon geſagt, die Geſetze unveränderlich ſind, ſo kann man mit Wahrheit behaupten, daß hier weit weniger Verbrechen und geſetzwidrige Handlungen begangen und beſtraft werden, als in andern volkreichen Ländern, wo, außer den vielen Strafen, die jährlich vollzogen werden, viele Verbrecher und die Geſetze übertretende Perſonen, verborgen bleiben, Gelegenheit zu entkommen haben, oder auf andre Art der verdienten Ahndung entgehen.

Die Dollmetſcher haben mich verſichert, und ich kann nicht leugnen, daß es mir ſehr auffiel, daß es Geſetze gebe, denen von der Strafe der Uebertreter nichts beigefügt, und daß in Beziehung auf manche Verbrechen die Strafe nicht allgemein bekannt ſey; ſie glaubten aber (vermuthlich hatten ſie ihre guten Gründe), man müſſe ſich deshalb nicht weniger vor Verbrechen und Vergehungen hüten, wenn ſchon der Regent nicht für gut befunden habe, die Art der Strafe zu beſtimmen und bekannt zu machen. Damit aber niemand Unkunde der Geſetze vorſchützen möge, findet man ſie in allen Städten und Dörfern, zu öffentlicher Anſicht und täglichem Durchleſen, mit großen Buchſtaben geſchrieben und auf einem mit Gitterwerk umgebenen offnen Platze aufgeſtellt, der in den Städten gleich innerhalb des Thores und in den Dörfern mitten auf der Straße iſt. Die Befehle deſſen, was ge-

ſchehen oder unterlaſſen werden ſoll, ſind ſehr kurz, ohne Beſtimmung der Straſe und ohne beigeſetzte Drohungen.

Die öffentlichen Abgaben der Einwohner ſind in verſchiedenen Provinzen und, eben ſo, auch in den Städten und auf dem Lande, verſchieden.

Der Kubo bezieht, außer den anſehnlichen Geſchenken, welche er jährlich von den Provinzialfürſten und den Holländern bekommt, die ſeinigen aus gewiſſen Städten und Landſchaften. Die Fürſten erheben die ihrigen, jeder aus ſeiner Provinz und den darin befindlichen Städten; ſie ſind aber nach der Lage, dem Reichthum, dem Umfange, der Volksmenge und dem Anbau ſehr ungleich. Jeder Hauseigenthümer bezahlt von ſeinem Hauſe, nach Maaßgabe der Fronte deſſelben an der Straße, eine feſtgeſetzte Steuer, hiernächſt muß er den öffentlichen Beamten beſtimmte Geſchenke machen, auch an die Tempel und zum Dienſt der Götter eine gewiſſe Contribution erlegen. Die Stadt Nangaſaki beſteht aus ungefähr neunzig Straßen, hat zwei und ſechszig Tempel und ihre ſämmtlichen Abgaben betragen etwa drei Manzokf. Das platte Land errichtet nach dem Ertrage des Feldes ſeine Steuern, die gewöhnlich in Reis beſtehen. In waldichten und weniger cultivirten Gegenden, ſind die Auflagen geringer. Indeſſen ſind ſie im Ganzen durchgehends ſehr beträchtlich. Ein Rentmeiſter, oder Vogt, treibt ſie ein. Das Ackerland wird, in dieſer Rückſicht, nach Verſchiedenheit der Fruchtbarkeit und Güte, in drei Klaſſen eingetheilt. Wer ein Stück Feld urbar macht, benutzt es zwei bis drei Jahr ganz ſteuerfrei. Damit man immer genau wiſſe, wie groß eines jeden Feld ſei, und wie viel davon an den Fürſten der Landſchaft abgetragen werden müſſe, wird es oft, nicht

nicht ſelten zweimal des Jahrs, im Frühling und die Erndtezeit, gemeſſen. Gewöhnlich machen die Abgaben von Landgütern und Aeckern etwas über die Hälfte, oft über zwei Drittheil des ganzen Ertrages aus. Um ſie genau zu beſtimmen, wird ein Stück Land gemeſſen, das Korn oder der Reis auf demſelben abgeſchnitten und gedroſchen, und darnach ausgerechnet, wie viel das Ganze beträgt. Der Boden oder das Feld, gehört allezeit entweder dem Landesherrn oder dem Fürſten, und der Landmann und Bauer beſitzt es nur zu Lehn, ſo lange er es gehörig bearbeitet.

Es iſt wahr, die Einrichtungen in dieſem Lande kommen einem Ausländer oft ſonderbar vor, und nicht ſelten ſind ſie mit vielem Zwange verbunden, doch ſind ſie zum Theil gewiß vortreflich, und in vielen Fällen nöthig. Im Allgemeinen ſind in Japan ſowohl die oberſte Landesregierung, als die übrigen Beamten und öffentlichen Staatsbedienten, mehr als in den meiſten andern Ländern, auf das Wohl des Landes, auf die Erhaltung der Ordnung und auf Sicherſtellung der Unterthanen und ihres Eigenthums bedacht.

Die Religion iſt in ganz Japan überhaupt heidniſch, doch giebt es mehrere unterſchiedene Secten, die gleichwohl alle in größter Eintracht, ohne Streit und Zank, mit einander leben. Jede Partei hat ihre beſonderen gottesdienſtlichen Gebäude und ihre beſonderen Götter.

Der ſogenannte geiſtliche Kaiſer, der Dairi, iſt das Oberhaupt der Kirche, gleichſam der Papſt, und ernennt die vornehmſten Prieſter.

Ihre Götter bilden die Japaner unter einer beſtimmten, meiſtentheils widrigen und ungeheuren Geſtalt ab.

Ueberhaupt fingiren ſie ſich viele Götter und beinahe für jede Lebensart und Handthierung einen beſondren Gott, ungefähr wie die alten Griechen und Römer; ſie haben daher höhere und niedere Götter. Ein ewiges und allmächtiges Weſen, höher als alle andere Götter, iſt ihnen zwar nicht unbekannt, aber die Erkenntniß deſſelben, iſt ſehr in Dunkel und Aberglauben verhüllt. Kein heidniſches Bild dieſes höchſten Gottes, habe ich indeſſen ſo groß und majeſtätiſch gefunden, als hier in zwei Tempeln, in deren einem es von unglaublicher Größe vorhanden iſt, in dem andern aber ſeine unendliche Macht durch eine unzählige Menge auf beiden Seiten ſtehender kleiner Götter, vorgeſtellt wird.

Der Tempel ſind viele; die meiſten ſtehen außerhalb um die Städte herum, und zwar an den höchſten und ſchönſten Stellen, die Wege dahin ſind oft mit Alleen von Cypreſſen und mit ſchönen Thoren geziert. In den meiſten Tempeln iſt ein beſondrer und abgetheilter Platz für das Bild des Gottes, welcher bisweilen auf einem Altare ſitzt, und ſein Rauchwerk, Blumen und andere Zierrathen um ſich her liegen hat. Die Tempel im ganzen Lande ſtehen das ganze Jahr hindurch täglich offen, werden aber an den gewöhnlichen Feſttagen am häufigſten beſucht. Viele ſpazieren auch bei gutem Wetter dahin, um ſich da ein Vergnügen zu machen.

Der Prieſter bei jedem Tempel ſind viele, obgleich ihre Geſchäfte ſehr geringe und wenig ſind. Sie beſtehen darin, den Tempel rein zu halten, die Lichte und Lampen anzuzünden, und diejenigen Blumen dem Gott vorzuſetzen, die ihm heilig und, der Meinung der Japaner nach, die angenehmſten ſind. Oeffentlichen Gottesdienſt, Religions-

vor-

vorträge, Geſang und dergleichen, hat man in den Tempeln gar nicht; ſondern jeder, der kommt, verrichtet ſein Gebet, und läßt etwas zur Opfergabe zurück. Kein Fremder wird von den Tempeln ausgeſchloſſen; ſelbſt die Holländer dürfen ſie beſuchen und werden, wenn in kleinen Städten die Wirthshäuſer beſetzt ſind, in dieſelben einquartirt, welches, auf der Reiſe nach Jedo, auch uns einmal wiederfuhr.

Einige Tempel ſind vor andern beſonders merkwürdig, und zu ſolchen werden auch aus allen Provinzen des Reichs Wallfahrten, wie von den Muhammedanern nach Mekka, angeſtellt. Von dieſer Art iſt vorzüglich der Tempel Iſie. Dieſer iſt dem älteſten Gotte des Landes, oder dem höchſten himmliſchen Gotte, Tenſio Dai Sin, geweihet, und der älteſte im ganzen Lande, aber auch der unanſehnlichſte, und jetzt vor Alter dermaßen verfallen, daß er mit der größten Sorgfalt kaum noch vor dem völligen Einſturze geſchützt werden kann.

In demſelben findet ſich nur ein Spiegel und an den Wänden hie und da einige Streifen weißen Papiers aufgehängt, welches anzeigen ſoll, das kein Unreiner ſich dem Gotte nähern, oder ihm gefallen kann, und daß das allſehende Auge alles ſieht. Der Kaiſer, welcher dieſen Tempel nicht in eigner Perſon beſuchen kann, fertigt jährlich im erſten Monate eine Geſandſchaft dahin ab. Alle Unterthanen, wes Alters oder Geſchlechts ſie ſeyn mögen, ſind ſchuldig, wenigſtens Einmal in ihrem Leben, eine Reiſe hieher zu machen, viele machen ſie alle Jahr. Die Vornehmen kommen gleichwohl ſelten hin; ſie maßen ſich hier, wie andrer Orten, ihre beſonderen Privilegien an, die mehr der Bequemlichkeit, als dem, was ſie thun

 ſollten,

ſollten, angemeſſen ſind. Dieſe Wallfahrten können zu jeder Zeit geſchehen, gemeiniglich aber werden ſie in der ſchönſten Jahrszeit, in den Frühlingsmonaten, verrichtet. Eine ſolche Wallfahrt gethan haben, iſt verdienſtlich, und wirkt dem Pilgrim einen Ablaß für das ganze Jahr. Auf meiner Reiſe nach Jedo ſah ich dergleichen Pilgrimme zu Tauſenden; oft waren ſie ſo arm, daß ſie unterwegs ihr Brod betteln mußten. Dieſe armen Leute trugen nach Landesſitte auch ihr Bette mit ſich, das aus einer Strohmatte beſtand, welche ihnen über der Schulter hieng. Die meiſten trugen auch einen kleinen Eimer, um daraus zu trinken und ihre Allmoſen darin zu empfangen. Auf dieſe Gefäße iſt der Name des Beſitzers geſchrieben, damit man, auf den Fall, wenn er auf der Wallfahrt umkommen oder natürlichen Todes ſterben ſollte, wiſſen möge, wer er geweſen iſt. Wenn die Wallfahrter zu Iſie angekommen ſind, werden ſie von einem Prieſter nach dem Tempel geführt, wo ſie ihr demüthiges Gebet verrichten und, gegen ein Geſchenk an den Prieſter, einen Ablaß bekommen, das aus einigen, in einer länglichen Doſe von dünnem Zinn verwahrten, dünnen zinnernen Blättchen, (wie unſre geſchlagene Gold- und Silberblättchen) beſteht.

Herrſchende Religionen kann man in Japan eigentlich zwei annehmen: ſie werden Sinto und Budsdo genannt.

Die erſtere, oder Sinto, iſt die eingenthümliche und älteſte dieſes Landes, ob ſie gleich weniger Anhänger hat. In ihrer erſten Einfachheit ſcheint ſie viel edler geweſen zu ſeyn, als ſie jetzt erſcheint, da ſie mit der Zeit durch fremde Ceremonien mehr und mehr entſtellt worden iſt,

auch

auch ſcheinen ihre Lehren vor dieſem mehr Klarheit gehabt zu haben, als heutiges Tages, ſeitdem Irrwahn und Aberglaube ſie allmählig mehr verdunkelt haben. Vielleicht ſchreibt ſie ſich urſprünglich gar von den Juden, nach dem Aufenthalte derſelben in Babylonien, her. Ihre Anhänger erkennen und glauben ein erhabenes Weſen, das in dem höchſten Himmel wohnt, nehmen aber auch noch geringere Untergötter an. Beim höchſten Gott ſchwören ſie ihre Eide, glauben aber übrigens, daß er weit darüber erhaben ſey, ihrer Verehrung zu bedürfen. Die niedrigeren Götter beten ſie an; ſie glauben, daß dieſe über die Erde, das Waſſer, die Luft u. ſ. w. herrſchen, und die Menſchen glücklich oder unglücklich machen können. Von der Unſterblichkeit der Seele, und einem glückſeligen Zuſtande nach dem Tode, haben ſie allerdings, jedoch nur dunkle, Begriffe. Die Seelen der Tugendhaften, ſagen ſie, kommen nach einem Orte, der unter den Himmeln iſt, die Seelen der Gottloſen aber müſſen lange unter den Himmeln umher ſchwärmen, um für ihre Sünden zu büßen. Wanderung der Seele in Körper der Thiere oder andere Körper, glauben ſie alſo nicht. Ihre ganze Religion geht darauf aus, tugendhafte und rechtſchaffene Menſchen in dieſem Leben zu ſeyn. Sie befleißigen ſich tugendhaft zu leben, und den Geſetzen des Landes zu gehorchen, um ſolchergeſtalt ein in jedem Betracht unverletztes Gewiſſen zu bewahren. Sie eſſen kein Fleiſch, vergießen nicht gern Blut, und rühren keinen todten Körper an. Sündiget jemand in einem dieſer Stücke, ſo wird er, wie die Juden nach dem levitiſchen Geſetze, eine Zeitlang für unrein gehalten. Teufel giebt es nach ihrer Meinung keine andre, als die, welche in den Füchſen als deren Seelen wohnen; dieſe Thiere wer-

den nämlich in Japan für ſehr gefährlich und ſchädlich angeſehen. Obgleich die Bekenner dieſer Religion die Ueberzeugung haben, daß ihren Göttern alles bekannt und es mithin unnöthig ſey, ſie um etwas zu bitten, ſo haben ſie doch ſowohl Tempel als gewiſſe Feſttage. Die Götter heißen bei ihnen Sin oder Kami, und ihre Tempel Mia. Dieſe beſtehen aus mehrern Zimmern oder Gallerien mit Fenſtern und Thüren, die, nach hieſiger Art, eingeſetzt und herausgenommen werden können. Der Fußboden iſt mit Strohmatten bedeckt, und das Dach ſteht ſo weit vor, daß es einen erhöheten Gang bedeckt, auf dem man um den Tempel herum gehen kann. In dieſem Tempel findet man keinen abgebildeten Gott, oder ſonſt ein Bild, um das höchſte, unſichtbare Weſen vorzuſtellen. Bisweilen aber ſteht doch in einer Schachtel oder Doſe ein kleines Bildniß eines Untergottes, dem der Tempel heilig iſt. Mitten im Tempel befindet ſich gewöhnlich, ein großer, von Metall gegoſſener und polirter Spiegel, der die Hereintretenden erinnern ſoll, daß, ſo wie man in demſelben die Flecken des Geſichts ſieht, die unſterblichen Götter auch die geheimen Flecken ihrer Herzen ſehen. Mit welcher Andacht die Sintoiſten, ſowohl an ihren Feſten, als auch ſonſt, ſich dieſen Tempeln nahen, habe ich oft mit der größten Verwunderung geſehen. Sie wagen es nicht dem Hauſe ihres Gottes nahe zu kommen, wenn ſie auf irgend eine Art unrein ſind. Sie waſchen ſich deswegen vorher ſehr ſorgfältig, ziehen ihre beſten Kleider an, und waſchen ſich die Hände noch einmal vor dem Tempel. Darauf treten ſie mit ernſter Würde hinein, gehen vorwärts und ſtellen ſich vor den Spiegel. Alsdann bücken ſie ſich mit der tiefſten Ehrfurcht ganz bis zur Erde nieder, kehren ſich wieder gegen den Spiegel,

ver-

verrichten ihr Gebet und geben ein Opfergeſchenk. Zuletzt klingeln ſie dreimal mit einer im Tempel befindlichen kleinen Glocke, und gehen weg, um den Reſt des Tages in Vergnügen und Luſtbarkeiten zuzubringen. Die Prieſter bei dieſen Tempeln ſind von zweierlei Art. Diejenigen, welche die im Tempel vorfallenden Geſchäfte verrichten, ſind Weltliche und Ungelehrte, um nicht die Geheimniſſe der Religion offenbaren zu können. Die andern ſind Geiſtliche, und pflanzen die Geheimniſſe ihrer Religion auf ihre Schüler fort, aber mit der eidlichen Verpflichtung, nie etwas davon bekannt zu machen. Die weltlichen Prieſter laſſen ſich den Bart, nicht aber die Haare auf dem Kopf ſcheeren, und tragen nach japaniſchem Gebrauch weite Kleider, auf dem Kopfe aber einen lakirten Hut mit herabhangenden ſeidenen Schnüren. — Seit Einführung der Religion des Budsdo in Japan haben die Sintoiſten verſchiedne Lehren und Gebräuche angenommen, die ſie anfangs nicht kannten. Dennoch aber, und auch des mannichfaltigen Aberglaubens ungeachtet, womit ſie von Zeit zu Zeit befleckt worden, iſt dieſe Religion unſtreitig die beſte im Lande. Der Kubo bekennt ſich zu derſelben, und iſt ſchuldig, jährlich einmal, entweder ſelbſt oder durch eine Geſandſchaft, einen ihrer Tempel zu beſuchen, ſeinen Gottesdienſt darin zu verrichten, und zugleich anſehnliche Geſchenke zurückzulaſſen.

Die andere Hauptreligion, Budsdo genannt, iſt von der weſtlichen Küſte Oſtindiens, namentlich aus Malabar, Coromandel und Ceylon hergekommen. Budha, welches ohne Zweifel mit Budsdo einerlei iſt, iſt der Name eines Propheten unter den Braminen, der ungefähr tauſend Jahr vor Chriſti Geburt auf Ceylon gebohren

 ſeyn

ſeyn ſoll, und Stifter dieſer Secte geweſen iſt, welche ſich hernach über ganz Oſtindien und bis an die die äußerſten Gränzen Aſiens ausgebreitet hat. In China iſt ſie erſt lange Zeit nach ihrer Entſtehung zu einigem Anſehen gelangt; von da iſt ſie nach Corea, und ſo weiter nach Japan gekommen, wo ſie ſehr allgemein angenommen iſt, und mit der alten Sintoreligion vermiſcht verſchiedne Mißgeburten des Aberglaubens hervorgebracht hat. Ihre vornehmſten Lehrſätze beſtehen darin, daß die Seelen, ſowohl der Menſchen als der Thiere, unſterblich ſind, daß es Strafen und Belohnungen nach dem Tode giebt; daß ſowohl jene als dieſe ihre Stufen haben, daß die Seelen laſterhafter Menſchen in Thiere, und endlich, wenn ſie ſich beſſern, wieder in Körper von Menſchen wandeln. Den höchſten Gott nennen die Anhänger dieſer Religion, Amida, und den Teufel, Jemma.

Außer den Prieſtern bei den Tempeln giebt es auch einige geiſtliche Orden, die, zum Theil mehr, zum Theil weniger, heilig ſind. Der Orden der Blinden iſt einer der ſonderbarſten in der Welt und vielleicht einzig in ſeiner Art, er beſteht bloß aus blinden Leuten, die im ganzen Reiche zerſtreut ſind. — Der Orden der Jamabbo oder Bergmönche, iſt ebenfalls merkwürdig. Er iſt vor etwa zweihundert Jahren geſtiftet, und hat ſein Oberhaupt, oder ſeinen General, zu Miako, welcher ſeinen Untergebenen nach Verdienſt Ehrentitel ertheilt. Das äußere Zeichen einer ſolchen Ehre beſteht in einer um den Hals herabhangenden Schnur, mit unterſchiedlichen Troddeln, die nach dem verſchiednen Range auch von ungleicher Länge ſind. Die Mönche von dieſem Orden tragen einen Säbel an der linken Seite, in der Hand einen Stock,

mit

mit einem kupfernen Knopfe und einer Tritonsſchnecke, (Murex Tritonis) um darauf, wie auf einer Trompete, zu blaſen; auf dem Kopfe haben ſie eine Mütze, auf dem Rücken einen Beutel und ein paar Schuh, um auf den Bergen damit zu gehen; oft auch eine Schnur, wie ein Roſenkranz. Sie führen ein ſehr beſchwerliches und mühſeliges Leben. Sie ſind ſchuldig, einmal im Jahr mit vieler Gefahr, wilde Wälder zu durchwandern und bis zum Gipfel der höchſten Berge hinauf zu klettern. Sie müſſen ſich ganz vorzüglich der Reinlichkeit befleißigen, und daher oft in kaltem Waſſer baden; auf den Gebirgen leben ſie bloß von Wurzeln und Kräutern. Uebrigens kann man ſie mit den Zigeunern vergleichen; ſie ſtreifen baarfuß das ganze Land durch, und heilen Krankheiten, ſchaffen geſtohlne Sachen wieder, wahrſagen und ſo weiter.

Nonnenklöſter ſind wohl länger als ſeit tauſend Jahren geſtiftet, obwohl ihre Anzahl den in Europa vorhandenen bei weitem nicht gleich kommt.

Alle Orden und Secten haben allezeit ihr Oberhaupt oder ihren General zu Miako und bei jedem Tempel oder Kloſter ihre Vorſteher. Außerdem haben ſie auch am Hofe des weltlichen Kaiſers zu Jedo ihre geiſtlichen Bevollmächtigten, die in den zwiſchen ihnen in weltlichen Angelegenheiten in den Provinzen entſtandnen Streitigkeiten, wie auch über die Verbrechen geiſtlicher Perſonen, entſcheiden; wenn aber ein Todesurtheil an ſolchen vollzogen werden ſoll, ſo muß es vorher allezeit vom Ordensoberhaupte unterſchrieben ſeyn.

Die mit Titeln verſehenen Geiſtlichen, ſowohl bei Hofe zu Miako und zu Jedo, als bei den Tempeln im Lande, haben, nach Rang und Würden, ihre beſondre

Kleidung. Unter andern ſah ich einen ſolchen Prälaten in der Nähe eines Kloſters vor der Stadt Nangaſaki, der lange, faſt auf die Erde gehende, Beinkleider und einen weiten Mantel mit einer langen Schleppe anhatte. Er war ein freundlicher und leutſeliger Mann, und ließ ſich vermittelſt der Dollmetſcher in eine lange Unterredung mit mir über allerhand Dinge ein, die mir aber bei weitem nicht ſo viel Vergnügen machte, als die um ſeinen Tempel ſtehenden Gewächſe und Sträuche.

Religiöſe Gelübde geſchehen häufig von abergläubigen Leuten. Einer unter unſern beſten Dollmetſchern, ein bejahrter Mann, hatte vor langer Zeit das Gelübde gethan, nie Schuhe zu tragen. Er machte auch dies Jahr in den Wintermonaten auf dieſe Art die Reiſe mit der holländiſchen Geſandtſchaft nach Jedo, und ertrug, mit ſeinen bloßen Füßen, alles Ungemach der Kälte ſehr geduldig, und ohne die mindeſte nachtheiligen Folgen davon zu ſpüren.

Die gewöhnlichen Feſte ſind die monatlichen. Von dieſen iſt das vornehmſte, der erſte Tag jedes Monats, an welchem die Japaner des Morgens früh aufſtehen, ſich feſtlich ankleiden, ihre Vorgeſetzten und Freunde beſuchen, und denſelben zum neuen Monate Glück wünſchen; dieſer Tag wird ſeit uralten Zeiten überall im ganzen Reiche gefeiert. Wenn der Vollmond eintritt, am funfzehnten Tage im Monate, wird der zweite Feſttag gefeiert; an dieſem beſuchen die Leute die Tempel mehr als an dem vorhergehenden. Der dritte Feiertag iſt von geringerer Erheblichkeit, und fällt auf den acht und zwanzigſten, oder den Tag vor dem Neumonde.

Außer

Außer dieſen monatlichen Feſttagen feiern ſie noch fünf andre, die jährlich einmal einfallen. Der erſte unter dieſen iſt das Neujahrsfeſt. An dieſem Tage gehen ſie des Morgens ſehr zeitig, in ihrem koſtbarſten Anzuge, zu ihren Vorgeſetzten, Freunden und Anverwandten, um ihnen ein glückliches Jahr zu wünſchen. Der übrige Theil des Tages wird mit Eſſen, Trinken, Beſuchen der Tempel und mancherlei Vergnügungen hingebracht. Einige machen bei dieſer Gelegenheit auch ein, wiewohl unbedeutendes, Geſchenk. Oft giebt auch der älteſte in der Familie eine Abendmahlzeit. Das ganze Land iſt in dieſer Zeit in allgemeiner Bewegung, welche drei volle Tage währt. Der ganze erſte Monat wird hernach beinahe zu nichts andern, als zu Vergnügungen und Zeitvertreiben angewandt.

Das andre jährliche Feſt fällt auf den dritten Tag des dritten Monats; das dritte auf den fünften Tag des fünften Monats; das vierte auf den ſiebenten Tag des ſiebenten Monats, und das fünfte auf den neunten Tag des neunten Monats. Dieſe Tage, welche ſämmtlich eine ungerade Zahl haben, werden von den Japanern für unglückliche Tage gehalten, und deswegen gefeiert, und man verrichtet keine Arbeit oder Geſchäfte an denſelben, ſondern wendet ſie zu Vergnügungen, Glückwünſchungen, und, wiewohl nur in geringem Maaße, zum Dienſt der Götter an. An dieſen Feiertagen ſtellen ſie am liebſten ihre Hochzeiten, Gaſtgebote und andre Luſtbarkeiten an, weil ſie glauben, daß die Götter an der Freude der Menſchen Wohlgefallen haben.

Auch die übrigen feierlichen Beluſtigungen der Japaner ſind mit zu ihrem Gottesdienſte zu rechnen. Dies ſind

ſind in vielem Betracht eine Art Schauſpiele. Die feſtlichen ſind das Laternenfeſt und das ſogenannte Matſuri.

Das Laternen- oder Lampenfeſt wird am Schluſſe des Auguſts gefeiert, und von den Eingebohrnen Bong genannt. Es währt drei Tage, iſt aber am zweiten Abend und in der darauf folgenden Nacht am feierlichſten. Es iſt zum Andenken und zur Ehre der Verſtorbnen geſtiftet, weil man glaubt, daß dieſe jährlich in dieſen Tagen, und zwar am erſten Abend zu ihren Verwandten und Freunden, jeder zu ſeinem Hauſe und ſeiner Familie, zurückkommen, und da bis zur zweiten Nacht bleiben, wo ſie weggejagt werden müſſen. Bei ihrer Ankunft werden zu ihrer Bewillkommung bei allen Begräbnißſtellen Bamboſtangen aufgerichtet, an welche eine Menge Laternen mit Lichtern, und zwar ſo dicht bei einander aufgehängt werden, daß die ganzen Berge wie erleuchtet ausſehen. Dieſe Laternen brennen bis neun oder zehn Uhr des Nachts. Am zweiten Abend, wenn ihrer Meinung nach die Seelen der Verſtorbenen wieder weggejagt werden ſollen, werden kleine Fahrzeuge von Stroh, mit Laternen und brennenden Lichtern verſehen, um Mitternacht in Proceſſion mit Geſang, Muſik und vielem Geſchrei nach dem Strand der See gebracht, aufs Waſſer geſetzt, und Wind und Wogen überlaſſen, bis ſie entweder Feuer fangen und aufbrennen, oder von den Wellen ausgelöſcht werden. Beide Arten von Erleuchtungen mit vielen tauſend Feuern, machen für das Auge einen ungewöhnlich ſchönen Anblick.

Das Feſt Matſuri wird an einem Feſttage, und einem Gott zu Ehren gefeiert. Zu Nangaſacki zum Exempel, wo ich dieſer Feierlichkeit beiwohnte, wird es zum Gedächtniſſe

dächtniſſe des Suwa, Schutzgottes dieſer Stadt gefeiert. Es fällt auf den neunten Tag des neunten Monats, welches der Geburtstag dieſes Gottes iſt. Die Feier wird mit Muſik, Tanz und Comödien begangen. Sie nimmt ſchon am ſiebenden ihren Anfang, da die Tempel beſucht, Gebete verrichtet, und Schauſpiele angeſtellt werden. Der neunte aber wird mit vielem Pomp und großem Koſtenaufwand gefeiert, und zwar jedesmal auf eine andre Art, ſo, daß es in dem einen Jahre damit nicht ſo, als in dem andern, gehalten werden darf. Die Koſten werden von den Einwohnern der Stadt beſtritten, und verhältnißweiſe auf jede Straße vertheilt. Wir ſämmtlichen Holländer waren eingeladen, dieſem Feſte beizuwohnen. Es wurde auf einem großen freien Platze in der Stadt gefeiert. An der Seite war ein großes Gebäude, das wie eine große auf Ständern ruhende Scheune ohne Wände ausſah, und mit Dach und Bänken verſehen war, für die Zuſchauer aufgerichtet, die durch Wachen vor dem Gedränge des Volks geſchützt wurden In dieſem Hauſe ſahen die Magiſtratsperſonen, die Geiſtlichen, die Fremden und andre Vornehmere zu. Zu allererſt ſah man die Prieſter, ſchwarz und weiß gekleidet, mit dem Bildniſſe des Suwa ankommen, und ihre Plätze einnehmen. Zehn bis zwölf Perſonen ſpielten auf Inſtrumenten, und beſangen die Thaten der Götter und Helden, während Mädchen dazu tanzten, welchen der Tanz recht gut anſtand. Die Muſik war ein bloßes Geraſſel, welches ihrem Gotte angenehmer als menſchlichen Ohren geweſen ſeyn mag. Auf die Prieſter folgte ein großer Sonnenſchirm mit dem Namen und Wappen der Straße, der feierlich einhergetragen wurde, nebſt maskirten Muſikanten mit Trommeln, Pfeifen, Glocken und Geſang. Hierauf

auf kamen die Kunſtſtücke ſelbſt, die für jede Straße verſchieden waren; nach ihnen einige Acteurs, und zuletzt die Einwohner der Straße, in Proceſſion, von einer Menge andrer Leute begleitet. Dieſer Zug dauerte beinahe eine ganze Stunde, worauf ſie in der nämlichen Ordnung wieder abzogen, da denn eine andere Proceſſion einher kam, hernach eine dritte, und ſo ferner den ganzen Vormittag. Die Einwohner einer jeden Straße wetteiferten mit den andern in Pracht und Erfindung zur Feier dieſes Feſtes, und um meiſtens ſolche Sachen aufzuweiſen, welche die Erzeugniſſe, Bergwerke, Berge, Wälder, Seefahrt, Künſte, Handwerker u. ſ. w. derjenigen Landſchaft anzeigen, von welcher die Straße ihren Namen führt, und aus welcher ſie ihre Einwohner bekommen hat.

Hochzeiten und Begräbniſſe können auch mit zu den religiöſen Feierlichkeiten der Japaner gerechnet werden, ob ſie gleich dieſelben nicht mit der Pracht als die Europäer und verſchiedne andre Völker, begehen.

Die Trauung geſchiehet auf einem ſchönen und erhabnen Platze vor der Stadt, in Gegenwart der Anverwandten und Prieſter. Braut und Bräutigam treten zuſammen vor einen aufgerichteten Altar, mit einer Fackel in der Hand. Unterdeß hierauf der Prieſter ein Gebet laut herbetet, zündet zuerſt die Braut, welche zur Rechten ſteht, ihre Fackel an einer brennenden Lampe an, darauf zündet der Bräutigam die ſeinige an der brennenden Fackel der Braut an, und nun wünſchen die Anweſenden dem Brautpaare Glück.

Die Todten werden hier zu Lande entweder zu Aſche verbrannt, oder in die Erde begraben. Die erſtere Sitte

ſoll

ſoll ehemals allgemeiner üblich geweſen, jetzt aber nur bei Leichen der Vornehmen gebräuchlich ſeyn. Das Verbrennen geſchieht nicht allezeit auf einem Scheiterhaufen, unter freiem Himmel, ſondern bisweilen in einem dazu eingerichteten kleinen ſteinernen Hauſe mit einem Schornſteine. Die Aſche wird in ein koſtbares Gefäß geſammelt, eine Zeitlang im Hauſe des Verſtorbnen verwahrt, und hernach in die Erde begraben. Sowohl Männer als Weiber, folgen der Leiche, wie auch die hinterbliebenen Wittwen und Kinder, nebſt einem großen Haufen ſingender Prieſter. Nachdem einer von den Prieſtern einen Lobgeſang geſungen hat, ſchwenkt er dreimal eine brennende Fackel über der Leiche, wirft ſie darauf von ſich, und einer von den Kindern oder Verwandten nimmt ſie auf und ſteckt den Scheiterhaufen damit in Brand. Diejenigen, welche man ohne Verbrennen beerdigt, werden in der Stellung, wie die Japaner gewöhnlich ſitzen, in einen hölzernen Sarg geſetzt, und ſo in die Gruft geſenkt. Während und nach der Beerdigung werden wohlriechende Gewürze in und auf das Grab geworfen, und zuletzt ſchöne Blumen auf und um daſſelbe gepflanzt. Hernach wird der Todte von den Hinterbliebenen mehrere Jahre, oft ihr ganzes Leben hindurch, anfangs täglich, in der Folge wöchentlich, und zuletzt jährlich, beſucht, nicht zu gedenken, daß alle Jahr das Laternenfeſt den Verſtorbenen zu Ehren gefeiert wird.

Die Japaner trauern auch förmlich um ihre Todten eine Zeitlang. Die gewöhnliche Zeit der tiefſten Trauer iſt aber doch nur fünf Tage. Bei Landestrauern um fürſtliche Perſonen darf in dieſen Tagen keine Muſik gehört werden.

Die

Die Japaner haben ihre Philoſophen und Sittenlehrer alter Zeiten. Dieſe Männer werden den Prieſtern und heiligen Perſonen gleichgeachtet, und ihre Lehren ſind, wie die Lehren andrer Religionsſecten, angenommen worden. Die vornehmſten von denen, die Achtung und Anſehen gewonnen haben, iſt die Lehre Sjuto oder Kooſi, welche in Europa unter dem Namen der Moral des Confucius bekannt iſt. Sie ſtammt bekanntlich aus China her, wo Confucius vierhundert Jahr nach Budsdo gebohren wurde. Ihre Anhänger beten zwar eigentlich keinen Gott an, glauben auch nur Belohnung des Guten und Beſtrafung des Böſen in dieſer Welt, ſetzen aber doch das höchſte Gut in ein tugendhaftes Leben. Sie glauben die Welt gehöre einer allgemeinen Weltſeele, ohne ſonſt einen Gott zu erkennen; ſie haben auch weder Tempel noch irgend eine Art Gottesverehrung. Ihre Religion beſteht, wie geſagt, hauptſächlich darin, tugendhaft zu leben, gegen jedermann recht zu handeln, und aufrichtigen Herzens zu ſeyn. Zugleich ſchreibt ihre Sittenlehre viele und vortrefliche Regeln zur Regierung des Staats und zu einem wohlanſtändigen und artigen Betragen vor. Sie verbrennen ihre Todten nicht, ſondern legen ſie, wie man in Europa thut, in einen Sarg, und begraben ſie in die Erde. Den Selbſtmord halten ſie nicht für unerlaubt, ſondern rühmen ihn auch als einen Beweis von Heldenmuth.

Das Chriſtenthum wurde in Japan, ſogleich nach der Entdeckung dieſes Landes, von den Portugieſen eingeführt. Ein junger Japaner, der zu Goa getauft ward, unterrichtete die Portugieſen von den Vortheilen, die ſie ſich in Japan, ſowohl in Anſehung des Handels als der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion, zu Nütze machen könnten.

könnten. Die Portugieſen hatten damals völlige Freiheit, allenthalben zu reiſen, zu handeln und zu predigen. Der Handel war ſehr einträglich, und das Bekehrungsgeſchäft, welches die Jeſuiten, ſeitdem ſie im Jahr 1549 zuerſt nach Japan, und zwar nach der Provinz Bugo gekommen waren, und im ganzen Lande trieben, gieng ſo glücklich von Statten, daß verſchiedne Provinzialfürſten, als die Fürſten von Bungo, Arima, Omura, und verſchiedne andre, den chriſtlichen Glauben annahmen. Eine Menge Portugieſen hatten geheirathet, und ſich in verſchiednen Städten von Japan niedergelaſſen. Nach vierzig Jahren, nämlich 1582, war die katholiſche Religion hier in ſolchem Anſehen, daß eine Geſandtſchaft von Japanern nach Rom an Papſt Gregor den dreizehnten mit Briefen und Geſchenken geſchickt ward. Durch den unglaublichen Gewinn im Handel und durch die ſchnellen Fortſchritte des Chriſtenthums, wurden die Portugieſen bald übermüthig, und es währte nicht lange, als ihre Habſucht und ihr Stolz ſie ſtürzten. In eben dem Verhältniſſe, als ihr Reichthum und Anſehn zunahmen, machten ſie ſich den Japanern unerträglich und zuletzt verhaßt, ſo, daß ſchon 1586 ein kaiſerlicher Befehl erſchien, daß die Chriſten ausgerottet werden ſollten, worauf heftige und gewaltige Verfolgungen gegen ſie ausbrachen, wobei bloß im Jahr 1590 über zwanzigtauſend Perſonen umgebracht wurden. Dieſem allen ungeachtet nahmen doch noch viele Eingebohrne den chriſtlichen Glauben an und in den Jahren 1591 und 1592 zählte man zwölftauſend Bekehrte und Getaufte. Ja der Kubo Fride Jori war ſelbſt ein Chriſt, ſo wie auch ſein Hof und ſein Kriegeheer der chriſtlichen Religion zugethan war; und es iſt wahrſcheinlich, daß wenn die Portugieſen ſich vorſichtig und ruhig verhalten hätten,

die angefangne Verfolgung gegen ſie aufgehört haben würde. Aber ſtatt deſſen wuchs ihr Hochmuth und ihre Herrſchſucht, und das ungebührliche Benehmen eines Biſchofs gegen einen von den Provinzialfürſten brachte es endlich dahin, daß ſie ganz geſtürzt, und ihrem einträglichen Handel ſowohl, als der chriſtlichen Religion in dieſem Lande ein Ende gemacht wurde. Bei Gelegenheit einer Reiſe nach dem kaiſerlichen Hofe im Jahr 1596 wurde nämlich ein ſolcher Fürſt von jenem ehrſüchtigen Prälaten ſo beſchimpft, daß er ſich genöthigt ſah, bei ſeiner Ankunft zu Jedo darüber beim Kubo zu klagen. Im folgenden Jahre fing alſo die Verfolgung der Chriſten aufs neue an; den Geiſtlichen würde verboten zu predigen; ein Theil derſelben ward aus dem Lande gejagt, und die Kaufleute nach der Inſel Dezima verwieſen. Zugleich wurde eine Verrätherei entdeckt, welche die Portugieſen gegen den Kaiſer angeſtiftet hatten, um ihn vom Throne zu ſtoßen. Die Holländer, welche damals Krieg mit den Portugieſen führten, hatten nämlich eins ihrer Schiffe weggenommen, auf welchem ſie einen Brief eines japaniſchen Hauptmanns Namens Moro, an den König von Portugal fanden, der einen Anſchlag gegen das Leben und den Thron des Kaiſers enthielt. Dieſe Verrätherei beſtätigte ſich hernach noch durch mehrere, von dieſem Moro nach Macoa geſchriebne Briefe. Es wurde daher beſchloſſen, daß alle Chriſten, die ihre Religion nicht abſchwören wollten, aus dem Reiche vertrieben, oder ohne alle Schonung getödtet werden ſollten. Die Verfolgung wurde hernach vierzig Jahr hindurch ununterbrochen fortgeſetzt, und endigte ſich im Jahr 1638 auf eine ſchreckliche Weiſe dadurch, daß ſieben und dreißigtauſend Chriſten, welche ihre Zuflucht nach der Feſtung Simabara genommen

hatten,

hatten, belagert, ſich zu ergeben gezwungen, und alle an einem Tage umgebracht wurden. Dadurch war die chriſtliche Religion nun in Japan ausgerottet, und aller Handel von Europa dahin hatte ein Ende. Die Japaner, welche ſich einbildeten, daß die ſchlechten Handlungen der Chriſten von ihrer Religion unzertrennlich wären, nahmen darauf die kräftigſten Maaßregeln gegen die Wiedereinführung derſelben, und verboten allen Portugieſen aufs ſtrengſte, jemals ihre Küſten zu betreten. Um nun aufs genaueſte auszuforſchen, ob etwa noch chriſtliche Japaner im Lande verborgen ſeyn möchten, trafen ſie verſchiedene Anſtalten, wovon noch heutiges Tages die, daß zu Anfange jeden Jahres, das Crucifix und einige Heiligen-Bilder mit Füßen getreten werden, zu Naugaſacki und in den umliegenden Gegenden ſtatt findet.*)

*) Thunbergs Reiſe.

II.

Beſchreibung des Sanenlandes. *)

Das Klima.

Obſchon hochliegende Länder überhaupt kälter ſind, ſo werden durch die Sonne wegen der Beſchattung ſo vieler mannigfaltigen Bergſpitzen auf einer ſo verſchiedentlich beleuchteten und ungleichen Landſchaft mancherlei ſonderbare Zufälle hervorgebracht. Jede Viertelmeile hat ihr Klima.

Füglich möchte Sanenland ein Compendium von Europa genennet werden. Die Thäler, durch welche der Saneſtrom pfeilſchnell herunterſchießt, enthalten in fünf Geſchoſſen die Verſchiedenheiten, die der Himmel zwiſchen Dauphiné und Hamburg hervorbringt; vom Grunde der Thäler aber bis auf die Gipfel der Gletſcher iſt fühlbar, was der Himmel von Hamburg bis Nova Sembla bewürkt.

Der Frühling der Thäler um Roſſinière iſt bei zehn Tagen früher als zu Oeſch, zu Oeſch als Rougemont, hier als zu Sanen, und am letztern Orte iſt er ſo viel früher als in dem Gſteigthale. Noch iſt in Roſſiniere die Weintraube nicht fremd, aber zu Oeſch; hier wächſt Viburnum, zu Rougemont nicht; hier ſind Pflaumen häufig,

*) Die Landvogtei Sanen iſt eine große Landſchaft im Canton Bern, welche von dem Fluſſe Sane den Namen hat. Ehedeſſen gehörte ſie den Grafen von Greyerz, 1555 aber nahm ſie die Stadt Bern gegen Bezahlung an ſich. Schriften von K. V. von Bonſtetten. Zürich 1793.

häufig, ſchwerlich ſtehen ſolche jenſeits der Burg Vanel; auch der Kirſchenbaum erträgt endlich die höhere Luft nicht mehr, und ſeinen Platz überläßt er den Tannen, bald verſchwinden die Tannen; wir wandeln zwiſchen myrtengeblätterten Weiden, in dem allerliebſten Geſträuche, die Alpenroſe (fälſchlich) genannt, mit Lorbeerblättern und ſchönen trichterförmigen Blumen gebunden, dlicht, roſenroth. Hier iſt auch der kleine Myrtill mit jener wachholderähnlichen Frucht, welche uns unter den Erdbeeren erquicket. Höher kommen fadenartige Gewächſe, dünne Blumen ſo trocken als Tuch; bald aber die Geſchlechter der weißen und niedrigen, lapponiſchen und kamtſchadaliſchen Gewächſe, auf dem kurzen dicken Raſen, den kaum Schaaſe und Gemſe erſteigen. Zuletzt werden die Felſen von Moos tauſendfältig befarbet, worauf die Natur in blauem grönländiſchen Eiſe erſtirbt.

In Sitten und Kleidern iſt hier das Volk ſo verſchieden, als das Land an Früchten und Luft. Von den ſchwarzen Mützen der Weiber zu Sanen ſteigt man ſtufenweiſe zu den ſtädtiſchen Friſuren der Weiber von Roſſiniere. Hier ſind einige reiche und arme Männer; in den kältern Gegenden iſt kein ſo großer Unterſchied und er iſt unbemerkbar wegen der Sitten. Die reichſten im Sanenthale, die oberſten Vorſteher des Volks, begleiten mit Weib und Kindern die Heerde nach dem Berge, melken die Kühe, und halten dieſe alten Sitten für Ehre; die Großen auf dem Dorfe Roſſiniers ſchämen ſich ſolcher Arbeiten.

Die Schattenſeite dieſes Thals wird im Winter zwölf Wochen lang nie von der Sonne beleuchtet; hingegen die Sonnenſeite genießt alsdann täglich acht Stunden lang

ihre concentrirten Strahlen, und alle benachbarte Felſen werfen dieſelben zurücke. Dieſe Verſchiedenheit bringt mitten in dem Thale einen immerwährenden Luftſtrom hervor.

Es iſt ein Haus in dem Thale Rougemont, deſſen Bewohner im Klima Norwegens einſchlafen, und im Klima von Frankreich aufwachen. Es wird nämlich dieſes Haus durch eine Felſenkette beſchattet, bis die Sonne höher ſteigt, worauf ſie den ganzen Morgen zwiſchen den Spitzen auf- und untergeht, bald aber über allen Felſen hoch in voller Majeſtät glänzt; alsdann hat jedes Haus die Sonne täglich vier Stunden länger.

Im Winter ſind alle Thäler mit Schnee bedeckt, in ſo fern die Berge der Sonne den Zugang verſperren; die Sonnenſeite aber iſt in ihrer Mitte immerdar grün und beblümt. Auf den Gipfeln kann die Sonne den Schnee nicht ſchmelzen, und die Thäler liegen im Schatten. Alſo ſchimmern die weißen Zinnen des Amphitheaters auf dem hellblauen Grund des Himmels; unter ihnen dehnen ſich grüne Wieſen im Frühlingsſchmuck weit und hoch über das tief mit Schnee bedeckte Thal aus. Oft werden die Wohnungen auf der Sonnenſeite nicht geheitzt, und die Weiber arbeiten bei offnen Fenſtern. Allein die höher ſteigende Sonne erwärmet im Frühling das Thal; die mittlere Gegend am Berge bleibt alsdann um ſo viel kälter, um wie viel ſie höher als das Thal gelegen iſt; für ſie iſt alſo verhältnißmäßig der Winter wärmer als der Frühling. Vielleicht bringen die Sonnenſtrahlen, da ſie im Winter ſchiefer fallen, auf eine ſehr abhangende Fläche die Würkung der Mittagsſonne hervor; denn ſchiefe Strahlen fallen perpendicular auf ſchiefe Flächen.

Ich

Ich habe dieſen ganzen Winter hindurch *) am Walde und auf dürren Höhen die Polygala buxifolia blühen geſehen; lieblich duftete ihr Geruch, wie von der Aprikoſe. Im Anfange des Februars zierte den Raſen die weiße Knoſpe der Safranblumen. Bald aber waren das Moos des Waldes und jeder Zaun von dem **) Wintergrün tapeziert, und erfreute die Amſel mit ihrem Flötentone jeden einſamen Spaziergang. Ich lag Stundenlang mit Horatius unter den Tannen, unter mir das Thal tief mit Schnee bedeckt, große Säulen von Eiſe hiengen an dem Ufer der Sane von dem Felſen herunter.

Der erſte Schnee am Ende des Novembers bedeckt einen Raſen, der noch dichte und mit Blumen geziert ſteht; alsdann glänzt noch das goldene Leontodon unter den Flocken hervor. Bald werden alle Garten und Wieſen, wie es die Geſetze erlauben und befehlen, die allgemeine Straße. Tauſend Schlitten durchfliegen alle Thäler; dann werden die langen Schneeſchuhe der Lappen geſehen. Alles iſt fröhlich, alles lebt; alsdann werden häusliche Feſte gegeben, und Heirathen vollzogen.

Die Sonne ſchimmert aus dem beſchneiten und beeisten Tannenwalde mit allen prismatiſchen Farben hervor. Wann die Luft rauh und etwas dunſtig iſt, entſtehen gleich als aus den Gipfeln der Felſen, welche die Sonne verborgen, dunkelweiße Streifen in mancherlei regelmäßigen Richtungen und Geſtalten; ein Schauſpiel, welches dieſem Land eigen ſcheint, und vielleicht von gefrornen Dünſten herkömmt. Uebrigens pflegen die Winkel

C 4 dieſer

*) 1779.

**) Pervenche.

dieſer Streifen von 60 Graden zu ſeyn, wie die Winkel der Eisſtrahlen. *)

Der Schnee ſchmilzt langſam, anfänglich zwar von oben her; doch ſeine Oberfläche gefriert wieder bei nächtlicher Kälte, worauf das Land als unter einem Eisharniſch auffriert. Schon leben die Gewächſe auf, und erhebet ſich das Gras; beim erſten Südwind hört man das Eis in Stücken ſplittern, in wenigen Stunden iſt alles mit einem weißlichten Raſen bedeckt; bald wird alles grün.

Es iſt eine Wolluſt, in dieſem anmuthigen Lande den Sommer zu leben. Abend und Morgen ſind kühl, denn die Sonne geht ſpät auf und früh' unter; bei jedem Schritte quillt ein Brunn, und rauſcht ein klarer Bach im Dunkel der Tannen, oder unter abhangenden Felſen in ewiger Geſellſchaft kühler Lüfte. Drei Monate dauert indeſſen die Heuerndte, von den frühen Thälern bis auf Gipfel, wo Vieh ſich nicht hinwaget; während welcher Zeit im Frühlingsthale Gras zur zweiten Erndte wächſt. Von ſo vielen Alpenkräutern wird indeſſen die Luft auf das lieblichſte durchduftet. —

Bisweilen ſcheint zwar im Gebürge die Luft entflammt, und die Sonne brennt im engen Felſenthale mit voller Macht; um den Fuß der Berge verſammelt ſich mit ſchwerem Schritte ein langer Wolkenzug; Donner ertönt in wiederhallenden Höhlen; der Himmel wird ſchwarz. Hierauf erkühlet ſchnell die Luft, und Schnee bedeckt Berg und Thal. Die Heerden, deren viele auf ihrer Weide

*) Vielleicht war dieſe ſonderbare Lufterſcheinung nichts als der Schatten vieler verborgenen Felſenſpitzen auf einer zwar unmerklich neblichten Luft.

Weide verſchloſſen ſind, und welchen der Schnee den Rückweg verbirgt, blöcken, vor Schrecken ſtarr, oder ſtürzen die Felſen hinab; andere treiben bei Hunderten ſchaarenweiſe zuſammen, und ſteigen ohne Hirten ab den Alpen; im tiefen Thal ertönt ihre klagende Stimme. Da werden ſie in der allgemeinen Hungersnoth mit eigener Milch ernährt. Allein in wenigen Tagen erſcheinen alle Berge im vorigen Schmucke aller Gaben ihrer Natur.

Sturm, Regen und Schnee kommen aus West. Vom Südwinde werden im Frühlinge die Gletſcher gereiniget, alle Thäler von Schnee befreiet, und im Sommer und Herbſt Ueberſchwemmungen verurſacht. Nicht leicht heulet hier Boreas; der Oſtwind iſt noch ſeltener. Faſt nie erheben ſich Nebel, die ausgenommen, welche Morgens am Saneſtrom ſtehen; aber auf den hohen Gebürgen findet man den Schauplatz eines unaufhörlichen Wolkenſpiels.

Oft ſteigt bei hellem Himmel tief aus dem Thal ein Rauch empor, umhüllt uns, verſchwindet, und ſteht plötzlich über unſerm Haupte als eine weiße Wolke. Oft ſchwimmen langſam viele Wolken durch die Luft, um nach und nach einige Felſenſpitzen zu umſchleiern; ein unermeßlicher Horizont in voller Sommerſchönheit ſtürzt ſogleich in ſchwarze feuchte Nacht. Ich ſah einſt von dem Gipfel einer der vorderſten Alpen die ganze Schweiz bis an den Jura verwandelt in ein Wolkenmeer; hoch glänzte es wie Schnee; doch hatte es viel von der weichen Farbe der Wolle; die Fläche war eben und gefärbt, wie das Weltmeer an einem ruhigen Sommerabende. Weſtwärts war die einförmige Kette des Jura Gebürges, abgelegenen Küſten ähnlich; hin und wieder erheben Berge ihre

Gipfel, wie Inſeln. Einige waren mit vielen Heerden bedeckt, welche bald in das Meer herab, und bald aus demſelben emporgeſtiegen kamen; andere Inſeln ſchienen öde, verſchiedene ſcheußlich, wie die im Oberon. Die untergehnde Sonne warf nach und nach auf dieſes Meer alle Farben der Morgenröthe; unmerkbare Schatten milderten den hohen Glanz. Jede Wolke, die durch den Wind aus dem Gebürge herbeigeführt wurde, ſank wie Sand, und nahm ihre Stelle ein. Eine halbe Stunde bei dem helleſten Himmel dauerte dieſes Schauſpiel, als plötzlich das Meer ſich an vielen Orten aufthat, und anſtatt ungeheurer Wunder eine große Menge Schlöſſer, Städte, Flecken und Auen entdeckte.

Starker Hagel und fürchterliche Donnerwetter ſind im Sanenlande ſelten; aber nicht leicht verflieht ein Jahr ohne Erderſchütterung. Die Witterung in den Alpenthälern iſt überhaupt ſtandhafter als im ebenen Lande; ihre Sommer ſind kühler, ihre Winter wärmer. Den Herbſt kennen ſie ſo wenig als die alten Germanier, von welchen Tacitus meldet, ihre Sprache habe für dieſe Jahreszeit nur kein Wort.

Das Hirtenleben.

Das Hirtenvolk im Sanenlande hält ein Mittel zwiſchen feldbauenden Völkern und wandernden Arabern oder Tartaren. Jährlich verändert jede Familie fünf oder ſechsmal ihre Wohnung; jede Woche trifft man auf Hausväter, die mit Weib und Kindern, mit ihrer voranziehenden Heerde, ihrem Käſekeſſel, und einigem hölzernen Geräthe, nach einer neuen Wohnung wandern.

Schwerlich

Schwerlich ſind in irgend einem Lande mehr Häuſer und Hütten. Denn da Menſchen und Vieh nie unter demſelben Dache wohnen, hat jeder bemittelte Mann mehrere Häuſer und eben ſo viele Hütten. Da der Ertrag einer Wieſe meiſtens auf derſelbigen verzehrt wird, hat jede Wieſe eine Hütte von Holz, worin oben das Heu und unten das Vieh verwahret wird. Bei einer einbrechenden Ueberſchwemmung werden die Hütten alſobald auseinander gelegt und fortgetragen; darum haben die Balken und Bretter Ziffern, die ihre Stelle andeuten. Große Steine beſchweren das Dach und verſichern es wider den Stoß der Winde. Das obere Geſchoß beſteht aus übereinander gelegten Tannen, welche dem Winde freien Zug laſſen, hievor iſt hingegen das Vieh durch Bretter verwahret, und ſtehet an zwo langen Krippen und eben ſo viel Kanälen zum Ablauf des Waſſers.

Die Wieſen im Thal *) werden ein- oder zweimal abgemähet und abgeweidet. Am unterſten Rücken der Berge **) werden einige Wieſen abgeweidet und andere abgemähet; aber die Berge ***) werden ihrer Höhe nach, zehn oder zwanzig Wochen lang nur abgeweidet. Viele ſind aber für das Vieh zu ſteil. Hier wird alſo das Heu geſammelt, und erwartet in großen gebundenen Haufen am Rande eines Abgrunds die Schlittenzeit. Alsdann wird es über Schnee und Eis herabgeglitſcht. Unter den letzten Haufen bindet ein Hirt eine Stange, ſo daß derſelbe nicht überwälze; ſetzt ſich auf das Heu, und fährt in einem Huy hoch vom Gebürge neben ſeinem Schlitten herab.

Im

*) Prés fenages.

**) In den Vorſätzen (Giettaz).

***) Montagnes.

Im Sanenlande iſt Leben lauter Genuß, und die Erde nur durch ihre Geſchenke bekannt; indem das Einſammeln der wohlriechendeſten Kräuter an einem Sommertage weniger eine Arbeit iſt als ein Vergnügen, welches die Stadtluſtbarkeiten weit übertrifft. Wohlbeſorgte, reinlich gehaltene, ſchöne Heerden ſind gleichſam ein Theil der Hausgenoſſen des Hirten; ſanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bei der Heerde ihm zur Gewohnheit; von ſeinem Vieh lernt er die Pflichten der Menſchheit.

Wann die Wintervorrathskammern leer ſind, begeben ſich die Familien auf den Vorberg. Wann Heu und Gras hier alle ſind, reiſen ſie mit größern Heerden auf das Gebürge. Alsdann wird von der ſchönſten Kuh, geziert mit einem geſtickten Halsbande und einer hellklingenden Glocke, der Marſch eröffnet. Neben ihr geht auch der Hirt; ihnen folgt Alles. Heerde und Hirten ſind mit Blumen bekränzt; alles ertönt von dem Geklingel der Glocken, Muhen der Kühe und Geſänge der Führer. Das kleine Vieh *) folget nach. Weib und Kinder beſchließen den Marſch. Am Ende des Auguſtmonats ziehen ſie vom Gebürge in den Vorberg. Nachmals wird im Thal das letzte Gras abgeweidet. Bisweilen ziehen ſie abermals nach dem Vorberge, und verzehren den Wintervorrath; endlich begeben ſie ſich in das Thal, und erwarten den Frühling und gleichen Kreis von Vergnügen.

Aber dieſes unſchuldige und glückſelige Hirtenleben begünſtigt keinen Arbeitfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenſchaften und Reichthümer die Menſchen verſetzen, iſt allemal die Mutter der Künſte geweſen. Die Vereinigung der Menſchen hat ihre Geiſtesentwickelung und Fort-

*) Schmalvieh.

Fortſchritte in Verfeinerung begünſtigt; Einſamkeit und Hirtenleben verewiget Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück; ſo daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zur Erhaltung der Würde unſerer Natur auf Erden zolaſſen, und um entnervte ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrſchen.

Im ganzen Sanenland iſt kein Wieſenbau, die Erde wird niemals berührt; wider jene neue mühſame Arbeit ſtreiten tauſend Vorurtheile. Wieſenbau iſt nur wo Feldbau; dieſer führet auf jenen. Hier wird kein Moraſt ausgepoldert, ja man findet ſtehende Waſſer in dieſem ſo ſteilen Lande. Alle Waſſerungskunde, jene welche die Waſſer führen und nach Zeit und Ort geſchickt vertheilen lehrt, und jene welche die Zubereitung des Erdreichs und Abführung der Sümpfe zum Gegenſtande hat, iſt ihnen fremd. Jene erſtere haben die Venetianer, beide die Berner in dem Aargau und Emmenthale. Durch lange Beobachtungen und viele Mühe erlernten dieſe die Natur der Waſſer und Erden, und verbeſſerten letztere durch Vermiſchung der Arten. Die von Sanen begnügen ſich, im Winter die Wieſen zu düngen, vertheilen aber den Dünger ohne alles Geſchicke. Die Wieſen werden zu dürre oder zu feuchte, weil man die Regeln der Wäſſerung und Ableitung nicht beobachtet. Dieſes vermindert um eine Hälfte den Ertrag des Landes. *) Ihre Wirthſchaftsregeln, wenn ſie irgendwo Landbau treiben, haben ſie von den Bewohnern des flachen Landes; alſo ſchicken ſie ſich weder zu ihrem Himmel noch in dieſes Gebürge,

*) Bei dem Dorfe Simplen im Wallis, unter einem ähnlichen Klima und Boden, werden die Wieſen mit großem Erfolg gewäſſert.

bürge, und eben ſo wenig für ein wanderndes altgermaniſches Leben. Daher die meiſten auf dem Berge nur den Dünger ſammeln, das Geſträuche ausrotten, und, um den Berg zu reinigen, die Steine durch Hirtenknaben aufhäufen laſſen.

Gemüſe ſind hier um einen halben oder ganzen Monat ſpäter als anderswo, aber deſto ſchmackhafter. In ſehr kalten Thälern wird im April, wenn der Schnee noch verſchiedene Schuhe tief liegt, einige Erde gegraben, und auf die Gartenbeete ausgeſtreuet; wodurch der alte und nachkommende Schnee ſchmilzt, und in Kurzem der Garten mitten im Schnee frei liegt, gebauet und geſäet wird.

Vor weniger als funfzig Jahren wurde der Erdäpfelbau, nach vielem Wiederſtand, und nachdem viele Kinder wegen dieſer Unternehmungen von den Aeltern geſchlagen wurden, zuletzt eingeführt. Es haben die Erdäpfel im Gebürge mehr Mehl und einen feinern Geſchmack als auf dem flachen Lande, nähren unter allen Alpenfrüchten eine größere Zahl von Menſchen auf einem engern Landbezirke; unterhalten und vermehren alſo die Bevölkerung dieſes mit Volk überladenen Landes, deſſen Unfruchtbarkeit allein die Volksmenge hemmet. Nach und nach möchte hier das Korn durch dieſe zehend freie Frucht verdrängt werden.

Aber älter, und beſonders in dem welſchen Sanenlande allgemeiner, iſt gleichwohl der Anbau der Bohne. Sie iſt in den Alpen ſehr ſchmackhaft; ihr Mehl kömmt in das Brod; ihre Blätter nähren Schaafe; ihre Stengel gebraucht man zur Streuung.

Ueberhaupt wird in den Alpen weniger Gemüſe verzehret, als Fleiſch und Milchſpeiſen.

Vor

Vor Einführung des Käſehandels wurde das Land gepflüget; und iſt aller Bau gefallen, ausgenommen der vortheilhafteſte. Der Kornzehende ertrug von den Jahren 1730 bis 40 ungefähr gedoppelt was von 1770 bis 80; es iſt kein Pflug mehr im ganzen Sanenlande. Hin und wieder um die Häuſer werden einige Stellen theils mit Erdäpfeln und Bohnen, theils mit Hanf und Lein, theils mit Korn und Gerſte beſäet; mit Korn im Frühling, nachdem das Land einigermaaßen gedünget, und ein einzigesmal umgehackt worden. Dann trägt Korn ſechs- bis zwölf- und Gerſte acht- bis zwanzigfältig. Hafer und Roggen ſind nicht bekannt. Hierauf werden die meiſten Kornfelder mit Erdäpfeln und endlich mit Flachſe beſetzt; alsdann in ihrer Erſchöpfung wieder in Raſen verwandelt, welcher aber in ein paar Jahren wieder dicht wird. Ein ſo geringer Kornbau wird nur fortgeſetzt, weil man Stroh für Betten bedarf. Die Kornerndte fällt in die letzten Tage des Auguſt- oder in die erſten vom Herbſtmonate.

So lange vor der Einführung des Käſehandels und Geldreichthums die unzugänglichen Abgründe und Gebürge Sanenland von aller Welt abtrennten und es keinem andern Lande etwas gab noch abnahm, war das Aufbewahren der Käſe das Merkmal eines bemittelten guten Hauſes. Es iſt mir ein Käſe vom Jahr 1643 geſchenkt worden, der aber trocken und unſchmackhaft wie Holz war. Waitzenbrod wurde ſelten gebacken, ſparſam verzehrt, und Landbrod (große runde dünne ungeſäuerte und faſt ungeſalzene Gerſtenkuchen) wie Zwieback auf ein halbes oder ganzes Jahr verwahrt; alsdann geröſtet, und mit Molken als Leckerbiſſen gegeſſen; wie dann jede Familie dergleichen Vorrath noch auf die Bergreiſe mitnimmt.

Als

Als der Handel Geld in dieſe Thäler gebracht, keimte bald mit neuem Reichthum auch der Verbrauch fremder Waaren auf; beſonders lernte faſt jedermann Brod eſſen. Die Unkoſten der Einfuhre machen jeden Mütt Waitzenkorn um einen Reichsthaler, wo nicht um zwei Gulden, theurer; zumal da mit Fortſchreitung des Reichthums beides Brodverbrauch und Arbeitslohn zunahm, der Kornbau des Landes aber in Abnahme gerieth. Wieſen waren die Goldquelle; Sanenland war durch die Natur zum Hirtenland auserkohren. Da wurden die Gewohnheit und jene Localregeln des Feldbaues, welche die Frucht von jahrhundert alten Erfahrungen ſind, vergeſſen. Daher mißlungen den Bernerſchen Landvögten alle Verſuche zu Herſtellung des Kornbaues; dieſe ſchweißauspreſſende und anſtrengende Arbeit wurde von dem Volk gegen die freie ruhige Wonne des Hirtenſtandes umgetauſcht. Ganz kann dieſe Lebensmanier nicht gebilliget werden; weil durch den Ackerbau die Bearbeitung der Erde und Ableitung der Waſſer, und künſtlicher Wieſenbau am Ufer der Flüſſe bekannt geworden; doch vornehmlich wegen der Entvölkerung. Der größte Hirt braucht mehr nicht als ein paar Knechte, ein eben ſo großer Bauer viere derſelben, und ein Weingärtner achte; hiedurch werden die Reichen genöthigt, viele arme Leute zu ernähren. Die Fortſchritte der Entvölkerung verzögert im Sanenlande nur die Sitteneinfalt, welche der Hirtenſtand am ſpäteſten ablegt.

Hanf und Flachs gerathen glücklich; ein halbes Viertel Hanfſaamen bringt über funfzehn Pfund Faden. Bern hebt im welſchen Sanenlande als Zehenden die eilfte Garbe, welches in Mitteljahren bei ſechszehn Schildlouisd'or beträgt. Ueberhaupt wird in gewöhnlichen Jahren

ren ſo viel Hanf gepflanzt als verbraucht. Aus dem, welcher in der Sonne getrocknet worden, werden rothe Tücher; weiße, wann er im Schatten gedörret iſt. Die Ausfuhre feiner Tücher wird gänzlich verabſäumt, obſchon weislich veranſtaltet werden könnte, daß die Allmoſen in Arbeit und nicht in Geld noch Getraide beſtehen ſollten. Hiedurch würden ungebrauchte Nahrungsquellen eröffnet, und nothwendig müßten Trägheit und Bettelei verſchwinden, wenn blinde Güte ſie nicht unterſtützte.

Die Kirſchen- Birn- Aepfel- und Pflaumenbaumzucht iſt nach und nach eingeführt worden; doch findet man auch nicht Einen Baumgarten. Die Nationalbeſchäftigung macht gegen alles andere gleichgültig. In einem kalten Winter erfroren die fruchtbaren Bäume; ſeither wird keiner gepflanzt, alle Baumzucht geräth in Vergeſſenheit; auch wohl darum, weil dieſes wandernde Volk auf dem Gebürge die Bäume nicht vor Augen hat. Alſo kauft es Früchte, um der Mühe der Anpflanzung auszuweichen.

Seither wiſſen ſie wenig von der Wahl der Stellen, vom Pfropfen, Umgraben, Begießen und Reinigen der Bäume; man findet in dem ganzen Lande kaum zwanzig eingepfropfte Kirſchenbäume, obſchon ſie vortreflich gelingen. In den abgelegenſten Alpthälern, wo die Kirſche nicht vor dem Septembermonate reift, blühet ihr Baum ſo glücklich als Tannen; ſein Holz iſt nicht ſchlechter; ſein Schatten iſt unſchädlicher. Sein Daſein verhindert keine andere Art von Landbau; ſeine Frucht iſt ein Gewinn, welcher aus der Luft gegriffen wird; in Savoyen, lebt ein zahlreiches Volk faſt allein von der Kirſchenbaumzucht. Billig würden alſo die Geſetze einem jeden Landmann die

Pflänzung einer beſtimmten Anzahl ſolcher Bäume anbefehlen, um die unfruchtbaren zu verdrängen.

Im deutſchen Sanenlande wird Kirſchenſaft mit Nelken und einigem Zimmt bis zu Harz gekocht, worauf er mit Brod und Butter, ſogar nach dreißig Jahren, und auf guten Tafeln, ſehr angenehm iſt. Vermiſcht mit Senfkorn und einigen Spezereien, wird er ſüßer Senf. Wenn gepreßtes Kirſchenmark mit Wachholderbeeren und einigen Spezereien in etwas Waſſer gähret, wird hieraus ein rothes Bier.

Dieſe Gegenden ſind geſchickt alle Pflaumarten hervorzubringen; allein ſolches überlaſſen die Einwohner dem Zufall. Daher hab' ich wohl eher im Bezirke weniger Klafter zwanzig Pflaumenbäume gezählt. Keine werden gepfropft. Fleißigere Völker treiben Handel damit. Hier, obſchon das Maaß Aepfel in dem Gſteigthale für einen Gulden verkauft worden, werden für Aepfelbäume keine Stellen geſucht.

Alſo iſt ſchwer zu beſtimmen, wie viel dieſem Volke die Natur — und wie viel ihm ſeine Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit verweigern. Als zu Cäſars Zeit Champagne kaum warm genug ſchien zum Kornbaue, zweifelte wohl niemand an der Unmöglichkeit, in dieſer Provinz Maulbeerbäume und Weinſtöcke zu pflanzen; aber fleißige Menſchen werden von der Natur allezeit erhört.

Im Sanenland werden aus Mangel einer Forſtpolizei ganze Wälder zu kurzdauernden hölzernen Zäunen um die Weiden verbraucht, obwohl die Himbeeren, Hambutten und Johannisbeeren in mannigfaltigen vortreflichen Gattungen ihr Geſträuche hiezu anbieten. Alſo berauben die Einwohner dieſes Land einer Zierde, ſich aber ſelbſt des

Jo-

Johannisbeerweins. In England wird er mit Kirſchenſyrup untermengt, wodurch er dem Tinto gleich kömmt.

Der Anbau ſchwarzen Senfs wird von den Schweizern zu großem Vortheile der Engländer verſäumt. Um Blonay am Rücken des Gebürges nach dem lemaniſchen See herab und in den ſaniſchen Thälern iſt er ſehr häufig. Nicht weniger iſt es hier das weiße Senfkraut, aus welchem die Freyburger zu ſehr ſtarkem Verbrauche einen weißen und ſüßen Senf ziehen.

Grap *) wächſt hoch, und gleichwohl nur wild. Niemand preßt Oel aus Cornus ſanguinea noch aus Miagrum ſativum, deſſen Oel nie gefriet. Lathyrus tuberoſus, der ſo gut füttert als der Klee, und an der Wurzel Birnen trägt, welche zwiſchen den Caſtanien und Erdäpfeln in der Mitte ſtehn, hat in allen dürren Feldern ſein Vaterland; in Berlin, Cleve und Maſtricht werden ſie verbraucht.

In Vergleichung mit gelindern Gegenden und fruchtbaren Ländern haben dieſe Thäler an Anbau und Volksmenge, ſo ſehr ſie vernachläſſiget ſcheinen, den Vorzug. Viele Gegenden in England werden gelehrter gebauet; aber da ſind Halden ſelbſt in der Ebene. Zu Sanen ſind Wüſten, die unzugänglich ſchienen, in Wieſen verwandelt, und in fürchterlichen Wäldern ſchöne Gärten hervorgebracht worden. Geſetze thun viel, Geiſt noch mehr, Sitten das Meiſte.

Auflagen für die Armen, Sitten der Heerden und Hirten.

Der Schweizer, urtheilet mit Recht Montesquieu, bezahlt mehr an die Natur, als der Türk an den Sultan.

*) Garance.

Er ſteuert, um ſein Erdreich gegen den Strom der Alpenwaſſer zu beſchirmen, und mehr noch zur Nahrung des armen Mannes.

Jeder Einwohner von Roſſiniere und Oeſch bezahlt (nach Abzug aller Paſſivſchulden und einer Summe von ſechshundert Pfunden) je von ſechshundert Pfunden des Werths liegender Güter 30 Sols; zu Rougemont 18. Dieſe Abgabe, die nach einer niedrigen Schätzung eingenommen wird, ertrug im Jahr 1755 zu Roſſiniere 759, im Jahr 1768 zu Oeſch 5032 und im Jahr 1773 zu Rougemont 3458 kleine Gulden zu zwölf Sols. Durch den Fortgang des Anbaues und Preiſes der Güter ſind bis auf das Jahr 1778 dieſe Summen zu Roſſiniere um 128, zu Oeſch um 379 und in Rougemont um 141 kleine Gulden *) geſtiegen. Alſo werden hier die Abgaben durch den allgemeinen Wohlſtand vermehrt, haben weniger den Anſchein einer Steuer als einer Wohlthat, werden weder geſteigert noch verſchwendet für die Ländersucht eines Königes, oder in den ſelbſtgeſchaffenen Unfällen ſeines Throns, oder zur Ausführung der unordentlichen Einfälle, welche nun ſeine Luſt, dann ſeine Qaal, immer aber die Geiſel derer ſind, welche ſie erdulden.

Die Haupturſache des zunehmenden Preiſes der Güter und großen Käſe im Sanenlande liegt in dem Flor der Amerikaner und Wachsthum des franzöſiſchen Handels. Denn, was keiner der Alten gedachte, als der aufblühende Handel den ſchlaffen Rieſenkörper des menſchlichen Geſchlechts in allen ſeinen Gliedern organiſirte und beſeelte: Das Gras auf dem ſaniſchen Felſengebürg wurde Nahrung für die Bewohner der cannibaliſchen Küſten, und kam

*) Deren 40 einen Schildlouisd'or machen.

kam auf die Tafeln der Nabobs. Wenn der Grundſatz der Ausfuhrverbote mit einer unſeligen Standhaftigkeit behauptet würde, ſo wären wir ein elendes, finſteres, durch alle Verderbniſſe verunglücktes Volk, wie wir es werden mußten, da Potoſi Europa umſchuf, wir aber nach der Schlacht bei Marignane von dem Schauplatz der großen Geſchäfte verſchwanden. Eine gute Geſetzgebung wurde die Mutter des Wohlſtandes, dieſe aber der Vater der Sitten.

Wie die Güter, ſo ſtieg auch der Taglohn; zumal da in einem Lande, welches nicht gebauet wird, Arbeitsleuten billig auch die arbeitsloſe Zeit vergütet wird. Ein guter Mäder bekömmt außer ſeinen vier Mahlzeiten 25 bis 30 Sols. Um Arbeit wandern viele aus, zum Theil für den Sommer, zum Theil für mehrere Jahre, auch wohl auf Lebenslang. Letztere werden in der Waadt oder auf dem Gebürge Jura Schulmeiſter, Hirtenknechte und Käſeköche.

Dieſe Völker ziehen den körperlichen Arbeiten alles, was den Geiſt beſchäftigt, vor; durch ihr ſtilles Leben werden ſie auf Betrachtungen geleitet, und ihre Empfindlichkeit wird auch durch ihre anmuthige Arbeit unterhalten und genähret.

Wenn denen von Sanen verboten würde auszuwandern, ſo würde dieſes ihre Thäler eben ſo wenig an Volk bereichern, als ein Ausfuhrverbot an Früchten; die Bevölkerung wird befördert und gehemmet, vielmehr durch das Lebensglück als durch Geſetze. Aus keinem andern Grunde wimmeln die Alpen von Volk, als weil die Schweizer in allen Ländern des Erdbodens durch alle Künſte des Kriegs und Friedens Nahrung und Glück zu

 finden

finden wiſſen. Die Regierungen ſchirmen allgemeine Sicherheit und Polizei; den Privatmann müſſen ſie ſeinem angeborenen Glückstrieb überlaſſen; dem Hirtenland und Hirtenleben entſagt keiner ohne Noth.

Denn auf dieſen Gipfeln der Erde prangt kein ſtolzer Nachbar mit einer prächtigen Hütte; da herrſcht kein Menſch über Menſchen, ſondern jeder iſt feſſelfrei, und Herr mit gleicher Gewalt über eine ſchöne Heerde, die er liebt, und welche ihn liebt. Ihm wird jeden Tag zweimal der Tribut von ihr dargebracht; er ſieht eine kleine Heerde vom Felſen herab, eine aus dem Wald hervorgehen, und andere aus der untern Wieſe hinaufſteigen. Indeſſen ein größerer Trupp mit langſamen Schritten, unter Weiden, Muhen und Blöcken, von der äußerſten Bergmarke heranziehet, ſtehen ſchon andere gedrängt in und um die Hütte; die Hirtenknaben ſetzen Ziel und Ordnung. Alſo warten ſie ſchaarenweis um die Hütte her, und vermiſchen ihr Gebrülle in die Geſänge des Hirten und in den Schall der mannigfaltigen Glocken; alles iſt voll der fröhlichſten Bewegung.

Jede Heerde von 200 oder 300 Kühen beſtehet aus einer Menge kleiner Geſellſchaften; zwei, drei bis funfzehn Kühe pflegen ſich unter einander unzertrennlich zu verbinden; einige zur Weide im Schatten des Waldes, andere in der Sonne auf den Felſen, auch in großer Entfernung auf den höchſten ſteilen Spitzen oder in dunkelen Thalgründen. Auch lebt hin und wieder eine Kuh einſiedleriſch. Geſellſchaftweiſe ziehen ſie an und ab; die ſchon gemelkten Kühe erwarten ihre Freundinnen. Unter Anführung der älteſten, welche die kühlen Gegenden wiſſen, wählen ſie ſich für die Dauer der brennenden Hitze beſtimmte Schattenörter.

Dieſe

Dieſe Verfaſſung iſt eine Folge vieler heftigen Kriege, welche die Kühe in den erſten Tagen des Aufenthalts im Gebürg', ehe ſie ihre wechſelweiſe Stärke wahrnahmen oder erfuhren, in großer Verwirrung untereinander geführt haben. Derjenige Hirte, der die Königin hat, welche alle andern übewunden und gewaltig regiert, bekömmt eine Belohnung; jährlich iſt ein Tag, woran die Königin mit Blumenkräuzen, der größeſten Glocke und dem ſchönſten Halsband, erſcheint.

Funfzig Kühe haben einen Ochſen. Sein Streit, worein er ſich mit ſeines Gleichen einläßt, iſt fürchterlich; fürchterlich erſchallet von ihm der dicke Tannenwald, in deſſen Dunkel er hinein ſtürzt und ruhet, wenn er zuvor voll Gefühl ſeiner Kraft, in Brunſt oder in Wuth, mit Füßen und Hörnern tief den Grund gewühlt, und Gras, Blumen, Staub und Steine weit und breit herumgeſchleudert hat.

Wer die Reitze des Hirtenlebens nie gefühlt hat, leſe Gesnern, deſſen Herz und guter Geiſt über den verdorbenen Geſchmack deutſcher Nachahmer und franzöſiſcher Phraſeologen glorwürdig triumphirt, und dann die Einfalt und Grazie, welche auf den Alpen iſt, wie wir ſie ſehen, beſchrieben hat. Ich ſchätze mich für glücklich, ihm durch die Bekanntmachung ſeiner unſterblichen Schriften (ſie werden alle deutſchgenannte Hexameter, alle italiäniſche Concetti und franzöſiſche Tändeleien überleben) auch im Lande zu Sanen in den Gemüthern glückſeliger Menſchen Altäre, ſo ewig als ihre Sitten, gegründet zu haben.

Uebrigens wird eine Kuh für ein unſterbliches Capital gehalten; ſie wird im achten Jahre gemäſtet, und ohne einigen Verluſt verkauft. Wohl eher iſt eine Kuh bis in

 ihr

ihr fünf und zwanzigſtes Jahr bei der Heerde geblieben. Die weißen und ſchwarzen ſind nur durch ihre Farbe verſchieden.

Gewerbe.

Alle guten politiſchen Anſtalten ſind Früchte der Erfahrung, die oft ein Zufall reift. Es iſt ein Glück, daß Theorien langſam würken; der Irrthum wird unheilbar, wenn er ſyſtematiſch wird.

Vor Alters war auch dieſes Land inſulariſch; kein Handel, keine Staatswirthſchaft. Alle Ausfuhre war verboten, weil ſie vertheuert, bis mehr hervorgebracht wird; und hierzu war das Volk zu träge. Der Fleiß fing an durch die Vertheurung, die das einkommende Geld veranlaßte.

Reichthum in einem Lande beſteht, wie bei dem Privatmann, in dem Vermögen ſich allerlei Arten von Genuß zu verſchaffen. Hiezu wird erſtlich die Hervorbringung vieler Früchte und Waaren, zweitens Geſchick in dem Vertreibe derſelben erfordert. Es iſt eine allgemeine Würkung der Verbindung aller Nationen, daß der Fleiß einer jeden auf diejenige Waare eingeſchränkt worden iſt, von welcher bei der Beſchaffenheit und Lage ihres Landes der meiſte Gewinn gehoft werden konnte. Die Natur führt hierauf; der Fleiß nimmt hundert Geſtalten an; ſonſt würd' er durch die unvorſichtigen Geſetze der meiſten Staaten erſtickt worden ſeyn. Da in dem Lande zu Sanen, wie oben gemeldet iſt, der Feldbau von der Viehzucht verdrängt worden, muß daſelbſt alle Freiheit gelaſſen werden, aus dieſer den möglichſten Vortheil zu erhalten. Denn außer 3000 Paar Strümpfen, welche

in den franzöſiſchen, und einer Anzahl Tücher, die in den deutſchen Dörfern, doch nur zum Landesverbrauche, verarbeitet werden, außer ein Paar Uhrmachern und einigen Töpfern, iſt niemand anderweitig als beim Vieh beſchäftigt; doch die nöthigen Handwerker, als Schreiner, Schuhmacher, und auch ein Blaufärber, ausgenommen.

Von Bern kommen die Tücher, Seide aus Italien. Korn wird aus dem Freiburgiſchen gebracht, weil das Berniſche zwar im Ankaufe wohlfeiler iſt, aber aus Mangel guter Straßen, durch die Fracht um ſo viel theurer wird. Von Kaffee wird ein faſt fabelhaft ſcheinender Verbrauch gemacht. Nach der Heuerndte pflegen ſich beide Geſchlechter auf zwei oder drei Tage bei einer Hütte auf dem Gipfel des nächſten Berges zu verſammeln; die Mädchen bringen Kaffee, Zucker und Milch, die Jünglinge Muſik und Wein; der Kaffee wird mit vielem Rahm in dem großen Käſekeſſel gekocht; ganze Zuckerhüte werden hineingeſtürzt; auf dem Graſe um denſelben her ſieht man die Geſellſchaft aus hölzernen Löffeln Kaffee trinken. Hochzeitfeſte, zu welchen bis 40 Perſonen gebeten werden, haben wohl eher eine Woche gedauert: Kaffee, Thee (worin Zimmt und Safran) und Wein mit Spezereien und Zucker werden den ganzen Tag aufgetiſcht. Holz um ein Haus zu bauen, wird gemeiniglich von dem ganzen Dorfe herbeigeführt; alsdann werden viele Schüſſeln Kaffee getrunken. Ein Mann aus der Ebene bat einen Freund von Sanen auf Sonntag Morgen zum Kaffee; dieſer kam als zur Kirche geläutet wurde, trank acht Taſſen, ſtand eilfertig auf, und entſchuldigte ſich, daß er nicht Muße habe, heute Kaffee bei ihm zu trinken. Auch die Abendbeſuche werden von ihm beſeelt. Viele Bauern trin-

ken ihn täglich zweimal; die Armen, welche keinen Zucker haben, mit Salz. Vielleicht auch darum werden die Gränzen des Freiburgiſchen und Berniſchen Antheils an der Grafſchaft Greyerz nicht mehr durch jene Felſenwände, als durch die ſchöne Bildung des erſtern Volks (das mehr Wein als Kaffee trinkt) und hingegen die Häßlichkeit, beſonders der Weiber, in Sanen bezeichnet. Bei dieſen werden Kröpfe in ſehr großer Menge, lange hagere Züge, ungeſunde Farbe, und alle Krankheiten, welche die Erſchlappung des Nervenſyſtems hervorbringt, angetroffen. Es iſt wahr, Trunkenheit und Schlägereien hören auf; die Schweizer wollen artig thun. So verbannen die Engländer Punſch und Roſtbeef in die Bedientenzimmer. Die Stifter der Freiheit haben getrunken; getrunken haben die, welche bei Blendheim Ludewig den Großen geſtraft.

Sitten.

Bei den Alten endigte die Erziehung nicht eher als das Leben; denn bis unſer Blut ſtockt, ſchreiten wir fort oder zurück, und äußerliche Eindrücke ſtempeln bis in den Tod den Charakter unſerer Seele. Alſo lernte Jüngling und Greis zu Sparta den Krieg, zu Athen Politik und Geſchmack, zu Rom die Welt bezwingen. Bei uns verlieren ſich die Nationalſitten, weil wir nicht als Deutſche, deren Sprache wir ſo gut als der deutſche Pöbel wiſſen, auch nicht als Franzoſen, in deren ängſtlichen Sittennachahmung, das beſte Alter hinſtirbt, am wenigſten aber als Schweitzer auferzogen werden. Auch iſt Ludwig berühmter unter uns als Winkelried und Erlach. Die

von

von Sanen gleichen den Alten mehr als die Berner, weil ſie mehr der Natur und ihren Vorältern gleichen.

Als die Reformation aufkam, erſchallten die Kirchen von Buße, Ernſt, Gottes Zorn gegen die Freuden der Menſchen, und vom hölliſchen Feuer. Alſobald nach Abſterben der alten Grafen von Greyerz kam nach Sanen eine Geſandtſchaft von Bern (1571) wider dieſer Hirten Laſter und Unzucht, üppige Lieder, ärgerliche Kleider, leichtfertige Tänze, und andere Verbrechen, Strick, Schwerdt und Feuer auzudrohen. Hierauf wurde in dem J. 1584 verboten, länger als bis Untergang der Sonne in Schenken zu ſitzen, oder über zehn Schillinge zu verzehren, weil feurige Zeichen am Himmel erſchienen, und in der Waadt ein Berg eingeſtürzt ſey. Nachmals wurden diejenigen beſtraft, welche bei einem Beſuch ihrer Freunde aus Wallis Muſikanten angeſtellt hatten. Da in den Alpen große Neigung herrſchte allerlei zu dichten, wurde durch die Regenten von Bern ein Geſetz gegeben: Weil in den Comödien wenig Erbauliches bemerkt werde, ſollte künftig niemand mehr dichten, oder Spiele, die aus der Bibel und Hiſtorien allbereit gedichtet worden wären, ohne Erlaubniß wieder hervorziehen (1592). Ferner wurde einer hingerichtet, weil er einem Walliſer um ſechs Thaler ſein Weib erlaubt. Hingerichtet wurde, wer fünfmal bei Mädchen geſchlafen; die Folter wurde auch deswegen gebraucht, und andere Verbrechen wurden mit glühenden Zangen, Lebendigverbrennen und Lebendigbegraben geſtraft. Auch ſchwur ein Hirt von Sanen, er gäbe ſeine Kuh, wenn die Meſſe hergeſtellt würde; die neue Regierung fiel in Haß, das Volk in die alleräußerſte Traurigkeit; mehrere in wenigen Jahren ermordeten ſich ſelber.

ſelber. Die Jünglinge bemüheten ſich um den Schatten der vormaligen Freuden; ſie ſangen in der Chriſtnacht geiſtliche Lieder, wurden dafür beſchenkt, und hielten eine Mahlzeit: Aber auch dieſes wurde ſogleich verboten. Da verſammelten ſie ſich zur Weinleſe an dem Thunerſee, und tanzten dabei; auch hiewider kam ein Verbot. Nun flohen ſie bei Nacht in das Felſengebürg', um in einſamen Wäldern zu tanzen; aber ſogleich kam ein ſcharfes Mandat. Andere tranken mit ihren Freunden am Wochenbett' ihrer Weiber, oder hielten Geburtsmahlzeiten, oder tanzten doch ohne Weiber: und es war eine althergebrachte Gewohnheit bei den Grafen, daß das Volk am Jahrmarkt von ſeinem Herrn einmal bewirthet wurde. Dieſes wurde abgeſtellt, und alles obengedachte, wie nun auch das Tanzen, ſtreng verboten. Durch dieſen langen Kampf wider die Natur wurde ein großer Theil der alten Freude und Anmuth aus dem Leben dieſer unſchuldigen Hirten verbannt; und ſo wurden bei Vielen die Laſter der Heuchler, Schwärmer, entnervten und finſtern Menſchen an die Stelle der Ausſchweifungen eines geſunden muthvollen Volkes geſetzt.

Bei nachfolgenden Sitten haben die Hirten von Sanen ſich behauptet.

Wider die Viehſeuche, ihren einzigen Feind, haben ſie vortrefliche Anſtalten, durch welche ihr Wohlſtand geſichert wird; bei ihnen alſo wird keiner ſchnell arm oder ſchnell reich. Dieſes giebt auch ihrem Gemüth eine beſondere Gleichförmigkeit. Bewogen durch ihren Vortheil, behandeln ſie ihr Vieh ſorgfältig; wodurch zwiſchen Menſchen und Vieh ein freundliches Zutrauen entſtanden iſt. Auch haben oft in Einöden ganze Heerden mir durch

man-

mannigfaltige Bewegungen ihre Freude über die Ankunft eines Menſchen bezeuget, ſind über Zäune und über Graben geſprungen, und mußten mit Gewalt abgetrieben werden. Die einſamſten Hirten haben eine Gaſtfreiheit, welche ſie zutrauungsvoll ausüben und wofür ſie ſich am liebſten mit ein Paar Neuigkeiten bezahlen laſſen; und eine Höflichkeit, welche aus der Furcht jemanden zu beleidigen entſpringt. Einſt in einer grauſen Wüſte zwiſchen den höchſten Felſenſpitzen, viele Stunden von allen Wohnungen, hütete ein Mädchen von zehn Jahren ganz allein Ziegen und Schaaſe. Gebeten um ein wenig Milch, antwortete es: Die Milch gehöre der Mutter. Allein der Fremde ſagte ihr, er dürſte. Das Mädchen legte die Hand an die Stirne, bedachte ſich einen Augenblick, lief hin, und brachte Milch. Geld wollte es nicht: „Ich „habe euch," ſagte es, „Milch gegeben, weil ihr gedürſtet; „aber was würde die Mutter ſagen, wenn ich ihre Milch „verkaufte?" Vor kurzem ſtieg in dieſen Ländern das Klafter Heu auf den unerhörten Preis von ſechs bis zehn großen Thalern. Da war zu Spiez am Thunerſee ein wohlverſehener Bauer, der ſeinen Vorrath nicht verkaufte. Er erfrug im geheim die Dürftigſten, gieng zu ihnen und ſprach: „Liebe Nachbarn, euer Vieh leidet Hunger, und „ich habe etwas übriges Heu, nehmet es hin, und bei „einer guten Erndte gebt mir's wieder." — So ſanfte Sitten werden unterhalten durch die Gewohnheit einander mit Geſchenken zu erfreuen. Am Neujahr tragen die Kinder ſolche zum Prediger, und werden des Morgens von ihm bewirthet: hierauf beſchenken ſie den Landvogt mit Käſen, und werden des Abends bewirthet; ihrer Obrigkeit geben ſie ſonſt nichts. Es iſt ein Tag, da jedermann Kuchen bäckt; alsdann gehen die Kinder mit Körb-

chen

chen von Hauſe zu Hauſe. Diebe hatten eine Hütte geleert, und wurden ob der That ergriffen: Die Hausmutter und ein Verwandter blieben bei ihnen, der Mann holte die Gerichtsdiener. Als dieſe kamen, ſaßen die Diebe bei Tiſche und wurden von der Frau bedient: „Die guten „Leute,“ ſagte ſie, „hungerte gar zu ſehr.“

Die Kindheit iſt bei dieſen Hirten ein Bild ihres Lebens, in derſelben ſchneiden ſie Figürchen aus Horn, welche die Heerden vorſtellen; dieſe ziehen von Wieſe zu Wieſe auf dem Tiſch herum nach dem Berg, welcher ein Stück Holz iſt. Die Heurathen ſind bei ihnen der wichtigſte Zeitpunkt im Leben; vor demſelben iſt, wie Nimas von den Macedoniern ſchreibt, auch hier ſehr Vieles, nachmals aber Nichts erlaubt. Am Neujahr wird in Gſteig die Schriſſeten vorgenommen; d. i. jeder unverheurathete Jüngling ergreift nach der Predigt ein Mädchen, welches er nach der Schenke bringt, und woſelbſt er zwei oder drei Tage bei ihr zubringt; hierdurch fangen gemeiniglich die Heurathen an. Am erſten Sonntage der Ankündigung bleiben die Verlobten aus der Kirche; am zweiten erſcheinen ſie ſehr weiß gepudert, in den ſchönſten Kleidern, der Bräutigam mit einem Degen geziert. Alsdann wird eine Woche in Mahlzeiten zugebracht. Oft wird beſonders, wenn Wittwen heurathen, ein Scharlwari *) dargeſtellt: Nämlich alle Jünglinge wählen einen Vor-

*) In einem Scharivari zu Rötſchmund ſtund ein junger Burſche auf den Achſeln zweier andern, und trat ſo mit einem lange Stabe durch das Dorf. Er nannte ſich den König, und die zwei auf denen er ſtund, nannten ſich ſeine Unterthanen. Ein Einfall der den Begriff ſchildert, den ſich die Hirten von einem Könige bilden.

Vorſteher; dieſer pflegt ihnen zu verbieten die Schwangern oder Kinder zu ſchrecken. Uebrigens werden bei Nacht mit großem Geſchrei die Reiſe vor und nach dem Berg und alle Hirtenarbeiten, im Dorf, durch die Jünglinge, welche die Hirten und Heerden machen, vorgeſtellt.

Häuſer werden von Lerchen- oder Tannenholz auf ſteinerne Grundlagen gebauet, auf dreien Seiten mit hölzernen Gängen umgeben, mit vielen bibliſchen Sprüchen bemalt, und äußerſt reinlich gehalten; unten ſind Magazine, im erſten Geſchoſſe die Wohnzimmer. Viele ſind in Rougemont aus den alten Zeiten der Grafen; und zu Platfeyon im Freiburgiſchen ſteht noch ein Haus vom J. 1415. Die deutſchen Einwohner zu Sanen verachten, als verſtändige Männer, den fremden Kopfputz und Kleiderſchnitt.

Am Sonntage zu tanzen iſt verboten, als wenn Gott im neuen Teſtamente verdammte, was er im alten lobt. Uebrigens iſt hier die Muſik wie das Leben, ſanft und eintönig.

Es iſt eine uralte Sitte vieler Dörfer, Thäler und Kantons, auf grünen Alpenſpitzen jährlich an beſtimmten Tagen Kämpfe im Ringen, Laufen und Steinſtoſſen zu halten; die Sieger werden durch geringe Preiſe, großes Lob, auch wohl ein Lied belohnt. Aber die Regenten haben dieſe Spiele lieber unterdrücken, als vervollkommnen und anwenden wollen. Daraus iſt entſtanden, daß, da die Sitten vom Geſetzgeber unterſtützt werden müſſen, ſchwerlich aber anders als durch andere Sitten verdrängt werden können, dieſe Spiele fortwähren, oft aber aus Mangel an Aufſicht in Schlägereien ausarten. Auf dem olympiſchen Stadium iſt jener Baum der Freiheit entſproſſen,

ſproſſen, unter welchem die Griechen eines glücklichen und rühmlichen Lebens und aller Gaben der Muſen und Grazien genoſſen haben.

Die Hirten leſen in ihrer glücklichen Muße ſehr gern angenehme Bücher, viele mit größerm Vergnügen Sebaſtian Münſters Coſmographie, andere die Chronicken der Thaten ihrer Väter. Die Preußiſchen Schlachten haben ſie mit unbeſchreiblicher Begierde, und mit keinem andern Gemüth als die von Sempach und Laupen, gehört und geleſen:

Sie ſprachen, Bruder Friedrich iſt
Ein rechter Schweizerheld,
Ein Tell; Gott helf ihm wider Liſt
Und Macht der ganzen Welt.

Viele aber, welche wohlfeile Bücher für die beſten halten müſſen, bekommen elende geiſtliche Schriften; darüber gerathen ihre guten Seelen in unverdiente Melancholie. Die katholiſchen Hirten kaufen Meſſen und Ruhe.

In weltlichen Sachen herrſcht hier der Glaube an den Willen Gottes als an ein unveränderliches Schickſal; daher erdulden ſie alles mit unerſchütterlicher Geduld. Nach den Kirchen, als Verſammlungsörtern, kommen ſie von allen Bergen ſchaarenweiſe zuſammen; daſelbſt hören ſie auch die Befehle der Obrigkeit, und oft, wie auf den Hebriden zu geſchehen pflegt, ob ein Wundarzt angekommen ſey. Alsdann wird der ganzen Gemeinde zur Ader gelaſſen.

Gleichwie alle Hirtenvölker abergläubig zu ſeyn pflegen, haben die im Gſteig jene römiſche Gewohnheit, welche Plinius aufgezeichnet hat, nämlich wenn ſie von einem

einen Unfall ſprechen, durch die Worte Montag vor: behalten (wenn es der Montag iſt) böſer Vorbedeutung auszuweichen. Wenn Heerden und Käſe behext werden, pflegt man durch Gegenhexen den Zauber zu löſen. Wenn man den Käſekeſſel ſchlägt, leiden die böſen Menſchen unerträgliche Pein, und müſſen ſich angeben.

Es war in alten Zeiten eine fette große Wieſe auf dem Sanetſch zwiſchen deſſen vier hohen Spitzen; ſie gehörte einem geitzigen alten Weibe, das ſo reich war, daß man vom Berge bis in das Dorf die ganze Straße mit ihren Käſen hätte bedecken können. Dieſes Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen biſſen Käſe begehrte; aber die reiche geitzige Frau antwortete, ſie habe keinen. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Alſogleich erbebete das Gebürge; die vier Spitzen des Sanetſch fielen herab, die Wieſe wurde von Trümmern bedeckt, und heißt bis auf dieſen Tag zur Warnung wider Härte der verlorne Berg.

Alte Eltern hatten einen ungehorſamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, ſondern Gemſen jagen. Bald aber gieng er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte ſein Leben verloren. Da kam der Geiſt des Berges, und ſprach zu ihm: „Dieſe Gemſen, die du jageſt, ſind meine Heerde; was verfolgeſt du ſie?“ Doch zeigte er ihm die Straße; er aber gieng nach Haus, und weidete ſein Vieh.

Im Gſteig hält ein verſtorbener Pfarrer den Seelen ſeiner Gemeinde eine ewige Predigt; nur wenn auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, ſchwinden die Todten in ihre Gräber hinab, und wer ein Todten-

gebein auf die linke Achſel nimmt und rückwärts in die Kirche ſieht, kann die Abgeſchiedenen ſehen.

In der Chriſtnacht gehen die Mädchen rückwärts zu einem Holzhaufen hin; das erſte Stück ſo ſie erhaſchen, zeiget an, ob ihr Bräutigam gerade oder krumm, groß oder klein ſeyn ſoll.

Zu Flendruz iſt ein Haus, deſſen Beſitzer verſchiedene Bettler beherbegte; denn die militäriſche Macht, welche in allen ſaniſchen Thälern wider dieſes Geſindel umherziehet, beſtehet in einem einzigen Mann, der aber der einzige im Land einen Knebelbart trägt. Als die Bettler die Wohlthaten dieſes guten Hirten einige Tage genoſſen, ſeinen kleinen Geldvorrath aber mit leichter Mühe ausgeſpähet, frugen ſie ihn: Ob er nicht möchte reich werden? Er ſagte ja; und die Bettler erklärten ſich ſehr geneigt, aus Dankbarkeit ihm dazu zu helfen. Hierauf wurden Kreiſe gezogen; die Hausmutter brachte bei Mitternacht Erde von dem Gottesacker, und alles Geld wurde in den Kreis gelegt; weil die Zauberer zu verſtehen gäben, Gold mache Gold; alſo jemehr er darbringe, deſto reicher würde er werden. Indeſſen mußte der Hausvater mit Weib und Kindern im obern Zimmer den allerlängſten Pſalm ſingen. Als dieſer, der 119 aus vollem Halſe vollendet worden, gieng die hoffnungsſchwangere Familie voll glänzender Träume und mancherlei Anſchlägen herunter, und wollte den Reichthum in Beſitz nehmen. Aber Geld und Freunde waren verſchwunden.

Zu Ehrenſtellen, als welche ſie von ihrem Hirtenleben zerſtreuen, müſſen die meiſten genöthiget werden, und faſt alle ihre Dörfer ſind von der demokratiſchen zu der ariſtokratiſchen Form übergegangen. Denn unter allen

Re-

Regierungsverfaſſungen iſt nicht leicht eine unnatürlicher als die Demokratie, d. h. gleiche Gewalt bei ungleichen Kräften.

Die Krankheiten dieſes Volks entſtehen beſonders durch den plötzlichen Wechſel der Hitze und der Kälte. Die meiſten ſterben in dem gewöhnlichen Lebensziel. Die Begräbnißmahlzeiten ſind oft, aber vergeblich, verboten worden; ſie ſind ein germaniſches Herkommen, welches auch das Heſſiſche Volk, das vor andern auch in Sitten den Schweitzern ſehr ähnlich iſt, beibehalten hat.

Wenige Menſchen haben einen Sinn für die Einfalt alter Sitten; ſie ſind im Sanenland Natur, bei uns aber Tugend.

III.

Reiſe in das Innere von England. *)

Weg nach Birmingham.

Der Weg von London nach Bath wird am häufigſten beſucht; daher iſt er allmählig mit vielen Häuſern von netter Bauart beſetzt worden. Mehrere fanden hier Nahrung, baueten und meublirten ſich niedlich; andere ahmten nach, bekamen Geſchmack an Gärtnerei, an zierlichem Ameublement u. ſ. w.

Bath iſt eine artige Stadt, und ganz von Kalk (Free-stone) gebauet. Aspler-stone, eine kompakte Art, kann

*) Forſters Anſichten, 3ter Theil.

kann mit einer Axt gebrochen werden, härtet ſich aber in der Luft. Er wird von 20 bis 30 Meilen hergeſchafft; der gemeine Free-stone findet ſich auf der Stelle, wie auch Backſteinthon. Der Sandſtein (bläuliche), der zu Platten für die Fußbänke gebraucht wird, bricht unter dem Kalk (Free-stone), einen wahren Hammit oder Rogenſtein. Er iſt ſehr hart und kompakt; doch läßt ſich das Korn erkennen. Im Hammit ſind hier und da ſehr ſchmale Spatklüfte, etwa ein viertel Zoll breit. Die Bauleute unterſcheiden ſehr die verſchiedenen Arten nach Dichtigkeit und Zuſammenhang, wo der Mineralog nur geringe Varietät ſieht.

Der Luxus iſt in Bath ſo groß, als in London. Man rechnet 800 neu erbauete Häuſer, und Häuſer an denen noch gebauet wird. Man lebt hier übrigens bloß für Ergötzlichkeiten, nicht für Politik.

Miß Pulteney, eine Dame von zwanzigtauſend Pfund Einkünften, hat eine große Beſitzung, Laura-place, welche jetzt gebauet wird. Das Erdreich fing an nachzuſinken von dem Abſturze des Berges; daher bauet man jetzt mit Faſchinen, rammt Pfähle ein u. ſ. w. um zu verhindern, daß die Häuſer nicht in Gefahr kommen.

Der Weg von Bath nach Briſtol iſt häufiger, als der bisherige. Wir fanden an einem Orte in der Mauer eines Hauſes große cornua Ammonis befeſtigt.

Briſtol iſt ein häßlicher, ſchmutziger ſchlecht gebaueter Ort; hat aber eine ſehr ſchöne Lage an der Avon. Längſt dieſem Fluſſe laufen die Guays eine ziemliche Strecke hinabwärts; und hier liegen die kleinen Fahrzeuge, deren jedoch keine große Anzahl vorhanden zu ſeyn ſcheint.

ſcheint. Hier ſind auch die Werfte, wo neue Schiffe erbauet, und alte ausgebeſſert werden. Unter andern ſah ich hier einen ſogenannten dry Dock. Vermittelſt einer Schleuſe, wird bei der Fluth das auszubeſſernde Schiff hineingelaſſen; dann läßt man das Waſſer ablaufen, und ſchließt die Schleuſe, ſo daß das Schiff auf dem Trockenen bleibt, und die Zimmerleute überall bequem beikommen können. Die Seiten dieſes Baſſins ſind ſtufenweis ausgearbeitet, ſo daß man von einer Stufe zur andern bis auf den Boden hinabkommen kann.

Die Ebbe ſteigt und fällt hier in der Avon ſehr anſehnlich, ob ſie gleich erſt mehrere engliſche Meilen unterhalb der Stadt ihre Mündung in den großen Savernfluß hat. Dort gehört die Fluth zu den ſtärkſten, die es in der bekannten Welt giebt. — Es iſt indeß ſehr merkwürdig, daß die weiten Mündungen der engliſchen Flüſſe mit ihrer inländiſchen Größe nicht im Verhältniß ſtehen; denn nur wenige Meilen hinaufwärts ſind ſie gemeiniglich ſehr unbedeutend, ſo z. B. die Themſe bei Maidenhead, die Severn bei Glocester, u. ſ. f. Eigentlich kann es alſo wohl von ihnen heißen: ſie ergießen ſich in große Meerbuſen, die wegen ihrer Tiefe und Weite der Schiffahrt viele Bequemlichkeiten verſchaffen.

Der Handel von Briſtol iſt bekanntlich ſeit einigen Jahren ſehr in Abnahme gerathen, faſt in dem Verhältniſſe, wie der von Liverpool geſtiegen iſt. Die Urſachen dieſes Verfalles liegen tiefer, als daß ich ſie hier entwickeln könnte. Vielleicht gehört die unbequeme Einfahrt in die Rhede, Kings road, vielleicht auch die Emancipation von Irland unter die weſentlichſten.

Wir übernachteten in white Lion, einem elenden Wirthshauſe, wo wir indeß doch, eine Briſtolſche Zeitung im Kaffeezimmer fanden, wie denn doch dieſe, dem Range nach zweite oder dritte Handelsſtadt in England, ſondern beinahe jedes kleine Landſtädtchen mit dieſer Bequemlichkeit verſehen iſt.

Den andern Morgen (8. Jun.) mußten wir ſchon um halb vier Uhr heraus und um vier Uhr ging der Poſtwagen nach Birmingham durch das ſchöne Glocestershire ab. — Einige Meilen von Briſtol, in der Gegend von Stone, auf einer Anhöhe, zeigte ſich uns plötzlich der ganze ſchöne langausgeſtreckte Meerbuſen des Severnſtroms, der Somerſet und Glocestershire von dem Fürſtenthum Wales trennt. Dieſer Proſpekt iſt einer der reichſten in der Welt; und wäre es nicht trübe auf den Hügeln und am Horizont geweſen, ſo müßten wir hier einen Anblick ohne ſeines Gleichen gehabt haben: denn ſchon bei allem Nachtheiligen des bewölkten, halb in Nebel geſchleierten Morgens entzückte er uns. Der Buſen der Severn lag mehrere deutſche Meilen lang, ſo weit das Auge reichte, vor uns da, und dehnte ſich immer mehr aus, wie er ſich dem Ocean nahte. Die Berge von Wales hüllten ihre Gipfel in die Wolken; aber die niedere Gegend blieb ſichtbar, und auf ihr leuchteten in Sonnenblicken, welche verloren durch die Wolken ſchlüpften, einzelne Thürme, Landhäuſer oder Städtchen. Das Waſſer, wo es uns am nächſten war, verlor ſich hinter einem ſchön bewachſenen Hügel, und kam wieder jenſeits deſſelben als ein ſchöner See zum Vorſchein. Der Rhein im Rheingau hat nirgends dieſe Breite. Dieſſeits war der Vorderſaum eine zauberiſche mit hellbelaubten Eſchen bepflanzte

pflanzte Anhöhe, und ein unendliches Thal, welches ſich gegen den Severn hin in eine Ebene verflächte, ausgelegt in köſtliche Wieſen, und umzäunt mit lebendigen Hecken, und hoch emporſtrebenden Buchen, Ulmen und Eichen. Hätten wir dazu die Verzierung des Lichts und Schattens gehabt, ſo wäre dies der reitzendſte Proſpekt geweſen, den ich je geſehen.

Nun kamen wir durch das fette Glocestershire, das wegen ſeiner Viehzucht und wegen ſeiner Käſe berühmt iſt. Eine Frau aus der hieſigen Gegend, die mit uns reiſete, zeigte uns mehrere Bauern von ihrer Bekanntſchaft, die an dem Wege wohnten und vier- bis fünfhundert Pfund Sterling an jährlichen Einkünften haben. Sie gehen aber ganz bäuriſch gekleidet, folgen ihrem Vieh, und füttern es; ihre Weiber und Töchter melken und machen Käſe. Mancher Bauerhof in dieſer Gegend hat ſiebzig und mehr Kühe, und in einer Familie von zehn Kindern hält man nur eine Magd. Die Wohnungen der Landleute in dieſer Provinz haben ein ſchlechtes, vernachläſſigtes Anſehen, und ſind mit ihrem Reichthum in keinem Verhältniß. Mir iſt es wahrſcheinlich, daß Menſchen, die ſich beſtändig mit der Viehzucht beſchäftigen, für die Annehmlichkeit einer netten, reinlichen, zierlich möblirten Wohnung wenig Sinn haben können, weil ſie bei ihrer unreinlichen Beſchäftigung theils nicht darauf verfallen, theils auch, wenn ſie alle Bequemlichkeit hätten, ſie nicht genießen, ihrer nicht froh werden könnten ohne ihr Gewerbe zu vernachläſſigen, und ſolchergeſtalt in eine Lebensart überzugehen, die von ihrer jetzigen Sparſamkeit das Widerſpiel wäre. Wo es einmal Sitte geworden iſt, den Vorzug eines Individiums vor dem andern in der Zahl

ſeiner Heerden zu ſuchen, da wird nicht mehr der Endzweck, weshalb man überhaupt Viehzucht treibt, nämlich froher bequemer Genuß des Lebens, im Auge behalten, ſondern das Mittel wird Zweck, und das Leben iſt mehr nicht als ein emſiges Bemühen, durch frühe und ſpäte Anſtrengung und karge Frugalität, jeden Sohn und jede Tochter mit einer eben ſo großen Habe auszuſtatten, als der Hausvater urſprünglich hatte. Mich dünkt, dieſe Stimmung muß den Kreis der Ideen verengen, muß für den Kopf und das Gefühl nachtheilig wirken, und, wo nicht geradezu eine unmoraliſche Engherzigkeit, doch eine üble Einſeitigkeit im Denken zuwege bringen, die vielleicht auch hier wirklich ſichtbar genug iſt. Ihr kann man es zuſchreiben, daß der Anbau dieſer ſchönen, reichen Provinz ſo ſehr vernachläſſigt wird: daß über das Beſtreben reicher zu werden, der Landmann die Vortheile einer neuen, weiſen, einträglichern Methode nicht einſehen will, lieber bei ſeinem alten Herkommen hartnäckig bleibt, und es ja nicht wagt, ſein Vieh anders als er es bisher gewohnt war, zu füttern, aus Furcht, der Käſe möchte ſchlechter ausfallen, oder was der albernen Einwendungen mehr ſind. Wir ſahen hier das ſchönſte Rindvieh von der Welt bis an den Bauch in Blumen auf der Weide gehen, ſo daß einem deutſchen Oekonomen, wie z. B. dem Edlen Herrn vom Klerfelde, das Herz über dieſe Verſchwendung der Grundſtücke geblutet hätte. Bald möchte man glauben, daß auf dieſer Inſel alles, auch ſelbſt das Vieh, im Genuſſe ſchwelgen ſoll; denn ſicherlich könnte man, bei einer zweckmäßig eingerichteten Stallfütterung, von dem Ertrage derſelben Oberfläche zwanzigmal ſo viel Kühe und Schafe ernähren, und der Landmann folglich zwanzigmal reicher ſeyn, als er iſt.

Mir

Mir ſcheint indeß in dieſer Unvollkommenheit der engliſchen Landwirthſchaft eine ſehr glückliche Ausſicht für die Zukunft zu liegen. Der Umlauf der Begriffe iſt zu ſtark in dieſem Lande, und die ökonomiſche Schriftſteller ſchreien ſchon ſeit funfzig Jahren zu laut über die Vorurtheile, welche noch in dieſem der engliſchen Staatswirthſchaft obwalten, als daß man nicht, ſobald die Veranlaſſung näher gelegt wird, auch hier eine Veränderung treffen ſollte. Es kommt ſicherlich ein Zeitpunkt, wo man den Ackerbau und die Viehzucht nach den Regeln einer geſunden Theorie einrichten, und in ein gehöriges Gleichgewicht mit den Kräften der Natur in dieſem Lande bringen wird. Alsdann — welch eine glückliche Ausſicht für England! — alsdann wenn ſein auswärtiger Handel (der, nach dem unabänderlichen Laufe der Dinge, einmal abnehmen und in mehrere Hände vertheilt werden muß), den Manufakturen keinen Abſatz mehr darbietet, - alsdann wird der Reichthum des Landmannes und die Anzahl ſeiner Produkte in dem Maaße zugenommen haben, daß er die Fabrikwaaren in einem ungleich größeren Verhältniſſe verbraucht, und England wird in ſich ſelbſt, in ſeiner eignen Unabhängigkeit, ſchöner aufblühen, als es mit Hülfe ſeiner allumfaſſenden Schifffahrt und ſeines auswärtigen Debits je blühte!

Die Wieſen in Glocesterſhire ſind für das Auge ſchön, was auch der Landwirth daran tadeln mag. Einen üppigeren Graswuchs wird man nirgends ſehen: nirgends ſo ſchöne Abwechſelung und Mannigfaltigkeit der Lagen, der Geſtalt der Felder, und der hohen, prachtvollen Bäume, die ſich um jedes Feld, mit lebendigen Hecken verbunden, erheben. Hügel und Thal ſind mit den an-

müthigſten Grün bekleidet, und man fährt zwiſchen zwei Gebirgsreihen, der einen links jenſeits der Severn, der andern rechts in Worcestershire; beide ſo ſchön und reich, als möglich. Glocester ſelbſt iſt ein ärmlicher, unanſehnlicher Ort. — Tewsbury, das Vaterland des beſten engliſchen Senfs, iſt, dem äußeren Anſehen nach, ſchon etwas beſſer, und Worcester ein ſehr nettes Landſtädtchen. Die Gothiſchen alten Kirchen in dieſen Städten ſehen ſich ſehr ähnlich; es ſind lange einfache Gebäude, aus deren Mitte ſich ein viereckiger, gothiſch verzierter Thurm erhebt. Das Landvolk ſpricht in dieſen Gegenden einen groben, indeß noch ziemlich verſtändlichen Dialekt, und ſcheint mir etwas bäuriſcher, als auf der weſtlichen Route und um London zu ſeyn. Auch herrſcht in den Phyſionomien weniger Schönheit, weniger Phantaſie; beſonders dünkte mich der Mangel bei dem andern Geſchlechte auffallend ſichtbar.

Nachdem wir in Worcester zu Mittage gegeſſen hatten, kamen wir durch Droitwich (wo beträchtliche Salzpfannen ſind) nach Bromsgow, einem niedlichen Landſtädtchen, und von da über einen hohen Bergrücken, mit einer unabſehbaren öden Gemeintrift, — in Warwickshire und nach Birmingham. Dieſen letzten Theil der Reiſe, von Droitwich an, hatten wir ein junges Frauenzimmer zur Gefährtin, deren Anzug keine gemeine Herkunft, wenigſtens keinen Mangel verrieth, und die uns den Wagen mit Wohlgerüchen aller Art erfüllte. Sie war nicht uneben gebildet, und nicht kokett, aber mit einer vornehmen Anmaßung reichlich begabt, die nur durch ihre Liebe zur Konverſation ein wenig gezügelt werden konnte. Ich war boshaft genug, ſo bald ich es merkte,

merkte, mit meinen Worten äußerſt ſparſam zu ſeyn, ohne ins Unhöfliche zu verfallen; und dieſe Sprödigkeit gelang ſo gut, daß die ſchöne Dame wirklich ihr pretiöſes Weſen um vieles herunterſtimmte, und ihre Reiſegeſellſchafter wohl beinahe für Geſchöpfe von gleicher Natur mit ſich ſelbſt gelten ließ. Es zeigte ſich, daß ſie wirklich ſehr wohl erzogen war, ſehr viele Kenntniſſe beſaß, und ihre Wißbegierde auf nützliche Gegenſtände gerichtet hatte. Wunderbar, daß bei ſolchen Vorzügen ein ſo lächerlicher Stolz ſich in ihren Charakter miſchen, und ihr einen kalten Egoismus eingießen konnte, der die Menſchen von ihr entfernen mußte! Ich kann mir die Entſtehung deſſelben indeß leicht erklären. Wenige Menſchen wiſſen ſich ſelbſt Würde zu geben, ohne den Anſtrich von Kälte und Geringſchätzung gegen Andere zu bekommen; und in ſeiner Würde muß ja das engliſche Frauenzimmer ſich behaupten, wenn es auch darüber in die unerträglichſte Prüderie verfallen ſollte. Unſer Dämchen nahm ihren Hut ab, warf ihm mit Würde, oder doch mit dem Etwas, was hier Würde vorſtellen ſollte, vor ſich hin auf den Sitz, ſchüttelte ihre blonden Locken um ſich her, daß ſie, wie Jupiters Haar, die Atmoſphäre mit Ambraduft erfüllten, und ſpielte mit dem Kutſchfenſter, welches ſie ohne Unterlaß bald aufzog, bald niederließ, um ihre Alleinherrſchaft im Wagen, die ihr niemand ſtreitig machte, zu behaupten. Dann ſprach ſie von Bath, und verſicherte: es ſei, ohne gute Geſellſchaft, der langweiligſte Ort von der Welt; und im Sommer könne man es gar nicht aushalten. Sie pries hierauf das Wetter und den Weg als zum reiten vortrefflich, weil es ein wenig geregnet und der Staub ſich gelegt hatte. Reiten mußte bekanntlich ein ſo vornehmes Frauenzimmer! Einen jungen Menſchen,

der

der ihr Begleiter war, entdeckten wir erſt bei dem Abſteigen in Birmingham. Er hatte draußen auf der Kutſche geſeſſen, kam aber jetzt zu uns ins Zimmer, und trank mit ſeiner Schönen und uns einen Thee, worauf wir Abſchied nahmen, und ſie ſich zu ihren Verwandten führen ließ.

Birmingham kündigt ſich nicht ſehr vortheilhaft an. Es wimmelt zwar von Menſchen auf den Straßen, allein ſie ſahen alle ſo ungewaſchen und zerlumpt aus, daß wir wohl merkten, wir kämen in eine große Fabrikenſtadt. Die Straßen in einigen Quartieren der Stadt ſind enge, kothig, und mit elenden Häuſern bebauet, die den armen Handwerkern und Tagelöhnern zum Aufenthalte dienen. Mitten in der Stadt ſieht man indeß anſehnlichere Häuſer und ſchönere Straßen; unter andern giebt es hier, wie in andern Städten Englands, vortreffliche Wirthshäuſer. Ich bemerkte insbeſondere die Shakspear-Tavern, ein ſtattliches Gebäude, wo äußere und innere Eleganz vereinigt ſind. Indeß fiel ſie mir nicht ſo wohl wegen dieſer Eleganz, als wegen ihrer Benennung auf. Wie ſchön, und in welchem vortheilhaften Lichte, erſcheint nicht die allgemeine Kultur in dieſem Lande ſelbſt darin, daß die großen Männer, die es hervorgebracht hat, auf dieſe Art mit den Helden in eine Klaſſe geſetzt werden! Wann wird man es ſich wohl in Deutſchland einfallen laſſen, einen Gaſthof anzulegen, mit Leſſings, Göthens, Schillers, Wielands Kopfe zum Schilde? — Dies iſt gewiß keine ſo gleichgültige Sache, wie man denkt. Der Genius eines Volks zeigt ſich auch in dieſen Dingen. Die Phantaſie der Holländer erhebt ſich nicht leicht über den Gaaper (Maulaffen): ein Lieblingsſchild, das man auf allen

Straßen

Straßen ſieht, und das einen Kopf mit ſchrecklich weit aufgeriſſenem Maule vorſtellt. Das gekrönte Butterfaß (It gekroonte botervat) und das goldene A B C ſind ebenfalls Beweiſe von holländiſcher Erfindungskraft. In England ſieht man Pope und Dryden, Ben Johnſon, Shakespeare, u. ſ. w.

Birmingham und Soho.

Birmingham am Rea liegt unter 52° 33' N. B. hundert ſechzig Meilen von London, faſt in der Mitte von Endland, zwiſchen Lichfield, Conventry und Worcester. Ungeachtet des Kohlendampfes und der metalliſchen Ausdünſtungen, iſt Birmingham, ſelbſt nach den Ausſprüchen des unglückweiſſagenden Doktors Price, eine der geſundeſten Städte in England, da es einen trockenen Boden hat, und auf Hügeln liegt, die vom Winde beſtrichen werden. Dabei ſind die Arbeiter nicht ſo zuſammen gedrängt, wie in einigen deutſchen Manufakturſtädten, zum Beiſpiel Aachen, Berlin und Schmalkalden, wo einer dem andern die Luft vergiftet. Vor 1676 war Birmingham noch keine Market town, während daß Wolwerhampton längſt dieſes Privilegiums genoß. Im Jahr 1690 hatte es, nach der Anzahl der Geſtorbenen und Gebornen zu rechnen, kaum viertauſend Einwohner, 1778 waren, nach Thom. Hanſon, ſchon ſiebentauſend zweihundert Häuſer, und zwei und vierzigtauſend fünf hundert und funfzig Einwohner. 1789 zählte man gar ſechzigtauſend Einwohner und eilftauſend Häuſer. Alſo hat die Bevölkerung in einem Jahrhundert funfzehnmal zugenommen. Birmingham hatte vor dem Jahre 1690 allerdings ſchon Manufakturen, aber nur in groben Eiſenarbeiten, Nägeln

und

und dergl. Gleich nach der Revolution ſtieg die Induſtrie. Es wurden Gewehrfabriken angelegt. Die Regierung ließ ſich die Waffen für die Armee aus Birmingham liefern, und gab Verbote gegen franzöſiſche Metallwaaren. Nun wurden Knöpfe, Schnallen, Uhrketten u. ſ. w. in England ſelbſt verfertigt. Birmingham und London wetteiferten in der Fabrikation derſelben. Aber die Hauptſtadt, in der das Geld immer wohlfeiler, und der Arbeitslohn immer theurer wurde, mußte bald weichen. In der Mitte dieſes Jahrhunderts war noch kein Kaufmann in Birmingham, der direkte Verbindung mit dem Auslande hatte. Die Londoner Negozianten trieben den commerce d'entrepôt mit Birminghamer Fabrikaten. Jetzt verſchrieben ruſſiſche und ſpaniſche Kaufleute ihre Bedürfniſſe unmittelbar aus Birmingham. Bequemere Ausfuhr durch Verbindung ſchiffbarer Kanäle und Flüſſe, iſt für keine Art der Manufakturen ſo nothwendig, als für Metallfabriken, die eine Menge Brennmaterialien, und ſchwere, rohe, unverarbeitete Waaren bedürfen. Birmingham hat ſeit 1768 eine bequeme Ausfuhr nach allen Meeren, welche die Inſel umfließen. Die Steinkohlen ſind ſeit dem Abzuge des Old Canal (1786) nach den Kohlengruben von Wednesbury beinahe um die Hälfte wohlfeiler geworden. Gegenwärtig (1790) koſten 112 Pfund nur 5 Penny. Die Kohlenſchiffe ſind ungemein lang und ſchmal, die Kohlen ſelbſt mürbe und ſtark mit Adern von Schwefelkies durchzogen. Die neu eröffnete Schifffahrt von Wednesbury nach London hat auch Gelegenheit zu einem Abſatze jener Steinkohlen nach der Hauptſtadt gegeben, wodurch die Newcaſtler gezwungen ſind, ihren Kohlenpreis zu erniedrigen. (Zu einem ähnlichen Zwecke ſchlug der berliniſche Miniſter von Heinitz einen Kanal im

Forſte

Forſte Schweidnitz vor, um den großen Manufakturen eine wohlfeilere Feuerung zu verſchaffen.) Der Old Canal wurde 1772 bis Autherley verlängert, wodurch eine Verbindung mit der Severn, nach Schrewsbury, Glocester und Briſtol, und mit der Trent nach Gainsborough, Hull und London, entſtanden iſt. Ein Arm dieſes verlängerten Kanals führt auch in die Grand-Line, die durch Staffordshire fließt, und nach Manchester und Liverpool geht. England hat den natürlichen Vorzug, daß nicht etwa, wie in Deutſchland und ſelbſt in Schottland, die Abdachung nach einer Seite geht, ſondern daß es in der Mitte der Inſel (Derbyshire) am höchſten (nach Bilkington) ungefähr 1500 bis 2500 Fuß über die Meeresfläche) erhoben iſt. Daher laufen die engliſchen Flüſſe nach allen Weltgegenden aus. Die Kunſt braucht dieſe Ströme nur unter ſich zu verbinden, um England auch von innen ſchiffbarer als alle anderen europäiſchen Staaten zu machen.

Noch ſcheint eine direktere Schifffahrt nach London zu fehlen; aber auch dieſer Mangel wird durch den New Canal erſetzt, der durch Tazely, Fiſchenwik, Tannworth, Polesworth, Atherstone, Nuncaton und Coventry nach Oxford, und von da durch die Themſe nach London führt.

Da Birmingham keine chartred privileges hat, ſo ſchickt es auch keine Repräſentanten ins Parlament. Daß 60,000 Menſchen, deren Wohl in ſo manchen auswärtigen politiſchen Verhältniſſen gegründet iſt, und die wiederum einen ſo weſentlichen Einfluß auf den Reichthum Englands haben — daß dieſe 60,000 keinen Antheil an den öffentlichen Berathſchlagungen nehmen dürfen, während daß

dieſe

dieſe armſeligen Einwohner von Oldeborough über die Herrſchaft des Meeres entſchieden: dieſes Recht, oder Unrecht, iſt weder in dem republikaniſchen Syſtem des Plato, noch in andern klugen Träumereien neuerer Weiſen gegründet. Der Fehler einer ungleichen Repräſentation, iſt der engliſchen Verfaſſung zu oft vorgeworfen, um ihn hier nochmals zu rügen. Nur die triviale Widerlegung, „daß England ſich bei dieſer Verfaſſung bisher wohl befunden habe,“ verdient eine eben ſo triviale Antwort: daß jedes endliche Gute kein höheres ausſchließt, und daß es Unwiſſenheit verräth, Werke des Zufalls, wie doch alle Regierungsformen der bekannten Welt ſind, für vollendete Werke menſchlicher Ueberlegung zu halten. Der Verfaſſer des preſente ſtate of Birmingham hält den Mangel der Repräſentation für einen der größten Vorzüge dieſer Manufakturſtadt, weil die Induſtrie der Arbeiter nie durch Partheigeiſt und Elektionen geſtört wird. Nach einer gewiſſen Moral, die in allen Uebeln einen Troſt findet, mag dieſes Raiſonnement ſehr philoſophiſch ſeyn; auch konnte ein Einwohner von Aachen, der deutſche Zunftideen nach England überträgt, dazu verleitet werden. Wie unbeträchtlich aber im Ganzen dieſe nach ſieben Jahren erſt wiederkehrende Störung gegen den ſchöneren, edleren Gewinn an inneren Kräften iſt, das kann nur der fühlen, den eigene Erfahrung gelehrt hat, wie ſehr die Arbeit gewiſſer mechaniſchen Künſte die Seele ſtumpf läßt; wie ſtreng auch in den freieſten Ländern die Disciplin einer großen Manufaktur iſt, und wie ſehr der durch ſtete Nahrungsſorgen gedrückte Geiſt es bedarf, wenigſtens periodiſch erweckt, auf größere Zwecke geleitet, und des wohlthätigen Gefühls von ſeinem eigenen Werthe kundig zu werden.

Soho,

Soho, die kleine Manufakturſtadt der Herren Bolton, Watt und Fothergill, liegt eine halbe engliſche Meile von Birmingham in einer angenehmen Gegend, die durch Waſſer und Hügel durchſchnitten iſt. Die Gebäude ſind nicht prächtig, weniger ſchön als die preußiſchen Seidenmanufakturen an der Oder bei Frankfurt; aber auch nicht ſo kleinlich als die Frankenthaler. Sie ſind ſolid, geräumig, wohl erleuchtet, und ihrem Zwecke gemäß eingerichtet. An tauſend Menſchen werden hier beſchäftigt, worunter viele Kinder, und zum Polieren auch Weiber ſind. Der wöchentliche Gewinn eines gemeinen Arbeiters iſt im Durchſchnitt ungefähr vierzehn Schilling bis eine Guinée, folglich zwei- bis dreimal ſo groß als in Deutſchland: ein Satz, deſſen Nothwendigkeit ſich nach der hieſigen Wohlfeilheit des Geldes, und der Theurung der Bedürfniſſe gleichſam demonſtriren läßt. Das Arbeitslohn muß in den verſchiedenſten Beſchäftigungen der Menſchen, ſobald ſie von keiner beſondern Geſchicklichkeit abhangen, gleich ſeyn. So weit ich es berechnen konnte, pflegte es im nördlichen Deutſchland ungefähr ſieben bis neun Groſchen täglich zu betragen. Sobald eine Art der Arbeit vortheilhafter als die andere wird, ſo zieht die Hoffnung größeren Gewinnſtes mehrere Menſchen an, und durch die Concurrenz der Arbeiter fällt unmittelbar darauf der Lohn für die Arbeit. Das iſt der natürliche Gang der Dinge. In deſpotiſchen Regierungen, wo das Geſetz ſeinen einzigen Zweck, Hinderniſſe zu entfernen, verfehlt, und dadurch ſelbſt Hinderniſſe verurſacht, kann ein Zweig der Induſtrie bisweilen gewinnreicher ſeyn, als der andere. Aber auch dieſer Vorzug iſt gewöhnlich nur momentan.

Um ſich von den mannigfaltigen Beſchäftigungen in Soho einen Begriff zu machen, muß man die Manufakturen als aus zwei faſt ganz abgeſonderten Theilen beſtehend, betrachten. Erſtlich die Knopfmacherei. Dieſe Arbeit iſt die einträglichſte, und ernährt den größten Theil der Fabrikanten. Das rohe Materiale, das Kupfer, kommt aus Cornwall und aus den neuen unerſchöpflichen Kupferwerken der Inſel Angleſey. Es wird durch Walzen und Streckwerke zu Lamellen gezogen, und die einzelnen Knöpfe, wie bei Stückelung der Münzen, durch einen mit Schrauben und Schwungeiſen niedergedrückten ſcharfen Stempel ausgeſchlagen. Zu dem Glätten des Randes ſind einige Menſchen beſtimmt, welche den ausgeſchlagenen Knopf zwiſchen zwei bewegliche Wellen ſpannen.

Theater in Birmingham.

Es iſt ein herrliches Ding um ein Theater für Reiſende, die den langen Abend an einem fremden Orte, ohne Bekanntſchaft, nicht beſſer hinzubringen wiſſen. Wir waren hier in dieſem Falle; denn um zwölf Uhr Mitternacht ſollten wir abreiſen, und der ganze Abend war noch vor uns. Zum Glück ward heute das Theater hier eröffnet. Ein ſchönes, mit vieler Zierlichkeit erbauetes Schauſpielhaus, verkündigte von außen viel Unterhaltung. Wir gingen hinein, und fanden ein ſehr artiges Amphitheater, faſt ein wenig zu viel mit Zierrathen im Geſchmack von **Wedgwoods** terra cotta beladen, und mit einem ſcheußlichen Plafond-Gemälde verunziert, wo **Terpſichore** in einer verzerrten Stellung, mit einem Fuß in den Wolken, tanzte, **Thalia** auf beiden Knieen, und **Melpomene**, um ſich leichter erſtechen zu können, auf

dem

dem Rücken lag, ein geſchundener Apoll, und eine Pallas Schakespeare's Bruſtbild en medaillon empor hielten, und ein Schiff, der Himmel weiß woher und zu welcher Abſicht, in den Lüften ſegelte. — Als der Vorhang in die Höhe ging, zählten wir vierzehn Perſonen im Parterre; doch in der Folge erſchienen mehrere, und füllten das Haus noch ziemlich. — Lange vorher hatte ſich indeß das Krethi und Plethi auf der Gallerie des Privilegiums ſeine Ungeduld zu äußern, bedient, und uns hatte der Lärm, von einer geringen Anzahl Menſchen lächerlich geſchienen, da der von den Theatern in London nur widrig iſt. — Die Stücke, womit man debütirte, waren nicht die glänzendſten des engliſchen Theaters: the Country girl und the Romp: jenes iſt eine Farce in fünf Akten, dieſes in einem Akt. Eine Madam Davis aus Mancheſter ſpielte die Rolle des unerzognen Landmädchens mit außerordentlicher Kraft und einer unerſchöpflichen Beweglichkeit; ſie kam faſt nie aus dem Springen und Hüpfen, und ihre Stimme hatte eben ſo viel Modulation, als ihre Beine und Arme Schwung- und Schnellkraft. Ein wenig chargirt waren ihre Rollen allerdings; allein der Dichter mochte einen Theil der Schuld haben. Von den übrigen Schauſpielern mag es hinreichendes Lob ſeyn, zu ſagen, daß ſie mich lebhaft an gewiſſe Truppen in Deutſchland erinnerten: zum erſtenmal ſeitdem ich Deutſchland verließ!

Leaſowes.

Hoch in den Ulmenwipfeln sauste der Wind, rauh und kühl ſtreifte er an uns vorüber, und die grauen Wolken von vielen Schattirungen jagten ſich, ſtürzten ſich ſchnell über einander her, ließen Sonnenblicke durchfallen,

und das Blau des Himmels zeigte ſich von Zeit zu Zeit durch zerrißne Oeffnungen des Gewölkes. Da umfing uns ein dunkler Schattengang von allerlei Laubwerk. Noch ſauste der Wind über uns; aber er berührte uns nicht mehr: wir vernahmen das ſanfte Rieſeln des Waldbachs, an dem unſer Pfad ſich hinſchlängelte, und ſtiegen an mancherlei Gebüſchen hinab in das Thal, bis wo ſich der Bach zu einem ſtillen Flüßchen ſammelte und leiſe dahin ſchlich im Gebüſche. Bald zwiſchen den überhangenden Zweigen, öffnete es ſich in einen ſtillen Waſſerſpiegel, deſſen Gränze man nicht überſah. — Wenige Schritte brachten uns an den lieblichen See. Hinter uns war ein ſchöner Grashügel, vorn ein Dorfkirchthurm, und ſeitwärts blöckende Lämmer mit ihren Müttern. Hier ſtürzte ſich ein neues Gewäſſer ins Becken.

Eine Moosgrotte am Bach, der in unendlichen Kaskaden zwiſchen dem Gebüſch und grünen Kräutern ſilbern herabfällt. Am Sitze ſteht die Inſchriſt:

Gulielmo Shenſtone
qui hujusce ruris amoenitates
nec gratas olim nec cognitas
ingenio ſuo indagavit
litteris exornavit
moribus commendavit
ſedem cum rivo
dedicat
E. M.

Und gegenüber auf einer Anhöhe zwiſchen Taxus und hohen Eichen eine ſchöne Urne:

Genio loci.

Weiter

Weiter durch einen Kranz von Eichen, Buchen und Weißpappeln wand ſich der Pfad hinan, um eine Waldwieſe, längs den Gränzen dieſes Zaubergebiets, längs Hügeln mit Acker, Weide und Schatten gekrönt, bis wir an einen ſchönen Grashügel kamen, wo umringt von hohen Fichten ein alter Krug auf einem hölzernen Geſtelle ſteht. — Hier ſchwebte das Auge hin an die äußerſte Gränze des Horizonts, und ruhete zuerſt auf den Wrokin, dem fernen Gebirg' im blauen Nebelduft, und zog ſich dann näher in die durch einander kreuzenden Berge und Thäler. Dieſe zeigten in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit ihre Zierde von hundertfältig ſchattirtem Grün, und ihre ſtets abwechſelnden Umzäunungen, ihre ſchönen Formen, ihre Waldungen, ihre hoch emporſtrebenden ſchwarzen Thurmſpitzen, ihre weißen von der Sonne beſchienenen Kirchthürme, Windmühlen, große weit ausgebreitete, in den Thälern ruhende Dörfer, zerſtreuete Wohnungen, und den unnennbaren Reichthum in ewig abgeänderter Schönheit des Wuchſes, der Gruppirung und des Laubes emporſtrebender Bäume. Näher endlich unter unſern Füßen das ganze liebe Dichterland, und große Hügelrücken prangend mit grünen Saaten, und der Bach, der ſich breit um den Hügel windet, von Erlen beſchattet, die ihre Zweige in das Waſſer ſenken, und Reihen ſchlanker, junger leichtbewipfelter Eichbäume, die den Umkreis in allerlei Richtungen durchſchneiden, und blühendes Gebüſch, welches die Wohnung des Eigenthümers halb verſteckt.

Einige Schritte weiter öffnet ſich eine neue Ausſicht. — Ein Sitz in einem Gothiſchen offenen Kapellchen, zu beiden Seiten mit hohen Eichbäumen, deren Aeſte ſich gatten. Zwiſchen ihnen geht die Ausſicht über eine be-

ſchränkte, aber nicht minder ſchöne Gegend von großem Reichthum.

Bei einer weit ausgebreiteten Wieſe, wo man das Waſſer im Gebüſche halb verſteckt ſieht, giebt ein kleines Wäldchen rechts, Lionswalk, dichten Schatten. Das Waſſer bildet einen Teich, der ſich an den Gipfeln unter die Bäume zieht, und von mehreren Seiten kleine rieſelnde Zuflüſſe aus den Gebüſchen erhält. Unter den verflochtenen Wurzeln einer ſchönen Buchengruppe, an einem moosigen Felſen, läuft ein ſilbernes Fädchen Waſſer, und ſtürzt ſich einige Schuhe tief plätſchernd hinab. Ueber die Wurzeln der Bäume ſtiegen wir den Hügel hinan. Wie brauſt der Sturm, wie ſtürzt der Regen hinab! Kaum ſchützen uns hier die dichten Buchenſchatten. Auf dem Sitze ſteht:

Hic latius otia fundit
Speluncae vivique lacus, hic frigida Tempe
Mugitusque boum molleſque ſub arbore ſomni.

Hilf Himmel, welch ein Guß! Dieſer dicht belaubte Gang ſchützt uns nicht mehr! Dort ſeh ich ein Sacellum. Wir wollen die Laren um Erlaubniß bitten, an ihrem Herde zu ſtehen. Es iſt Pans Tempel.

Pan primus calamos cera conjungere plures
Edocuit; Pan curat oves, oviumque magiſtros.

Auf dieſer moderndeu Bank läßt es ſich ruhen und verſchnaufen, und den langen, langen geraden Pfad durchſehen, den wir ſo ſchnell hierher durchlaufen ſind. Hier können wir uns tröſten über die plötzliche ſchneidende Kälte in dieſen Irrgängen. Iſt es doch als paßten ſich Ort und Wetter und Benennung! Siehe da ein heller Sonenblick; wir eilen weiter.

Wir

Wir ſteigen herab an der Gränze, längs Wieſen und Schatten, die ſich weit hinter den Wohnhäuſern hinziehen. Plötzlich ein Wald! Ein Pfad windet ſich ſchnell hinab in die jähe Tiefe; unten rauſcht kühner und mächtiger der klarſte Waldſtrom dieſes Orts; ein ſchäumender Sturz über die dickbemooſte Felſenbank aus einer heiligen Grotte mit Epheu bekleidet, mit Stechpalmen umwunden, ſchleunigt ſeinen Lauf; und immer wieder ſtürzt die Welle mit neuer Jugendkraft die Bahn der Zeit ſich hinab. Wer iſt der Schutzgeiſt dieſer Schatten? wem ſpielt die Najade? wen verkündigt dieſe feierliche Stille des Waldes? Ha! ein Obelisk!

Genio P. Virgilii Maronis
lapis iſte cum luco
ſacer esto.

Und ein Sitz:

Celeberrimo poetae
Jacobo Thomſon
prope fontis illi non faſtiditi
G. S.

Dieſen wunderſchönen Hügel krönt eine Gruppe blühender, dickbelaubter Roßkaſtanien. Wir müſſen uns ihrem heiligen Schatten nahen! Wie? dieſe Schatten verbergen einen Tempel? Umhüllt mit blühendem Geißblatt, umpflanzt mit Kiefern und Tannen, ſteht hier eine alte Abtei in gothiſchem Geſchmack, deren Inneres zum Wohnhaus einer alten Dienerſchaft eingerichtet iſt.

IV.

Ueber Neapel und die umliegende Gegend.*)

Neapel den 21ſten Februar 1792.

Unmittelbar an der Stadt ſteht gegen Mitternacht auf einer Anhöhe das königliche Schloß Capo di Monte. Als es vollendet war, bemerkte der Baumeiſter erſt, daß es auf hohlem Boden ſtünde. Man mußte von unten Stützen und Subſtructionen anbringen, welche mehr koſteten als das große Gebäude ſelbſt. Es war zur Reſidenz der Könige beſtimmt; man beſucht es wegen der Gallerie.

Dieſe hat ſchöne Gemählde. Wollte man aber, wie man doch ſollte, nur die würklich ſchönen behalten, ſo würde dieſe zahlreiche Sammlung wohl von funfzehnhundert Gemählden auf hundert einſchmelzen.

Zu Wenige wiſſen, wie Hoſiodus ſagt:

„Um wie viel die Hälfte mehr als das Ganze ſei!“

Wollte man dieſen Gedanken auf die meiſten Gallerien anwenden, ſo würde man oft zeigen können, daß der zehnte, ja der zwanzigſte Theil beſſer als das Ganze ſei. Vorzüglich bei manchen Gallerien in Deutſchland.

Folgende Gemählde ſchienen mir beſonders ſchön:

Eine

*) Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien, von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 3 Bände. Königsberg 1794.

Eine heilige Familie von Raphael. Ein ſehr ähnliches wird in der Vaticaniſchen Gallerie für das Original ausgegeben. Ich halte dieſes dafür, doch ſind beide einander ſo ähnlich, daß, wenn jenes eine Kopie iſt, wohl Raphael ſelbſt mag Hand an die Kopie gelegt haben.

Eine Magdalena von Guercino.

Das Porträt eines Mönchs, von Leonardo de Vinci.

Michelangelo's Skizze ſeines großen Gemähldes vom jüngſten Gericht in der Kapelle Sixtina in Rom. Dieſe ſchöne Skizze hat ſich vortreflich erhalten.

Ein Porträt von Paul dem Dritten, von Titiano.

Derſelbige Papſt zwiſchen zween ſeiner Nepoten, wofern nicht etwa der eine ſein natürlicher Sohn iſt, den er zum Herzoge von Parma machte. Er ſcheint ſie in den Geheimniſſen römiſcher Politik zu unterrichten. Es iſt ein trefliches Gemählde, welches Titiano nicht ohne ſatiriſche Laune mahlte.

Die berühmte Danae von Titiano iſt ohne Vergleichung das ſchönſte Gemählde dieſes Mahlers ſo ich geſehen. Es ſtellt den Augenblick des goldnen Regens vor. Verwunderud und zürnend ſteht Amor im Winkel. Die neue Erfindung überraſcht ihn ſo ſehr als ſie ihm mißfällt.

Von Schidone ſind hier verſchiedne ſchöne Gemählde. Unter andern eine junge Frau, welche Bettlern Brod giebt. Neben ihr ſteht ein ſchöner Knabe.

Von ihm iſt auch ein allerliebſtes kleines Mädchen, das mit einem Buch in der Hand in der Schule ſitzt.

In einem Zimmer ſtehen viele ſogenannte etruſciſche Vaſen. Griechiſche Vaſen ſollte man ſie nennen, denn

man findet ſie in Gräbern des ſüdlichen Italiens und Si-cilien. Die ſicilliſchen ſind mehrentheils die ſchönſten. *)

Ich erinnere mich irgendwo geleſen zu haben, daß Cäſars Soldaten ſolche fanden, und ſehr theuer in Rom verkauften. Der Ritter Hamilton, engliſcher Geſandter in Neapel, beſitzt eine große Sammlung ſolcher Vaſen. Der hieſige Mahler, Herr Tiſchbein, hat die Figuren, welche darauf ſtehen, alle gezeichnet. Sie werden bald öffentlich, in Kupfer geſtochen, in einem ſchönen Werke erſcheinen. Zum erſten Theil ſind die Kupfer ſchon ge-ſtochen; die Erklärungen ſind noch nicht völlig ausgear-beitet. Die Figuren auf dieſen Vaſen ſind alle aus der Götter- oder Heldengeſchichte. Es ſind faſt bloße Um-riſſe, aber dieſe ſind mit großer Freiheit gezeichnet. Daß es Nachbildungen großer Gemählde ſeien, iſt mir ſehr wahrſcheinlich. Ihre Bekanntmachung, ihre Vergleichung mit den Baſſi-Rellevi auf Sarkophagen und marmornen Vaſen, mit Münzen, Cameen und Intaglios, ſelbſt mit Statuen, wird vieles in den Vorſtellungen alter Kunſt, ja manche Stellen der alten Dichter aufklären. Dieſe würden auch dafür manches hellere Licht auf die ſprach-loſe

*) In Nola findet man ſehr viele. Es wird darüber geſtrit-ten, ob Nola griechiſchen oder etruſciſchen Urſprungs ſei. Dieſe Stadt liegt einige Stunden von Neapel. Mein Freund, der Marcheſe Rangone aus Modena, hat mir Zeichnungen von Vaſen geſandt, welche nicht mit griechi-ſchen, ſondern mit etruſciſchen Inſchriften bezeichnet ſind. Die Etruſcer hatten alſo auch dergleichen; es ſind aber keine Zeichnungen darauf, wie auf den griechiſchen Vaſen, ſondern nur Schriften. Sollte ein Gelehrter dieſe Zeich-nungen zu ſehen verlangen, ſo würde ich ſie ihm gern mittheilen.

loſe Kunſt werfen. Mannigfaltig, lieblich und edel ſind die Formen dieſer griechiſchen Vaſen.

Die Sammlung der alten Gemmen, ſowohl Cameen als Intaglios, iſt anſehnlich. Unter den erſtern ſah ich eine, welche beweiſet, daß das Hahnengefecht auch ein Vergnügen der Alten war. Bei einem Hahne, der ſichtbar als Sieger ſich brüſtet, ſteht ein Genius mit der Siegspalme. Ein trauernder Genius ſteht beim Ueberwundenen. Eine Schale von orientaliſchem Onyx iſt ſehr ſchön. Inwendig iſt der Stein als Camee bearbeitet, auswendig ſtellt er die Apotheoſe Alexanders vor. Er iſt rund, hat acht Zoll im Durchſchnitt, und über einen Zoll in der Dicke. Unten iſt das Haupt der Meduſa vorgeſtellt.

Da die kleinen Gemmen alle in Glaskaſten gezeigt werden, ſo kann man von ihrem Verdienſt beſonders der Intaglios, nicht hinlänglich urtheilen. Dieſe wollen um ſich ganz zu zeigen, gegen das Licht gehalten werden.

Zwei große Baſſirelievi ſind merkwürdig durch die Ideen ihrer Vorſtellung.

Das eine zeigt eine Venus, welche die Helena beredet, ſich vom Paris entführen zu laſſen. Die ſchöne Spartanerin ſitzt bei der Göttin unter einer Bildſäule der Peitho (Suada, Göttin der Ueberredung). Ihnen gegenüber ſtehet Paris an Amors Hand.

Auf dem andern ſieht man Orpheus und Euridice, im unglücklichen Augenblick, da er, ſeines Verſprechens an Proſerpina uneingedenk, ſich umſieht nach dem geliebten Weibe. Ach ſchon ergreift Merkur, der Schattenführer, ſie bei der Hand.

An

An ehernen, ſilbernen und goldnen Münzen der Alten iſt dieſe Sammlung ſehr reich. Unter den griechiſchen, ſowohl vom alten Mutterlande, als aus griechiſchen Städten in Italien und Sicilien, ſind verſchiedne von großer Schönheit.

Der Ritter Hamilton hat dieſer Gallerie viele Waffen, Kleidungsſtücke, eine Flöte und häusliches Geräth der Einwohner von Otaheiti und Neuſeeland geſchenkt.

In Abſicht auf ſeine Kirchen kann Neapel nicht mit den meiſten großen Städten Italiens verglichen werden. Die hieſigen ſind weder von edler Bauart, noch reich an Gemählden.

In der Kirche San Domenico maggiore iſt ein ſchönes Gemählde vom alten Mahler, Fra (Frate Mönch) Bartolomeo. Das Kind Jeſus auf Mariens Schooß. Jeſus liebkoſet den kleinen Johannes. Hinter dieſem ſteht Eliſabeth. Viel Adel und zarte Schönheit iſt in dieſem Gemählde, welches von der Zeit gelitten hat, aber vielleicht nur eines Firnißüberſtrichs bedürfte, um die Würkung hervorzubringen, deren es fähig iſt.

Eine Verkündigung von Titiano iſt in eben dieſer Kirche. Wiewohl eine moderne Hand das Stück verderbt hat, ſieht man dennoch den großen Meiſter durch.

Die Theatinerkirche des heiligen Paulus ſteht auf einer Stelle, wo ehemals ein Tempel des Kaſtor und Pollux ſtand. Vom Porticus des Tempels ſtehn noch zwey große gereifte korinthiſche Säulen von weißem Marmor. Die Rümpfe der Statuen von den beiden Heroen ſind horizontal in Niſchen eingemauert.

Die

Die Hauptkirche iſt dem heiligen Januarius gewid-met. Auch dieſe iſt prächtiger als ſchön, ja ſie iſt gar nicht ſchön. Der Schatz an Kirchengeräthe und Reliquien mag groß ſein. Hier wird in einer gläſernen Flaſche eine rothe Maſſe verwahrt, welche für das Blut des Heiligen gehalten wird. Ich habe ſie nicht geſehen. Man be-hauptet, daß dieſe Maſſe zweimal im Jahr in der Hand des Erzbiſchofs durch ein Wunder flüſſig werde. Viel-leicht iſt ſie von der Natur, daß ſie durch die natürliche Wärme der Hand flüſſig wird. Ich halte dafür daß die Erzbiſchöfe ſelber an das Wunder glauben. Eine ſo lange Reihe von Erzbiſchöfen, unter welchen oft ſehr ehrwürdige Männer waren, für Betrüger zu halten, wäre weder ge-recht noch weiſe. An den Tagen da dieſes Blut gezeigt wird, ſoll das Volk das Wunder mit Ungeſtüm verlangen, und wenn jenes nicht gleich, oder gar nicht flüßig wird, in Wuth gegen den Heiligen ausbrechen. Die Wölbung der Kuppel in dieſer Kirche iſt von Lafranco gemahlt, die vier Winkel vom großen Dominichino. In der Kirche ſteht ein ſchönes Gemählde von Ribera, dem ſpaniſchen Mahler, den ich dir oft unter ſeinem bekannten Namen Spagnuolo genannt habe. Es ſtellt die Leiche unſers Heilandes und heilige Weiber vor.

Vor dieſem Dom ſtand ehemals die eherne Koloſſal-ſtatue eines Pferdes, welche für wunderthätig gehalten ward. Die Neapolitaner pflegten kranke Pferde um die-ſes eherne herum zu führen. Ob das Pferd und der aber-gläubiſche Wahn aus heidniſcher Zeit herſtammt, weiß ich nicht. Ein Erzbiſchof ließ es umreißen und eine Glocke daraus gießen, welche noch im Dom hängt. Der Aber-glaube ward nicht mit dem Pferde geſtürzt. Der eifernde

Prälat

Prälat ſchenkte Mönchen von der Regel des heiligen Antonius die Wundergabe, krankes Vieh zu heilen Ihnen werden jeʒt wie ehemals dem Roſſe, kranke Pferde, Rinder, Mäuler, Eſel ꝛc. zugeführt; ihrem Seegen trauet man Kräfte zu, welche ehmals im hohlen Erze ſich ſollen verborgen haben. Der Kopf des Pferdes ſteht im Palaſte des Prinzen Colubrano.

Im Univerſitätsgebäude, welches, wo ich nicht irre, Philipp der Vierte bauen laſſen, ſtehet die antike Koloſſalſtatue von Herkules, welche ſo berühmt iſt unter dem Namen des farneſiſchen Herkules. Sie iſt das Werk Glykons des Athenienſers. Immerhin mag dieſer Herkules das Werk erſtaunenswerther Kunſt ſein! Man bewundre mit Recht an ihm des Ebenmaßes Richtigkeit, und kräftiger Muskeln ſchwellende Fülle. Ich ſehe wohl den ſtärkſten Ausdruck der Leibeskraft, aber nichts von der Leichtigkeit, welche die Geſellin der geſunden Schnellkraft iſt, eine Schnellkraft, ohne welche ich mir den Herkules nicht denken kann. Die Fabel erzählt von ihm, er habe über eine Bildſäule des zarten unmännlichen Adonis das ernſte Urtheil gefället: „In dir ſeh ich nichts Göttliches!“ Dieſe Statue ſcheint mir in den entgegen geſetzten Fehler zu fallen. Alkmenens Sohn würde in ihr weder ſich erkannt, noch etwas Göttliches in ihr geſehen haben. Die Fabel, welche ihm mit Hebe, der Jugendgöttin, vermählet, deutet auf Vereinigung heroiſcher Kraft mit jugendlichem Reiz.

In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchöne Seele! So ſagt Haller, und ſo würde ein griechiſcher Bildner aus der beſten Kunſtzeit den Herkules idealiſirt haben. Uebertreibung deutet auf Verfall der Kunſt.

Hier

Hier ſteht auch eine ſchöne kolaſſaliſche Flora. Ich höre, daß ſie von einigen dem großen Bildhauer Poliklet von Sizyon zugeſchrieben werde. Mir iſt indeſſen keine griechiſche Göttin bekannt, welche dieſelbige geweſen wäre, welche die Römer unter dem Namen der Flora verehrten.

Pan, welcher den jungen Apollon im Flötenſpiel unterrichtet, iſt eine ſchöne antike Gruppe.

Der König will dieſes Gebäude zu ſeinem Muſeum einrichten laſſen. Hier ſollen alle Schätze der Natur und der Kunſt, welche noch zerſtreuet, größtentheils aber in Capo di Monte und in Portici verwahret ſind, geſammelt werden.

Verſchiedne ſchöne Antiken ſtehen jetzt in der Porcellanfabrik. Unter andern folgende:

Zween Sklaven. Köpfe und Hände ſind von ſchwarzem Baſalt. Ihre Gewande und phrygiſchen Mützen von buntem afrikaniſchen Marmor. Beide ſind von gleicher Größe, beide ſcheinen im Begriff ſich aufzurichten, noch geſtützt auf einem Kniee; beide tragen etwas auf dem Kopf, das beſtimmt zu ſein ſcheint etwas zu unterſtützen.

Vermuthlich waren dieſe Statuen beſtimmt die Ueberſchwelle einer Pforte zu tragen. Solche männliche Statuen nannten die Alten Telamone; weibliche, welche zu dieſem Gebrauch dienten, hießen Karyatiden.

Eine ſitzende Agrippine. Der Stuhl ruht auf einem ſtarken Pfeiler. Vermuthlich hatten die Alten Stühle, welche ſich auf ſolchen Pfeilern drehten. Noch jetzt findet man ſolche in Italien dann und wann.

Ein ſchöner Kopf. Man nennt ihn Mithridates. Ich halte ihn eher für den indiſchen Bachus.

Eine

Eine Venus, von der Art, welche die Alten nannten. Sie iſt ſehr ſchön. Kopf und Bruſt ſind von einem neuern Künſtler, doch iſt die Ergänzung beſſer als ſolche oft zu ſein pflegen.

Eine eherne Statüe des Merkurs, von außerordentlicher Schönheit. So gebildet mußte der Götterbote ſein! So ſchön und ſo ſchalkhaft der ſchlaue Knabe, den Homer uns in ſeinem Hymnus an ihn ſchildert.

Ein koloſſaliſcher Kopf des Vitellius. Dieſer iſt ein phyſiognomiſches Meiſterſtück. Wie er vorgebeugt da ſteht, auf dem feiſten Nacken, der wollüſtige, kleinlich lächelnde Kahlkopf, mit einer Art von Lächeln, bei dem weder ihm wohl werden konnte, noch andern! Dieſer lächelnde Mund iſt doch halb verbiſſen! Ohnmächtiger Argwohn lauert aus dem gezwungen lächelnden Auge. So ſah der Mann aus, ſo mußte der Mann ausſehen, der ſich durch höfiſchen Frohn bei Caligula, Claudius, Nero zu erhalten wußte! Der zu ſchwach war irgend eine Bitte zu verſagen, dabei grauſam und verworfen genug, einem, den er Freund nannte, Gift im Becher zu geben, den er ihm unter dem Vorwande zu kühlender Fieberhitze verrätheriſch reichte! So hing dieſer Kopf nicht vor, als Vitellius halb nackt durch die Stadt geſchleppt, und ein Degen ihm unter das Kinn gehalten ward, eh ſie marternd ihn abthaten, und den feiſten Leib mit einem Hacken in die Tiber zogen!

Adel, Kraft, Reinheit, Muth und Milde leuchten aus dem Haupt des Marcus Junius Brutus, ſo ſanft gemiſcht, ſo harmoniſch, daß dem Auge des Menſchen, der aus ſeinen Thaten ihn nicht ehren und lieben lernt, auch ſeine Züge wohl unverſtändlich bleiben müſſen. O

ihr

ihr Frakturſchriftſchreiber und Frakturſchriftleſer, die Natur zeichnet ihre Lieblinge mit ſo leichter als feſter Hand aus.

Ihr nachzuzeichnen, nachzuſpüren, nachzuidealiſiren verſtand der große Meiſter, welcher dem Marmor die Geſtalt gab, unter dem Homer ihm erſchienen war. Dies iſt das berühmte, ſo genannte farneſiſche Haupt des Homers. Kindliche Milde und Heroenkraft, Trunkenheit der Liebe und edle Weisheit ſchmelzen zuſammen in den harmoniſchen Zügen des unſterblichen ioniſchen Sängers.

Neapel, den 25ſten Februar 1792.

Unſre Fahrt vom funfzehnten nach Pozzuoli, Bajä, Cumä ꝛc. hatte uns noch lange nicht befriediget. Wir hatten viele Gegenſtände unbeſehen gelaſſen, und beſchloſſen, dieſe Gegenden noch mehr als einmal zu beſuchen.

Heute fuhren wir durch Pozzuoli nach der Solfatara. So heißt eine Ebne, welche öſtlich von dieſer Stadt liegt, ziemlich hoch, und umgeben von an einander hangenden Hügeln.

Ohne Zweifel ſtürzte ehmals ein Vulkan hier ein. Die Stäte iſt noch vulkaniſch. Aus vielen Löchern, welche ſowohl in der Ebne als in den umliegenden Hügeln entſtehen, ſteigt ein heißer Rauch auf. Die Theile, aus welchen er beſtehet, ſind theils ſchwefligt, theils enthalten ſie Alaun, theils Vitriol, und erzeugen daher dieſe drei Materien in den Orten wo der Rauch aufſteigt. Die ſchweflige Materie iſt die herrſchende und erfüllet den ganzen Ort mit ihrem Geruch. Man hat ein kleines

Gebäude hingeſtellet, wo mittelſt einer Art von Deſtillier⸗kolben der Rauch in Waſſer aufgelöſet, gleich unſern ſchwefligen Geſundbrunnen, gegen verſchiedne, beſonders rheumatiſche Uebel, ſehr heilſam iſt. Eben dieſe Tugend hat der aus vielen Löchern aufſteigende Rauch. Der Boden iſt ſo hohl, daß ein großer Stein, den man in ein Loch von der Tiefe eines Schuhes fallen läßt, einen anſehnlichen Raum umher durchdröhnt. Vermuthlich wird die dünne Lage der hohlen Erde mit der Zeit von innerm Feuer verzehret, und dieſe Ebne, welche ehmals ein Vulkan geweſen, ein See werden. Das ſcheint die ältere Geſchichte des Sees Avernus, des albaniſchen Sees, des Spiegels der Diana bei Nemi, und andrer geweſen zu ſein.

Ich habe in der Schweiz und in Italien ſchon oft lebhafter als irgendwo meine Unwiſſenheit in der Natur⸗kunde bedauert. Hier trifft man die Natur in ihrer Werkſtatt. Selbſt mir Laien war es ſehr interreſſant ſie ſichtbar arbeiten, die kryſtalliſirte Schwefelblume, den Alaun und den Vitriol, welche ſie anderwärts in ver⸗borgnen Kammern hervorbringt, hier, ſo zu ſagen, unter ihren Händen entſtehen zu ſehen.

Der Boden der Ebne beſteht größtentheils aus einer Art von Thon. Es wachſen hier viele Kaſtanienſtauden. Die Umwohner laſſen ſie nicht zu Bäumen werden, ſon⸗dern hauen ſie von Zeit zu Zeit bei der Wurzel ab. Ob ſie fürchten, daß ihr Anwuchs die Natur des Orts än⸗dern, und die Einnahme, welche ſie vom Schwefel, Alaun und Vitriol ziehen, vermindern möchte? Ob dieſe Furcht gegründet ſein würde? weiß ich nicht. Der Ka⸗ſtanienbaum ſcheint vulkaniſche Gegend zu lieben. Der

Monte

Monte nuovo iſt auch mit ſolchen bewachſen, und die ungeheuern Bäume dieſer Art in der untern Region des Aetna ſind bekannt.

Hier ſoll Herkules mit den Rieſen gekämpfet haben. Die Alten nannten dieſe Gegend, die phlegräiſche, das heißt, die entflammten Gefilde, und die Solſatara ward von ihnen das Forum des Vulkanus genannt.

Bei Pozzuoli beſahen wir die großen Trümmern des alten Amphitheaters, welches, wie mir nach dem Augenmaße ſchien, dem von Capua wenig nachgegeben. Auch ſind hier Ueberbleiſel von Thermen.

Von dannen fuhren wir nach dem Lukriner See. Dieſer muß durch verſchiedne Erdrevolutionen große Veränderungen erlitten haben. Sueton ſagt ausdrücklich, daß Auguſtus, durch Einlaſſung des Meers in den Lukriner, und durch dieſen in den Averner See, einen Hafen angelegt hätte. Noch jetzt iſt der ſchmale Erddamm, welcher den Lukriner See vom Meere trennt, (ein Damm der dem Herkules zugeſchrieben ward) durchſchnitten, aber der Sand des Meers verſchüttete dieſen Kanal.

Von der Vereinigung dieſer beiden Seen iſt keine andre Spur übrig, als daß an der Seite des Lukriner Sees die hohen Ufer des Averniſchen in anſehnlicher Breite durchſchnitten ſind. Auguſtus glaubte vermuthlich für die Ewigkeit zu arbeiten, als er, oder vielmehr Agrippa, dieſen Hafen anlegte. Faſt möchte man ſagen, Horaz habe das Schickſal dieſes Werkes vorausgeſehen.

Da er von der Veränderlichkeit der Sprachen in ſeiner Epiſtel an die Piſonen ſpricht, ſagt er: „Wir und „was wir beginnen gehöret dem Tode! Es ſei, daß der

„in Erde aufgefangne Neptunus Flotten gegen Stürme „ſchützte, eines Fürſten Werk! oder daß ein lang unfrucht„barer Pfuhl, nun mit Rudern befahren, benachbarte „Städte nähre und den Pflug fühle; oder daß ein „Strom, beßre Wege gelehrt, ſeinen den Früchten un„günſtigen Lauf verändert habe: unteraehen werden ſterb„liche Werke! Wie ſollte denn die Sprache ihren Glanz „behalten, ihre lebende Grazie!“

Unter dem Pfuhl iſt der pontiniſche Sumpf gemeint. Vermuthlich hatte die Zeit den Kanal, welchen Appius Claudius graben laſſen, etwas verſchlemmt; ich ſage etwas, weil Horaz zur Zeit des dritten Triumvirats dieſen Kanal befahren, ehe Auguſtus die Unternehmung, von welcher hier der Dichter ſpricht, konnte angefangen haben Das Bette der Tiber, welche durch Schutt eingeſtürzter Gebäude verenget worden, ließ Auguſtus reinigen und erweitern.

In ſeinem ſchönen Lobe von Italien erwähnt Virgil dieſes Hafens ſehr poetiſch:

Was gedenk' ich der Port', und des eingezwängten Lukrinums;
Und wie den Damm unbändig die zürnende Brandung umdonnert,
Dort, wo juliſche Fluth von des Meeres einſtürzenden Waſſern
Hallt, und tyrrheniſche Wogen den Schlund des Avernus erfüllen?

Das Waſſer des Lukriner Sees iſt ſalzig, und voll von einer Art Herzmuſcheln, die nicht übel zu eſſen ſind. Doch iſt es wohl ſchwerlich eine von jener Art Muſcheln, welche der See ehmals nährte, und die uns Horaz als Leckerbiſſen der Römer in mehr als Einer Stelle nennt. Sie

Sie hieſs Peloris. Ob der See unten Gemeinſchaft mit dem Meere habe? Ob dieſes dann und wann anſchwellend den verſchlemmten Kanal anfülle, oder ob Menſchen ihn zuweilen reinigen? iſt mir nicht bewuſst. Ich vermuthe, daſs untere Gemeinſchaft vorhanden ſei, und daſs die künſtliche durch Wegräumung des Sandes von Menſchen erneuert werde.

Cluver, der zuverläſſigſte Reiſebeſchreiber dieſer Gegenden, ſagt, daſs am Fuſse des Monte nuovo noch Spuren des juliſchen Hafens im Meere geſehen werden. Dieſes zu unterſuchen fehlte mir die Zeit.

Beim Averner See iſt die ſogenannte Grotte der Sibylle. Wir giengen mit Fackeln hinein. Seitwärts hat dieſe lange Höle einen dunkeln ſchmalen Gang, in deſſen Mitte ſich viel Waſſer ſammelt. Von Leuten des Orts, welche dieſer Arbeit gewohnt ſind, lieſsen wir uns hinein tragen. Dieſe Höle iſt ohne Zweifel diejenige, durch welche Virgil ſeinen Helden ins Schattenreich führet Die Sibylle wohnte in einer Höle bei Cumä. Gleichwohl hat die falſche Meinung geſiegt. Die guten Leute nennen dieſe Höle die Grotte der Sibylle, und wiſſen genau von der Art, wie dieſe ſie bewohnte, Rechenſchaft zu geben; gleich einem alten Kaſtellan, welcher mit einer Ehrerbietung, die er dem Fremdling mitzutheilen glaubt, ihm die Gemächer ſeines abweſenden Herrn zeiget.

Virgil gründete ſeine ſchöne Dichtung von der Sibylle auf Ueberlieferung und auf Geſchichte. Sonſt lieſse ſich vielleicht eine natürliche Allegorie finden. Man könnte ſagen, es habe die betagte Seherin in Cumä gelebt, um mitten in den Annalen der Natur zu ſein. Wie intereſſant

ſind in dieſen Gegenden dieſe Annalen! Wer vermag ihre zerſtreuten Blätter zu ſammeln?

Wir frühſtückten an der öſtlichen Seite des Averner Sees, in einem runden Tempel, welcher von Apollon benannt wird. Hätte Lucullus in ſeinem berühmtem Saale des Apollon uns bewirthet, ſo hätten wir ſchwerlich mit beſſerm Appetit gegeſſen. Von einigen wird dieſer Tempel der Proſerpina gewidmet. Es war eine große Rotunde, welche mit Thermen zuſammen hing. Im Tempel wachſen jetzt Pomeranzen und Feigen.

Von dort gingen wir wieder zum Lukriner See, und bis ans Ende des Dammes, welcher dem Herkules zugeſchrieben wird. Hier iſt das Ufer des Meers an der öſtlichen Seite ſehr hoch, oben ſind Ueberbleibſel, vermuthlich von einem Palaſte des Nero. Unten am Berge ſind warme Dunſtbäder, und ein ſchmaler Gang führt an eine heiße Quelle. Die Hitze des Gangs, und der näſſende heiße Boden ſchreckten uns ab. Ein Mann, welcher ſich von oben bis an die Hüften entkleidete, gieng mit rohen Eiern hinein, und brachte ſie nach etwa zwey Minuten geſotten wieder, da doch Eier in kochendem Waſſer fünf Minuten liegen müſſen um gar zu werden. So viel ſchneller iſt die ſtarke Würkung des von Natur beſtändig ſiedenden und verdünnten Waſſers.

Hier ſahen wir vor uns den ganzen Meerbuſen von Neapel, die Inſeln Capri und Niſida. Nero muß von der Höhe ſeiner Villa nebſt dieſer Ausſicht auch von der andern Seite den Meerbuſen von Gaeta, die Inſeln Iſchia und Procida, den Averner und den Lukriner See überſehen haben.

Die warmen Bäder, welche die Thermen des Nero genannt werden, ſollen noch ſehr lange Zeit gebraucht, und von groſser Heilungskraft ſein befunden worden. Es gehet eine alte Sage, daſs vor drey- oder vierhundert Jahren Aerzte aus Salerno, aus Miſsgunſt gegen Quellen der Natur, welche oft ihre Kunſt vergeblich machten, ſie zerſtört hätten. Sie wären aber auf der Rückfahrt bei Capri im Meere umgekommen.

Zu Pozzuoli ſtiegen wir wieder aus, um die groſsen Ruinen eines alten Tempels zu ſehen, der von einigen für einen Tempel des Jupiter Serapis gehalten wird. Wahrſcheinlich iſt mir die Meinung derjenigen, die ihn für einen Tempel halten, den Domitian den Nymphen bauete. Drei groſse korinthiſche Säulen ſtehen noch ganz. Vor ihnen ſieht man auch noch den Grund des runden Gebäudes, auf welchem, nach Art vieler alten Tempel, ein äuſserer Altar unter einer Kuppel von Säulen ſtand. Die drei groſsen Säulen ſtehen da als ein merkwürdiges Denkmahl der groſsen Naturveränderungen, welche dieſe Gegend erlitten hat. Ungefähr zehn Ellen über der Erde ſind ſie durchlöchert von der Art Seemuſcheln, welche Stein zu durchbohren pflegen, und ihrer Geſtalt wegen Meerdatteln heiſsen (mitylus litophagus).

Hinter dem Tempel ſind Ueberbleibſel von Bädern und von Kanälen, welche ihr heiſses Waſſer aus der Solfatara hineinleiteten. Sie ſind, vielleicht durch Erdbeben, zugeſchüttet worden.

In dieſen Gegenden haben die Römer, beſonders die Kaiſer, als hätten ſie fürchterlichen Elementen trotzen wollen, mit unendlichem Aufwande gebauet. Sollte man nicht auf ſie die alte Dichtung von den Rieſen anwenden

können, welche hier auf entflammten Gefilden gegen den ſtärkern Herkules zu kämpfen vergeblich ſich erkühnten?

Neapel, den 29ſten Februar 1792.

Den 25ſten und 26ſten war unaufhörlich, bei ſehr hellem Wetter, ein ungewöhnlich dicker, weißer Rauch aus dem Veſuvius geſtiegen. Ein ſolcher deutet aber keinen bevorſtehenden Ausbruch des Feuers an. Dieſe große, oft ſo verwüſtende Naturbegebenheit, meldet ſich gewöhnlich durch unterbrochnen, plötzlich hervorgeſtoßnen, ſchwarzen Dampf, welcher ſchon mit Aſche vermiſcht, daher dick iſt und trübe. Am Abend des 26ſten ſah man ſolchen. Um noch vor einem Erguß des Feuers den Berg bis zu ſeiner dampfenden Oeffnung beſteigen zu können, fuhren wir vorgeſtern nach Portici.

Die Vorſtädte von Neapolis, anſehnliche Dörfer und Portici liegen ſo an einander, daß ſie der ohnedem ſehr großen Stadt ein noch viel größeres Anſehen geben.

An dieſem Ende der Stadt wird der Ort gezeigt, wo der edle junge Konradin enthauptet ward. Dicht dabei ſteht das Haus, in welchem Maſſaniello getödtet ward, der kühne junge Fiſcher, der in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts Neapel beinah vom ſpaniſchen Joch befreiet hätte.

Der Fluß der Magdalena, oder der Fluß Sebetho, ergießt ſich gleich hinter Neapel ins Meer. Dieſer ſchmale Strom, oder vielmehr dieſer Bach iſt der Sebethus der Alten.

Das Dorf San Giovanni di Tiduccio muß, wie Cluver ſehr wohl anmerkt, die Stelle bedecken, wo Virgils würk-

würkliches Grab ſtand, von dem keine Spur vorhanden iſt, und wohl früh vernichtet worden, da ſchon zu den Zeiten des Hieronymus das ſo genannte Grab dieſes Dichters auf dem Poſilipo, für das Wahre gehalten ward.

Portici liegt ſchön, zwiſchen dem Veſuvius und dem Meer, von welchem es gebadet wird. Es genießt einer geſunden Luft, und die Fruchtbarkeit des Bodens iſt berühmt.

Auf dem ganzen Wege ſahen wir ſchwarzen Dampf aus dem Krater des Verſuvius ſteigen. In Portici beſtiegen wir Eſel, und ritten Anfangs zwiſchen hohen Baumreben, dann neben Kaſtaniengebüſch. Wir hörten oft, gleich entfernten Kanonenſchüſſen, unterirdiſches Getöſe des Berges, und ſo oft wir den Gipfel ſahen, bemerkten wir, daß nach jedem Getöſe ſich eine dicke ſchwarze Rauchwolke, vermiſcht mit emporgeſchleuderten Steinen, aus dem Krater erhob. Ziemlich hoch am Berge, doch wohl anderthalb Stunden vom Gipfel des pyramidalförmigen eigentlichen Veſuvius, wohnt ein Einſiedler auf einer Seitenhöhe des Berges Somma. Dieſer Somma iſt eine große Trümmer der Natur und des alten Veſuvius. Er ſtürzte bis zur Hälfte ſeiner Höhe ein, da er ſich als feuerſpeiender Berg offenbarte, und zugleich erhub ſich, vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren, der jetzige Veſuvius. Gleich dem Monte nuovo, der im Jahr 1538 durch ein Erdbeben auf einmal entſtand, hat dieſer die Geſtalt eines breiten Zuckerhuts, deſſen abgeſchnittne, und in die Tiefe hinabgehöhlte Spitze den Krater vorſtellen würde.

Der Einſiedler warnte uns vor Gefahr. Ich ließ meinen Sohn bei ihm; doch fürchtete ich für ihn nicht ſo-

ſowohl die Gefahr des Steinregens, als die Beſchwerde des Steigens, da ich wohl ſah, daß auch wir andre uns hüten müßten, den geſchleuderten Steinen zu nahe zu kommen. Mit ſolchem Ungeſtüm wurden ſie aus dem hohlen Berge hervorgeſchleudert, daß die Geſchwindigkeit ihres Falles mit der Schnelligkeit, mit welcher ſie empor-flogen, nicht zu vergleichen war. Ja es gewöhnte ſich unſer Blick ſo bald an dieſe Schnelligkeit, daß die Steine, wenn ſie langſamer herunter fielen, uns eher ſchwebend zu ſinken, als zu fallen ſchienen.

Das Steigen auf dem Veſuvius iſt äußerſt beſchwer-lich, ſowohl wo man auf ſcharfe Schlacken der Lava tritt, als wo man ſteil hinanklimmend, tief in die feine Aſche ſinkt. Die Führer machen zwar den Weg dadurch be-quemer, daß ſie ſich Tücher um den Leib binden, an welchen man ſich feſt hält, und von ihnen gezogen wird, aber dennoch iſt die Beſchwerde ſehr groß. Die Gegend in welcher man gehet, iſt ſchrecklich. Unebne Ge-filde ſind mit ausgeworfnen Steinen, mit ungeheuern Schlackenklumpen, oder mit tiefer Aſche bedeckt. Die ſteilen Abſätze des Berges verbergen oft dem Hinaufſtei-genden den dampfenden Gipfel. Man verzweifelt faſt ihn zu erreichen, weil man mit jedem Schritte, den man vorwärts thut, wieder eben ſo weit zurück, in die nach-gebende Aſche zu ſinken glaubt. Ermüdet bleibt man oft ſtehen, oder ſetzt ſich auf eine ſcharfe Schlacke. Der An-blick rund umringender Verwüſtung vermehrt das Gefühl der Ermattung. Man ſieht rückwärts, und ſieht über und hinter ſich gelaßne Oeden, den immer neuen Anblick des Meers, und vergißt der Beſchwerde.

Die

Die Unmöglichkeit, bei dem Steinregen des zürnenden Berges jetzt ſeinen Gipfel zu erſteigen, war uns in der That deſto mehr willkommen, da er uns in dieſem Augenblick ein Schauſpiel gab, welches gewiß viel intereſſanter war als der Blick in ſeinen Schlund, wenn er ruhig iſt.

Wir erſtiegen den Berg bis zu einem großen Felſenſtück, welches einer der älteren Ausbrüche des Berges aus dem Krater hervorgeſchleudert. Es iſt noch ein Drittel der ganzen Berghöhe vom Gipfel entfernt. So weit ward alſo dieſer Fels aus tiefem Abgrunde durch den Schlund geworfen! Wir ſetzten, oder legten uns auf ihn. Hier hörten und ſahen, wir die faſt unnachlaſſende Arbeit des Veſuvs. Das Getöſe ward immer ſtärker, der zunehmende Steinhagel folgte jedesmal. Jene unterirdiſche Donner kann ich mit nichts beſſer vergleichen als mit dem Schall der Kanonenſchüſſe auf dem Meer. Dieſe Donner folgten ſich oft ſchnell wie Schüſſe einer Schlacht.

„Wo Schiff an Schiff ſich donnernd legt,“

wie Klopſtock ſagt. Von jedem Donner des Berges ward der Fels, auf welchen wir ſaßen, ſehr fühlbar erſchüttert. Der jedesmal folgende Aſchendampf ward immer ſchwärzer, immer beladner mit Steinen. Dieſe rollten, wenn ſie wieder heruntergefallen, raſſelnd wie Hagel an Fenſterſcheiben, über die Schlacken. Zwiſchen dem Donnern im Berge und dem Auffliegen der Steine hörten wir oft ein fürchterliches Sauſen, wie von ſiedenden Waſſern. Rothglühend rolleten große Schlacken, nachdem ſie hoch aufgeworfen, dann herunter geſtürzt waren, weit hinab, und kamen uns ſo nah, daß mein Kammerdiener eine zwiſchen Steinen, wie mit einer Zange faßte. Sie diente mir

mir zum Kohlenbecken, denn der Wind wehete kalt und ſcharf. Sie war ſo glühend, daß, als wir ſie am Abend meiner Frau zeigten, ſie noch nicht abgeglühet, wiewohl ſie nicht größer war, als etwa eine achtpfündige Kanonenkugel.

Zwiſchen dem ſchwarzen ſtieg manchesmal ein gelber Rauch aus dem Schlunde des Veſuvs. In den aufſteigenden Rauchſäulen ſahen wir den Abglanz unterirdiſcher Flammen zücken. Starker Rauch ſtieg auch aus vielen kleinen Schlünden und um den Krater.

So genoſſen wir, auf dem oft unter uns erſchütterten Felſen, welcher ein großes Denkmahl von der Macht dieſes feuerſpeienden Berges iſt, eines der größten Schauſpiele der Natur. Der Anblick ſeines gegenwärtigen Ausbruchs würkte deſto mehr auf uns, da rund umher Steine, ungeheure Schlacken und tiefe Aſche die Würkung voriger Ausbrüche zeigten. Nicht weit von uns war ein Krater, der im vorigen Jahr entſtand. Als Annalen der Natur ſind auch dieſe Spuren der Verwüſtung interreſſant; aber wie viel interreſſanter war uns ihre gegenwärtige That!

Wenn wir uns einen Augenblick vom fürchterlichen Gipfel des Veſuvius abwandten, ſo ſahen wir auf der andern Seite die ſchönen Meerbuſen, den von Neapel und den von Gaeta, mit ihren herrlichen Küſten und Inſeln.

Wir liefen die mühſam erſtiegne Höhe hinunter. Sie iſt ſo ſteil, daß man ſie bequemer hinunterläuft als hinunter ſteigt, und würde, ſo jäh ſie iſt, das Hinauf- und Hinabſteigen unmöglich machen, wenn nicht die tiefe Aſche den Fuß zurückhielt. Beim Einſiedler hielten wir, ſehr

vergnügt, ein gutes Frühſtück, und ließen uns den Wein, der ein Gewächs des Berges iſt, und Lacrima (Thräne) genannt wird, treflich ſchmecken. Es iſt ein angenehmer rother Wein.

Mit der Dämmerung ward der Rauch immer gelber, und auf unſerm Ritt nach Portici ſahen wir ihn ſchon feuerfarben aufſteigen.

Bei Portici beſuchten wir mit Fackeln das Theater der alten Stadt Heraklea, oder, wie die Römer ſie nannten, Herkulaneum.

Dieſe griechiſche Stadt, deren Gründung einige Schriftſteller dem Herkules zuſchreiben, ward in der großen Verwüſtung, die der Veſuvius im Jahr 79 nach Chriſti Geburt, im erſten Jahr der Regierung Titus, anrichtete, mit Aſche und Lava überſchüttet.

Ein Bauer, der im Jahr 1713 einen Brunnen grub, ſtieß auf die Sitze der Zuſchauer des alten Theaters. Emanuel Prinz von Elbeuf aus dem Hauſe Lothringen, welcher in Portici baute, erkaufte vom Bauer die Freiheit weiter nachgraben zu laſſen. Man fand bald eine Statüe des Herkules, eine der Kleopatra, und andre; endlich einen runden Tempel mit vier und zwanzig alabaſternen Säulen, und eben ſo viel Statüen, die dem Prinzen Eugen von Savoyen nach Wien geſandt wurden. Die ſpaniſche Regierung widerſetzte ſich dem Unternehmen des Prinzen von Elbeuf. Im Jahr 1736 wollte Don Carlos, König von Neapel, Vater des jetzigen, ein Schloß in Portici bauen. Ihm verkaufte der Prinz von Elbeuf ſein Haus mit dem Erdreich, und man entdeckte die alte Stadt in einer Tiefe von achtzig Fuß. Man fand das

Bette

Bette des Stroms, der durch die Stadt gelaufen war, einen Tempel des Jupiters mit einer goldnen Bildſäule, und das Theater, in dem zwey große Bildſäulen zu Pferde, von zween Balbus, Vater und Sohn, ſtanden. So groß war der Griechen Liebe für Schauſpiele, daß das Theater dieſer Stadt, welche zu den kleineren Städten von Großgriechenland gehörte, größer war als das prächtige Karlstheater in Neapel, eins der größten und ſchönſten in Europa. Doch war die Scene, wiewohl ſechzig Fuß lang, nur achtzehn Fuß breit. Die Alten bedurften keiner großen Scene, theils weil ſie im ganzen Schauſpiel immer dieſelbe blieb, theils weil ſie nicht ſo viel handelnde Perſonen auftreten ließen, wie neuere Dichter.

Der erſte bekannte Feuerausbruch des Veſuvius vom Jahre 79, war derſelbe, in welchem der große Naturkundige Plinius umkam. Herkulaneum und Pompejii wurden zugleich mit Aſche überſchüttet, ehe ſich über beide Städte die flammende Lava ergoß.

Da Portici und der Flecken Reſina unmittelbar über dem verſunknen Herkulaneum gebauet ſind, durfte man die ausgegrabne Tiefe nicht entblößet laſſen. Man hatte gefunden, daß die Straßen ſchnurgerade, und erhöhte Gänge zu beiden Seiten für die Fußgänger waren, wie bei uns, auch in ſchönen Städten, zu ſelten ſind. Man nahm viel merkwürdiges Hausgeräth, Waffen, Münzen und gerollte Bücher, die in Portici verwahrt worden, heraus, und ſchüttete dann die Oeffnung wieder zu. Von dieſen gefundnen Sachen, welche ſehr für Liebhaber des Alterthums ſind, hoffe ich Dir manches erzählen zu können, ſo bald ich das Muſeum in Portici werde geſehen haben. Vorher denke ich Pompejii zu beſuchen.

Vor-

Vorgeſtern Abend führte ich meine Frau hinter das Kaſtell del Ovo, an einem Ort der Stadt, wo man am Meer dem Veſuvius gerade gegenüber ſteht. Helle Flamme ſtieg aus dem Berge, die rothe Rauchſäule ſpiegelte ſich im Meer.

Geſtern früh fuhr ich mit ihr zur Solfatara, welche ſie am fünf und zwanzigſten nicht mit uns geſehen hatte. Statt der vielen dampfenden Schlünde dieſes eingeſunknen Vulkans, ſtieg nur aus drei Oeffnungen ein dünner Rauch. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Solfatara mit dem Veſuv in unterirdiſcher Gemeinſchaft ſtehe, wiewohl ſie drei deutſche Meilen von einander entfernt ſind. Aber was ſind drei deutſche Meilen? Glaubt man doch, daß der Aetna, die lipariſchen Vulkane und der Veſuv mit einander verbunden ſind! Ja, was noch mehr iſt, war es nicht im ſelbigen Jahr 1783, als das Erdbeben Calabrien und einen Theil von Sicilien ſo fürchterlich erſchütterte, daß auch die Erde von Island flammend ſich öffnete, und ſtrömende Feuer, welche Monate lang loderten, dieſe dem Pol ſo nahe Inſel ſchrecklich heimſuchten? Ich weiß wohl, daß dieſe Erſcheinungen den unterirdiſchen Zuſammenhang des isländiſchen Hekla mit den ſüdlichen Volkanen nicht beweiſen. Eine große, uns unbekannte, allgemeine Urſache, kann zugleich hier und dort gewürket haben; aber dieſe Urſache iſt, meine ich, noch nicht entdeckt worden, und die Hypotheſe des unterirdiſchen Zuſammenhangs darf uns nicht ungereimt ſcheinen, bis ſie durch eine wahrſcheinlichere verdrängt wird.

Zu oft gleichen die Hypotheſen unſrer Naturkundigen und unſrer Metaphyſiker einem hohlen, untergrabnen Boden. Es erhebt ſich ein vulkaniſcher Geiſt und erſchüttert

tert ſie. Manche ſinken ein, mancher Monte nuovo erhebt ſich, um vielleicht wieder zu ſinken. Unter der Statüe der ägyptiſchen Iſis, der Naturgöttin, ſtand. „Ich „bin, wie ich war, keiner hub den Schleier, der mich „decket."

Geſtern Abend ſahen wir die Lava in Flammenkatarakten ſich ergießen. Ihr Widerſchein glühete auf den Wogen des Meers, der Mond ſchien zu erbleichen vor der ſtrömenden Glut. Glücklich ſind wir zu dieſer Zeit hier zu ſein! Ich bedaure die Fremden, welche noch vor wenigen Tagen eine Stadt verließen, die jetzt alle Abend, ein ſo großes Schauſpiel der Natur hat.

Ich komme eben vom Meer. Dieſen Abend iſt der Anblick noch ſchöner. An der ſüdweſtlichen Seite hat ſich, nicht weit unter dem großen Gipfelkrater, ein neuer eröffnet. Bald ſahen wir die rothe Feuerglut, wie man von fern einen Waſſerfall ſieht, ohne ſeine Bewegung zu unterſcheiden; und bald ſahen wir deutlich flammende Lava ſtrömen. Von Zeit zu Zeit fuhr die Lohe hell empor aus dem Gipfel, dann entſtürzten der neuen Oeffnung friſche Gluten.

Wiewohl die Geſchichte keines frühern Ausbruchs des Veſuvius erwähnet, als des vom Jahre 79, ſo hatten doch die Alten ſeine vulkaniſche Eigenſchaft ſchon vermuthet.

Diodor ſagt: „Herkules kam auch an die Gefilde „von Cumä, wo, wie viele fabeln, Männer wegen ihrer „außerordentlichen Stärke und Wildheit Giganten waren „genennet worden. Dieſe Gegend ſoll man die phlegräiſche „(entflammte) geheißen haben, nach dem Hügel der ehmals

„ge-

„gewaltig viel Feuer aushauchte, gleich dem Aetna. Jetzt „wird der Ort Veſuvius genannt. Er giebt durch viele „Spuren zu erkennen, daß er in alten Zeiten gebrannt „habe.“

Aus vaterländiſchem Stolze nennet wohl der Sicilier den Veſuvius einen Hügel. So anſehnlich dieſer Berg auch iſt, verdienet er wohl nur dieſe Benennung in Vergleichung mit dem Aetna.

Strabo ſagt auch in ſeinem fünften Buche: daß der Veſuv ein feuerſpeiender Berg ſein müſſe, welcher wohl nur aus Mangel entzündbarer Materie aufgehöret habe ſich zu ergießen.

Eine Stelle des Lucretius, welcher gegen das Ende der Republik lebte, beweiſet nicht, was ſie bei manchen, die über den Veſuv geſchrieben, beweiſen ſoll. Dieſer Dichter ſpricht von heißen Quellen, und der bei ihm genannte Veſuvius bezeichnet nur die Stäte.

Diodor und Strabo, Zeitgenoſſen des Augustus, wie Virgil, ſchrieben nur einige Jahre ſpäter als dieſer, welcher doch, wie Lucretius, den Veſuv nur nennet, um die Gegend zu bezeichnen.

Man muß ſich wundern, daß der ältere Plinius, welcher zur Zeit des Veſpaſianus ſein unſterbliches naturkundiges Werk ſchrieb, des Veſuvius nie erwähnet. Sichtbare Zeichen ätnaiſcher Eigenſchaften dieſes Berges, Eigenſchaften, welche ſchon Schriftſteller vor ihm bemerkten, hätten ſeinem forſchenden Geiſte nicht entgehen ſollen.

Seine erſte Beobachtung des Veſuvius war diejenige, welche ihm das Leben koſtete.

Sehr interreſſant ſind die beiden Briefe, welche der jüngere Plinius, ein und zwanzig Jahre nach dieſer Begebenheit, an ſeinen Freund Tacitus, den Geſchichtſchreiber, ſchrieb, um ihm ausführliche Nachricht vom Tode ſeines Onkels, des ältern Plinius, zu geben, der mit edlem Muth, mit wahrhaftig philoſophiſcher Freiheit des Geiſtes, von Miſenum, wo er Befehlshaber der Flotte war, hinüber nach Pompeji ſchiffte, jenes fürchterliche Phänomen bemerkte, nah hinan ging, und vom Dampf erſtickt ward.

Der jüngere Plinius blieb zurück mit ſeiner Mutter, die eine Schweſter des Naturkundigen war, und ihrem Bruder zuerſt den aufſteigenden Dampf, den ſie für eine Wolke hielt, gezeigt hatte. Dieſer Dampf ſtieg auf in der Geſtalt einer Kiefer,*) weil er, wie der jüngere Plinius anmerkt, zuerſt vom friſchen Hauch des Berges erhoben ward, dann durch ſeine Schwere ſank, und ſich ſeitwärts verbreitete. Sowohl aus ſeiner Erzählung als aus dem Dion Caſſius ſieht man, wie fürchterlich die begleitenden Naturerſcheinungen waren, und daß die geſchreckten Menſchen das Ende der Welt erwarteten.

Es begann dieſer Ausbruch mit einem ſo heftigen Aſchenerguß, daß die drei Städte Herkulaneum, Pompeji und Stabia davon überſchüttet wurden. In Pompeji ſaß das Volk eben im Theater; ſo unangekündet kam dieſer allgemeine Tod.

Es

*) Das heißt einer italiäniſchen Kiefer, welche ſie Pinie nennen; ein Baum deſſen Schönheit unſre Kiefern weit übertrifft. Er hat die Geſtalt eines Sonnenſchirms. In ſtiller Luft ſteigt immer der Rauch ſo auf. Man muß ſich dieſen Baum vorſtellen können, um die Beſchreibung des Plinius zu verſtehen.

Es ward dieſer Aſchenerguß durch den Einſturz desjenigen Theiles vom Veſuvius, welcher jetzt Monte Somma heißt, verurſacht. Seine ganze Geſtalt zeigt auch von dieſem Einſturz. Er iſt der Veſuvius der Alten, den die Römer öfter Veſevus nennen. Der jetzige eigentliche Veſuvius, welcher bis zur Hälfte ſeiner Höhe mit dem Somma zuſammenhängt, bildet von da an, wo er ſich von dieſem trennet, eine Pyramide, die ſich erhub als der alte Veſevus einſtürzte. So erhub ſich im Jahr 1538 der Monte nuovo in Einer Nacht.

Vom Jahr 79 an hat der Veſuvius nicht aufgehört zu rauchen, und von Zeit zu Zeit ſich zu ergießen. Man zählt einige dreißig Ausbrüche, welche ſich durch Dauer oder Heftigkeit vor den andern ausgezeichnet haben. Der Gipfel lodert faſt alle Jahr, mehrentheils im Anfang des Herbſtes; oft zweimal des Jahrs. Im Jahr 1631 ſtürzte ein großer Theil des Berges ein. Fürchterlich waren die Erſcheinungen des Jahres 1767. Die Gegend umher ward lang geſchreckt durch des Berges unterirdiſche Donner. Endlich ergoß ſich aus einem dicken Rauch ein Feuerregen mit Steinen und Aſche. Langſam floß zuerſt die Lava über Reſina. Am neunzehnten October erhub ſich eine ſchwarze Rauch- und Aſchenwolke, einen Theil des Himmels umnachtend. Eilend ſtürzte am zwanzigſten ein breiter Lavaſtrom herab; er legte in einer Stunde einen Weg von ſieben Miglien (fünf deutſche Viertelmeilen) zurück. Seine Tiefe ward auf ſechszig Klafter geſchätzt. Um Mitternacht brüllte der Berg fürchterlich, dazwiſchen hörte man wie Donner des Geſchützes. Ein neuer Glutſtrom brach hervor, und ſtürzte ſich ins Thal, das ſich zwiſchen dem eigentlichen Veſuvius und der Höhe San Salvadore

 öffnet,

öffnet, auf welcher die Einſiedelei ſteht. Mit einem Theil der Einwohner von Portici flüchtete der König von Neapel. Am drei und zwanzigſten brüllte der Berg, nach kurzem Stillſtand der Lava, wieder, ſchrecklicher als vorher, und ſpie drei Stunden lang Feuer und Aſche. Dieſe ward fünf deutſche Meilen weit übers Meer, bis nach Gaeta gewehet. Der Ausbruch endigte ſchon am ſechs und zwanzigſten, aber lange nachher ward die Erde von Zeit zu Zeit erſchüttert.

Nach dem Erguß der Lava des Jahres 1779, welcher den ſieben und zwanzigſten Auguſt anfing, begannen die Obſtbäume zum zweitenmal zu blühen, und trugen im Anfang des Winters zwar kleine, aber wohlſchmeckende Früchte.

Es iſt offenbar, daß vulkaniſche Gegenden immer fruchtbar ſind, es ſei daß die Hitze des Bodens ihn ergiebig mache, oder die Ausdünſtung feuriger Theile. In den Gärten bei Pozzuoli, welche wegen der benachbarten Solfatara und ihrer heißen Quellen, außerordentlich warmen Boden haben, reifen die Früchte, zeitiget das Gemüſe, um vierzehn Tage früher als bei Neapel. Weil aber der Boden zu heiß iſt, haben jene Früchte weniger Aroma, das Gemüſe weniger Kraft.

Was indeſſen die zweiten Früchte des Jahres 1779 betrifft, ſo erinnre ich mich im ſpäten Herbſte dieſes Jahres, auf einer Reiſe von Deutſchland nach Dännemark, in beiden Ländern die zweyte Blüte des wilden Kaſtanienbaums, und zwar in Dännemark in der erſten Hälfte des Novembers geſehen zu haben, zu einer Zeit alſo, in welcher gewöhnlich auch ſchon die Eichen ihres Laubes entblößt ſind. Dieſes ganze Jahr war in Norden merkwürdig.

würdig. Schon am dreizehnten März hatte ich im Charlottenburger (jeʒt botaniſchen) Garten in Kopenhagen einen Aprikoſenbaum in freier Luft, bedeckt mit Blüte, geſehen. Die verborgne Urſache, welche in Deutſchland, ja in Dännemark, einige Blüten im Herbſt hervorbrachte, mußte, wofern ſie auf dieſen milden Himmelsſtrich in gleichem Maße würkte, des ſüdlichen Italiens Winter mit wiederkehrenden Geſchenken des Sommers und des Herbſtes ſchmücken. Sowohl hier als im Norden hatte man gefürchtet, daß die Natur ſich durch Sparſamkeit im folgenden Jahr erholen würde; aber lächelnd ſchüttete die gute Mutter im Sommer des Jahres 1780 ihres Segens Füllhorn über die ängſtlich harrenden und beſchämten Kinder aus.

Neapel, den 3ten März 1792.

Geſtern Nachmittag ſetzte ich mich mit meinen Freunden in einen Nachen, um den Veſuv noch einmal zu beſuchen.

Die Nacht brach erwünſcht ein, als wir dem nahen Glutſtrom gegenüber zugleich ſeinen Wiederſchein im Meere ſahen. In Portici nahmen wir Eſel und ritten, wie neulich, zu den beiden ſogenannten Eremiten, die in der Einſiedelei San Salvadore, auf einer anſehnlichen Höhe des Berges, zwiſchen der Somma und dem eigentlichen Veſuv wohnen. Ihr Geſchäft iſt es Fremde zu beherbergen und zu bewirthen. Auf dem Wege zu ihnen ſahen wir von fern den ganzen Strom der glühenden Lava und hörten, lauter noch als vorher, da wir im Nachen waren, das Getöſe des Berges. Wir ſahen graunvolle Spuren der Verwüſtung vom Jahr 1779, wo zwiſchen freudigen Pflan-

zungen von Baumreben, die ungeheuern Schichten von Lava und Schlacken, einen ſchrecklichen Anblick gaben.

Ehe wir uns aus dem Hauſe des Eremiten auf den Weg machten, brachte ich meinen Sohn zur Ruhe. Dann ritten wir wieder bis an ein Kreuz, wo der Weg ſelbſt für Eſel unwegſam zu werden beginnet.

Ich glaube, daß die häufigen Steine, die dem Krater des Berges entſchleudert wurden, und die vielen feurigen Bäche, die dem großen Glutſtrom von allen Seiten entſtürzen, uns nicht würden vergönnt haben, an den neuen Feuerſchlund, welcher dicht unter jenem Gipfelkrater ſich ergeußt, und mit ihm in offenbarer Verbindung ſteht, hinan zu klimmen. Bei Nacht würde dieſer pfadloſe, jähe Gang noch viel beſchwerlicher als am Tage geweſen ſeyn; der bald trübe, bald blendende Fackelſchein zeigt öfter, an welchen Stein man angeſtoßen ſei, als an welche man anſtoßen werde, unſrer ſchwachen Vernunft gleich, von welcher Pope ſo ſchön ſagt:

„Was kann ſie mehr, als ſagen, daß wir irren?“

Auch habe ich nicht mehr die Biegſamkeit der Knie, noch die Stärke der Bruſt, mit welcher ich vor ſiebzehn Jahren als Jüngling die ſteilſten Pfade der Alpen beſtieg.

Wir begnügten uns, wiewohl ungern, ſeitwärts unſern Weg zu nehmen, um an die unteren Ströme der glühenden Lava zu kommen.

Iſt dieſer Weg minder angreifend für die Bruſt und für die Knie, als der Gang zum Gipfel, ſo hat er doch auch ſeine großen Beſchwerden, und für die Füße mehr als jener. Bald hinter dem Kreuz erſtirbt die ſchon vorher krankende Vegetation. Aus tiefer Aſche kommt man

auf

auf ungeheure Schichten von ſchroffen Schlacken, deren ſpitzige Zacken deſto empfindlicher verletzen, da oft unter dem Tritt die kleinen Stücke ſich umwenden, und man im Hinuntergehen von nachrollenden verfolgt wird. Es liegen dieſe Schichten rauh über einander, je nachdem verſchiedner Ausbrüche Lava ſich über den ungleichen Bergrücken und über Spuren früherer Verwüſtungen ergoß. Aus einem Schlunde, welcher ſich im Auguſt des Jahres 1790 öffnete, dampfte uns unerträgliche Hitze, und wir vermogten, nach einer Abglühung von anderthalb Jahren, noch nicht dieſen heißen Ofen mit der Hand zu berühren.

Dennoch gingen wir, etwa eine Viertelſtunde nachher, auf hohl liegenden Schlackenklumpen, über friſche Gluten mit eilendem Fuße dahin. Brennende Feuerſchlünde ſahen wir zu allen Seiten. Hier zu verweilen oder auszugleiten, wäre gleich gefährlich geweſen. Eine dem Tritt nachgebende Schlacke, hätte ſinkend oder ſeitwärts geſchoben, auch des vorſichtigſten Schritts Behutſamkeit vereitelt. Unter dieſen Schlacken, welche die jäh herabſchießende Lava mit ſich geführt und auf minder ſteilen Abhang nicht weiter fortzuwälzen vermogt hatte, floß ſie nun langſamer als oben, aber noch in flammenfarbner Glut. Unmittelbar von ihr berührt, waren Schlacken und Steine rothglühend. An einer ſolchen Schlacke zündete unſrer Führer einer, den ich an der Hand hielt, die erloſchne Fackel.

Die Lavas ſind mannigfaltiger Natur, je nachdem die Materien der im Berge zuſammenſchmelzenden Maſſen verſchieden an ſich, oder auf verſchiedene Art gemiſcht ſind. Sie werden hart wie Steine, nehmen durch Glättung den Glanz des Marmors an und ſind verſchieden

an Farbe. Die römiſchen Heerſtraßen ſind, wo ich nicht irre, mehrentheils mit Lava alter Vulkane, welche vor der Zeit der römiſchen Geſchichte ſich zu ergießen aufgehört, und nicht als ſolche gekannt wurden, gepflaſtert. Ganz Neapel und die Heerſtraße nach Portici gleichfalls.

Die lautre Lavaglut fließt nicht wellenbildend, ſondern wird, ſobald ſie aus der Oeffnung des Schlundes ſich ergoſſen hat, in Einer Maſſe von der nachfolgenden unaufhaltſam vorwärts geſchoben.

Du wirſt dich erinnern, bei Mainz den Rhein ſo fließen geſehen zu haben. Er woget nicht. Scheinbar ſtill, deſto ſchneller aber und unaufhaltſamer ſtrömet er in ſeinem breiten Bette.

Der flüſſigen Metalle Glut in Schmelzhütten giebt ein deutliches Bild von der Lava, ſowohl derjenigen, welche lauter fließt, als ſolcher, auf welcher große Schlakken liegen.

So oft aus dem Gipfelſchlunde ſich zückende Flammen erhuben und hervorgeſchleuderte Steine, belebte ſich der Glutſtrom mit neuem Glanz. Zugleich rolleten glühende Steine von allen Seiten herab. Viele wurden gewälzet von der Lava, wie Kieſel in reißenden Bergſtrömen. Seitwärts ergoſſen ſich neue Flammenkatarakten. Im Berg' erſchollen nicht mehr die ſchnell ſich folgenden Schüſſe, ſondern bald lang dauernde rollende Donner, bald das Sauſen eines Sturmes. Feuerfarben ſtiegen die Wolken des Rauches auf; für Flammen hätteſt du ihn gehalten, wenn nicht wahre Flammen gezückt, nicht die rothe Lavaglut ihn verfinſtert hätte.

Stille

Stille der Nacht herrſchte auf dieſen öden Gefilden, und ward nur unterbrochen durch das unterirdiſche Getöſe. Der Himmel war ſchwarz. Kaum ſah man den dunkeln Theil des Berges hinter dem feurigen, wie man im erſten oder letzten Mondsviertel, bei der glänzenden Sichel, den nicht erhellten Theil der Scheibe ſieht.

Neapel, den 7ten März 1792.

Unfern der Solfatara, etwas näher als dieſe bei der Stadt, liegt der anmuthige See Agnano. Er hat faſt an allen Seiten hohe Ufer und wird von Pappeln- und Kaſtanienbäumen umkränzet.

Nah an ſeinem Ufer iſt am Fuße eines Berges eine Höle, welche die Alten die Höle des Charon nannten. Bekannter iſt ſie jetzt unter dem Namen la grotte del canal (die Höle des Hundes), weil gewöhnlicher Weiſe, den Fremden die Würkung der mephitiſchen Lüfte ſinnlich zu machen, ein Hund hinein geführet wird, der bald die Beſinnung verliert, und ſterben müßte, wenn er nicht wieder herausgezogen und ins Waſſer des Sees hineingetaucht würde. Wir duldeten nicht die Grauſamkeit dieſes Verſuchs. Einer gieng nach dem andern hinein. Um die Würkung zu ſpüren, mußten wir uns bücken. Sie war nicht ſo ſtark als ich vermuthet hatte. Eine ähnliche Oeffnung der Erde, bei Pyrmont ſchien mir eine viel ſtärkere Ausdünſtung zu hauchen. Dieſe deutſche Höle ſah ich aber an heißen Sommertagen, und die hieſige bei feuchtem Frühlingswetter, vermuthe auch, daß ſie im Sommer ſchneller und ſtärker würke.

Man ſoll niemals eine Piſtole in der Grotte abfeuern können, weil dieſe Luft die Entzündung des Pulvers in

der Pfanne verhindert. Wir hatten verſäumt uns zu dieſem Verſuche mit einem Feuergewehr zu verſehen, ſahen aber, daß Fackeln, welche man in die Höle hineinhielt, gleich erloſchen.

Die heißen Schwefeldunſtbäder am See ſchienen mir ſtärker als der Höle Dunſt. Man nennet ſie Stufe (Badſtuben) di San Germano. Ihre Würkung wird geprieſen. Sie dampfen einen heißen, ſo feinen Rauch aus, daß man ſich eines Hülfsmittels bedienet, um ihn ſichtbar zu machen. Man zündet ein Stückchen Schwamm an, und läßt es rauchen. Alsbald wird man rund umher des aufſteigenden Schwefeldampfes gewahr. Ich kann mir dieſe Würkung nicht anders erklären, als daß ſich Theile des gröbern Rauches mit dem feinern Dampf vermiſchen, und alſo dieſen ſo verdicken, daß er in die Augen fällt.

Ein rauher Pfad führt an ſiedende Quellen, welche gli Pisciarelli genannt werden. Sie entſpringen dem Monte Secco (trocknen Berge), und ſtehen vermuthlich in Verbindung mit der Solfatara. Wie bei dieſer, dampfet auch hier aus kleinen Oeffnungen, ein Rauch, welcher Schwefel und Vitriol erzeuget.

Diejenigen, welche die homeriſche und virgiliſche Unterwelt mit allen ihren Strömen oben auf der Erde ſuchen, finden im anmuthigen See Agnano den Strom des Cocytus; in der Höle des Hundes die Höle des Cerberus, welchen die Sibylle beim Virgil mit einem bereiteten Biſſen einſchläferte; in den heißen Quellen den Styx; endlich (weil es Hypotheſen nicht an Vollſtändigkeit zu mangeln pflegt) in den Dunſtbädern, die von Kranken beſucht werden, den Vorſaal des Schattenreichs, wo, wie der römiſche Dichter ſingt:

„Der

„Der Jammer und die ſtrafende Sorgen ſich gebettet, „wo die erblaſſenden Seuchen ihre Behauſung haben, und „das traurige Alter, und die Furcht, und der zum Böſen „anrathende Hunger und ſchmähliche Dürftigkeit; Geſtal„ten ſchrecklich zu ſchauen! Der Tod, und die Mühſelig„keit, und des Todes Bruder, der Schlaf, und böſe „Freuden der Seele; und vorn an der Schwelle der Krieg; „wo ſtehen die eiſernen Betten der Furien, und die wahn„ſinnige Zwietracht, um deren Schlangenhaar ſich die „blutige Binde windet."

Mit ſcheinbarem Scharfſinne, nicht mit Urtheil, iſt dieſe ſchöne Stelle des Dichters auf die Dunſtbäder angewendet worden.

Ich bedarf nicht zu wiederholen, was ich von der Ungereimtheit jener Meinung ſchon geſagt habe, die das Schattenreich mit elyſiſchen Gefilden, welchen „eine andre „Sonne, andre Geſtirne leuchten" über der Erde, im Avernus und in den Weingärten am todten Meer ſuchet, wo ganz Bajä ſeine Todten begrub. Man werfe nur noch einen Blick auf die Charte dieſer Gegenden, und folge dem Dichter, wofern man ihn in dieſem Labyrinth zu folgen vermag!

Dicht bei Cumä iſt der Avernus, und mehr als eine deutſche Meile davon ſoll der Vorſaal des Orkus ſein!

Hätte man doch nur den lieblichen See Agnano, welcher gewiß oft den edlen Sänger von Mantua, als er in Neapolis lebte, in ſeine Schatten lockte, und in dichtriſche Stille lud, nicht zum verhaßten Cocytus umgeſchaffen! Warum fand man nicht, wenn man ja finden wollte, was der weiſe Dichter „in tiefer Erd und Finſterniß" (alta terra et caligine) verborgen hatte, warum fand man nicht in

in den Schatten dieſer Ufer die Geſilde, wo die Seelen der Liebenden walleten, und, mit noch friſcher Wunde, die Seele der einſam irrenden Dido? Ich ſage: wenn man ja finden wollte, was ohne verblendeten Fürwitz nicht zu ſuchen war.

Ein ziemlich jäher Berg ſcheidet das Ufer des Agnano vom tiefen Thal Aſtruni. Sehr angenehm iſt vom Gipfel die Ausſicht, ſowohl auf den See als in das Thal. Dieſes wird von Hügeln umgeben; es iſt beſchattet von Eichen, Stecheichen und Kaſtanienbäumen. Hier finden wilde Schweine, deren wir viele ſahen, reichliche Nahrung. Der König beluſtiget ſich oft an der Jagd in dieſem Thale. In ſeiner Mitte iſt ein ſchöner See, und eine kleine Lache, die vielleicht einmal durch ein Erdbeben vom See getrennt worden.

Sowohl die Ufer dieſes Sees als des Agnano, gewähren in freundlicher Gegend eine ſanfte, das Herz erquickende Stille. Nichts erinnert dich hier an die Nähe einer großen Stadt, die beinah eine halbe Million Menſchen in ſich ſchließt. Alles athmet jene ſanfte Ruhe, deren Name Vielen ein leerer Schall, ohne welche gleichwohl den Wenigen, die ſie kennen, ſo manches, wornach die Luſt jaget und der Ehrgeiz ſtrebt, ein leerer, betäubender Schall ſcheint. Wohl dem, welcher von dieſem Schalle ſich warnen läßt! Er ſieht die junge Freude vor dem tobenden Lärme fliehen, an ihrer ſanften Mutter, der zart umſchleierten Weisheit Hand. Sie fliehen das Geräuſch, aber von ihren Freunden laſſen ſie ſich gern ereilen, und führen ſie in ihre Schatten.

V. Ueber

V.

Ueber die Einwohner von Oberſchleſien. *)

Es iſt eine alte Bemerkung, daß die unzählige Menge der Streitigkeiten auf dieſer ſublunariſchen Welt ihren Grund, theils in der Mangelhaſtigkeit aller menſchlichen Sprache an ſich, theils, und noch öfter, in der Mangelhaſtigkeit, und beſonders Unbeſtimmtheit der Sprache desjenigen hat, der redet oder ſchreibt. Hätten jene Schriftſteller, welche die Mängel und Gebrechen Oberſchleſiens aufdecken wollten, ſich nur deutlich und beſtimmt erklärt, von welcher Menſchenklaſſe und von welchen Kreiſen und Orten ſie eigentlich ſprächen, gewiß das Feuer der Zwietracht wäre nie ſo groß geworden! Einige, beſonders der Herr Cammer-Rath Löwe, haben dies gethan, und gegen ihn habe ich auch keine Aeußerung des Mißvergnügens vernommen: Andre aber ſprachen ganz vague und allgemein von Oberſchleſien und Oberſchleſiern. Unter den letztern verſtanden ſie eigentlich bloß den niedern Theil der Nation, und beſonders das Landvolk: Da ſie aber die höhern Stände, den Adel, die Geiſtlichkeit, und den Civilſtand, nicht nahmentlich ausnahmen, ſo hielten ſich auch viele derſelben für beleidigt, und zogen die, den Oberſchleſiern abgeſprochene Cultur auch auf ſich. Und doch, braucht man wohl erſt deshalb nach Oberſchleſien zu reiſen, um

*) Schummels Reiſe durch Schleſien im Julius und Auguſt 1791. Breslau 1792.

um zu wiſſen, daß die dortigen höhern Stände unmöglich von denen ihnen gleichen Ständen in Niederſchleſien ſo different ſeyn können? Welch eine Reihe glänzender Namen vom oberſchleſiſchen Adel könnt' ich hier anführen! Wie viele würdige und wahrhaft gebildete Geiſtliche und Civiliſten habe ich nicht kennen lernen? Alſo von dieſen konnte nie die Rede ſeyn, ſondern lediglich von dem Bauernſtande, incluſive den Bürgerſtand in kleinen Städten, der völlig auf ländlichen Fuß lebt. Eine noch größere Unbeſtimmtheit führte das Wort Oberſchleſien mit ſich! Eigentlich war damit nur das polniſche Schleſien gemeint: Nun ſind aber einzelne Theile von Oberſchleſien völlig deutſch, und umgekehrt ein großer Strich von Niederſchleſien iſt durchaus polniſch! Nicht in Ober- ſondern in Niederſchleſien, ein und eine halbe Meile von Breslau, hatte ich einſt ſelbſt die Ehre, in einem Wirthshauſe auf der Streue von allerhand vierfüßigen und zweifüßigen Thieren beſucht zu werden. Ungleich näher würden dieſe Herren Autoren, der Wahrheit gekommen ſeyn, wenn ſie nicht von Ober- und Niederſchleſien, ſondern von Schleſien dieſſeits und jenſeits der Oder geſprochen hätten: Dadurch wäre ein großer Theil von Oberſchleſien von ihren Vorwürfen ausgeſchloſſen, und ein großer Theil von Niederſchleſien eingeſchloſſen worden, welches vielen Streitigkeiten und Mißverſtändniſſen vorgebeugt haben würde. Ich für mein Theil rede nun ganz beſtimmt, 1) bloß vom Landvolke, und 2) von dem polniſchen Schleſiſchen Landvolke, gleichviel, ob in Ober- und Niederſchleſien! Zahlreich und ſchwer ſind die demſelben öffentlich gemachten Vorwürfe: Ich werde einen nach dem andern beleuchten, und jeder Wahrheitsliebende thue dann den Ausſpruch! —

Der

Der erſte, und gewiß der beißendſte Vorwurf unter allen war der, daß in Oberſchleſien „viel Feuerlands„Phyſiognomien wären; Menſchen die ſich oft von den „Thieren durch nichts als ihre Geſtalt unterſcheiden.“ Wer nur ein klein wenig überlegt, wie kitzelnd das Lob der Schönheit, und wie ſchneidend der Vorwurf der Häßlichkeit für einzelne Menſchen und ganze Nationen iſt, der wird ſich nicht wundern, daß die Oberſchleſier jene Aeußerungen ſo hoch aufgenommen! Sie wurden ja dadurch, nicht etwa bloß zu unkultivirten Nationen, ſondern zu der dümmſten Menſchenrace der ganzen Erde herabgewürdiget. Ob ich nun gleich auf dem Striche, den ich bereiſt, nicht ein einziges Carricatur-Geſicht erblickt, ſo möchte ich es doch darum nicht ableugnen, daß es nicht hin und wieder welche geben mag. Welche horrende, ſcheußliche Geſichter ſtellt uns nicht der berühmte Hogarth aus England auf. Und doch, wer hat es deshalb jemals den Engländern abgeſprochen, daß ſie im Durchſchnitte ein ſchöner Schlag von Menſchen ſind! Von der Schönheit der Oberſchleſier aber, hat ſich keiner dieſer Herrn auch nur ein Wort entfallen laſſen; den einzigen reiſenden Engländer ausgenommen, der mitten unter dem böſen, was er von Oberſchleſien ſagt, anführt, er hätte einige recht maleriſch ſchöne Geſichter, unter den Bäuerinnen erblickt. Deſto beſſer für mich; ſo bin ich der erſte, der dieſen Punkt zur Sprache bringt, und ich kann um ſo mehr auf den Reiz der Neuheit rechnen. Was zuerſt das männliche Geſchlecht anbetrifft, ſo will ich hier einen meiner Correſpondenten aus Oberſchleſien reden laſſen. „Es iſt „bekannt genug, ſchreibt er, wie viel Oberſchleſier ſich bei „den Regimentern Graf Herzberg, Hahnenfeld, Vit„tinghof, Dallwig und Mannſtein befinden. Wenn

„es

„es wahr iſt, daß dieſe Leute kaum Menſchengeſichter „haben, ſo müſſen ſie ſich augenblicklich vor allen andern „auszeichnen: Wer will es aber wagen, vor die Fronte zu „treten und zu ſagen: Dieſer oder jener iſt ein Ober„ſchleſier! So ſehr die oberſchleſiſchen Weiber jammern „und heulen, wenn ihnen der plumpe, übelbekleidete, un„gekämmte, ungewaſchene und grobe Mann zum Solda„ten genommen wird, ſo groß iſt ihre Freude, wenn ſie „nach der Revüe einen geſchickten, wohlbekleideten, rein„lichen und höflichen Mann zurückbekommen. Man weiß „ſogar, daß viele niederſchleſiſche Mädchen die, aus Ober„ſchleſien gebürtigen Soldaten viel angenehmer, geſünder „und kräftiger finden wollen, als ſelbſt den artigſten Nie„derſchleſier, welches, da man dieſen Mädchen den guten „Geſchmack nicht abſprechen kann, wahrlich nicht geſchehen „würde, wenn die Häßlichkeit von der oberſchleſiſchen Luft „unzertrennbar wäre.“ — Doch ich komme ſogleich zu dem eigentlich ſogenannten ſchönen Geſchlechte; befinde mich aber hier in einiger Verlegenheit. Für einen Jugendlehrer dürfte es auf jeden Fall unſchicklich ſeyn, viel von hübſchen Mädchen zu discouriren. Ich übergehe alſo ganz, was ich ſelbſt geſehen, und laſſe bloß meine Correſpondenten reden. „Ich las einmal, (ſo ſchrieb mir ein ehrwürdiger „Mann) daß die Oberſchleſier kaum menſchliche Geſichter „hätten; und doch habe ich mit meinen Augen ſo manches „freundliche, niedliche, reinliche, behende Mädchen ge„ſehen, die nicht allein mir gefiel, ſondern die auch von „großen Herren bewundert, ja gar geſchätzt wurde.“ Endlich noch eine Anekdote mit einer ſehr richtigen Reflexion! „Ich habe auf dem Schloſſe Toſt vor ein paar Jahren in „einem Bilderkabinette, wo verſchiedene ſchöne Frauen„zimmer geſchildert waren, ein paar oberſchleſiſche Bauer„mädchen,

„mädchen, ſogar in ihrem eben nicht ſonderlich reitzenden „Anzuge, als hervorſtechende Schönheiten abgebildet ge„ſehen. Und wie könnte man auch Oberſchleſien mit „Grunde das Land der Häßlichkeit nennen, da verſchiedene „Schriftſteller dem ſarmatiſchen Frauenzimmer, deren „Abkömmlinge die Oberſchleſier ſind, den Rang in der „Schönheit unmittelbar, nach den Circaſſierinnen, den „ſchönſten auf dem ganzen Erdboden, gegeben haben!“ Schade, daß ich von einem der ſtärkſten Argumente aus der hiſtoire ſecrete keinen vollen Gebrauch machen kann! Mehrere Herren, von feinem Geſchmacke genug, um kein feuerländiſches Geſicht zu ihrer Maitreſſe zu wählen, und von Vermögen genug, um ſich allenfalls eine aus Otaheiti zu verſchreiben, durften nicht erſt auswärts gehen, ſondern fanden in dem erzpolniſchen Schleſien, was ſie ſuchten, und haben den Beifall, wenn gleich nicht des Moraliſten, aber doch des Kenners der Schönheit auf ihrer Seite. — Und wozu nun dieſes umſtändliche Detail? Etwa um in das andre Extrem zu fallen und Oberſchleſien zu einem zweiten Circaſſien zu erheben? Keineswegs. Ich wollte bloß jenen, ſo iſolirt hingeſtellten Feuerlands-Phyſionomien ihren ſchönern Brüder und Schweſtern gegenüberſetzen; wollte Oberſchleſien bloß mit Niederſchleſien und jeder andern Provinz mehr ausgleichen, wo ſchöne, mittelmäßige und häßliche Geſichter in buntem Gemiſche durcheinander wimmeln. Selbſt im niederſchleſiſchen Gebirge, wo doch ſo viele, der Schönheit günſtige Umſtände zuſammenfließen, reine Luft, reines Waſſer, leichtere Arbeit, iſt keinesweges, wie Haus bei Haus, ſo Schönheit bei Schönheit anzutreffen; und ich erinnere mich noch von der Hirſchbergiſchen Schule her eines wahren Fratzengeſichts, mit einer ungeheuern Mutter-Naſe mit wenigſtens ſieben Jungen.

Wäre es denn aber nicht, aufs gelindeſte geſagt, ſehr übereilt geweſen, nun ins allgemeine hinzuſchreiben: „Manche „Geſichtsbildungen der Hirſchbergiſchen Gegend wetteifern, „in Abſicht der Häßlichkeit, mit der Phyſionomien auf „Terra del Fuego.“ O Schriftſteller, Schriftſteller, beſonders ihr, die ihr beſſern wollt, wägt eure Worte und hütet euch vor Uebertreibungen, wodurch ihr oft niederreißt, was ihr zu bauen gedachtet! —

Ich komme zu dem zweiten Vorwurfe, der in dem einzigen allbekannten Ekelworte Waſſerpole, oder Waſſerpolack liegt. Dies Wort begreift in dem Munde derer, die es gebrauchen, zwei verſchiedene Tadel. Einmal, daß die Oberſchleſier keine Deutſche, ſondern Polen ſind; wobei unſerm gemeinen Volke noch ſo mancher gehäßige Nebenbegriff, beſonders eine ſehr bekannte Stelle aus der ſogenannten Riſchmanniſchen Prophezeihung einfallen mag. *) Der zweite Tadel bezieht ſich auf die Abweichungen von der reinen polniſchen Mundart und auf die Einmiſchung fremder, beſonders deutſcher Wörter. Was den letztern Tadel anbetrifft, ſo iſt er eine offenbare Inſtanz zu dem drolligten, aber ſehr wahren und treffenden Gleichniſſe in des Engländer Maſons Buche von der Selbſterkenntniß, (auch ſchon im Aeſop): „Jeder Menſch trägt „zwei Säcke an ſich; den einen forn, den andern auf dem „Rücken. In den, welchen er vor ſich hat, thut er die „Fehler andrer; in jenen, ſeine eignen: Daher ſieht er „nie ſeine eigne Gebrechen, indem er andrer ihre allezeit „vor Augen hat!“ Wie, wir deutſchen Niederſchleſier, die wir in unſre Sprache ſo viel fremde Worte aufgenommen haben,

*) „Polen, Polen, du ſchwarzes Loch! aus dir kommt alles „Unheil heraus!“

haben, daß ſchon mehrere Schriftſteller eigne Idiotika davon geſammlet; wir, die wir unſer ſchleſiſches Deutſch in zwei ſo verſchiednen Dialekten ſprechen, daß als ich einſt bei Steinau auf der Fähre über die Oder gieng, ich meine eignen Landsleute nicht verſtand; wir Gebirgs Schleſier endlich, die wir uns, auch bei wirklicher Ausbildung unſrer Sprache, mit einigen immer noch anklebenden Schleſiasmen in jeder andern deutſchen Provinz müſſen auslachen laſſen, oder wenigſtens kenntlich machen: wir wollen den Oberſchleſiern ihr ſogenanntes Waſſerpolniſch vorwerfen? — Doch der Herr Paſtor Pohle hat bereits alles hierüber, und zwar ſtark und nachdrücklich geſagt; und ich fürchte ſogar, er hat Recht, daß das ſchleſiſche Waſſerdeutſch noch ein gut Theil ſchlechter iſt, als das ſchleſiſche Waſſerpolniſch! Ueber den erſten Tadel aber muß ich mich umſtändlich erklären. Liebe deutſche Landsleute, geſteht es nur ehrlich, daß ihr eure polniſche Brüder, eben um ihrer Sprache willen, ich will nicht ſagen, verachtet, aber doch ein gut Theil geringer ſchätzt, als wenn ſie Deutſche wären! Der Schluß iſt zwar falſch, aber es iſt doch bei tauſend Menſchen gar zu natürlich: Was ich nicht verſtehe, das mag wohl überhaupt nicht viel Sinn und Verſtand haben! Iſt es mir doch vormals eben ſo gegangen! Es war eine Zeit, wo ich von der polniſchen Sprache und von der polniſchen Nation ſehr geringſchätzig dachte. Die erſte hätte ich damals nicht lernen mögen, und wenn der beſte Meiſter ſie mich umſonſt hätte lehren wollen; Und von der zweiten giengen mir allerhand Sprichwörter im Kopfe herum, die ihr auch wohl wiſſen werdet, z. E. Es geht zu, wie auf dem polniſchen Reichstage, ꝛc. Aber ich habe ſeit der Zeit ganz andre Begriffe bekommen! Nichts von der Nation zu gedenken, denn das möchte mich

zu weit führen, ſondern nur von der Sprache: Ihr habt doch ſo vielen Reſpect vor dem Latein! Nur auf das Wort glaubhafter und gelehrter Männer, die beide Sprachen verſtehen, kann ich auch verſichern, daß das Polniſche in Abſicht der Conſtruktion mehr Verwandtſchaft mit dem Lateiniſchen hat, als ſelbſt das Deutſche. Die ſchwerſten römiſchen Schriftſteller, in Proſa und Verſen, laſſen ſich ins Polniſche überſetzen, und ſind darin überſetzt, ohne von ihrer Schönheit etwas zu verlieren. Ihr könnt alſo feſt verſichert ſeyn, daß der polniſche Schleſier ſeinen Verſtand und Vernunft auf polniſch eben ſo gut entwickeln kann, als wir auf deutſch. Wenn ihrer zwei, wie wir es zu nennen pflegen, zuſammen polniſchen, ſo ſagen ſie vielleicht ſolche ſchöne und kluge Sachen, die wir nur irgend ſagen könnten. Und geſetzt einmal, aber nicht zugegeben, ihre Sprache wäre ſchlechter wie die unſrige: was können ſie davor? Sie iſt ihnen mit der Muttermilch eingeflößt; dieſe, und keine andre haben ſie von der Kindheit an gelernt: Müſſen ſie nicht an dieſer, aus Gewohnheit, und auch aus wirklicher Liebe hängen? Es iſt ein ſehr garſtiges Wort, liebe Landsleute, deſſen ihr euch zu bedienen pflegt, wenn ihr eure Nachbarn, die kein deutſch können, Stockböhmen oder Stockpohlen nennt. Ihr mögt nun dabei an die Härte eines Stocks, oder gar an die Verſtockung des Herzens gedenken, beides iſt, wenn ihr es recht überlegt, hart und ungerecht! Dieſe Leute thun ja auf der Welt nichts ſchlimmeres, als was wir alle auch thun, und was ihr unter den cultivirteſten Völkern in Europa findet; nehmlich, daß ſie ihre Mutterſprache lieben, mit der ihnen alle ihre Begriffe eingeflößt wurden und daran gleichſam feſthängen! Die Engländer und Franzoſen ſind hierin ebenfalls Stockengliſch und

Stock-

Stockfranzöſiſch; ſie verachten das Deutſche: und wer zu ihnen kommen will, muß ihre Sprachen können, oder er wird reiſen, wie das ſchleſiſche Sprüchwort ſagt:

Es flog eine Gans übers Meer,
und kam ein Gikgak wieder her!

In dieſem Sinne ſchätze ich es mir für eine Ehre, ein Stockdeutſcher zu ſeyn; d. h. meine Mutterſprache theuer und werth zu halten, und ſie lieber zu reden und zu ſchreiben, als irgend eine, die mir auch wirklich geläufig iſt. Was wir nun wollen, das uns die Leute thun ſollen, ſollen wir denn das ihnen nicht auch? Noch mehr! Ihr haltet ſonſt ſo viel auf alte Rechte und Privilegia! Wenn die hier gelten ſollten, ſo müßten wir alle kein Wort deutſch, ſondern lauter polniſch ſprechen: denn das polniſche iſt unſtreitig in Schleſien die ältere Landesſprache, und das Deutſche hat ſich nur ſo nach und nach eingeſchlichen und eingedrungen. Der Herr Paſtor Pohle wird euch beweiſen, daß eine Menge Namen niederſchleſiſcher Städte ächtpolniſch ſind, und daß damals in dem, heut zu Tage ganz deutſchen Bunzlau, Jauer, ꝛc. nichts als polniſch geſprochen wurde. Laßt uns alſo ja gegen die polniſchen Schleſier keinen Proceß anfangen: Vor dem Richterſtuhle der Geſchichte verlieren wir in allen Inſtanzen! So viel zu euch, meine lieben Landsleute! Und nun ein Wort ins Allgemeine! — Unleugbar iſt es für eine jede Regierung ein großes Inconveniens, wenn die Unterthanen Menſchen von verſchiedenen noch dazu Urſprachen ſind. Es klingt ſehr prächtig im Ramler, wenn er von der Maria Thereſia ſagt:

Dieſer erhabenen Fürſtin,
Deren Wohlfahrt vom Himmel in
ſieben Sprachen erflehet wird! —

Allein welcher Menſch nun dieſes ſiebenköpfigte Thier, das aus einem Munde Ungriſch, aus dem andern Walachiſch, aus dem dritten Italiäniſch ſpricht, regieren ſoll, und doch ſelbſt nur an eine Sprache gekettet iſt, der fühlt die tauſend und abermal tauſend Schwierigkeiten! Zwei mögliche Wege ſind hier nur: Entweder die Regierung accommodirt ſich in Abſicht der Sprache nach der Nation; oder die Nation nach der Regierung. In dem erſten Falle wird z. E eine deutſche Regierung über eine polniſche Nation, dafür ſorgen, daß die Kanzeln, hohe und niedrige Catheder, Gerichtsſtühle, Medicinal-Anſtalten, Policey- und Finanz-Edicte, kurz alles, in ihrer eignen Sprache habe und bekomme. Ob dies der Weg ſey, den die Nation am liebſten hat, daß iſt wohl keine Frage! Allein die Ausführung dieſes Plans iſt für die Regierung, zwar nicht unmöglich, aber doch mit vielen Schwierigkeiten verkünpft. Um nur eine anzuführen, ſo müßten nach dieſem Plane ſämmtliche Diener der Regierung beider Sprachen mächtig ſeyn, um von der einen Seite mit dem Landesherren, von der andern mit dem Unterthan in Sprach-Verbindung zu ſtehen: Woher ſollen denn aber, beſonders bei einer ſchnellen Regierungs-Veränderung ſo auf einmal alle dieſe Linguiſten herkommen? Es iſt alſo ſehr begreiflich, wie Regierungen, nachdem ſie ſich eine Zeitlang mit dem ſehr unvollkommenen Dolmetſchen beholfen, am Ende den zweiten Weg einſchlagen, und die Nation in Abſicht der Sprache nach ſich zu ziehen ſuchen. Niemand hat dieſen Verſuch weiter getrieben als Joſeph der II. Aber niemand hat auch dabei unangenehmere Erfahrungen gemacht! Eben ſo erfreulich, wie die erſte Methode jeder Nation ſeyn würde, eben ſo verhaßt iſt ihr die zweite. Man ſage ihr noch ſo viel vor, „das Erlernen der neuen

„Sprache geſchehe bloß zu ihrem eignen Beſten; ſie werde „dadurch aufgeklärter, klüger, einſichtsvoller werden.“ Ungläubig wird ſie dazu den Kopf ſchütteln; wird den etwannigen Gewinn für viel zu gering halten, gegen die ungeheure Mühe, die es koſtet, noch im Alter eine Sprache zu lernen. Und welcher Unpartheiiſche kann deshalb auf ſie zürnen? — Nur ein Weg iſt, wie der Staat ſeinen Zweck erreichen kann; Schulen: Aber aber auch das Wort iſt leichter geſprochen als realiſirt! Zu geſchweigen, daß alle Schulfrüchte erſt ſpät reifen, und ungerechnet, wie vieles davon im Sturme der wirklichen Welt abfällt: Woher ſoll denn die Menge von Lehrern kommen, die beider Sprachen gewachſen ſind? Und ſetzt denn der Staat die Lehrer unmittelbar? Hängen ſie nicht von Patronen und Ephoren ab? Und wenn dieſe nun enthuſiaſtiſch und ausſchlüßlich für ihre Sprache eingenommen ſind, wie viel wird da wohl aus dem Unterrichte im Deutſchen werden? Endlich noch eine fremde Erfahrung! Man hat in Böhmen und Mähren bemerkt, daß die Kinder das Deutſche in den Schulen zwar leſen und ſchreiben lernen, aber ſich nicht getrauen, auch nur ein Wort zu reden. Nichts natürlicher! Grade ſo, wie es in Schulen faſt allgemein mit der Erlernung des Franzöſiſchen geht! Da aber gleichwohl bei dem Volke am Sprechen ungleich mehr gelegen iſt, als am Schreiben, ſo müßte hier wieder eine neue Procedur eingeſchlagen werden, um dieſes in Gang zu bringen. Bei dieſem Labyrinthe von Schwierigkeiten auf allen Seiten iſt es in der That zu verwundern, daß das Deutſche in dem polniſchen Oberſchleſien ſich noch ſo weit ausgebreitet hat, als wirklich geſchehen iſt. Ein Freund hat mir hierüber folgendes Burchſtück mitgetheilt: „In Oppeln, Krappiz, Grosſtrelitz, Toſt, Ujeſt, Coſel, Tarno-

„witz, Loslau, Beuthen, Mislowiz, Woſchnik, Gleiwitz, „ꝛc. wo die Eltern noch heute nicht zuſammenhängendes „Deutſch ſprechen können, reden durchgängig die Kinder „ein ſchöneres und reineres Deutſch, als auf den Dörfern „um Glogau oder im Gebirge. Der Fürſt von Pleß „ſalarirt aus eignen Mitteln auf vielen Dörfern Schul„meiſter, um die deutſche Sprache zu verbreiten. Ein „gleiches thut der Graf von Reichenbach in Loslau, wo „bereits die Frau Gräfin von Dyhrn durch Anſetzung eines „deutſchen Geiſtlichen und etlicher deutſcher Schulmeiſter „den Grund gelegt; ingleichen der H. General Lieutenant „von Dallwig auf ſeinen Gütern, beſonders zu Polniſch „Cawallen; auch der H. Baron von Saß in Borislawitz, „welcher letztere auf ſeine Koſten einen deutſchen evange„liſchen Schulhalter aus Niederſchleſien verſchrieben, der „alle katholiſche und lutherſche Kinder im Deutſchen unter„richtet; auch bezahlt er den Caplan in Koſtenthal, um „die Kinder in der Religion deutſch zu unterrichten. Die „Verpflanzung der katholiſchen Capläne aus Nieder- nach „Oberſchleſien wird viel Gutes ſtiften!“ —

So hätte ich denn doch von Oberſchleſien etwas mehr angeführt als Waſſerpolniſch; ohne dieſe ihre Sprache zu verdrängen, welches von der Weisheit unſers Staats nie zu befürchten iſt, wird das Deutſche nebenher ſich immer weiter und weiter ausbreiten; und dann wird die uns bisher verborgen gebliebene gute Seite der Oberſchleſier, wie die Sonne hinter den Wolken hervortreten! —

„Wie die Sonne hinter den Wolken!“ Bei dieſen Worten ergreift vielleicht ein Spötter die Feder, und zeichnet eine Sonne mit einem Wichſelzopfe, um damit die, den Oberſchleſiern ſo oft vorgeworfene Unreinlichkeit

zu

zu bezeichnen! Ich hätte in der That was drum gegeben, einen ächten Wichſelzopf zu ſehen: allein es iſt mir keiner vorgekommen, und nach meinen eingezogenen Nachrichten kann ich mir unmöglich vorſtellen, daß er dort ſo häufig iſt. Ein Niederſchleſier, der ſeit 40 Jahren in Oberſchleſien lebt, ſchreibt mir: „Vom Wichſelzopfe habe ich „zwei Vorfälle erlebt, die zwei Menſchen in hitzigen Krankheiten (alſo nicht einmal von Unreinlichkeit, bekamen: „beide ließen ſich ſolche auf Zureden nach der Geneſung abſchneiden, und blieben geſund.“ Ein andrer Freund ſchreibt mir: „Die Wichſelzöpfe ſind hier ſehr ſelten; und ich habe „deren in Niederſchleſien bei Leuten von Extraction „angetroffen, welches zu beweiſen ſcheint, daß ſolche eben „nicht immer ihren Urſprung in der Unreinlichkeit haben.“ Doch ſey dieſes Uebel meinetwegen noch ſo häufig; wer darf es wohl noch wagen, es den Oberſchleſiern mit Bitterkeit, oder mit lautem Lachen vorzuwerfen, der folgende Stelle eines wahren Patrioten geleſen und beherziget: „Wie kann ſich der arme Landmann, welcher in manchen „Gegenden von Oberſchleſien ein halbes Dörfchen vergebens „durchſuchen würde, um einen Kamm zu finden, dieſer „Häßlichkeit erwehren? Woher ſoll der Kamm kommen, „welcher ohne Geld nicht zu haben iſt? Oder ſoll das blutarme Bauerweib die letzten zwei Silbergroſchen, welche „ſie vielleicht auf Salz aufgehoben hat, hervorſuchen, um „durch Anſchaffung eines Kamms ihre Kinder, ihren Mann, „und ſich ſelbſt vor Wichſelzöpfen zu bewahren? Iſts nicht „hart, beim Mangel des Schmalzes, ſeine Artoffeln und „ſein Sauerkraut auch ungeſalzen zu eſſen? Und geſetzt „auch, es wäre ein Kamm da, wie kann ſich der Mann „wohl kämmen, der Abends ſpät aus der Roboth kommt, „noch arbeiten muß, um die Seinigen zu erhalten, und

„des Morgens mit dem Frühſten wieder zur Roboth zurück-„kehren muß? — Doch Gottlob, die Noth iſt in Ober-„ſchleſien noch nicht allgemein! Nicht an den Heerſtraßen, „nicht in Dörfern, welche nahe an irgend einem Städtchen „liegen; nicht in Oertern, wo der Herr des Dorfs (ſo wie „man es mehrern oberſchleſiſchen Herrſchaften mit Wahr-„heit nachrühmen kann) einſichtig genug iſt, zu erkennen, „daß es zu ſeinem eignen Schaden gereicht, wenn ſeine „Unterthanen nichts als Bettler ſind. Sondern nur in „abgelegenen Hütten, und in jenen unglücklichen Gegenden „und Dörfern ſind Jammer und Elend, Schmutz und „Wichſelzöpfe eigentlich zu Hauſe, wo die Herrſchaft ab-„weſend, und unbeſorgt iſt, was mit den Unterthanen vor-„geht, wenn ſie nur ihre Robothen verrichten, und den „Verwalter in den Stand ſetzen, der Herrſchaft die ſoge-„nannte Quota einzuhändigen; wo es den Wirthsſchafts-„beamten gleichgültig iſt, ob der Robothbauer wie ein „Menſch oder wie das Vieh lebt, ob er Artoffeln oder kre-„pirtes Vieh aus der Erde gräbt, um ſich und ſeine zahl-„reiche, im ganz eigentlichen Verſtande nackende Kinder, „des Hungers zu erwehren. In ſolchen Hütten fehlt es „einer rohbothſamen Wirthin durch die Woche auch an der „Zeit, ihre Kinder zu kämmen; und wenn die Haare bis „zum Sonntage endlich ſchon ſo verworren ſind, daß ſie „nicht leicht wieder in Ordnung können gebracht werden, „ſo ſpricht die einfältige Mutter: Ach hier macht ſich ein „Wichſelzopf: den muß man beileibe nicht ſtören, damit „die Kinder nicht krank werden! In Anſehung der Rein-„lichkeit glaubt freilich ein oberſchleſiſches Bauermädchen, „welchen der natürliche Hang zum Putze ſo eigen iſt als „dem Mädchen in der Stadt, daß ſie in völliger Parade „ſey, wenn ſie an Sonn- und Feyertagen gute Schuhe und

Strümpfe,

„Strümpfe, einen kamelotnen Oberrock, eine Schürze von „buntem Zitze, ein mit ſeidnen Bändern, auch wohl manch„mal mit falſchen Borten beſetztes Mieder, ein ſeidnes „Tuch um den Hals, ein anders um den Kopf unter einer „roth- und blauſeidnen Mütze, eine Enveloppe von weißer „Leinwand mit Frangen, (welches aber ſchon ſehr aus der „Mode kömmt) aufzuweiſen hat. Was will man mehr „verlangen? Ob die Schuhe geſchnallt, oder mit Bändern „gebunden ſind, iſt wohl ziemlich einerlei; doch iſt das „letzte üblicher, und auch der neuſten Mode in der Haupt„ſtadt gemäßer!“ — Alſo ſolche Mädchen giebt es doch „noch in Oberſchleſien? Nun in der That, die hätte kein Argus aus alle den Wichſelzöpfen herausfinden ſollen; und eben ſo wenig aus der Nation, die, wie einmal ein Schriftſteller ſich ausdrückte, ihr Lager mit verwandten Hausthieren theilt. Wozu dieſe beleidigende Verwandtſchaft? Ließe ſich nicht vielleicht eine Theilung des Lagers denken, die grade das Gegentheil wahre Menſchlichkeit bewieſe? Mir wenigſtens iſt auf das glaubhafteſte verſichert, daß der oberſchleſiſche Bauer nur in folgenden drei Fällen das Vieh in ſeine Wohnſtube nimmt: 1) Wenn die nöthigen Ställe nicht vorhanden ſind, und die Herrſchaft ſie nicht bauen will, der von allen Mitteln entblößte Bauer hingegen ſie nicht bauen kann! 2) Wenn die Kälte zu groß, und der Stall ſo ſchlecht iſt, daß das Vieh darin erfrieren würde; welches auch geſchehen kann, wenn gleich die Stallung noch in ziemlich gutem Stande, dabei aber zu groß, und des Viehes zu wenig iſt, um durch ſeine Ausdünſtung den nöthigen Grad der Wärme hervorzubringen. 3) Um das Jungvieh, das eine vorzügliche Verpflegung nöthig hat, deſto beſſer beſorgen zu können; z. B. die Kälber und jungen Schweine, welche letztere, wenn ſie gedeihen ſollen,

ganz

ganz beſonders reinlich müſſen gehalten werden. Eben der Oekonom, der mir dieſe ſchätzbaren Nachrichten mitheilte, fügte denſelben folgende eigne Erfahrung hinzu: „Ich ſelbſt „hatte es mir ehedem in den Kopf geſetzt, durchaus nicht „zu geſtatten, daß die jungen Schweine, deren auf meinem „Vorwerke eine ziemliche Menge waren, im Winter in der „Geſindeſtube ſollten verpflegt werden: Wie aber der Froſt „heftiger wurde, und ich alle Morgen 1, 2, auch 3 krepirte „Stück zum Hofe heraustragen ſah, ſo änderte ich meinen „Eigenſinn, und die Schweine blieben am Leben!“ Eben ſo liegt umgekehrt, der oberſchleſiſche Landmann im Stalle: 1) Damit ihm ſein Vieh, ſein einziger Reichthum, nicht geſtohlen werde; 2) um bei der Hand zu ſeyn, wenn Fälle vorkommen, in welchen das Vieh ohne Hülfe der Menſchen verderben müßte; z. B. wenn es ſich in die Ketten oder Stricke ſo verwickelt, daß es Gefahr läuft zu erſticken, oder wenn die Kühe kalben ſollen ꝛc.; 3) um ſich ſelbſt in Ermangelung warmer Federbetten, zur Winterszeit mit einer ſchlechten Decke vor der Kälte zu ſchützen! Iſt in alle dieſem wohl irgend etwas tadelhaftes, oder nicht vielmehr gradezu vieles lobenswürdig? Das giebt übrigens einer meiner Correſpondenten gern und willig zu, daß die einzige Stube eines oberſchleſiſchen Bauers, in der er mit ſeiner Familie und Geſinde eſſen, trinken und ſchlafen muß, nicht ſo reinlich iſt, wie das Paradezimmer eines Hofraths in einer Reſidenz! Aber er bemerkte dabei noch, daß der polniſche Bauer ſeine Stube gemeiniglich alle Vierteljahre ausweiße, welches, meint er, der Niederſchleſier nicht thäte! Ich ſelbſt kenne einen oberſchleſiſchen Cavalier, der nächſtens zu einem der wichtigſten Poſten abgehen wird. Er iſt in einem ſehr hohen Grade ein Freund der Reinlichkeit; und dennoch hat er lauter polniſch-ſchleſiſche Bedienung

nung um ſich, die in Abſicht der Reinlichkeit ſchon in dem großen Berlin Probe gehalten hat, und gewiß auch in einer noch glänzendern Sphäre halten wird. Da endlich auch, nach der Verſicherung des H. Paſtor Pohle, die Geſundheit der Oberſchleſier in ihren durch die Ausdünſtungen des Viehes verpeſtet ſeyn ſollenden Wohnungen nichts leidet; delicatere Städter aber ohnehin dieſe Wohnungen fliehen: So würde es, dünkt mich, weder unſrem Verſtande noch unſrem Herzen Schande machen, ſie fürs künftige mit allen Neckereien von verwandten Hausthieren ꝛc. zu verſchonen.

„Aber die Faulheit, die Faulheit — die bloß durch „den Kantſchu zu erzwingende, und doch den Namen „nicht verdienende Arbeitſamkeit der Oberſchleſier — „dieſe wird doch unſer neuer Ritter für die Ehre Oberſchleſiens (wer weiß, wodurch beſtochen!) ſich nicht abzuleugnen getrauen!“ Doch, doch! Er wird ſichs getrauen, und zwar mit unwiderleglichen Gründen! Ich mache den Anfang mit dem Räſonnement eines oberſchl. Philoſophen über den Begriff von Faulheit, indem es, auch nach der Meinung des niederſchleſiſchen Philoſophen Garve, wenigſtens nichts ſchaden ſoll, von der Sache, worüber man ſtreitet, deutliche Begriffe feſtzuſetzen. „Nur jener iſt faul, „der ſein Vergnügen am Müßiggange findet, und weniger „thut, als das Geſetz der Natur von ihm fordert. Wenn „die Menſchen alles hätten, was ſie wünſchten, ſo würden „ſie wahrſcheinlich ihre Zeit in Eſſen, Trinken und Schlafen vertheilen. Da es aber in der Welt ganz anders, „und alles, wornach wir ſtreben, mit Mühe und Arbeit „verbunden iſt, ſo entſteht der Fleiß, eine Tugend im Erwerben ſeines Vermögens durch mannichfaltige Bemühungen dem Geſetze der Natur gemäß zu handeln. Sieht

„nun

„nun der Menſch, daß er den Zweck ſeiner Bemühungen „nicht erreichen kann, ſo wird er matt und nachläßig, weil „der Bewegungsgrund ſeines Fleißes wegfällt.“ Wo ſind nun wohl dieſe vielen müßigen Tagdiebe in Oberſchleſien, nach dem oben angenommenen Begriffe? Etwa in den Gruben oder auf den **Hütten**? Nun da müßte man in der That noch mehr mit böſem Willen, als mit Blindheit geſchlagen ſeyn, wenn man hier nicht den angeſtrengteſten und regelmäßigſten Fleiß erkennen wollte! **Zborowsky**, die **Lubliniter** Eiſenhämmer, **Tarnowitz**, **Jacobswalde** ꝛc. alle dieſe Orte ſind eben ſo viele Ameiſenhaufen oder Bienenkörbe, die von unermüdet fleißigen oberſchleſiſchen Einwohnern wimmeln. Alſo der Bauer! Aber „wer „geſehen hat, (ſo ſchreibt man mir von mehr als einem „Orte) daß der Bauer nach verrichtetem Hofedienſte die „**Nacht** zu Hülfe nimmt, ſeine Wirthſchaft zu beſorgen „und ſein Getreide zu ſchneiden; wer ihn, beſonders bei „Mondſchein, die ganze Nacht dreſchen hört: der kann „ihn wohl mit gutem Gewiſſen keiner Faulheit beſchuldigen.“ Der biedere **Roulhaaß** macht mir ein ganz umſtändliches Detail von den Arbeiten des Bauern zum Behuf der Eiſenhütten, woraus ich bloß folgende Stelle mittheile: „Er „ſpannt zwei Stück Vieh vor den Wagen, fährt anderthalb „Meilen zu dem Berge, ladet dort mit dem Spaten vier „Kübel auf, fährt dann auf die Hütte, ladet ab, bekommt „davor acht Sgr. Nun hat er hin und her drei Meilen „zu Fuße gemacht; davor hätte er doch ſechs Sgr. und für „das Auf- und Abladen zwei Sgr. haben ſollen! Was bleibt „ihm nun auf die Wagenfahrt und ſein Vieh? Heißt das „wohl faul, und würde ein Niederſchleſier für den Ver- „dienſt von acht Sgr. in einem Tage, mit Wagen und Vieh „wohl anſpannen, geſchweige ſo viel arbeiten und laufen?

„Ich

„Ich zweifle!“ Ich wahrlich auch. So bleibt demnach nichts übrig, den Oberſchleſier der Faulheit zu bezüchtigen, als die Roboth-Arbeit! Zwar ſagt auch hier der Herr Paſtor Pohle, und das mit Recht: „Wenn jemand, ſich, „die Seinen, ſeinen Herrn von Jahrhundert zu Jahrhun„dert ernährt hat, (wenn gleich oft ſich und die Seinen „kärglich, doch ſeinen Herrn gewiß reichlich) ſo weiß ich „nicht, wie man ſolche Menſchen, die alles für ſich und andre erarbeiten müſſen, und bis hierher erarbeitet haben, mit Grunde der Faulheit beſchuldigen könne?“ Allein es iſt kein Widerſpruch gegen ihn, wenn einer ſeiner Nachbarn mir ſchreibt: „Man kann nicht leugnen, daß zehn „Robother, ohne Aufſicht, kaum ſo viel thun würden, als „ein einziger Menſch ohne große Anſtrengung füglich ver„richten könnte.“ Ueberdem iſt es ein, in Oberſchleſien ſehr bekanntes Sprüchwort der Bauern, daß derjenige nicht werth ſey, auf einen geweihten Kirchhof begraben zu werden, der ſich im Hofedienſte zu Tode arbeitet! Alſo — habemus confitentem reum; dieſer Vorwurf wird wenigſtens eingeräumt! — Ich bitte noch um eine kleine Geduld! Nicht die Sache, nur der Ausdruck macht mich verlegen; ich ſtoße hier auf die Rechte des Adels, und habe noch nicht gelernt, werde es auch nie lernen, hierüber in franzöſiſchem Tone zu ſprechen. Mit dem feſteſten Vorſatze nichts niederzuſchreiben, was auch nur auf die entfernteſte Art Rechten zu nahe getreten heißen könnte, ſo wie ich ſelbſt die meinigen aus allen Kräften vertheidigen würde, bitte ich im voraus um Verzeihung — und um Berichtigung, wo ich unwiſſentlich fehlen ſollte! Ich glaube demnach, daß der Adel ſich der ihm vom Staate verliehenen, und titulo oneroſo erworbenen Herrſchaft über ſeine Unterthanen, mit Fug und Recht bedienen kann, daß ſelbſt harte, aber in den Urbarien gegründete Robothen nichts weniger als ein Verbrechen, ſondern eine vollkommen geſetzliche Handlung ſind; daß auch dem Adel das Recht zuſteht, den trägen Robother mit Ernſt und Strenge zu ſeiner Schuldigkeit anzuhalten. Die feierliche Formel im Kaufmann von Venedig von Schakeſpear gehört ganz hierher: **Das Geſetz erlaubt es und das Gericht ſpricht es zu!** Allein es giebt eine unzählbare Reihe von Handlungen, die kein Geſetz in der Welt weder erlauben noch verbieten, und kein Gericht weder zu- noch abſprechen kann. Als Friedrich

Wil-

Wilhelm der I. die bekannte Medaille: Pro Deo et miles ſchlagen ließ, da ſcheiterte ſeine ganze königliche Macht — an der Grammatik: Und alle Mächte der Erden ſind nicht im Stande, irgend etwas zu erzwingen, was ſeiner Natur nach freiwillig und ungezwungen ſeyn muß. Dahin gehört nun ganz beſonders die Arbeitsluſt, die aus freiem innern Triebe quellende Anſtrengung bei unſrer Thätigkeit! Nur die Selbſtliebe, die Erhaltung unſres phyſiſchen Weſens, oder die Erhöhung und Vervollkommnung unſres geiſtigen Theils kann uns zu raſtloſer Thätigkeit treiben: Zwang gebiert nur äußere Handlungen, bloßes Regen der Hände und Füße, dem es am beſten, an der freien Luſt der Seele fehlt. Mache ich nun hiervon Anwendung auf die Roboth-luſt, ſo wird dieſe nur da ſtatt finden können, wo der Bauer, in der Arbeit für ſeinen Herrn, ſein und ſeiner Familie eignes Wohl findet; er arbeitet dann unter einem andern Namen im Grunde für ſich ſelbſt, und wie ſollte ihn das nicht ſpornen? Da es nun in Oberſchleſien gewiß viele Herrſchaften giebt, wo der Bauer wirklich ſein Auskommen hat, ſo verſteht es ſich auch von ſelbſt, daß hier jene Klagen über Faulheit entweder ganz wegfallen, oder doch nur einzelne Subjecte treffen, dergleichen überall zu finden ſind. Wo aber der Bauer bei faſt täglichen Robothen mit Weib und Kind Noth leidet; wo alles Arbeiten ihn nicht einmal auf die allerunterſte Stufe des glücklichen Lebens führt; wo es ihm aus Mangel an kräftigen Nahrungsmitteln ſelbſt an Muskelkraft gebricht, wenn er ſich auch anſtrengen wollte: Da müßte er in der That mehr als Menſch ſein, wenn er zum Roboth ſo rüſtig gienge, wie zum Tanze! Herr Paſtor Pohle ſpottet daher mit Recht über dieſen Vorwurf, und ladet diejenigen, die ihn machten, ein, doch auf einige Monate gütigſt die Stelle der Oberſchleſier zu vertreten: „O, was würde man, ſagt er, da nicht zu „ſehen und zu hören bekommen" Welch ein himmelweiter Unterſchied: Abſpannung, ohne vorhergehende Anſpannung, oder Abſpannung aus übermäßiger Anſpannung! Die letzte iſt das Loos des Oberſchleſiers, und dieſe verdiente doch wohl eben ſo wenig Faulheit genannt, als mit ſo ſchwarzen Farben geſchildert zu werden. Nur ihre Urſachen gehoben, welches gar wohl möglich iſt, ſo wird abermal die Sonne hinter den Wolken hervortreten!

Neueſte deutſche Chreſtomathie zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. Berlin 1795. Bey Arnold Wever. 12 Gr.

Es war in der That zu bewundern, daß in unſern Zeiten, wo ſoviel geſchrieben wird, und namentlich ſchon beynahe ein halbes Hundert franzöſiſche Leſebücher geſchrieben ſind, nicht ſchon eher Jemand daran dachte, der Jugend auch eine Sammlung zweckmäßiger Aufſätze in die Hände zu geben, durch deren Ueberſetzung ſie im richtigen und wahren franzöſiſchen Ausdruck ſich üben könnte. Denn die bisherigen Bücher dieſer Art, und vorzüglich Chapûſels Sammlung, deren man ſich am meiſten zu bedienen pflegt, enthalten mehrentheils, Aufſätze welche den Lehrling ſo wenig Unterhaltung, ſo wenig Unterricht gewähren, dem guten Geſchmack und nicht ſelten dem Herzen ſogar ſo gefährlich, in einer ſo ſchlechten Sprache abgefaßt und ſo zweckwidrig geordnet ſind, daß ſie die Erlernung des Franzöſiſchen unmöglich angenehm machen können, und ſchon längſt durch ein beſſeres Buch dieſer Art hätten verdrängt ſein ſollen. Aeußerſt willkommen muß demnach gegenwärtige Chreſtomathie dem öffentlichen Lehrer ſowohl als dem Privatlehrer ſein, da es ſich durch eine wohl überdachte Auswahl angenehmer und lehrreicher Sentenzen, Erzählungen und Briefe, durch eine reine und

reichhaltige Phraſeologie; und beſonders durch eine zweckmäßige Abſtufung, welche den Lehrling von den erſten Fundamentalkenntniſſen unbemerkt bis ins Innerſte der Sprache fortführt, ſo vortheilhaft vor ähnlichen Büchern auszeichnet; daher wir mit Wahrheit dies Buch allen empfehlen können, welche mit uns überzeugt ſind, daß nicht Leſen und Sprechen allein, ſondern auch eigene Uebung im Schreiben erfordert werde, wenn man bald und glücklich zu einer wahren und gründlichen Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, und zur Fertigkeit, ſich richtig und zierlich in derſelben auszudrücken, gelangen will, wie der Verfaſſer ganz richtig, in der Vorrede zu ſeinem Buche bemerkt hat.

Neue Quartalſchrift

aus den neueſten und beſten

Reiſebeſchreibungen

gezogen.

Viertes Stück, 1794.

C. H. SCHMID

Berlin,
bei Arnold Wever.

Inhalt.

I. Ueber die Organiſation der Polizey in St. Petersburg; das Gewiſſensgericht, die Zucht- und Arbeitshäuſer, ꝛc. daſelbſt. 3-40.

II. Mildthätige Anſtalten in Wien. 40-54.

III. Nachrichten aus Marſeille. 55-91.

IV. Von den jetzigen Einwohnern Weſtindiens, beſonders denen von Europäiſcher Abkunft und den farbigten Leuten. 91-111.

V. Reiſe nach Vauklüſe. 112-119.

VI. Allgemeine Bemerkungen über die ſchottiſche Landſchaft, über die Berge, Seen und Flüſſe derſelben. 119-139.

Digitized by Google

Auserleſene

Aufſätze

zur

geographiſchen, ſtatiſtiſchen, politiſchen und ſittlichen Länder- und Völkerkunde.

Eine

Quartalſchrift

aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen.

Neunter Jahrgang 1794.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Neue
Quartalſchrift
zum
Unterricht und zur Unterhaltung
aus den
neueſten und beſten
Reiſebeſchreibungen
gezogen.

1794.

Viertes Stück.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Digitized by Google

I.

Ueber die Organiſation der Polizey in St. Petersburg; das Gewiſſensgericht, die Zucht- und Arbeitshäuſer, ꝛc. daſelbſt. *)

Unter allen politiſchen Einrichtungen und Verfaſſungen hat keine nähern Bezug auf das Wohlſeyn und die Zufriedenheit jedes Einzelnen, als die Polizey. Die ehrwürdigen Zwecke dieſes Theils der Staatsverwaltung, Sicherheit und Bequemlichkeit, vereinigen ſich in dem großen Begriff von bürgerlicher Glückſeligkeit, ohne welche ſich keine Staatsglückſeligkeit denken läßt. Die Verhältniſſe der auswärtigen Macht, des Staatsreichthums, ja ſelbſt der politiſchen Freyheit haben einen weit entferntern Bezug auf die Glückſeligkeit der Individuen, weil ſie mehr die ganze Maſſe der Nation treffen, da die Ausübung der Polizey es gerade mit ſolchen Pflichten zu thun hat, die den Menſchen in ſeinen feinſten und zarteſten Verhältniſſen, als Bürger, Geſchäftsmann, Gatten und Vater, berühren. Es giebt Länder, in denen der Bürger bey der größten Schwäche und Nullität des Staatskör-

 pers,

*) Gemählde von St. Petersburg, von Heinrich Storch. Riga 1794.

pers, zu welchem er gehört, oder bey den auffallendſten Kränkungen der politiſchen Freyheit deſſelben, glücklich iſt, weil ſeine bürgerliche Sicherheit und Freyheit geſchützt ſind; ſo wie es Staaten gibt, in denen die öffentliche Macht und die vollkommenſte politiſche Organiſation den einzelnen Bürger nicht für den Mangel oder den Verluſt einer wohlgeordneten Polizey ſchadlos halten können.

Bürgerliche Sicherheit ſetzt bürgerliche Freiheit voraus. Ohne dieſe würde jene freilich eine Ruhe bewirken, die aber der Ruhe im Grabe ähnlich wäre, deren Folgen Fäulniß und Verweſung ſind. Jene iſt das Reſultat ſehr zuſammengeſetzter und künſtlich verbundener Zwecke: dieſe hingegen die Wirkung Eines einfachen Grundſatzes. Mit einem Wort: Sicherheit muß von der machthabenden Gewalt erzwungen, Freiheit vergönnt werden.

Der Zuſtand der bürgerlichen Sicherheit in jedem Staat iſt ein aufgelöſtes Problem; die Geſetze und die Mittel zur Handhabung derſelben ſind Gegenſtände der öffentlichen Kenntniß. Der Zuſtand der bürgerlichen Freiheit kann, in ſolchen Ländern, die keine eigentliche Konſtitution haben, nur auf der Zuſammenſtellung einer großen Menge einzelner Thatſachen, aus dem Geiſt der Regierungen, aus der Stimmung des Volks erkannt werden. Jene iſt eine beſtimmte Rubrik der Statiſtik: dieſe gehört in das Kapitel der Denkungsart, Meinungen und Sitten. —

In einem Lande, welches keinen Schatten von Verfaſſung hatte, in welchem alle die verwickelten Verhältniſſe einer großen bürgerlichen Geſellſchaft durch einzelne, deutungsfähige, ſich oft widerſprechende Verordnungen beſtimmt, und dieſe der willkührlichen Auslegung einzelner

Ge-

Gerichtsſtellen überlaſſen waren, in einem ſolchen Lande konnte die perſönliche und bürgerliche Sicherheit ſich weder einer rechtmäßig begründeten noch geſicherten Exiſtenz erfreuen. In dieſem Fall befand ſich Rußland vor Peter dem Großen. Die mannigfaltigen Anordnungen dieſes weit über ſein Zeitalter erhabenen Fürſten beweiſen, daß er den Mangel einer bürgerlichen Verfaſſung und die Nothwendigkeit einer feſten Beſtimmung der geſetzmäßigen perſönlichen Sicherheit fühlte. So viel er auch für dieſen großen Gegenſtand gethan hatte, ſo viel blieb ihm noch zu thun übrig; „ein frühzeitiger Tod nöthigte ihn dieſe „wohlthätigen Einrichtungen, als ein kaum angefangenes „Werk zu verlaſſen. Die hierauf erfolgten häufigen Ver„änderungen, die Verſchiedenheit der Grundſätze und der „Denkungsart, und die öftern Kriege ſchwächten zwar „keinesweges die Macht und das Anſehen des Reichs; „ſie veranlaßten aber in den Anordnungen dieſes großen „Kaiſers entweder Veränderungen, oder ſie entfernten den „Gedanken von der Fortſetzung ſeines angefangenen Werks, „oder führten andere Regeln ein, die ſich theils nach den „von der Sache gefaßten Begriffen, theils den veränder„ten Umſtänden und dem natürlichen Lauf der Dinge „richteten.“ *)

Endlich übergab der Genius Rußlands das Schickſal dieſes großen Reichs in die Hände Katharina der Zweiten. Der weitumfaſſende Geiſt dieſer Monarchin, der ſich ſchon mit der Erweiterung und Befeſtigung der auswärtigen Macht, mit der Gründung einer philoſophiſchen

*) Worte Katharinens der Zweiten. S. die Ukaſe vom 12. Nov. 1775. die den Verordnungen zur Verwaltung des Gouvernements zur Einleitung dient.

Geſetzgebung, mit der Verbeſſerung der Erziehung, mit der Verbreitung der Aufklärung und des Geſchmacks, und mit der Abſtellung unzähliger Mißbräuche beſchäftigt, und nach dieſen großen Gegenſtänden ſeine Kraft geübt aber nicht erſchöpft hatte — ſchuf nun auch eine Verfaſſung für Rußland.

Die Sammlung der Verordnungen, aus welchen dieſe Verfaſſung entſtand, athmet überall den freien philoſophiſchen Geiſt, die Achtung für die Menſchen und ihre Rechte, und den milden, gleich weit von Strenge und Nachgiebigkeit entfernten Karakter, womit die Individualität des Geſetzgebers ſie ſtempelte, und der ihre ehrwürdigſte Sanktion iſt.

Die Erhaltung und Beförderung der perſönlichen Sicherheit konnte in einem Geſetzbuche dieſer Art nicht der letzte Gegenſtand ſeyn. Sie erhielt ein eigenes Tribunal in dem Gewiſſensgericht, oder dem Gericht der Billigkeit, welches in jeder Statthalterſchaft errichtet wurde, und deſſen Zweck, nach den eignen Worten der Verordnung, die Erhaltung der perſönlichen Sicherheit, die Milderung des Schickſals unglücklicher Verbrecher, und die gütliche Beilegung bürgerlicher Streitigkeiten iſt. Die Verfaſſung dieſes höchſt merkwürdigen Inſtituts iſt zu neu, zu wohlthätig und zu wenig bekannt, als daß ich meinen Leſern nicht einen kurzen Auszug aus der Stiftungsakte deſſelben mittheilen ſollte.

Das Gewiſſensgericht beſteht aus einem Richter, der den Vorſitz führt, und aus ſechs Gliedern, von denen, alle drei Jahr, zwei aus der Bürgerſchaft und eben ſo viel aus dem Bauerſtande gewählt werden. Jeder Stand hat es nur mit den Klägern und Beklagten ſeines Standes

zu thun. Das Gewiſſensgericht richtet überhaupt, wie alle andere Tribunale, nach den Geſetzen; da es aber zu einer Schutzwehre der beſondern oder perſönlichen Sicherheit angeordnet wird, ſo ſollen ſeine Regeln in allen Fällen folgende ſeyn: allgemeine Menſchenliebe, Achtung für den Menſchen als ſolchen, und Abneigung von aller Bedrängniß und Kränkung der Menſchheit. Aus dieſer Urſache ſoll das Gewiſſensgericht nie das Schickſal irgend eines Menſchen erſchweren, ſondern vielmehr die ihm anvertraute gewiſſenhafte Erörterung und mitleidige Beendigung der ihm übertragenen Sachen ſich angelegen ſeyn laſſen. Es miſcht ſich nie aus eigener Bewegung in irgend eine Sache, ſondern nimmt ſich derſelben nur auf Befehl der Regierung, auf Kommunikation eines andern Gerichthofes oder auf Bitte und Klage an. Die Sachen ſolcher Verbrecher, die durch einen unglücklichen Zufall oder durch den Lauf verſchiedener Umſtände in Verſchuldungen gefallen ſind, die ihr Schickſal weit über das Verhängniß ihrer Thaten erſchweren, die Verbrechen der Unſinnigen oder Minderjährigen, und alle Zaubergeſchichten, mit denen Dummheit, Betrug und Unwiſſenheit verknüpft ſind, gehören vor dieſes Tribunal. Die Pflicht deſſelben in bürgerlichen Rechtsſachen iſt, diejenigen ſtreitenden Parteien zu vergleichen, die bei demſelben deswegen Anſuchung thun. Der Vergleich geſchieht entweder durch das Gericht allein, oder gemeinſchaftlich mit Schiedsrichtern, die von beiden Parteien gewählt werden. Wenn die Schiedsrichter unter ſich nicht einig werden können, ſo legt das Gericht ihnen ſein Gutachten vor, wie der Kläger und Beklagte, ohne ihren Ruin, ohne Prozeß, Streit, gegenſeitige Vorwürfe und Chikane zu vergleichen ſind. Wenn die Schiedsmänner ſich den-

noch nicht vergleichen können, ſo läßt das Gericht den Kläger und Beklagten vor ſich kommen, und legt ihnen die Mittel zum Vergleich vor. Nehmen ſie ſolche an, ſo beſtätigt es ihren Vergleich durch das Gerichtsſiegel; im gegenſeitigen Fall deutet es beiden an, daß es mit ihrem Streit weiter nichts zu thun habe, und daß ſie ſich deshalb an die in den Geſetzen beſtimmten Gerichte werden mögen.

Die wichtigſte Befugniß des Gewiſſensgerichts aber, wodurch es auf gewiſſe Weiſe das ehrwürdigſte Tribunal der Nation, und im eigentlichſten Verſtande das Palladium der perſönlichen Sicherheit wird, beſteht in folgendem. Wenn jemand eine Bittſchrift ins Gewiſſensgericht einſchickt, daß er über drei Tage im Gefängniß gehalten werde, und daß man ihm in dieſen drei Tagen nicht angezeigt habe, warum er im Gefängniß gehalten werde, oder daß er in dieſen drei Tagen nicht befragt worden, ſo iſt das Gewiſſensgericht verpflichtet, ſo bald es eine ſolche Bittſchrift erhalten und ehe die Verſammlung auseinander geht, Befehl zu ertheilen, daß dieſer im Gefängniß ſitzende Menſch (wenn er nicht wegen Beleidigung der Perſon Kaiſerlicher Majeſtät, nicht wegen Verrath, Mord, Diebſtahl oder Raub gefangen ſitzt) an das Gewiſſensgericht abgeſchickt und ſelbigem vorgeſtellt werde, mit Beifügung der Urſachen, warum er unter Arreſt gehalten werde, oder warum er nicht befragt worden. Die Befehle des Gewiſſensgerichts ſollen in dieſem Fall an dem Ort, an welchem ſie anlangen, ohne eine Stunde zu ſäumen, vollzogen werden; wenn aber der Befehl innerhalb vier und zwanzig Stunden, nicht in Erfüllung gebracht worden, ſo ſollen die Vorſitzer des Gerichts in eine

eine Geldſtrafe von hundert Rubeln verfallen ſeyn. In Abſicht des Weges werden 25 Werſt auf einen Tag gerechnet. — Wenn dann das Gewiſſensgericht findet, daß der Arreſtat wegen keines der vorhin bezeichneten Verbrechen in Verhaft gehalten wird, ſo befiehlt es, ihn, auf erhaltene Bürgſchaft ſowohl für ſeine Aufführung als auch für ſeine Stellung vor dasjenige Gericht der Statthalterſchaft, welches er ſelbſt wählt und wohin alsdann ſeine Sache abgeſchickt wird, auf freien Fuß zu ſtellen. Es ſoll ſich darauf niemand unterſtehen, einen ſolchen, durch die Befugniß des Gewiſſensgerichts aus dem Gefängniß befreiten Menſchen, derſelben Sache wegen, vor deren Entſcheidung, wieder ins Gefängniß zu ſetzen; ſeine Sache aber ſoll nach der Vorſchrift der Geſetze entſchieden werden. In den Fällen aber, wenn der Supplikant wegen der oben bezeichneten Verbrechen ſitzt, oder das Gewiſſensgericht hintergangen hat, oder keine Bürgſchaft ſtellt, ſoll ihn das Gewiſſensgericht wieder in das Gefängniß abliefern, um daſelbſt härter als vorhin gehalten zu werden.

Die öffentliche Sicherheit unterſcheidet ſich von der perſönlichen durch einen allgemeinen Zweck. Jene iſt der eigentliche Gegenſtand der Polizey; dieſe iſt in den mehreſten Ländern der Juſtizverwaltung übertragen.

Nach dem Verhältniß der Größe, Weitläuftigkeit und Bevölkerung iſt die öffentliche Sicherheit hier ſo groß als irgendwo. Man hört ſo ſelten von Beraubungen oder Mordthaten, daß der Gedanke an Gefahren dieſer Art fremd iſt. Daher ſieht man täglich einzelne Leute, ohne Stock und ohne Begleitung, zu allen Stunden der Nacht, über die Straße und ſelbſt in die entlegenſten und unbebau-

teſten

teſten Gegenden gehen. Dieſe, unter ſolchen Umſtänden, ſeltne Erſcheinung iſt weniger das Werk der wohlorganiſirten, wachſamen Polizey, als die Wirkung des gutmüthigen Volkskarakters. Der gemeine Ruſſe, wenn er nicht durch langen Aufenthalt in der Reſidenz verderbt, durch den Hang zur Völlerei verführt, oder durch den äußerſten Mangel gedrückt wird, iſt ſelten zu Ausſchweifungen dieſer Art geneigt. Hiezu kommt eine gewiſſe Ehrfurcht gegen die höhern Stände, die dem Volk durch das Gefühl der Leibeigenſchaft und durch die Art ſeiner Erziehung (wenn man dies überall Erziehung nennen darf) eigenthümlich wird, und die — ſollte man es glauben! — auch bei einem nächtlichen Tete a Tete auf offener Straße ihre Wirkungen äußert. Die Erfahrung hievon iſt ſo allgemein, daß man eine Offizierſchleiſe am Hut als ein ſicheres Mittel gebraucht, ſich zu ſolchen Zeiten gegen Angriffe zu ſchützen, in welchen das Volk ſich zur Völlerei privilegirt glaubt, und folglich zu Ausſchweifungen vorzüglich geneigt iſt. Ein gebietendes Wort, im Ton des Herrn geſprochen, wirkt oft mehr als die beherzteſte Gegenwehr. Um dieſe Mittel mit Nachdruck gebrauchen zu können, muß man freilich die Landesſprache mit einiger Fertigkeit ſprechen; wer aber dieſen Vortheil beſitzt, und mit den Sitten und dem Karakter der Nation vertraut iſt, kann zuweilen durch eine künſtliche Wendung die natürliche Gutmüthigkeit des Pöbels erwecken, und ſeinen Beutel oder ſein Leben vor den Angriffen deſſelben ſichern. Unter mehreren auffallenden Beiſpielen, welche dieſe Verfahrungsart bewahren, nur eins zur Probe.

Eine Dame von meiner Bekanntſchaft reiſte vor einigen Jahren im Innern des Reichs. Ihr Weg gieng

durch ein Dorf, das ſich ſeit kurzem durch Räubereien und Mordthaten in der ganzen Gegend furchtbar gemacht hatte. Durch unvorhergeſehene Umſtände verzögert ſich ihre Ankunft bis in die Nacht, und da die Poſtbauern ſich ſchlechterdings weigern, ſie weiter zu führen, ſieht ſie ſie ſich genöthigt, in einer Hütte abzuſteigen. Eine Unterredung ihres Führers mit einigen Leuten des Dorfs, der ſie unter der Begünſtigung der Dunkelheit beiwohnt, flößt ihr die gerechteſten und ſchrecklichſten Beſorgniſſe ein. Bei ihrem Eintritt in die Hütte wird ſie mehrere Kerle gewahr, die ſich nach Landesſitte auf dem Ofen gelagert haben. Ein altes Weib, deren Phyſionomie eben nicht geſchickt war, Zutrauen einzuflößen, beginnt ihren Empfang mit der Frage: warum ſie ſich geweigert habe, die Nacht im Dorfe zu verweilen, ob ſie etwa glaube, daß es in ihrem Hauſe nicht ſicher ſey? und betheuert zugleich, daß ſich keine Mannsperſon in demſelben befinde. Die Reiſende, mit dem Karakter der Nation aus langen Erfahrungen bekannt, hütet ſich wohl, dieſe Lüge zu widerlegen; ſie äußert im Gegentheil das vollkommenſte Zutrauen, ſetzt ſich mit der größten Ruhe zu ihrem Abendeſſen, langt eine Brandweinsbouteille aus ihrem Flaſchenfutter hervor, nöthigt die auf dem Ofen gelagerten Kerle herunter und theilt ihren Vorrath unter ſie aus. Dieſes Betragen, die Brandweinsflaſche und die freundliche Mine der Geberin thun ihre Wirkung: das eingeſchlummerte aber nicht erſtickte Gefühl der Menſchlichkeit erwacht, und die originelle gutmüthige, ſorgenloſe und fröhliche Laune, die dem gemeinen Ruſſen ſo eigenthümlich iſt, ergießt ſich bald in lermende Geſänge. Als die Reiſende ſieht, daß ſie ihren Zweck erreicht hat, legt ſie ſich in ein daranſtoßendes Zimmer, dem Anſchein nach

ohne

ohne Unruhe, zu Bette, verbietet ihren Bedienten Gepäck und Gewehr in die Stube zu bringen, und löſcht endlich ſogar das Licht aus. Beim Anbruch des Tages findet ſie ein ruſſiſches Frühſtück bereit, und ihren Wagen zur Abreiſe fertig. Ihr Abſchied von dieſem Räubervolk war eine der ſonderbarſten moraliſchen Karrikaturen. Mit dem Eingeſtändniß ihrer ſtrafbaren Handlung erhält ſie von dieſen Menſchen zugleich die Verſicherung, daß ſie und alle Durchreiſende, die ihren Namen nennen würden, gut aufgenommen und mit Sicherheit beherbergt werden ſollten; ein Verſprechen, welches mit den rohen aber unverſtellten Beweiſen einer herzlichen Zuneigung vergeſellſchaftet war.

Die Polizey von St. Petersburg hat eine ſehr einfache und zweckmäßige Organiſation. Außer dem Gouverneur, deſſen Wirkſamkeit ſich natürlich auch in Rückſicht der Reſidenz auf alle Gegenſtände des öffentlichen Wohls erſtreckt, iſt der Polizeymeiſter der eigentliche Chef der ganzen Polizeyverfaſſung. Seine Thätigkeit iſt, bei dem großen Umfange dieſer Beſtimmung, doch nur auf die allgemeinen Gegenſtände der öffentlichen Sicherheit und Ordnung begrenzt. Es iſt hier nicht wie in andern großen Städten, der fürchterliche Mitwiſſer der Familiengeheimniſſe und der ungeſehene Zeuge der Handlungen des Privatmannes. Wir haben hier keine Spione, und müſſen keine haben, wenn Montesquieu Recht hat. *)

Unter dem Oberpolizeymeiſter ſteht das Polizeyamt, in welchem ein Poſtmeiſter, zwey Vorſteher, einer für pein-

*) Faut-il des eſpions dans la monarchie? — Ce n'eſt pas la pratique des bons princes. *Eſprit des loix. l. XII. Ch. 25.*

peinliche, der andere für bürgerliche Sachen, und zwei aus der Bürgerſchaft gewählte Rathmänner ſitzen. Dieſer Stelle iſt die Sorge für Wohlanſtändigkeit, gute Ordnung und Sitten; die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und die Vollſtreckung der Befehle der Regierung und der Entſcheidung der Gerichtshöfe übertragen. Die Ausführung dieſer Zwecke wird durch folgenden Mechanismus bewirkt.

Die Reſidenz iſt in zehn Stadttheile getheilt. Jeder derſelben hat einen Vorſteher, der zum Wächter der Geſetze, der Sicherheit und der Ordnung in ſeinem Bezirke beſtellt iſt. Die Pflichten und Rechte dieſes Poſtens ſind ſo ausgedehnt als wichtig. Ein Vorſteher muß genaue Kenntniß von den Einwohnern ſeines Stadttheils haben, über welche ihm eine Art von väterlicher Gewalt vertraut iſt; er iſt der Sittenaufſeher ſeines Stadttheils; ſein Haus darf weder bei Tage noch bei Nacht verſchloſſen werden, ſondern ſoll ein beſtändiger Zufluchtsort für jeden Gefahr- und Nothleidenden ſeyn; er ſelbſt darf ſich nicht auf zwei Stunden aus der Stadt entfernen, ohne ſeinen Dienſt einem andern zu übertragen. Das Polizeykommando und die Wachtpoſten des Stadttheils ſtehen unter ſeinem Befehl, und er wird, in Geſchäften ſeines Dienſtes, von zwei Sergeanten begleitet. Ueber ein widerrechtliches Verfahren des Vorſtehers kann man ſich beim Polizeyamt beſchweren.

Jeder Stadttheil iſt wieder in drei bis fünf Quartiere eingetheilt, deren in der Reſidenz in allen zwei und vierzig ſind. Jedes derſelben hat einen Quartieraufſeher, dem ein Quartierlieutenant untergeordnet iſt. Die Pflichten dieſer Polizeybeamten ſtimmen mit denen

der

der Vorſteher überein, nur daß ſie in ihrer Wirkſamkeit auf einen kleineren Bezirk eingeſchränkt ſind. Sie ſchlichten geringe Händel und Streitigkeiten auf der Stelle und haben überall ein wachſames Auge. Die Nachtwächter eines jeden Quartiers ſtehen unter dem Aufſeher deſſelben, und ſind auf jeden Wink zu ſeinem Befehle bereit.

Die Anzahl der Nachtwächter in der Stadt beläuft ſich auf fünfhundert. Sie haben ihre angewieſenen Plätze in kleinen, an den Ecken der Gaſſen erbauten Wachthäuſern, und dienen, außer ihrer eigentlichen Beſtimmug, auch zum Verhaftnehmen und zu jedem Dienſt, der ihnen bei Tage oder bei Nacht von ihren Befehlshabern aufgelegt wird. Außerdem iſt zur Ausführung der Polizeybefehle und zum Patrouilliren noch ein Kommando von 120 Mann vorhanden, welches in vorkommenden Fällen von einem Kaſackenpulk oder Huſarenregiment unterſtützt wird.

Dieſe aus ſo vielen untergeordneten Theilen beſtehende Maſchine erhält in ihrem regelmäßigen Gange jene Sicherheit und Ruhe, die die Bewunderung aller Fremden erregt. Die Thätigkeit jedes einzelnen Gliedes löſ't ſich auf in der Thätigkeit des Ganzen, und nur durch dieſe Vertheilung wird die Erreichung eines ſo vielſeitigen Zwecks möglich. Alle Quartieraufſeher eines Stadttheils finden ſich des Morgens um ſieben Uhr bei ihrem Vorſteher ein, um ihm den Rapport von allem abzuſtatten, was innerhalb vier und zwanzig Stunden in ihren Quartieren vorgefallen iſt, und um acht Uhr bringen ſämmtliche Stadttheilsvorſteher dieſe geſammelten Berichte ins Polizeyamt, worauf dieſes ſogleich und zuerſt die Sachen der über Nacht Verhafteten unterſuchen muß.

In dringenden Fällen verſammelt ſich das Polizeyamt zu jeder Stunde.

Dieſe Organiſation und die außerordentliche Wachſamkeit der Polizey, die auch für ein zahlreicheres und unruhigeres Volk hinreichen würde, machen die geheimen Kundſchafter entbehrlich. Die Polizey hat Kenntniß von allen in der Reſidenz vorhandenen Menſchen; Ankommende und Abreiſende ſind gewiſſen Formalitäten unterworfen, die eine Verheimlichung des Aufenthalts oder Entweichung erſchweren. Zu dieſem Endzweck iſt jeder Hausbeſitzer und Gaſtwirth verpflichtet, der Polizey anzuzeigen, wer bei ihm wohnt, oder welche Fremde bei ihm eingekehrt ſind. Wenn ein Fremder oder Miethsmann über Nacht aus dem Hauſe bleibt, ſo muß der Wirth die Polizey hievon ſpätſtens am dritten Tage des Außenbleibens benachrichtigen. Strenger noch ſind die Vorſichtsmaaßregeln bei Abreiſenden. Dieſe müſſen ihren Namen, ihren Stand und ihre Wohnungen dreimal in die hieſigen Zeitungen ſetzen laſſen, und dieſe Blätter als eine Beglaubigung im Gouvernement vorzeigen, worauf ſie alsdann ihren Paß erhalten, ohne welchen es beinah unmöglich iſt, aus dem Reiche zu kommen. Dieſe Einrichtung ſichert nicht nur die Gläubiger der Abreiſenden, ſondern macht der Polizey auch eine nähere Aufſicht über alle verdächtige Einwohner möglich.

Die große Miſchung von fremden Einwohnern aller Nationen macht dieſe Aufſicht jederzeit, beſonders aber in gewiſſen kritiſchen Zeitpunkten, nothwendig. Immer finden ſich in großen volkreichen Städten unruhige Leute, Glücksritter und Betrüger, die durch kühne Projekte, durch ſchändliche Induſtrie, oder durch ſträfliche Gauke-

leyen die Ruhe der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſtören, oder den Beutel des Publikums zu plündern ſuchen. Die Milde der Regierung, die gaſtfreie Aufnahme, die jeder rechtliche Fremde hier genießt, die leichten und vielfältigen Mittel zum Erwerb und die uneingeſchränkte in allen Ländern ſo ſehr erſchwerte Erlaubniß, dieſe ohne Unterſchied der Nation und des Glaubensbekenntniſſes auf eine rechtmäßige Art zu benutzen — alle dieſe und andere Vortheile ſind dennoch nicht zureichend, ſelbſt ſolche Leute, denen das Glück einen beträchtlichen Theil derſelben zuwarf, von der Undankbarkeit gegen das Land zurückzuhalten, in welchem ſie dieſe Vortheile fanden. — Der Zeitpunkt des letzten ſchwediſchen Krieges hat mehrere Beiſpiele dieſer traurigen Wahrheit aufzuweiſen. Unter den zahlreichen hier angeſeſſenen Schweden, die entweder als Gewerbleute oder auch im Dienſt des Staats ein ruhiges Loos und eine gute Verſorgung hatten, ließen ſich manche durch einen mißverſtandenen Patriotismus, durch Intriguengeiſt, oder durch die Hofnung ihr Glück zu machen, zur ſchändlichſten Undankbarkeit gegen ihr zweites Vaterland verleiten; gegen ein Land, das ihnen Brod und Anſehen gab, und ſie, beim Ausbruch und während der ganzen Fortſetzung eines ſo unrechtmäßig angefangenen als mit Erbitterung geführten Krieges, in dem vollen und ungeſtörten Genuß ihrer hier erworbenen bürgerlichen Vortheile ſchützte. Die Wachſamkeit, die ſchnelle Entdeckung, und mehr als dieß, die Mäßigung und Großmuth, mit welcher die Regierung gegen dieſe Staatsverbrecher verfuhr, ſind eine allzuauffallende und merkwürdige Widerlegung des auswärtigen Vorurtheils und der parteyiſchen Stimmen einzelner Schriftſteller, als daß ich den Raum bedauern ſollte, den eine ungeſchmückte

und

und wahre Erzählung eines der intereſſanteſten Vorfälle dieſer Art hier einnehmen dürfte.

Die Eilfertigkeit, mit welcher die hier befindlich geweſene ſchwediſche Geſandtſchaft ſich beim Ausbruch des Krieges aus dieſer Reſidenz entfernte, hatte die Folge, daß ein Theil des Geſandtſchaftsarchivs in guter Verwahrung zurückbleiben mußte. Ein beherzter und verſchlagener Menſch, der bei dem ſchwediſchen Legationsſecretair als Kammerdiener geſtanden hatte, übernahm einige Zeit nachher den gefährlichen Auftrag, nicht nur dieſe Papiere nach Schweden hinüber zu bringen, ſondern auch Erkundigung über gewiſſe Dinge einzuziehen, die in allen Ländern als Staatsgeheimniſſe betrachtet werden, und es zur Zeit des Krieges in mehr als einer Rückſicht ſeyn müſſen. Mit Geld und allen Talenten zu einer ſolchen Unternehmung hinlänglich verſehn, erſchien er hier in Petersburg unter dem Namen eines Kaufmanns und dem Vorwande Getreide einzuhandeln, und hatte das Glück, nicht nur ſeinen Endzweck zum Theil zu erreichen, ſondern auch mit ſeinen geretteten Papieren und Briefſchaften bis Riga zu kommen. Hier, auf der Grenze des Reichs, ereilte ihn die Wachſamkeit der petersburgiſchen Polizey; er ward in Verhaft genommen, nach der Reſidenz zurückgebracht, und in dem Hauſe des Generalprokureurs in Verwahrung geſetzt. Sein Prozeß war kurz, da die Beweiſe ſeiner Unternehmung jede Entſchuldigung unmöglich machten; er hielt es daher für das zuträglichſte unter dieſen Umſtänden alles freimüthig zu geſtehen. Nach einigen Verhören ward ihm ſein Urtheil mit folgenden Worten angekündigt: „Sie haben ein Verbrechen begangen, für welches Sie in jedem andern Lande

mit dem Leben würden büßen müſſen; die Gnade der Kaiſerin ſchenkt Ihnen, in Rückſicht auf Ihr offenherziges Geſtändniß, nicht nur dieſes, ſondern mildert Ihre Strafe in eine Entfernung nach einem abgelegenen Grenzort, wo Sie ſo lange bleiben werden, bis der Krieg geendigt ſeyn wird. Alsdann ſteht es Ihnen frei, dieſes Land zu verlaſſen.“ Der überraſchte und betäubte Inquiſit hatte noch nicht Zeit, ſich von ſeiner angenehmen Beſtürzung zu erhohlen, als ihm eine Banknote von hundert Rubeln mit der Aeußerung eingehändigt wurde, daß er dieſes Geſchenk einem erhabenen Wohlthäter zu danken habe, der ſein Schickſal durch dieſe Kleinigkeit zu erleichtern wünſche. Der Verbannungsort des Gefangenen lag im äußerſten Sibirien. Er ſollte hier täglich eine beſtimmte Summe zu ſeinem Unterhalt empfangen, die ihm aber durch zufällige Umſtände nicht ausgezahlt ward; doch fand er unter den dortigen Einwohnern gutmütige Menſchen, die ſichs recht herzlich anlegen ſeyn ließen, für alle ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen. – Kaum war der Friede geſchloſſen, als mit der Nachricht deſſelben auch der Befehl an dem Orte ſeiner Verbannung ankam, ihm die Freiheit wiederzugeben. Er kam nach St. Petersburg zurück, meldete ſich hier bei der Behörde, erhielt die ganze Summe ſeiner Tagegelder bis auf den Tag ſeiner Befreiung ausgezahlt, legte mit dieſem kleinen Kapital einen Handel an, heirathete eine Ruſſin, und lebt jetzt hier, zufrieden und glücklich, als ein merkwürdiger Beweis der politiſchen Toleranz unter der Regierung Katharinens der Zweiten.

Dies Beiſpiel, ſo auffallend es iſt, iſt nicht das einzige ſeiner Art. Alle diejenigen, die ſich während des ſchwediſchen Krieges verdächtig gemacht hatten und ihres Ver-

Verbrechens überführt waren, ſind auf eine ähnliche glimpfliche Art behandelt worden. Die mehreſten unter ihnen wurden in die Provinzen verſchickt, wo ſie entweder ein geringes Jahrgeld bekamen, oder nach Maaßgabe ihrer Brauchbarkeit angeſtellt wurden. Einer derſelben, der als Lehrer beim Landkadettenkorps geſtanden hatte, ward Schuldirektor in der Provinz mit Beibehaltung ſeines völligen Gehalts. Die gewöhnliche Strafe fremder Glücksritter, die ſich durch unerlaubte Wege fortzuhelfen ſuchen, iſt dieſe, daß ſie ſchleunigſt über die Grenze gebracht werden, wobei ſie oft noch etwas an Gelde erhalten. Ein Beiſpiel dieſer Gattung war der ſogenannte Graf Palatin, der die Geſchichte ſeiner Abendtheuer ſelbſt bekannt gemacht hat.*) Dieſer Glücksritter ließ ſichs einfallen, einen Vorſchlag zur Verbeſſerung Rußlands auf der Poſt an die Kaiſerin zu ſenden und eine perſönliche Unterredung mit dieſer Monarchin zu verlangen, bei welcher außer dem Großfürſten, niemand zugegen ſeyn dürfte. Als er hierauf keine Antwort erhielt, ſchrieb er einen Brief voll Grobheiten an den Staatsrath Kusmin, und hatte ſogar die Unverſchämtheit, dem Feldmarſchall, Fürſten Gallizin, bei ſeiner Unterredung mit demſelben zu ſagen, ſeine Abſicht ſey, die Kaiſerin die Kunſt zu lehren, ihre Hofleute kennen zu lernen. Ein Benehmen dieſer Art ließ keinen Zweifel über die Perſon und die Abſichten dieſes Menſchen; er ward über die Grenze gebracht, nachdem er zuvor, während eines kurzen Verhafts ſeinen für die Verbeſſerung Rußlands erſonnenen Plan aufgegeben hatte, erhielt hundert Rubel und eine Winterkleidung, und mußte eine ſchriftliche Verſicherung geben, daß er ſich nie

*) Schlözers Staatsanzeigen. Heft 1. S. 109.

nie mehr wolle auf ruſſiſchem Gebiet betreffen laſſen. „Eine Verſicherung, ſetzt der Abendtheurer hinzu, die ich mit Freuden gab, weil ich das fand, was ich eigentlich ſuchte.“

Wenn einzelne Menſchen dem Staate verdächtig ſeyn müſſen, deren Lebensart, Umgang, Erwerb und Thätigkeit unbekannt ſind, ſo können ganze Geſellſchaften demſelben um ſo weniger gleichgültig ſeyn, wenn dieſe die Zwecke ihrer Verbindung oder gar ihre Exiſtenz ſelbſt den Augen des Publikums entziehen. Die Polizey wacht hier mit einer lobenswürdigen Sorgfalt über geheime Geſellſchaften aller Art, und ſo oft ſich auch der Schwindelgeiſt religiöſer und politiſcher Sektirer oder die Schwärmerei vorgeblicher Myſtagogen hier einzuniſten verſucht haben, ſo iſt es ihnen dennoch niemals oder nur auf eine kurze Zeit gelungen. Magnetismus, Martinismus, Roſenkreuzerei und wie die Namen aller ähnlichen Verirrungen des menſchlichen Verſtandes heißen mögen, haben ihr Glück mit einerlei ſchlechtem Erfolg auf dieſer Bühne verſucht.

Mit gleicher Sorgfalt iſt die Polizey bemüht, die dunkeln Schlupfwinkel zu zerſtören, in welche die Begierde zum Gewinn arbeitſcheue Müſſiggänger verſammelt. Wenn die Grenzen der bürgerlichen Freiheit der Polizey die Anwendung der äußerſten Mittel zur Vertilgung der Spielwuth verwehren, ſo iſt die Fortpflanzung und Ausbreitung dieſes ſchrecklichen politiſchen Uebels doch wenigſtens erſchwert und gehindert. Nach der Polizeyordnung ſind nur ſolche Spiele erlaubt, die ſich auf Stärke und Gewandheit des Körpers oder auf erlaubten Zufall und Geſchicklichkeit gründen. Die nähere Erklärung dieſer

Be-

Beſtimmungen iſt dem Geſetz vorbehalten. Bei verbotnem Spiel ſoll das Polizeyamt auf die Abſicht der Spielenden ſehen. Alle Klagen und Forderungen wegen Spielſchulden und deren Bezahlung ſind für nichtig erklärt. Daß hier, wie im ganzen ruſſiſchen Reiche, kein Lotto geduldet wird, iſt bekannt.

Nach dieſer Schilderung wird man leicht erwarten, daß die Zahl der Unfugmacher und Störer der öffentlichen Ruhe nicht ſehr groß ſeyn kann. Zank und Schlägereien auf der Straße oder in den Schenken ſieht man ſelten. Der Angreifende ruft dem nächſt ſtehenden Wachtkerl, und im Augenblick ſind Kläger und Beklagter verhaftet und werden in die nächſte Sjeſcha (Polizeywachthaus) geführt, wo die Urſache ihres Streits unterſucht und beſtraft wird. — Für Händel von einiger Bedeutung beſteht ein eigenes Tribunal unter der Benennung des mündlichen Gerichts, welches wegen ſeiner Individualität eine kleine Schilderung verdient.

In jedem Stadttheil ſind ein oder mehrere Richter des mündlichen Gerichts verordnet, die aus der Bürgerſchaft erwählt und denen einige Geſchworne zugegeben werden. Dieſes Gericht verſammelt ſich täglich Vormittags, und ſchlichtet alle ihm vorgetragene Streitigkeiten mündlich, wobei jedoch ein Tagebuch über die Klagen und Entſcheidungen geführt wird, welches wöchentlich dem Magiſtrat vorgelegt werden muß. Sobald eine Klage angebracht wird, zeigt das Gericht es dem Vorſteher des Stadttheils mündlich an, worauf der Beklagte nicht ſpäter als den Tag nach geſchehener Ladung vor der Polizey erſcheinen darf. Jede Sache muß in Einem, oder wenn Erkundigungen einzuziehen ſind, in dreien Tagen entſchie-

den werden. Die Entſcheidung theilt das mündliche Gericht dem Vorſteher des Stadttheils vermittelſt ſeines Tagebuchs mit, um ſie in Erfüllung zu ſetzen. Wer mit dem geſprochenen Urtheil nicht zufrieden iſt, kann ſich an die in den Verordnungen beſtimmten Gerichtshöfe wenden.

Die unermeßliche Cirkulation, welche der Luxus und die Bedürfniſſe der Reſidenz veranlaſſen, würde einer größern Volksmenge die Mittel zu ihrer Exiſtenz hergeben können. Der zunehmende Anwuchs der Stadt und die großen Unternehmungen der Regierung, die ſich hier, wie in einem großen Mittelpunkt vereinigen, beſchäftigen ſo viele Hände als zur Arbeit vorhanden ſind, und würden mehr beſchäftigen können; die leichten Erwerbmittel und der hohe Arbeitslohn laſſen daher der Faulheit und dem Müßiggange keine Entſchuldigung übrig. Wirklich ſieht man hier keinen Bettler, wenn man nicht etwa die kleinen Kinder hierher rechnen wollte, die den Vorübergehenden zuweilen um eine Gabe anſprechen. Alten, mit Krankheiten behafteten Menſchen, Krüppeln und andern ſolchen Gegenſtänden des Ekels wird das Betteln ſchlechterdings nicht geſtattet. Für die wirklich Armen und zu jeder Art des Erwerbs unfähigen Perſonen iſt ein wohleingerichtetes Armenhaus vorhanden; für arbeitſuchende Fleißige und arbeitsfähige Müſſiggänger aber beſtehen folgende nützliche und heilſame Anſtalten.

Zufolge der Polizeyordnung vom Jahr 1782 ſind in der Reſidenz Geſindemäkler angeordnet, bei welchen ſich täglich zu gewiſſen Stunden ſowohl dienſt- und arbeitſuchende Leute, als auch Herrſchaften melden können, denen es an Geſinde fehlt. Der Mäkler iſt gehalten, den Namen, die Zeit und die Forderungen oder Anträge eines

jeden

jeden der ſich bei ihm meldet, in ſein Mäklerbuch einzu- tragen, in welchem auch die Dienſtkontrakte aufgezeichnet werden, und welches bei vorfallenden Streitigkeiten zum Beweiſe dient. Um das Publikum zur Benutzung dieſer gemeinnützigen Anſtalt aufzumuntern; iſt zugleich verord- net, daß das mündliche Gericht und das Polizeyamt keine Klage zwiſchen Dienſthalter und Geſinde annehmen ſollen, wenn der Kontrakt nicht durch das Mäklerbuch beſcheiniget werden kann; Dienſt- und Arbeitsleute aber, welche ſich beim Mäkler zu melden unterlaſſen, werden aus der Stadt und dem Kreiſe verwieſen.

Das Arbeitshaus der Reſidenz nimmt nicht nur ſolche Leute auf, welche gern arbeiten wollen, aber keine Beſchäftigung finden, ſondern iſt zum größten Theil mit aufgegriffenen Müſſiggängern, Unfugmachern, geſunden Bettlern und Dieben angefüllt, welche nicht über den Werth von zwanzig Rubeln geſtohlen haben. Da eine ſolche Vereinigung der Verbrechen mit hülfloſer Arbeit- ſamkeit gegen die Grundſätze einer aufgeklärten Polizey iſt, ſo war dies Inſtitut, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, nur der letztern gewidmet. Weil ſich aber von die- ſer Klaſſe, entweder aus Vorurtheil gegen die Anſtalt, oder weil es, wie ich glaube, einen Ueberfluß von Erwerbmitteln giebt, nur ſehr wenige Menſchen einfanden, ſo ward dies Inſtitut beinahe gänzlich für Zwangarbeiter beſtimmt. Die Oberaufſicht über daſſelbe führt das Kollegium der allgemeinen Fürſorge, welches daher auch die Art und das Maaß der Beſchäftigung nach den Beſtimmungen des Ge- ſchlechts, des Alters und der körperlichen Beſchaffenheit austheilt. Es iſt auch Privatleuten erlaubt, ihr Geſinde zur Beſtrafung in dieſe Anſtalt zu ſchicken; doch müſſen

ſie für jeden Menſchen täglich drei Kopeken Koſtgeld entrichten, wobei der Vortheil der Arbeit der Anſtalt zufällt. Im Durchſchnitt werden hier jährlich gegen achthundert Menſchen aufbehalten. Ein kleines Hoſpital, welches mit dieſem Hauſe verbunden iſt, hatte am 1ſten Januar 1790, 107 Kranke beider Geſchlechter.

Für Verbrecher, die nach den Geſetzen zur Arbeit verurtheilt ſind, iſt das Zuchthaus. Auch dieſes ſteht unter dem Kollegium der allgemeinen Fürſorge, welches die Strafarbeit dieſer Leute dem Staat, beſonders in Rückſicht auf Fabriken, nützlich zu machen ſucht. Den Gouvernements-Verordnungen zufolge iſt das Zuchthaus für folgende Gattungen von bürgerlichen und ſittlichen Verbrechern beſtimmt; für Kinder, die ihren Eltern ungehorſam ſind, oder ein anhaltendes böſes Leben führen, für Leute, die ihr Vermögen durchbringen, doppelt ſo viel Schulden aufhäufen als ihr Vermögen beträgt, oder ſchändlicher Vergehungen gegen die Ehrbarkeit ſchuldig ſind, für Menſchen die offenbar eine Aufführung annehmen, welche guten Sitten und guter Polizey zuwider iſt, für unnütze und faule Knechte und Landſtreicher, für vorſetzliche und muthwillige Müſſiggänger und Bettler, endlich für Weibsperſonen die ein ſchändliches, freches und ärgerliches Leben führen. – Verbrecher dieſer Art werden entweder auf das Urtheil eines Gerichtshofes, oder auf die Bitte der Eltern, Vorgeſetzten oder Hausherren, wiewohl nicht ohne Zeugniß, warum? ins Zuchthaus geſetzt. Auch hier müſſen Privatleute, wie im Arbeitshauſe, ein geringes Koſtgeld bezahlen. Das männliche Geſchlecht iſt vom weiblichen abgeſondert und jeder Züchtling darf nur bei ſeinem Taufnamen genannt werden. Die Widerſpenſtigen

ſpenſtigen kann der Oberaufſeher zur Zeit mit Ruthen, oder mit Einſperrung auf Waſſer und Brod beſtrafen. Die jährliche Anzahl der Züchtlinge iſt zwiſchen ſieben und neun hundert.

Dieſe Anſtalten, in welchen ſich die Reſidenz, wie in einem Behälter, aller faulen, unreinen und anſteckenden Theile entledigt, ſtehen in ſo genauer Verbindung mit den Verwahrungsörtern der Gerechtigkeit, daß ich es am ſchicklichſten finde, ihrer hier ſogleich zu erwähnen.

Das neue Stadtgefängniß, welches, ſo viel es thunlich war, nach Howard's Vorſchlägen erbaut und eingerichtet iſt, beſteht aus einem großen, maſſivgebauten, zwei Stock hohen, fünfeckigen Gebäude. Von außen hat es keine Fenſter und nur eine eiſerne Pforte; das Dach iſt auf jeder der fünf Ecken mit einer hohen Kuppel verſehen, die zu Magazinen beſtimmt ſind. Jeder Stock hat nur eine Reihe Zimmer, und vor derſelben einen Gang. Die Zimmer ſind ungleich an Größe, aber haben völlig einerlei Einrichtung. Ueberall ſind die Fenſter hoch, jeder Kerker hat einen kubiſchen Ofen, einen kleinen gemauerten Tiſch und Seſſel, eine eiſerne Außenthüre, und in der Thürwand die Bequemlichkeit. Auf dem freien Platz den dies Gebäude einſchließt, ſteht ein gleichförmiges kleineres Gefängniß, welches nebſt ähnlich eingerichteten Kerkern, auch eine Kapelle, ein Komtoir, eine Wachtſtube und ein Züchtigungszimmer enthält. — Der übrigbleibende Hofraum, deſſen Breite etwa ſechs Klafter iſt, hat die Beſtimmung den Gefangenen den Genuß der freien Luft zu verſchaffen. Bis jetzt ſteht dies Gebäude noch völlig leer.

Unter den übrigen Gefängniſſen, deren überhaupt nur drei ſind, iſt das Polizeygefängniß das merkwürdigſte.

digſte. Dieſes Haus, welches man gewöhnlich die Polizey nennt, weil hier ehemals die Kanzelei derſelben war, iſt ſeiner jetzigen Beſtimmung nach, der vorzüglichſte Verwahrungsort für alle Straffällige, mit denen es die Polizey zu thun hat. Man findet hier alſo ungerichtete Verbrecher aller Art, böſe Schuldner, Bankerotteurs, falſche Spieler, Händelmacher, Betrüger, Diebe, Nachtſchwärmer von allen Glaubensſekten und von allen Nationen in bunter Mannigfaltigkeit unter einander. Dieſes Beiſammenſeyn einer ſo ſonderbaren Menſchengattung iſt die Quelle ſehr ſonderbarer Wirkungen. Der Reichere erkauft ſich Bequemlichkeit vom Aermern; der Verſchmitzte überliſtet den Einfältigen: ausgeſondert von der menſchlichen Geſellſchaft bildet ſich innerhalb dieſer Mauern eine kleine Republik, in welcher die beiden großen Hebel der menſchlichen Thätigkeit, Bedürfniß und Leidenſchaft, ihre Rolle ſo gut als außerhalb ſpielen. So wucherte vor einigen Jahren ein Bewohner dieſes Hauſes mit den Geheimniſſen eines bekannten Ordens, deſſen Mitglied er war, er machte gegen ſehr geringe Rezeptionsgebühren eine Menge würdiger Proſelyten. Ein anderer hatte die Vergünſtigung erhalten, ſeine Schlafſtätte durch eine Scheidewand abzuſondern, wo er in Geſellſchaft ſeines Bedienten lebte, der durch die Leibeigenſchaft gezwungen war, ihm in dieſen Aufenthalt zu folgen. Hier nahm er die Ankömmlinge, deren Mine und Anzug etwas zu verſprechen ſchienen, freundlich auf, und lockte ihnen ihre Baarſchaft entweder im Spiel oder bei einem Glaſe Punſch mit ſolcher Schlauigkeit ab, daß ſelten einer ohne Verluſt ſeiner Habſeligkeiten den gefährlichen Schutzwinkel verließ. — Dieſes Haus, deſſen Mauern nur Laſter und Verbrechen zu beherbergen ſcheinen, wird zuweilen auch der Schauplatz einer ſchönen

menſch-

menſchlichen Handlung, wie ſich einzelne Lichtſtralen in die dunkeln Farben eines Nachtgemähldes miſchen. Nicht um die Schatten zu heben, ſondern als ein kleines Denkmal für eine unbekannte edle That, mag folgende Anekdote hier einen Platz finden.

Ein junger deutſcher Edelmann, der ſich in dieſer Reſidenz eine Zeitlang den gewöhnlichen Ausſchweifungen ſeines Alters mit dem größten Leichtſinn preis gegeben hatte, war endlich ſo unglücklich, von ſeinen Gläubigern in die Polizey geſetzt zu werden. In dieſer ſchrecklichen Lage, von allen ſeinen ehemaligen Bekannten verlaſſen, bleibt ihm ein Mädchen von der feilen Klaſſe treu, das einſt in guten Tagen einen Antheil an ſeiner Börſe gehabt hatte. Sie folgt ihm in das Gefängniß, wird bei einer ſchweren Krankheit ſeine unermüdete Pflegerin, ſorgt für alle ſeine Bedürfniſſe, verkauft, da ihre Baarſchaft nicht zureichend iſt, alle ihre Habſeligkeiten, und bettelt endlich für ihren unglücklichen Freund. Als dieſen nach eilf Monaten der Tod aus ſeiner traurigen Lage befreite, ließ ihn das Mädchen von ihrem erbettelten Gelde anſtändig begraben und — willigte nun erſt in den längſt geſchehenen Antrag eines wohlhabenden Mannes, durch welchen ſie ſich Bequemlichkeit und Vergnügen verſchaffen konnte, und den ſie bis dahin aus dem Grunde ausgeſchlagen hatte, weil ſie es ſchändlich fand, ihren erſten Liebhaber in ſeinem Unglück zu verlaſſen. —

So groß die Sicherheit in Rückſicht auf öffentliche Gewaltthätigkeiten iſt, ſo ſehr muß man gegen liſtige Betrügereien und feine Streiche auf ſeiner Hut ſeyn. Die häufigen Beiſpiele dieſer Art machen jeden Ruſſen gegen den andern wachſam, und es gelingt ihnen daher nicht

ſo leicht ein Betrug gegen ihre eigene Landsleute; aber deſto mehr halten ſie ſich an Fremden und Ausländern ſchadlos, beſonders wenn ſie die Landesſprache nicht verſtehen. Die Krämer und Kaufleute fordern gewöhnlich drei und zuweilen fünfmal ſo viel als die Waare werth iſt, der Unkundige bietet die Hälfte, und glaubt einen guten Kauf gethan zu haben, da er doch betrogen iſt. Schlechter Waare ein gutes Anſehen zu geben, im Maaß und Gewicht auf eine unmerkliche Weiſe zu übervortheilen, die ſchlechtere Waare der gekauften beſſeren unterzuſchieben, alle dieſe und eine Menge anderer Künſte verſteht kein Kaufmann beſſer als der ruſſiſche. Da die Ruſſen im Ganzen viel Witz und einen lebhaften Verſtand haben, ſo ſind ſie zu dieſer Art von Induſtrie vorzüglich aufgelegt, und die Pickpockets von Petersburg und Moskau können ſicherlich jeden Wettſtreit mit denen zu London und Paris eingehen.

Vor einiger Zeit trug ſich in Moskau folgende Geſchichte zu, die dort ſowohl als hier Aufſehen erregte und ihrer Originalität wegen in dieſer Rubrik eine Stelle verdient. Ein reicher Edelmann, der wegen ſeiner Liebhaberei für koſtbare Steine bekannt war, trifft zufälliger Weiſe in einer Geſellſchaft einen Unbekannten an, der einen Ring von ſehr großer Schönheit und hohem Werth am Finger trug. Nach einer langen Unterredung über den eigentlichen Werth deſſelben, bietet der Edelmann dem Beſitzer eine anſehnliche Summe dafür, die dieſer anfangs aus dem Grunde ausſchlägt, weil er keine Luſt habe, den Ring zu verkaufen, endlich aber, um den fortgeſetzten Zudringlichkeiten des Edelmanns auszuweichen, erklärt, daß er ihn nicht verkaufen könne, weil — die Steine nicht ächt ſeyen.

Dieſe

Dieſe Erklärung ſetzt alle Anweſende, unter denen ſich Kenner befanden, in Erſtaunen. Der Edelmann, um ſeiner Sache gewiß zu werden, bittet ſich den Ring auf einige Tage gegen Sicherheit aus, erhält ihn, und eilt damit zu allen Juwelirern, die ihn ſämmtlich für ächt und von großem Werth erklären. Mit dieſer Gewißheit und der Hofnung eines guten Kaufs bringt er den Ring ſeinem Beſitzer zurück, der ihn, beim Empfange, gleichgültig in ſeine Weſttaſche ſteckt. Man fängt von neuem an zu handeln; der Unbekannte beharret auf ſeinem Entſchluß, bis endlich der Edelmann eine Summe bietet, die dem eigentlichen Werth ziemlich nahe kam. „Dieſer Ring, erwiedert der Unbekannte, iſt ein Geſchenk der Freundſchaft, aber ich bin nicht reich genug, eine ſo große Summe auszuſchlagen, als Sie dafür bieten. Doch eben dieſes hohe Gebot iſt die Urſache meiner Unentſchlüſſigkeit. Wie können Sie, wenn Sie ſich deſſen völlig bewußt ſind, was Sie thun, ſo viel Geld für einen Ring geben, von welchem der Beſitzer ſelbſt eingeſteht, daß er unächt ſey?“ — Wenn Ihr Entſchluß nur davon abhängt, verſetzt der Käufer, ſo empfangen Sie hier ſogleich die Summe (er legte ſie in Banknoten auf den Tiſch) und ich nehme die Herren, die hier zugegen ſind, zu Zeugen, daß ich ſie freiwillig und mit Ueberlegung zahle. — Der Verkäufer nahm das Geld und übergab dem Edelmann den Ring, mit der abermaligen Erklärung, daß er unächt ſey, und daß es noch Zeit wäre, den Handel ungültig zu machen. Dieſer beharrte auf ſeinem Entſchluß, eilte voller Freude nach Hauſe, und fand — was meine Leſer ſchon errathen haben — daß der Unbekannte nun zu wahr geſagt hatte. Statt des ächten Ringes hatte er einen falſchen von der höchſten Aehnlichkeit mit jenem erhalten. Die Sache ward

gr-

gerichtlich; da aber der Verkäufer bewies, daß in dem ganzen Handel von ächten Steinen gar nicht die Rede geweſen ſey; daß der Käufer ausdrücklich nur auf einen falſchen Ring geboten, und er hinwiederum auch nur einen falſchen Ring verkauft habe: ſo mußten die Richter zum Vortheil des letztern ſprechen.

Man verſteht ſich hier ſo gut wie in Paris darauf, Lebensmittel zu verfälſchen und ihnen ein beſſeres Anſehn zu geben. Alltägliche Betrügereien dieſer Art tragen ſich überall zu; aber wenn man Hühner ſieht, die wohl gemäſtet ſcheinen, weil ſie mit Luft angefüllt ſind, oder Spargel, die ihres eßbaren Theils beraubt, zugeſpitzt und gefärbt ſind; ſo wird man dies doch nicht alltäglich nennen.

Eine Dame, die erſt ſeit kurzem aus Deutſchland gekommen war, und von ihren hieſigen Bekannten vieles von dergleichen liſtiger Betrügereien gehört hatte, faßte den Vorſatz, bei jedem Handel die äußerſte Vorſicht zu gebrauchen, um die allgemeine Meinung zu widerlegen, daß jeder Fremde ein kleines Lehrgeld bezahlen müſſe. Mehrere Tage gieng es gut; einsmals aber tritt ein Rasnoſchtſchick ins Zimmer, und bietet ein Pfund Thee, den letzten Reſt ſeines Verkaufs, an. Sie wägt die Waare, und findet das Gewicht richtig; ſie verſucht eine Probe, der Thee war unverfläſcht und wohlſchmeckend; ſie ſchüttet den ganzen Vorrath aus, auch hier war kein Betrug zu merken. Sie frägt nach dem Preiſe, und bietet ein Drittheil des Gefoderten; der Verkäufer iſt natürlich mit dieſem Gebot nicht zufrieden, ſchüttet ſeinen Thee wieder in die Büchſe, wickelt ein Tuch um dieſelbe, und ſteckt ſie in den Buſen. Endlich wird der Handel ge-

geſchloſſen und die Waare ausgeliefert. Tuch und Büchſe waren die nämlichen; indeſſen Vorſicht ſchadet nicht; die Dame öffnet die Büchſe und findet den gekauften Thee. Sie ſchließt ihn ein, zur großen Beluſtigung des Verkäufers, der unterdeſſen über ihre ängſtliche Behutſamkeit gelacht und ſie gefragt hatte, woher ſie denn eine ſo gar üble Meinung von ſeiner Ehrlichkeit habe. Das Geld wird bezahlt, der Rasnoſchtſchik entfernt ſich – und Tags darauf findet man die Büchſe voll Sand und Graus, die Oberfläche ausgenommen, die freilich mit Thee bedeckt war.

Dinge dieſer Art ſind übrigens in allen großen Städten zu Hauſe, wo die ſtarke Bevölkerung jede Entdeckung ſchwieriger macht, und der Abſtand und die Verſchiedenheit der Glücksumſtände die Leidenſchaft weckt und den menſchlichen Geiſt zur Induſtrie aller Art reitzt. Die höchſte Kultur und Verfeinerung ſo wie die höchſte Sittenloſigkeit und Verderbniß, muß man nur in Städten vom erſten Range ſuchen. Die Mittel gegen dieſe Uebel ſind nicht in den Händen der Polizey; keine menſchliche Erfindung wird eine Wirkung hindern können, wo eine natürliche Urſache iſt; und dieſe zu heben, müßten wir dem Vorſchlage der Philoſophen folgen, die das Menſchengeſchlecht in Wälder und Gebirge verweiſen, wo die höchſte Unverdorbenheit neben der höchſten Brutalität wohnt. —

Die öffentliche Sicherheit wird nicht nur durch Gewalt und Betrug der Menſchen befährdet; auch die Natur ſcheint ſich zuweilen gegen dieſelbe verſchworen zu haben. Die Reſultate der großen, ewigen und wohlthätigen Geſetze, nach welchen ſie auf das Ganze wirkt, ſind nichts deſto weniger ſehr oft zerſtörend für das Einzelne;

und der Menſch iſt, ſeiner unenträthſelten Beſtimmung nach, gezwungen, ſich gegen eben die Natur wie gegen einen Meuchelmörder zu bewaffnen, aus deren Händen er ſein Daſeyn, ſeine Erhaltung und ſeinen Genuß empfängt. Die natürlichen und zufälligen Verletzungen der öffentlichen Sicherheit ſind daher nicht minder ein wichtiger Gegenſtand der Polizey. Ein genaues Detail aller einzelnen Anſtalten zu dieſem Zweck würde außerhalb den Grenzen dieſes Aufſatzes liegen; folgende aus dem Ganzen herausgehobene Züge werden zur Karakteriſtik dieſes Theils der hieſigen Polizeyverfaſſung hinlänglich ſeyn.

St. Petersburg iſt wegen ſeiner Lage an der Mündung eines großen ſchiffbaren Stromes ſehr oft Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Bei anhaltendem Weſtwinde ſteigt das Waſſer bis und über zehn Fuß über die Mittelhöhe deſſelben. Mit fünf Fuß überſchwemmt es nur die weſtlichen Gegenden der Stadt, an den Stellen, wo die Newa kein Bollwerk hat; aber bei einer Waſſerhöhe von zehn Fuß bleibt nur der öſtliche Theil von einer allgemeinen Ueberſchemmung verſchont. Im Jahr 1777 am 10. September, Vormittags 10 Uhr war das Waſſer bis auf 10 Fuß 7 Zoll über ſeinen Mittelſtand geſtiegen, und ob es gleich zwei Stunden nachher ſchon wieder in ſeinen Ufern war, ſo hatte dieſe kurze Ueberſchwemmung doch außerordentliche Wirkungen. Ein Lübeckiſches Schiff ward in den Wald von Waſſili Oſtrow getrieben, viele hölzerne Häuſer waren verſchoben und mehrere Menſchen hatten während der Dunkelheit der Nacht ihr Leben verloren.

Seit dieſer merkwürdigen Ueberſchwemmung hat man Vorſichts- und Warnungsanſtalten gegen ähnliche Fälle getroffen. Schon viele Jahre hindurch war der Waſſer-

ſtand

ſtand an der Feſtung bemerkt worden. Jetzt verordnete die Admiralität Signale zur Wachſamkeit bei ſteigendem Waſſer. Wenn dieſes in der Mündung der großen Newa über ſeine Ufer hinaustritt, ſo geſchehen daſelbſt drei Schüſſe, die bei ſteigender Gefahr wiederholt werden. Innerhalb der Stadt werden in dieſem Fall fünf Kanonen von dem Admiralitätswall gelöſet, und auf dem Thurm derſelben bei Tage vier weiße Fahnen, bei Nacht aber vier Laternen ausgehängt; zugleich werden die Glocken langſam geläutet. An den Stellen, die der Ueberſchwemmung am meiſten ausgeſetzt ſind, werden Fahrzeuge zur Rettung der Menſchen in Bereitſchaft gehalten. — Dieſe Anſtalten, der zunehmende Anbau und die Erhöhung der meiſten Gegenden, die Einfaſſungen und Bollwerke der Newa, und die Vergrößerung des Waſſerſpiegels durch die Kanäle machen den Einwohnern von Petersburg die weſtlichen Stürme immer weniger fürchterlich, ſo daß man bei einem Anwuchs von fünf Fuß über die Mittelhöhe wenig oder gar keine Beſorgniß äußert.

Auch die Gefahr der Feuerverwüſtungen iſt nicht mehr ſo groß als ehedem, da die Zahl der hölzernen Häuſer ſich vermindert und die Einrichtungen zur Löſchung und Rettung beſſer und vollkommner ſind. Die Polizey beſoldet zu dieſem Behuf zehn Brandmeiſter und 1622 Menſchen, die bloß zu dieſer Abſicht gebraucht werden. Man hört jetzt überhaupt ſelten von Unglücksfällen dieſer Art; am häufigſten tragen ſie ſich noch in den entlegenen, mit Holz bebauten Stadttheilen zu. Während der letzten ſechs Jahre iſt in den beſſern Gegenden nie mehr als Ein Haus niedergebrannt, aber auch dieſe waren größtentheils von Holz. Bei einem der letztern Vorfälle, dem ich ſelbſt bei-

 wohnte,

wohnte, ward ein dicht daneben ſtehendes kleines hölzernes Haus ſo vollkommen gerettet, daß es auch nicht die mindeſte Beſchädigung erlitt. — Mit der kaiſerlichen Leihbank iſt eine Aſſekuranzanſtalt für Feuerſchäden verbunden, in welcher man von drei Vierteln des taxirten Werths der Häuſer und Fabriken jährlich anderthalb vom hundert bezahlt.

Das ſchnelle Fahren auf den Gaſſen iſt zwar verboten, allein wegen unzähliger Schwierigkeiten iſt es nicht gut möglich, demſelben völlig Einhalt zu thun; auch iſt es, aus folgenden Urſachen, nirgend weniger gefährlich als hier. Alle Straßen in Petersburg haben durchgehends eine beträchtliche Breite; ihre gerade Richtung ſetzt die Kutſcher in den Stand, jedes Hinderniß in großer Entfernung zu ſetzen; in vielen Gaſſen ſichern die bequemen Trottoirs die Fußgänger für jede Gefahr. Ueberdem ſind die Ruſſen überaus gute Kutſcher, und da ſie für jedes durch ihre Schuld verurſachte Unglück verantwortlich werden, ſo rufen ſie den Fußgängern nicht nur in der Entfernung zu, ſondern beugen ihnen ſogar im Nothfall aus. Die Art dieſes Zurufs iſt faſt jedesmal bezeichnend, z. B. „Alter! Mütterchen! Soldat! Fiſchträger!“ Nicht nur hier, ſondern in ganz Rußland iſt die Sitte allgemein, im Fahren beſtändig die rechte Hand zu halten, daher das unaufhörliche Geſchrei auf den Gaſſen: „na prawa!“ d. i. rechts. Wer gegen dieſe Sitte fehlt, iſt in Gefahr, auf der Stelle übel behandelt zu werden, oder wenigſtens tüchtig ausgeſchimpft zu werden.

Bei allen Gelegenheiten, wo viele Menſchen oder Equipagen ſich verſammeln, ſind Polizeybeamte gegenwärtig, die mit Hülfe reitender Soldaten oder Koſacken

eine ſolche Ordnung erhalten, daß man ſelten oder niemals von Unglücksfällen und Beſchädigungen hört. Bei den Schauſpielhäuſern, bei Hofe, bei den Klubben, vorzüglich aber bei Hofsbeluſtigungen und bei den Promenaden, die das Publikum an gewiſſen Tagen nach den nahegelegenen Vergnügungsörtern macht, finden ſich oft mehrere tauſend Wagen und eine unzählige Menge Fußgänger ein, wobei die erſtern in ihrer vorgeſchriebenen, genau bewachten Ordnung fortfahren, und die letztern ohne die mindeſte Gefahr, ſelbſt für den berauſchten Pöbel gegenwärtig ſeyn können. Man müßte wirklich äußerſt partheyiſch ſeyn, wenn man dieſe, von jedem Fremden bewunderte Vorſicht und Wachſamkeit nicht anerkennen wollte. Bei jedem Gaſtmal in der Stadt, bei jeder Gelegenheit, wo die Zahl der Equipagen einigermaßen anwächſt, finden ſich ſogleich Polizeybediente ein, um Ordnung zu halten und Unglück zu verhüten. Auf den Brücken über die Newa ſind ſtets einige derſelben gegenwärtig, weil hier das Gedränge vorzüglich groß iſt. Eben dieſe Sorgfalt wird auch bei gefährlichen Gerüſten, beim Bauen und bei Volksvergnügungen angewendet. Die Eisberge, die Schaukeln und andere Nationalſpiele würden gewiß jedesmal das Leben mehrerer Menſchen koſten, wenn dieſe gute Anſtalten nicht wären, durch welche dennoch nicht allemal Unglück verhütet werden kann, daher die Regierung ſie auch allmählig einzuſchränken und abzuſchaffen ſucht. Da das Zufrieren und Aufgehen der Newa der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden kann, ſo ſind auch hier die nöthigen Warnungsanſtalten nicht vergeſſen. Die Auf und Abfahrten werden, ſobald das Eis locker wird, abgebrochen, und das Publikum durch an den Ufern angeſchlagene Zettel gewarnt. Ueberdem ſind um dieſe Zeit beſtändig Polizeyſoldaten ge-

gegenwärtig, welche den tollkühnen, oft um eine Kleinigkeit ſein Leben wagenden Pöbel zurückhalten müſſen. Ich war einsmals Zeuge, wie ein ſolcher Menſch mit der äußerſten Gefahr über das lockere, ſchwarzgraue, zum Theil ſchon losgebrochene Eis gieng, indem er ein bei ſich habendes Brett über ſeinen Weg legte, und wenn er bis zu Ende deſſelben gekommen war, behutſam auf das Eis trat, und ſich alsdann aufs neue ein Stückchen ſichern Weges bahnte? Auf dieſe Weiſe war er bis nahe an das gegenüber ſtehende Ufer gelangt, als er auf demſelben einen Polizeybeamten anſichtig ward, der ihn mit ſeinem Stock zu bewillkommen drohte. Die Furcht für die kleine Züchtigung überwog die Furcht für ſein Leben; er vergaß ſeine ebengebrauchte Vorſicht, ſein Brett und ſeine Gefahr; eilte ſo ſchnell er konnte, zurück und kam glücklich am andern Ufer an.

Die Austheilung der Arznei in den Apotheken, und die Verſendung derſelben durch unvorſichtige oder boshafte Bediente kann ſo leicht zu den ſchrecklichſten Unglücksfällen oder Verbrechen Anlaß geben, daß man hier deswegen beſondere Vorſichtsanſtalten eingeführt hat. Jedes Rezept muß nicht nur mit dem Namen des Arztes, ſondern auch des Kranken, für welchen es verſchrieben wird, und mit der Angabe des Tages verſehen ſeyn. Der Medizin wird eine Etikette beigefügt, auf welcher, außer dieſen Angaben, auch der Preis und der Name des Apothekers und der Apotheke angezeigt ſind. Die beſte Einrichtung aber iſt dieſe, daß jede, auch die gleichgültigſte Arznei verſiegelt ſeyn muß. — Alle Aerzte, Wundärzte und Hebammen, die im ruſſiſchen Reich ihre Wiſſenſchaft oder Kunſt ausüben wollen, ſind der Prüfung des medizimiſchen Kollegiums unter-

unterworfen, welches ihnen, auf vorhergegangene Unterſuchung, dieſe Erlaubniß ertheilt, und alsdann durch die Zeitungen bekannt machen läßt.

Die Anſtalten und Geſetze zur Verhütung gefährlicher und anſteckender Krankheiten, die Aufſicht über verdorbene Lebensmittel und eine Menge Anordnungen dieſer Art, treffen mit denen in andern Ländern ſo ſehr zuſammen, daß ich fürchten müßte, bekannte oder alltägliche Dinge zu ſagen, wenn ich den ganzen Vorrath von Nachrichten und Bemerkungen erſchöpfen wollte, der mir über dieſe Gegenſtände zur Hand liegt. — Ich beſchließe daher dieſe Rubrik mit der Anzeige einer der wichtigſten und intereſſanteſten, zur allgemeinen Polizeyverfaſſung gehörigen Einrichtungen.

Meine Leſer werden ſich erinnern, daß die Bekanntmachung und Vollſtreckung der obrigkeitlichen Befehle, nach der oben mitgetheilten Inſtruktion, eine der weſentlichſten Pflichten des Polizeyamts iſt. Die Ausübung derſelben hat durch die jetztregierende Kaiſerin folgende merkwürdige Form bekommen. Wenn ein von der Alleinherrſchenden Macht ausgegebenes und von kaiſerlicher Majeſtät eigenhändig unterſchriebenes Geſetz, oder eine von den dazu befugten Stellen gegebene Verordnung dem Polizeyamt zugeſandt wird, ſo ſoll dieſes in beſonders dazu beſtimmte Bücher einzeichnen, wann, woher und wie es dieſes Geſetz erhalten habe. Iſt es zur Bekanntmachung zugeſandt, ſo ſoll man den Kronsanwald des Polizeyamts rufen und ſeine Rechtsmeinung verlangen; zeigt ſich alsdann irgend ein Zweifel, ſo ſoll man deshalb gehörigen Orts Vorſtellung thun; findet ſich aber kein Zweifel, ſo wird ein Schluß wegen der Publikation gemacht, das

Geſetz erſt in der Verſammlung der Glieder des Polizeyamts, dann bei offnen Thüren den Vorſtehern der Stadttheile und den Quartieraufſehern vorgeleſen, und hierauf die Bekanntmachung verrichtet. — Die oben beſchriebene Organiſation der Polizey macht die größte Schnelligkeit der Verbreitung möglich Alle Befehle und Verordnungen werden in den verſchiedenen Quartieren an den Wachthäuſern angeſchlagen.

Die in dieſem Abſchnitt angeführte Thatſachen werden wahrſcheinlich hinreichend ſeyn, ein Bild von dem Zuſtande der hieſigen Polizeyverfaſſung zu geben, und den Geiſt zu bezeichnen, der in den Stiftungen lebt, die ihr Daſeyn Katharina der zweiten zu danken haben.

II.

Mildthätige Anſtalten in Wien. *)

Giebt es eine Stadt in Europa, in der man mildthätige und allgemeinnützliche Inſtitute in vollem Ueberfluß findet, ſo iſt dies unſtreitig in Wien der Fall. Ich will zuerſt nur von denjenigen ſprechen, die man unter dem Namen Gotteshäuſer begreift; und wenn es gleich falſch wäre, wollte man aus der Zahl derſelben einen Schluß auf die Bruderliebe und Barmherzigkeit des großen Haufens der Bürger von Wien machen, da man die Errichtung jener Häuſer

*) Meermanns Reiſen durch Preußen, Oeſterreich, Sicilien ꝛc. Braunſchweig 1794.

Häuſer allein einer Reihe wohldenkender Landesfürſten und vorzüglich dem ſo vortheilhaft ſich auszeichnenden Kaiſer Joſeph ſchuldig iſt, ſo gereichen ſie doch der Stadt, in der man ſie mit Verwunderung antrifft, — aus dem guten Standpunkt ſie angeſchaut — zur größten Ehre. Doch kann — um dies beiläufig zu bemerken — eine, faſt bis zu einer Tonne Goldes hinaufſteigende Summe Geldes, die in Wien jährlich auf verſchiedene Art für das Armeninſtitut eingeſammelt wird, den Charakter der Wiener in dieſer Hinſicht einigermaßen bezeichnen; dieſe Summe beweiſt wenigſtens, daß der Wiener nicht ſein ganzes Haab und Gut dem ſinnlichen Vergnügen opfert.

Das große allgemeine Hoſpital hat Kaiſer Joſeph im Jahr 1784 in der Alſtervorſtadt erbaut. Der Vorgiebel iſt niedrig und einfach, aber von einer ausgedehnten Länge. So bald man durch das äußere Thor hindurch iſt, befindet man ſich auf einem viereckigten innern Hofe von beträchtlichem Umfange und mit einigen Reihen Maulbeerbäumen bepflanzt. Die beiden Vertiefungen des Gebäudes, das dieſen Platz umgiebt, enthalten — außer dem Flügel für die Directoren beſtimmt, — Saal an Saal mit Betten aneinander, und in ſo großer Zahl, daß dreitauſend Kranke im Nothfall aufgenommen werden können. Gegenwärtig trifft man indeß, alle gerechnet, die nur dazu gerechnet werden können, der Bewohner nicht mehr als eilf hundert. Nicht jeder Kranke, der ſich meldet, wird hier, wie in der Charite zu Berlin, aufgenommen, und auch nicht alle, die man aufnimmt, werden unentgeldlich aufgenommen. Um hier verpflegt zu werden, muß man einen Armuthsſchein von einem Geiſtlichen oder irgend einem andern, in öffentlichen Dienſten

ſtehenden Mann mitbringen, und innerhalb der Linien zu Hauſe gehören. Zehn Kreutzer täglich bezahlen diejenigen, die außerhalb jenen Grenzen wohnen, oder diejenigen Bedürftigen, die von Bemittelten hieher geſandt werden. Dieſe Einrichtung mußte man treffen, weil ſonſt zu dieſem Hoſpital ſo viele ihre Zuflucht nehmen würden, daß es zur Unmöglichkeit werden müßte, ſie alle zu verpflegen. Die Sääle ſind gerade nicht ſehr hoch, aber luſtig, da die Fenſter an beiden Seiten mit einander zuſammentreffen; man hält ſehr auf Reinlichkeit und jährlich wird einmal geweißt. Die Betten ſtehen in gehöriger Entfernung von einander. An jedem Saale iſt eine kleine Küche, in welcher, wie auf dem Altar der Veſta, ein ewiges Feuer zur Bereitung der nöthigen warmen Getränke und anderer Bedürfniſſe unterhalten wird. Auch hat jeder Saal eine nach ſeiner Größe beſtimmte Anzahl von Aufwärtern; doch findet man gegenwärtig nur einen oder ihrer zwei; Leopold glaubte nemlich die Einkünfte des Hoſpitals einſchränken zu müſſen, und ſo behielten die Sääle, die ehemals drei Aufwärter hatten, nur ihrer zwei. Acht erſte Doktoren, jeder derſelben durch zwei Gehülfen unterſtützt, und eine verhältnißmäßige Zahl von Wundärzten beſorgen die Kranken, und wohnen mit ihnen in dem Hauſe. Neben jedem Bette hängt eine Tafel, und auf dieſer ſteht des Patienten Namen, der Tag ſeiner Ankunft in dem Gebäude, ſeine Krankheit, die angewandten Mittel und dergleichen Notitzen mehr; die rheumatiſchen galligten Fieber ſpielten in der warmen Jahrszeit, in der ich das Hoſpital beſah, eine große Rolle; recht ſehr viele von den Kranken litten an jenen Uebeln. Die Mittelzahl der Sterbefälle in dieſem Inſtitut konnte man mir nicht mit Beſtimmtheit angeben; doch meinte man,

daß

daß ſich täglich auf vier bis fünf Todesfälle rechnen laſſe; und das würde die Sterblichkeit in der Charite zu Berlin weit übertreffen. Für gehörige Speiſung und Kleider, falls die Kranken dieſe letztern fordern und bedürfen, wird während ihres Aufenthalts in dem Hoſpital geſorgt. Ein beſonderes eigenes Gebäude ſieht man auf dem großen Baſſecour ein wenig linker Seits. Hier werden praktiſche Vorleſungen über Medicin und Chirurgie gehalten; über die Anatomie wird nicht geleſen; oben iſt ein geräumiges und ſchönes Auditorium mit einem kleineren neben jenem, in welchen die Operationen geſchehen; ein Profeſſor hat auch hier zugleich ſeine Wohnung, und ſo wie die auf einander folgenden Materien des praktiſchen Unterrichts es erfordern, werden die Kranken oder Verwandten nach dieſem Flügel hingebracht, wozu die nöthigen Betten bereit gehalten werden. Am Ende des Baſſecour, gegen dem Haupteingang über, iſt ein anderes Thor, über welchen ſich die Kuppel des Gotteshauſes erhebt. Dieſes Thor führt zu einem zweiten innern Hofe, wo verſchiedene minder regelmäßig als das Hauptgebäude aufgeführte Flügel einige andere Einrichtungen enthalten. Hier ſind die Halbegulden oder die Guldenbetten. Jeder nemlich, welcher dreißig Kreutzer täglich bezahlt, erhält hier ein beſſeres Bette, als die Uebrigen haben, und beſſere Nahrung, und diejenigen, welche einen Gulden erlegen, bekommen überdem noch ein beſonderes Zimmer und einen Aufwärter; ſogar ſieht man ſehr geſchmückte Zimmer mit Fundationsbetten; dieſe ſind für eine oder die andere Gilde, die jene Summe zahlt, und Unglückliche aus ihrer Mitte dahin ſendet. Hier finden ſich auch die beſondern Sääle für Veneriſche und an Krätze und Ausſchlag Leidende; Sääle, die der Bewohner nur gar zu viele haben; dann

dann kommen die Flügel der Unheilbaren an Krankheiten ſowohl als an Wunden; unter jenen Erſtern ſchien die Auszehrung faſt von Bette zu Bette zu herrſchen; ferner giebt es Sääle für ſolche, die unter dem Meſſer des Wundarztes leiden, und wieder andere für Rekonvalescenten; endlich gelangt man zu dem Flügel der Wöchnerinnen. Es werden hier jährlich im Durchſchnitt gegen Tauſend entbunden. Die in dieſem Gebäude ihre Niederkunft abwarten und halten wollen, bezahlen gleich den Kranken, oder ſie werden auch bei gleichen Umſtänden mit den Kranken unentgeldlich aufgenommen; und es iſt einzig die niedrigſte Klaſſe, welche vor den Augen des Neugierigen nicht verborgen gehalten wird; in Betreff der beſonderen Zimmer oder der Guldensplätze in dieſem Flügel herrſcht hier das tiefſte Stillſchweigen. Dieſe Zimmer werden zuweilen ein halbes Jahr lang und auch wohl noch länger von ein und derſelben Perſon bewohnt und manches junge Mädchen von hohem Stande befand ſich ſchon unter der Zahl dieſer Bewohner. Man frägt ſie weder bei der Aufnahme noch beim Abſchiede um den Namen; ſie haben weiter nichts zu thun, als ihre Namen in einem verſiegelten Briefe dem Aufſeher zu überliefern, damit auf die Art, falls ſie hier ihren Tod fänden, ihre Verwandte ihr Schickſal erfahren können: kommen ſie glücklich durch, ſo muß der Brief uneröffnet ihnen wieder eingehändigt werden. Der Kaiſer ſelbſt, der Errichter des Hoſpitals, hat nie einen Mißbrauch von ſeiner Gewalt gemacht, um in dieſe eleuſiniſchen Myſterien zu dringen. Die kleinen Zimmer — man zeigt die leeren — ſind übrigens mit allen möglichen Bequemlichkeiten verſehen, die der Zweck erfordert, zu dem ſie da ſind. Jede Klaſſe von Bezahlenden hat ein beſonderes Entbindungszimmer; und in dem

Ent-

Entbindungszimmer für die Nichtbezahlenden wurde an dem Tage, da ich das Haus beſuchte, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Sechste zur Mutter. Sechs Geburtshelfer und fünf Hebammen wohnen in dem Gebäude. Bei jeder Entbindung iſt einer dieſer Geburtshelfer und eine Hebamme gegenwärtig, außer ein Paar Lehrlinge, die da ſind, um praktiſchen Unterricht in dieſer wohlthätigen Wiſſenſchaft zu erhalten. In zwei großen Zimmern neben jenen liegen die Wöchnerinnen, die, wenn ſie unverheirathet ſind, gewöhnlich nach Verlauf weniger Tage in das benachbarte Findlingshaus gebracht werden. Die Zimmer für die Schwangeren ſind wieder beſonders, doch nimmt man ſie hier nicht ſo früh auf, als in der Charite der Hauptſtadt der Preußiſchen Monarchie.

Ganz hinter dem allgemeinen Hoſpital und gewiſſermaßen zu eben dieſer Stiftung gehörig, erhebt ſich ein cirkelrunder Thurm, der zu einem Tollhauſe beſtimmt iſt. Er hat fünf Geſchoß über einander, jedes derſelben enthält acht und zwanzig Behälter oder Zimmer, welche alle auf einen rund laufenden Gang gehen; zwei Betten ſtehen in einem Zimmer; zwei Aufpaſſer trifft man in jedem Geſchoß, und dieſe wohnen in einem beſondern Thurm, mitten in dem vorigen aufgeführt. Des Winters werden ein Paar Ofen in dieſen Gängen geheitzt, die Wärme genug in die Behälter der Unglücklichen führen. An der Behandlung möchte ſich wenig tadeln laſſen; ich könnte ſie der in dem berühmten Bedlam vorziehen; auch habe ich erfahren, daß viele wieder hergeſtellt von hier zurückkehren. Man ſchreibt ihnen zuweilen die nöthigen Speiſen vor, und ſie genießen, wenn ihre Umſtände es nur einigermaßen zulaſſen, zuweilen das Wohlthätige der friſchen

Luft

Luft auf ein Paar Höfen im Innern. Die Zimmer oder Behälter ſind nicht verſchloſſen, macht die Raſerei der Bewohner es nicht durchaus nothwendig; einige ſieht man dagegen, wie es ſich leicht erwarten läßt, gefeſſelt. Ich fand nicht die Hälfte dieſer Behälter bewohnt und man ſagte mir, daß unter den Unſinnigen, die ſich hier aufhielten, verſchiedene Leute von Geburt ſich befänden.

—

In der Leopoldsſtadt hat man den ſogenannten barmherzigen Brüdern ihr eigenes Hoſpital, das ſie ſeit einer Reihe von Jahren bedienten, gelaſſen. Die Zahl dieſer Brüder, die Novizen mitgerechnet, beläuft ſich nicht höher, als etliche und zwanzig. Man hat hier hundert und vierzehn Betten, und ſo bald eines leer geworden, nimmt man den erſten beſten auf, der hier aufgenommen zu werden wünſcht; nur in zwei Fällen findet abſchlägige Antwort ſtatt; kein Jude und kein Türke kann aufgenommen werden. Ueberdem iſt auch dies Gotteshaus ganz und gar nicht für Unglückliche, die zum ſchönen Geſchlecht gehören. Die mehrſten Betten ſtehen in einem langen Saale dicht an einander rangirt, und oben ſind einige beſondere kleine Kammern für unkluge Landprieſter. Eine gute Apotheke dient nicht allein zum Gebrauch des Kloſters, ſondern bereitet auch für verſchiedene Leute in der Stadt Arzneimittel. Dann bewahrt man hier auch eine große Menge Mehlfäſſer, um bei Ueberſchwemmungen, welchen die Vorſtadt ſo ſehr ausgeſetzt iſt, und durch welche die Bäcker verhindert werden, zu arbeiten oder die Häuſer derſelben zuweilen unzugänglich werden, Brod unter die Gemeine austheilen zu können. Man hat mich verſichert, daß in dieſem Gotteshauſe von mehr als zweitauſend Patienten, die aufgenommen werden, jährlich nur ein Paar hundert,

und

und alſo nur der zehnte im Durchſchnitt ſterben. Einer von den Brüdern ſelbſt iſt Wundarzt und hat in dieſer Qualität zwei andere Brüder aus dem Kloſter unter ſich; täglich kömmt ein Arzt zum Beſuch des Hoſpitals, aber keiner wohnt in demſelben; und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, kann in der That der Werth dieſer Stiftung mit dem des allgemeinen Krankenhauſes in keine Vergleichung kommen; aber anderer Seits bin ich feſt überzeugt, daß der Vorwurf der Liebloſigkeit und des Mangels an Aufmerkſamkeit gegen die Dulder, welcher dieſen Geiſtlichen von einigen gemacht worden iſt, völlig ungegründet ſey. Eben ſo ungegründet iſt es, daß die Wiederhergeſtellten, die, ehe man ſie wieder ganz ihrem Schickſal überläßt, nach dem ſogannten Reconvalescenten Hoſpital in der Vorſtadt Landſtraße gebracht werden, um ihre verlohrenen Kräfte wieder zu erhalten, hier nur drei Tage bleiben dürfen, wie auch ihr Zuſtand ſeyn möge; wirklich werden einige vierzehen Tage lang verpflegt. Etwa ein halbes Dutzend der Brüder dieſes Ordens haben die Verpflegung dieſer faſt Geneſenen zu beſorgen. Ein Arzt erſcheint hier nie; aber die Kranken werden hieher auch nicht eher geſandt, bis ſie der Arzt entlaſſen hat, und ſollten ſie von neuem befallen werden, ſo führt man ſie zurück nach dem Kloſter. Doch befindet ſich eine kleine Apothecke im Hauſe. Die Betten ſtehen in zwei Säälen; einer derſelben wurde bei meiner Anweſenheit wirklich gebraucht, und die Zahl ſeiner Bewohner betrug nicht über vierzehn oder funſzehn. Nur zufällig ſtarb hier einmal einer. Ein großer Garten und die friſche Luft helfen die Wiederherſtellung der auf der Beſſerung ſich Befindenden vollenden. Auf alle Fälle bleibt es eine Wohlthat, daß Leute, die man aus andern Häuſern der Art als fähig zum Wiederanfangen ihrer Geſchäfte

ſchäfte zurückſendet, hier, wäre es auch nur auf einige Tage, eine Aufnahme finden. Uebrigens unterſtützt man die barmherzigen Brüder bei ihren nothwendigen Ausgaben durch milde Beiträge.

Was jene Klöſterlinge für Leidende männlichen Geſchlechts thun, geſchieht von den Eliſabethanerinnen für Kranke ihres Geſchlechts Die Anzahl dieſer Damen mag etwa gegen vierzig betragen. Funfzig Betten, in zweien, auf einander folgenden Säälen vertheilt, befinden ſich nie leer; einige derſelben werden durch tägliche milde Gaben unterhalten; andere hat man als Früchte älterer Stiftungen anzuſehen. Um hier aufgenommen zu werden, bedarf es nichts weiter, als des Beweiſes, daß man krank ſey; und daß Dulderinnen, ſo lange auch ihre Krankheit dauren mag, nicht krank aus dem Hauſe gebracht werden, beweiſt das Beiſpiel einer gewiſſen Gräfin, welche die Gicht fünf ganzer Jahre lang in dies Hoſpital einſchloß. Täglich erſcheint ein Arzt und ein Wundarzt; aber nur ein Apotheker und ein Geiſtlicher wohnen in dem Gebäude.

Quer gegen dem allgemeinen Hoſpital über liegt das, gleichfalls von Kaiſer Joſoph geſtiftete Findlingshaus. Das Gebäude iſt ſimpel aber gefällig und heiter; hinter demſelben liegt ein angenehmer Garten. Diejenigen, welche Kinder hieher bringen wollen, müſſen einen ſchriftlichen Beweis von ihrer Armuth aufweiſen können; man fordert hier wohl bei der Aufnahme eine Summe Geldes, verſchieden nach den Umſtänden der Eltern, für die Säuglinge, die verpflegt werden ſollen; — meiſtens werden vier und zwanzig Gulden verlangt — aber weit die mehrſten bezahlen doch nichts. Daß dem wirklich ſo ſey, iſt klar, wenn man nur erwägt, daß die Ausgaben, welche

dies

dies Gebäude nothwendig macht, des Jahrs zwiſchen ſiebzig und achtzig tauſend Gulden betragen, und daß die Summe, welche die Mütter der Kinder zuſammen aufbringen, höchſtens zehn tauſend Gulden ausmachet. Ich habe bereits oben bemerkt, daß die mehrſten unverheiratheten Frauenzimmer, welche in dem großen Hoſpitale niederkommen, nach einigen wenigen Tagen ins Findlingshaus gebracht werden. Man nimmt ſie hier als Ammen auf, und ſie ſtillen, erlauben es die Kräfte anders, ihre eigenen und auch ein fremdes Kind, das man ihnen übergiebt; wenigſtens verpflegt jede Amme zwei Kinder; eines dieſer Kinder wird dann im Nothfall mit andern Nahrungsmitteln groß gezogen, als dasjenige iſt, was die Natur ihm beſtimmt hat. Die Ammen erhalten hier außer der freien Koſt, die ſo gut iſt, als ſie dieſelbe ſich wünſchen können, noch zwanzig Gulden Lohn und ſie bleiben im Dienſt der Stiftung ſo lange, als man ihrer bedarf. Auf eben dem Fuß werden auch andere Ammen, die nicht aus dem Hoſpital kommen, angenommen. In den verſchiedenen Säälen des Hauſes ſtehen dicht bei dem Bette der Ammen zwei kleine Betten für ihre Säuglinge und über dem Bette hängt eine Schreibetafel, auf die das geſchrieben wird, was man in Betreff der Mutter und Kinder für nöthig erachtet. So bald es thunlich iſt, zuweilen wohl ſchon mit dem achten Tag, ſucht man andere Mütter auf, die meiſtens auf dem platten Lande wohnen. Dieſe behalten dann bis zu dem funfzehenden Jahre die Findlinge bei ſich. Für den Unterhalt der Kinder werden dieſen Müttern, habe ich es anders recht behalten, bis zu dem vierten Jahre hin fünf Kreutzer, bis zum zehnten Jahr vier Kreutzer und nachher nur zwei Kreutzer für jeden Tag bezahlt. Dem Aufſeher der

Stiftung iſt das mühevolle Geſchäft übertragen, mit allen dieſen Müttern eine Art von Briefwechſel zu unterhalten, der die Pfänder betrifft, die man ihnen anvertraute; welch ein äußerſt weitläuftig läſtiges Geſchäft dieſe Korreſpondenz ſeyn muß, ergiebt ſich, wenn man nur erwägt, daß die Zahl der Kinder, die man als Findlinge in dies Gebäude jährlich bringt, auf zweitauſend und funfzig ſteigt.

Auf die Liſte der Gotteshäuſer, von welchen ich hier einige Nachrichten mittheile, ſetze ich auch endlich das Waiſenhaus. Dies Gebäude führte ehemals den Namen des ſpaniſchen Hoſpitals; es iſt einfach, aber ſehr geräumig; es wird reinlich gehalten und ein großer Garten verſchönert es. Wir verſtehen bekanntlich unter dem Worte Waiſenhaus in dem arme Kinder aufgenommen und erzogen werden. Das Wiener Waiſenhaus, ſo wie es jetzt eingerichtet iſt, iſt eine der begünſtigſten Stiftungen von Kaiſer Joseph, der es oft zweimal in der Woche beſuchte, verſchiedene Stunden dann da zubrachte, und alle Kinder namentlich kannte. Dem Major Andre hat man die Direction über daſſelbe anvertrauet, und keinen beſſeren Händen hätte dies Geſchäft übergeben werden können. Herzlicher hätte keiner ſich für die Kinder verwenden können, als von dem Herrn Andre geſchieht. Vierzehn hundert und vierzehn Kinder gehören zu der Stiftung; aber nur der vierte Theil derſelben wird in dem Hauſe ſelbſt erzogen. Es hängt von dem Aufſeher ganz einzig ab, wen er aufnehmen will; und er wählt dazu diejenigen aus, in welchen ſich die mehrſten Talente entwickeln; doch werden ihm in ſeinen heilſamen Abſichten einigermaßen die Hände von einigen Magiſtratsperſonen der Stadt gefeſſelt, welche von alten Zeiten her das Recht der

der Präſentation beſitzen. Für diejenigen, welche außer dem Hauſe ſind, werden zwölf bis funfzig Gulden bezahlt, je nachdem das Handwerk iſt, für das das Kind beſtimmt iſt, oder je nachdem andere Umſtände die Summen angeben; zugleich wird dafür geſorgt, daß dieſe Kinder die Schule beſuchen. Jedes Kind, welches in dem Gebäude ſelbſt erzogen wird, koſtet wenigſtens ſiebzig Gulden jährlich. Außer einigen Geiſtlichen, welche hier Unterricht ertheilen, unterrichten ſechs Lehrer im Leſen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen, und daß dies Letztere ſo wie das Schreiben die Kinder wohl gelehrt wird, beweiſen die Proben, die man mir vorlegte. Die Mädchen werden überdem noch in allerlei weiblichen Arbeiten unterwieſen und eine Wittwe mit zwei anderen ihr untergebenen Frauen haben die beſondere Aufſicht über die Kinder ihres Geſchlechts. Beide, ſowohl die Knaben, wie die Mädchen, werden am Ende zur Erlernung eines Handwerks ausgethan oder als Dienſtboten untergebracht. In Hinſicht auf die Knaben begriff der einſichtsvolle Kaiſer, daß ein Haus für Bürgerkinder beſtimmt nicht in eine Pflanzſchule für ſeine Heere verwandelt werden müſſe, und daß, ſo wie die Väter der Kinder Handwerker und Krämer geweſen wären, oder es noch wären, auch die Kinder zu ſolchen Handthierungen hier aufgezogen werden müßten. Daß römiſchkatholiſche Religion hier allein mitgetheilt wird, bedarf kaum einer ausdrücklichen Erwähnung; doch würde man ſich wohl nicht weigern, Kinder von Proteſtanten aufzunehmen. In Allem herrſcht hier ſehr viele Ordnung; man ſieht Wohlſtand und Zufriedenheit auf den Geſichtern der jungen Kinder, und im Durchſchnitt wurden bisher des Jahrs nur zwei bis drei Sterbefälle gezählt. Die Einimpfung der Blattern geſchah hier nie im Hauſe, ſo

 bald

bald ſich aber die natürlichen Pocken einfanden, brachte man das Kind, bei dem ſie ſich zeigten, aus dem Hauſe; und ſeit den acht Jahren, da die Stiftung auf dem gegenwärtigen Fuß ſich befindet, hat die zerſtöhrende Krankheit nur ungefähr funfzig angefallen, und bei dieſen waren die Pocken noch immer ſehr gut. Die Krankenzimmer traf ich faſt ganz leer; nur in dem der Mädchen fand ich eine Patientin, welche an Uebeln litt, die ſie mit auf die Welt gebracht hatte, und die Folgen der Unzucht ihres Vaters oder ihrer Mutter waren; ein ſolches unglückliches Kind hätte man, meinem Ermeſſen nach, nicht in das Haus aufnehmen müſſen, wenigſtens hätte man es wieder hinwegſchaffen ſollen. Zur Kleidung iſt hier eine Sommer- und eine Winteruniform im Gebrauch; ſie iſt der Form nach militairiſcher Art, und ſehr paſſend, aber eben nicht von der feinſten Art iſt das Tuch, wie ſich denn das auch ſchwerlich erwarten läßt. Auch in Anſehung der Speiſen findet man es hier ſo, wie man es in einem ſolchen Gotteshauſe zu finden hoffen darf; das Getränke aber beſteht nur im Waſſer. Zu Unteraufſehern werden Sergeanten angeſtellt, und auf jedem Saal, wo die Knaben ſchlafen, ſchläft auch einer dieſer Leute. Daß die beiden Geſchlechter ſorgfältig von einander abgeſondert gehalten werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Der Herr Storch und ein junger Geiſtlicher unter ſeiner Aufſicht beſchäftigen ſich hier mit der Bildung von vierzig taubſtummen Schülern. Hundert Gulden zahlt der Kaiſer für jeden derſelben; und außer dieſen giebt es noch andere hier, ſelbſt Leute von Stande, die für eigenes Geld Nahrung und Unterricht erhalten und alle und beſſer eſſen, wie jene Erſteren. Das Gebäude iſt geräumig, doch

doch einfach. Mit den Kindern und den beiden genannten Aufſehern wohnt noch im Gebäude ein Zeichenmeiſter, unter deſſen Anweiſung die Schüler große Fortſchritte gemacht haben. Auch in der Geographie und Geſchichte wird hier Unterricht ertheilt; das, was gewöhnlich gelehrt wird, übergehe ich. Man kann, ohne unbillig zu ſeyn, dem Herrn Storch es nicht ſtreitig machen, daß er nicht eine große Fertigkeit beſitze, durch die bloße Bewegung der Lippen, ohne daß der mindeſte Laut hörbar wird, ſich ſeinen Schüler und Schülerinnen ſehr verſtändlich zu machen; jeder Buchſtabe eines Worts bekömmt hier eine Kraft, die man ſich kaum vorſtellen kann, wenn man nicht dabei gegenwärtig geweſen iſt. Seine Zeichen, um Wörter von was für Natur ſie auch ſeyn mögen auszudrücken, verdienen nicht weniger bewundert zu werden. Wer ſollte es erwarten dürfen, daß Leute, in ihren früheren Jahren vollkommen verwahrloſet, im Stande wären, beim Anblick gewiſſer Gebehrden die Benennung ſichtbarer körperlicher Dinge zu begreifen und auf die Tafel zu ſchreiben; wer ſollte es erwarten, daß ſie nicht allein die leicht vorzuſtellende Begriffe von Haß, Rache, Wiederwille und dergleichen, ſondern auch die fernern Verſchiedenheiten fühlen und faſſen könnten, jene Verſchiedenheiten, die in ſo vielen ſynonimiſchen Wörtern, von welchen man in den täglichen Geſprächen den Unterſchied kaum immer klar faßt, ſich finden. Einer der Anweſenden zum Beiſpiel — und daß hier keine Abrede getroffen war, weiß ich ganz ſicher — nannte die Wörter empfangen, erlangen, erhalten, bekommen; der Lehrer machte ſeine Zeichen, die einzig die Sache und keine Buchſtaben ausdrückten, und der Jüngling, deſſen Kenntniſſe geprüft wurden, ſchrieb die Wörter nieder, die man ihm aufgegeben hatte. Auch

fordert dieſer Unterricht, wenn er anders vollſtändig ſeyn ſoll, wohl eine Zeit von neun Jahren. Vieles davon, ſo ſehr es auch immer dazu dienen mag, den Begriffen der jungen Leute eine Deutlichkeit und Beſtimmtheit zu geben, die weit nicht alle mit einem Paar recht geſunden Ohren zur Welt gekommenen, in ſolch einem Grade beſitzen, verfliegt wieder, wenn junge Leute zur Geſellſchaft zurückkehren; und dies iſt ſehr natürlich, denn wer verſteht die Tauſende von verſchiedenen Zeichen, mit welcher ſie beinahe ſo viele Wörter, als eine Sprache enthält, auszudrücken wiſſen; und wer kennt ſie nach allen ihren genau ausgeſonnenen Unterſcheidungen in einem ſolchen Grade, daß er ſich ihrer wieder gegen die Lehrlinge zu bedienen wüßte? Die gröberen, diejenigen, welche uns die Natur ſelbſt lehrt, bleiben ihnen mit dem Leſen und Schreiben allein übrig; aber dies iſt in der That auch Gewinn genug. Die Schüler geſtikulieren unter einander beſtändig, zwar nicht immer auf die ſyſtematiſche Art, die hier gelehrt wird; genug, daß ſie ſich unter einander verſtehen; der Lippe und der Feder bedienen ſie ſich nur ſelten. Einer unter ihnen hatte es in dem verſtändlichen Sprechen ſchon wirklich weit gebracht. Außer den Schulſtunden beſchäftigen ſich die Kinder mit dem Buchſtabenſetzen und Drucken; man kann hieher zur Preſſe bringen, was man will; auch war einer unter den Schülern, der ſich aufs Kupferſtechen legte. Die Mädchen nähen, weben Band und verrichten andere Handarbeiten. Des Sonnabends Vormittags ſteht das Haus jedem offen, der dem Unterricht der Lehrlinge beiwohnen und von ihren Kenntniſſen ſich unterrichten will.

III. Nach=

III.

Nachrichten von Marſeille.*)

Marſeille, d. 16. Herbſtmonat 1787.

Theuerſter Bruder,

Geſtern und heute brachte ich den ganzen Tag damit zu, die Merkwürdigkeiten von Marſeille zu beſehen.

Die Altſtadt iſt auf und um einen länglichten Hügel, auf der Weſtſeite des Hafens gebaut; ſie hat enge, oft ſteile und immer ſchmutzige und ſtinkende Gaſſen. Die Häuſer ſind von anſehnlicher Höhe, meiſt ſchwarz und finſter. Da wenig lauffende Brunnen dahin gebracht werden konnten, ſo war man gezwungen eine Menge Ziehbrunnen zu graben; und um dieſe zu ſchonen, konnten in der Altſtadt keine Kloacken angelegt werden. Die Häuſer haben daher auch keine Abtritte; und dieſes verurſacht einen häßlichen Gebrauch, der alle reichen Kaufleute und angeſehene Bürger aus dieſem Theile der Stadt verdrängt. Es iſt nämlich Morgens und Abends eine Stunde beſtimmt, um allen Schmutz und Unrath aus den Häuſern auf die Straße zu gießen. Man hat ſich alſo wohl vorzuſehen, um dieſe Zeit keine dieſer Straßen zu betreten,

 wenn

*) Briefe über die ſüdlichen Provinzen von Frankreich, auf einer Reiſe durch das Delphinat, Langedok, Rovergne, die Provenze und den Komtat Venaiſſin, in den Jahren 1786, 1787 und 1788 geſchrieben von F. G. Fiſch. Zwei Bände. Zürich 1790.

wenn man nicht von den Paſſares, ſo heißt das provenzaliſche Warnungswort, das oft aus zehen Fenſtern zugleich erſchallt, will überfallen werden. Alle Morgen wird dieſer Unrath von hundert geſchäftigen Händen ſorgfältig weggeſchaft. Die Stadt zieht aus der Verpachtung des Miſtmonopols alle Jahr eine beträchtliche Summe; und doch ſoll ſich der lezte Pächter derſelben ein ſchönes Vermögen dabei zuſammengeraft haben, daß er, nach der allgemeinen Sage, ſeine einzige Tochter mit 30,000 Livres, jährlicher Renten, ausſteuern konnte. Wie viel daran wahr ſei, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die 5 00 Baſtiden *) um die Stadt her dieſer ſchmuzigen Waare einen ſchnellen Abſaz verſchaffen, indem zu jeder Baſtide immer einige Gartenbeeten, ein kleiner Raſenplaz, ein Paar Weinſtöcke, und eben ſo viel Olivenbäume gehören, welche ſorgfältig gedüngt worden.

In dieſem Theile der Stadt wird dem neugierigen Fremden, ein altes, äußerſt ſchlecht gearbeitetes Bild gewieſen, das an der Vorderſeite eines Hauſes ſteht, und den T. Annius Milo vorſtellen ſoll der, wie man vorgiebt, nach ſeiner Verbannung aus Rom dieſes Haus bewohnte. Das mag der Pöbel von Marſeille zuſammenreimen, wie dieſes elende Werk in dem Zeitalter jenes alten Römers entſtehen konnte. Milo, einer der reichſten und angeſehenſten Römer, hatte jene berühmten Kunſtwerke geſehen, welche Mummius, Lukull und Pompejus, aus Griechenland zuſammengeſchleppt hatten, um die Herrſcherin der Welt, das ſtolze Rom, damit zu zieren; es iſt daher kaum wahrſcheinlich, daß er ſein Bildniß vom elendeſten Stümper

*) Landhäuſer, Luſthäuſer.

Stümper im römiſchen Reich habe ſchnitzen laſſen. Aber noch viel unwahrſcheinlicher iſt es, daß die Stadt Maſſilia, das Cicero allen griechiſchen Städten, ſelbſt Athen nicht ausgenommen, vorzieht, *) einen ſolchen Quark habe machen laſſen, um das Andenken eines edlen Römers, eines Tochtermanns des Sulla, eines Freundes des Pompejus, für deſſen Sache ſie noch vor wenig Jahren ſo lebhaft geſtritten hatten, zu beſchimpfen. Kurz das Bild, das der Pöbel hier einen Milo nennt, iſt mehr nicht, als eine alte Verzierung im Geſchmack des Prinzen von Palagonia zu Palermo.

Die biſchöfliche Hauptkirche, von außen ein armſeliges, von innen ein finſteres Gebäude, aus der Mitte der geſchmack- und kunſtloſeſten Zeiten, beſitzt drei Gemählde vom berühmten Püget; einen Erlöſer, die Taufe Conſtantins, und die Taufe König Chlodowichs durch den Remigjus, mit der heiligen Oelflaſche. Die Liebhaber von ſeltenen Antiquitäten finden hier auch einige Figuren, aus einer Art von Majolika geformt, die merkwürdig genug ſind. Du wirſt ohne Zweifel erwarten, daß der heilige Lazarus, der erſte Biſchof von Marſeille, in dieſer Kirche ein Grabmal, einen Altar und eine Capelle haben werde, und du irrſt dich nicht; ſein Grabmal iſt aber ein Flickwerk von Dingen, die wahrſcheinlich nie beſtimmt waren, hier neben einander zu ſtehen.

In der Mitte der Altſtadt liegt das ehemalige Jeſuiterkollegium, und zwar, nach dem bekannten Geſchmack dieſer Herren, auf dem vortheilhafteſten Fleck derſelben.

*) Cicero, Oratio pro Flacco C. 26. §. 63. p. 82. Vol. V. Ed. Bip.

Jetzt gehört das Gebäude den beiden Akademien der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte; und ein Thurm dabei iſt zum Obſervatorium eingerichtet, wo zum Behuf des Seeweſens Beobachtungen gemacht werden.

Das Rathhaus ſteht auf dem Quay, und kehrt ſeine Hauptſeite gegen den Hafen. Das unterſte Geſchoß auf dem Boden dient zur Börſe, oder, wie man hier ſagt, zur Lage der Handelsleute; ſie ſcheint aber für einen ſo wichtigen Handelsplatz, weder geräumig, noch anſtändig genug zu ſeyn. Ueber dem Eingang der Loge iſt der Wappenſchild von Frankreich angebracht; ein Werk des berühmten Püget, das wegen der vortreflichen Ausführung, der reinen Zeichnung, und des feinen Meiſſels bewundert wird. Um keinen Platz von der Loge zu verlieren, iſt die Treppe zum Rathhauſe von der Hinterſeite in einem gegenüberſtehenden Hauſe angebracht, und eine Brücke über die Straße geworfen worden. Das Treppengehäuſe iſt geräumig, und mit den Bildſäulen des heiligen Viktors von weißen Marmor in heroiſcher Größe geziert. In einem kleinen Saale darneben befindet ſich ein drittes marmornes Bild; ein Mann im Harniſch, welcher die Libertas genannt wird.

Im erſten Saal des Rathhauſes befinden ſich zwei Gemählde von la Serres, welche die Peſt von Marſeille, im Jahr 1720 vorſtellen; beides beträchtliche Stücke, die eine ſehr große Menge Figuren enthalten, und daher den Fehler haben, daß ſie dem Auge mehrere Hauptgegenſtände zugleich darſtellen, unter denen ſich kein ſichtbarer Zuſammenhang zur Einheit der Vorſtellung denken läßt. Die Szene des einen iſt der Quay, vor dem Rathhauſe; beim andern der Cours. In dieſem letztern vermiſſe ich die Perſpektive

ſpektive der Farben; daher ſcheint dieſe prächtige Straße ſteil bergan zu ſteigen. Mich dünkt, der Boden in einem hiſtoriſchen Gemählde, ſollte ſich nie über die halbe Höhe des bemahlten Raums erheben, wenn nicht abſichtlich eine beträchtliche Erhöhung vorſtellt werden muß; wenigſtens hat der Mahler, der hier dieſe Vorſicht vernachläſſigte, die flache, ebene Lage der Straße verfehlt. In einem andern Saal, machte man mich auf vier Paſtellgemählde aufmerkſam, welche von einer gemeinen Weibsperſon, die ſich mit Nähen nährte, verfertigt ſind. Dieſe Künſtlerin hatte in ihrem Leben nie zeichnen gelernt, und erſt wenige Jahre vor ihrem Tode den Beruf gefühlt, das ſchöpferſche Crâjon zu verſuchen; ihre erſte Arbeit war ihr eigenes Porträt, ein Meiſterſtück, mit dem man ſelbſt einem großen Künſtler ſchmeichlen würde; nur ſind die Farben etwas ſchwach und ſchüchtern behandelt.

So unförmlich, ſo finſter und ſtinkend die alte Stadt iſt, ſo regelmäßig, ſchön und reinlich ſieht die neue aus. Sie entſtund allmählig, als die reichſten Kaufleute anfiengen, ſie nach einem gewiſſen Plan oben am Hafen anzubauen; und neulich erhielt ſie einen anſehnlichen Zuwachs durch das alte Zeughaus der Galeerenflotte, das auf der Oſtſeite des Hafens ſo viel Raum einnahm, als der dritte Theil der Stadt von der andern Seite betragen mochte, und überdas noch ein großes Quartier, die Rive neuve genannt, von der Hauptmaſſe der Stadt abſchnitt. Der König verkaufte vor ein Paar Jahren dieſes Zeughaus einer Geſellſchaft von reichen Bürgern, für ſechs Millionen Livres, und ließ die Galeeren, welche im Hafen daſelbſt lagen, nach Toulon bringen. Die Käufer füllten dieſen Hafen bis auf einen Kanal, der übrig gelaſſen wurde, mit

den

Ruinen der Zeughausgebäude aus, und verkauften den Raum ſtückweiſe an bauluſtige Mitbürger, welche das gevierte Klafter oft mit 3000 Livres bezahlten. Seither ſind eine Menge Palläſte entſtanden, wo vordem die Galeerenſklaven in finſtern Kerkern ihre elenden Tage verwünſchten. Breite geräumige Straßen durchkreutzen den Raum auf geraden Linien; neben den Häuſern laufen ſichere Wege für die Fußgänger; im Mittelraum, für Wagen und Pferde, wölbt ſich ein vortrefliches Pflaſter von gehauenen Steinen. Die Häuſer ſind von anſehnlicher Höhe, geſchmackvoll, oft prächtig gebaut; und verſchieden genug im Aufriß und den Verzierungen, um nie durch Einförmigkeit zu ermüden.

Auf dieſem friſchbebauten Raum ſteht auch das neue Theater, das vor einem Monat zum erſtenmal eröffnet wurde. Es iſt ringsumher frei, nach einem großen Plan erbaut; man tadelt aber verſchiedene Fehler daran. Auf der Hauptſeite hat es eine Säulenlaube, von einem guten Verhältniß, über welche ſich eine einfache Attike erhebt; aber über derſelben erblickt man, vom Ende der Straße her, ein hohes ſchwarzes Dach, das eine ungefällige Würkung macht. Im Innern ſind die Corridors zu enge und zu niedrig. Deſto ſchöner und vortreflicher iſt der Schauſpielſaal gerathen, der ſich aus jedem Geſichtspunkt vortreflich ausnimmt. Die hieſigen Schauſpieler ſind die erſten des Reichs nach der Hauptſtadt; ſie genießen auch eine ſtarke Beſoldung, indem die jährliche Einnahme des Theaters gewöhnlich die Summe der 300,000 Livres überſteigt. Ich ſah geſtern die Geitzigen von Molliere aufführen; die Hauptrolle war in den Händen eines Meiſters in ſeiner Kunſt. Darauf folgte ein Singſpiel, le

Mi-

Milicien oder der Milizſoldat; in welchem ein Paar Dutzend Grenadiers, aus dem hier in Beſatzung liegenden Schweizerregiment auſtraten, um ihre Maneuvres zu machen. Der Unteroffizier, der ſie kommandirte, ſchnurte ſein ſchweizerſches „Rechts um“ ſo derb und gewaltig daher, daß das Parterr in volles Lachen ausbrach, und jedermann der rauhen Sprache ſpottete. „R-r-r-r! qu'elle diable de longue!“ hörte ich auf allen Seiten wiederhohlen; r-r-rex oum, tönte durch alle Straßen, als die Zuſchauer nach Hauſe giengen. Ich war, wie natürlich, auf den Mann böſe, der hier ſo muthwillig ſeine Mutterſprache ſchändete, um den Pöbel von Marſeille zum Lachen zu bringen. Seitdem ein franzöſiſcher Kommandant der Garniſon durch ſeine Soldaten, vom Theater herab, auf das Parterre hatte ſchießen laſſen, ſtellte der Stadtmagiſtrat ſeine eigenen Wachen ins Schauſpielhaus. Die Garniſonſoldaten erſcheinen nie anders, als wenn ſie mit figuriren müſſen, und dann muß ſich die Theaterdirektion die ausdrückliche Erlaubniß dazu vom Schöppenſtuhl ausbitten, welches geſtern beim Milicien der Fall war.

Auf dieſer Seite der Stadt ſitzt auf einer Anhöhe das reiche Kollegiatſtift des heiligen Viktor, deſſen Chorherren den Titel, Grafen von Saint Viktor führen, und deswegen alle von altem provenzaliſchem Adel ſeyn müſſen. Die Gebäude, welche alt und finſter genug ausſehen, wurden meiſtens vom Pabſt Urbanus dem fünften, aus der Familie Grimoard aufgeführt; welcher vor Beſteigung des päbſtlichen Stuhls Abt dieſes Stifts geweſen war. Dieſe Abtei, welche der heilige Caſſianus, im Anfang des fünften Jahrhunderts, ſtiftete, war manches Jahrhundert durch eine fruchtbare Pflanzſchule von Heiligen; daher ſie auch

auch mit chriſtlichen Antiquitäten und Heiligthümern angefüllt iſt. Die größten der letztern werden aber in einer unterirdiſchen, in den Felſen gegrabenen Kirche aufbewahrt, welche zur Zeit des Kaiſers Antonin des Frommen zum geheimen Gottesdienſt den verfolgten Chriſten geweiht ward. Kein weiblicher Fuß darf dieſes Heiligthum betreten. Zu Rom iſt man ſchon gefälliger gegen das ſchöne Geſchlecht, und erlaubt ihm wenigſtens an hohen Feſten, die unterirdiſche Kirche, unter der großen Peterskirche, zu beſuchen. Hier wird ein hölzernes Bild der Maria, ſeit undenklichen Zeiten das Palladium der Stadt Marſeille, verwahrt, und nur zur Zeit von großen Unglücksfällen ans Tageslicht gebracht, um in Prozeſſion herumgetragen zu werden. *)

In verſchiedenen Nebenkapellen ſind eine Menge von Heiligen in ſteinernen Sarkophagen begraben, welche meiſt

*) Als das Volk im Jahr 1720 zur Zeit der großen Peſt, darauf drang, daß dieſes Bild hervorgebracht, und in Prozeſſion herumgetragen werde, ließ der Biſchoff von Marſeille, Herr von Belſünce, den damaligen Abt von St. Viktor, den Herrn von Matignon, bitten eine ſolche Prozeſſion zu veranſtalten; der Abt antwortete: „Die halbe Stadt iſt ſchon ausgeſtorben, die Hälfte der übrigen angeſteckt; eine Prozeſſion würde nur dazu dienen, die Seuche mehr auszubreiten, und keinen Geſunden mehr übrig zu laſſen. Und wenn die Prozeſſion nichts hilft, ſo werden die Feinde der Religion unſere Heiligthümer ſpotten.“ Dieſe kluge Antwort half nichts; der Magiſtrat und der Pöbel drohten; der Abt ſchien einzuwilligen, fieng aber mit dem Biſchoff und ſeinen Domherren einen Rangſtreit über den Vortritt bei der Prozeſſion an; dieſe unterblieb, und die Grafen von St. Viktor blieben von der Peſtſeuche frei. — Siehe Pap. Hiſt. de la Provence. Anhang zum zweiten Band.

meiſt mit heidniſchem Schnitzwerk geziert ſind; ſo ſah' ich eine Manumiſſio auf einem derſelben, auf einem andern die Erziehung Achills vom Centauren Chiron vorgeſtellt. Man zeigte mir auch das Kreutz, auf welchem der Apoſtel Andreas den Märtyrertod ſtarb, das ein Chorherr, aus der edeln Familie Jarente, ganz mit ſchwerem Silberblech bedecken ließ. Ich ſah auch die Gräber der heiligen Caſſianitinnen, welche im achten Jahrhundert ſich die Naſen abſchnitten, um nicht von den Sarazenen geſchändet zu werden; und deswegen von den rohen Barbaren, ſammt ihrer Aebtiſſin Euſebia, ermordet wurden. In der Vorkirche ſtehen einige Säulen von altem Granit; ſo wie im Kreutzgang eine Menge kleinerer von verſchiedener Art, mit gothiſchen Knauſen, immer einer anders gezeichnet als der andere.

Am Ende der Stadt auf der öſtlichen Seite des Hafens iſt das Fort Saint Nikolas gegen über der Johannis-Schanze gebaut, und vertheidigt, wie jenes, die Einfahrt des Hafens. Eine Aufſchrift über dem Thore belehrt die Nachwelt: *) Dieſes Fort ſey von König Ludwig dem vierzehnten, unter der Vormundſchaft des Kardinals Mazarin, 166 erbaut worden, um der Zwietracht der Marſellianer ein Ende zu machen. Das war alſo

*) Ne fidelis Maſſilia, nefariis aliquarum motibus saepius concitata, in proprium regnique damnum, vel audaciorum petulantia, vel nimiae libertatis cupidine tandem rueret, Ludovicus XIV. Gallorum Rex, optimatum populique ſecuritati hac arce providit. Rex juſſit; Julius Cardinalis Mazarinus, pace apud Pyreneas compoſita, ſuaſit; Ludovicus de Vendome, Provinciae Gubernator, executus eſt. MDCLX.

alſo die Baſtide, die ſich der junge König hier bauen ließ. Man ſagt nämlich, er habe beim Anblick der reitzenden Gartenhäuſer, von der Viſta herab, voll Entzücken ausgerufen: Hier will ich mir auch eine Baſtide bauen. So ungern die Marſeillianer dieſes Fort auch ſehen mögen, ſo war doch ſeine Erbauung zu ihrer eigenen Wohlfahrt höchſt nothwendig.

Die Stadt Marſeille hatte ſich unter der Regierung des Grafen von Provenze beinahe unabhängig gemacht, und ſich zu einer eigenmächtigen Republik erhoben; mit dieſen Vorrechten kam ſie, auch unter der Erbſchaft des Hauſes Provenze, an die Krone Frankreich, und ſchien lange Zeit mehr eine beſchützte Bundesgenoſſin, als eine untergebene Stadt zu ſeyn. Die Marſellianer wußten ſich aber in ihre Vorrechte nicht recht zu finden; es entſtunden ſehr oft blutige Händel, um die erſten Stellen der Magiſtratur, zwiſchen dem Adel und den angeſehendſten Kaufleuten; welches beinahe immer der Fall iſt, wenn zwei an Geiſt und Intereſſe, ſo verſchiedene Stände, in einem erſt werdenden Freiſtaate, wo die Verfaſſung noch nicht durch weiſe Geſetze beſtimmt iſt, auf einerlei Vorrechte und Ehrenſtellen Anſpruch machen. Lange Jahre dauerte der Streit; die Stadt war immer unter den Waffen; jede neue Wahl eines Stadtvorſtehers war das Loſungszeichen neuer Fehden; bis endlich, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Kardinal Mazarin die königliche Macht in dieſe Hauszwiſtigkeiten miſchte. Er legte Truppen in die Stadt; ſetzte den geſammten Magiſtrat ab; vernichtete das Konſulat, den verderblichen Zankapfel; verbannte die unruhigſten Köpfe; zog ihre Güter ein; ließ das Haus des Herrn von Glandeves von

Ni-

Niozelles, des vornehmſten und eifrigſten Vertheidigers des Adels, niederreiſſen, und eine Denkſäule auf deſſen Platz ſetzen. Endlich zog er ſammt der Königin Mutter, dem jungen König, und dem geſammten Hof gleichſam triumphirend durch die niedergeriſſene Stadtmauer in das gedemüthigte Marſeille. Ein Schweizerobriſter (die provenzaliſchen Kroniken nennen ihn Waltrich, ich denke aber er hieß Waldkirch), weigerte ſich mit einem Regimente durch die Lücke in der Mauer zu ziehen; die Schweizer ſind gewohnt, ſagte er, nur durch die Lücken zu gehen, die mit Kanonenkugeln in feindlichen Stadtmauern gemacht worden! Man erlaubte dem Schweizer den Weg durchs Stadtthor.

Um den Herren von Marſeille künftig alle Luſt zu benehmen, ſich um ihre Freiheiten blutige Köpfe zu ſchlagen, wurden die meiſten davon vernichtet, und die beiden Fort's am Eingang des Hafens erbaut. Indeſſen ſind die Vorrechte der Marſeillianer noch immer beträchtlich genug, um ihre Köpfe mit einem gewiſſen Freiheitsſinn zu erwärmen; ſie ſehen ſich noch jetzt für eine Art von Republikaner an, und machen einen ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen Marſeillianer und Franzoſen, welche letztere der hieſige Pöbel für nicht vielmehr als Sklaven hält.

Da ich einmal die Schickſale der Stadt in den neuern Zeiten berührt habe, ſo wirſt Du nicht ungerne mit mir einen Blick auf ihre alte Geſchichte werfen.

Marſeille ward 600 Jahr vor unſerer Zeitrechnung durch eine Kolonie auswandernder Phozäer angelegt; und ein halbes Jahrhundert nachher durch neue Schaaren verſtärkt, welche vor dem Joch flohen, das der perſiſche Feldherr Harpagus den Joniſchen Freiſtädten auflegte.

Dieſe hatten ſich zuerſt in Corſika geſetzt, waren darauf, nach einem verderblichen Sieg über die Tyrrhener und Karthaginenſer, nach Rhegium gezogen; und endlich nach Maſſilia gekommen, wo ſie ſich mit ihren ältern Brüdern, unter den Daliſchen Ligurern, anbauten. Hier hatte die Natur alles gethan, um den Sitz einer Colonie von Seemenſchen zu bereiten; der ſchönſte und ſicherſte Hafen lud die neuen Coloniſten ein, ihr altes Gewerbe, den ausgebreiteten Seehandel ihrer Vaterſtadt, wieder vorzunehmen, welcher auch in wenig Zeit das entſtehende Maſſilia zum Sammelplatz der größten Reichthümer machte, und es in den Stand ſetzte, ringsum ſich her neue Pflanzſtädte an der Seeküſte zu gründen. Den Reichthümern folgten die Wiſſenſchaften auf dem Fuß nach, und beide entwickelten in dieſem kaufmänniſchen Freiſtaate, ſchon zu Alexanders Zeiten, den großen Gedanken, erfahrne und gelehrte Männer auf Entdeckungsreiſen auszuſchicken. So machte Pytheas, der Aſtronom, zwei Reiſen nach dem Nordmeer, ſchiffte an Britannien hinauf, entdeckte die Inſel Island und das ewig gefrorne Meer; erzählte Dinge, die von Strabo und Polyb, nach ein Paar hundert Jahren, für Lügen erklärt, und erſt nach tauſend Jahren von beſſern Erfahrungen wieder in ihre Rechte eingeſetzt wurden. Maſſiliens Schulen waren bald ſo berühmt, als ſeine Handlungsflotten und weiſe Geſetze es waren. Rom der Coloß, der nach und nach alle Herrſchaften der damals bekannten Welt verſchlang, nannte Maſſilia ſeine Freundin, und ehrte ſeine Freiheit; bis dieſe Stadt das Unglück hatte, mit mehr Treue als Klugheit, ſich an das Schickſal des ſinkenden Pompejus anzuſchließen; ſie ward von Cäſar erobert, und von den nachfolgenden Beherrſchern des römiſchen Reichs als eine

dienſt-

dienſtbare Stadt behandelt. Nun ſank Maſſilia durch Ausſchweifungen und deren fürchterliches Gefolge immer tiefer, und ward bald eine Beute der rohen Nationen, welche das römiſche Reich zerriſſen. In der Folge hatte es eigene Herren, unter dem Titel Vikomten; und durch dieſe kam es an die provenzaliſchen Fürſten, und endlich 1481 durch das Teſtament Carls von Anjou, des letzten Grafen der Provenze, an Ludwig den Eilften, König von Frankreich; ſeit deſſen Regierung es wieder einen Theil ſeines alten Glanzes errang.

Marſeille, d. 20. Herbſtmonat 1787.

Seit einigen Tagen beſchäftige ich mich damit, die merkwürdigſten Fabriken zu beſuchen, deren dieſe Stadt eine Menge beſitzt, und zwar manche, die man mit Recht fürſtliche Anſtalten nennen könnte. Die wichtigſten ſind die Fabriken von bemahlten Baumwollentüchern, von bemahlten Tapeten auf Papier und Wachsleinwand, Seifenſiedereien, Wachsbleichen, Zucker Raffinerien, Schwefel- und Alaun Raffinerien, Laboratorien für chemiſche Präparate in Großen, Laboratorien für geiſtige Getränke und Wohlgerüche, wollene und baumwollene Kappen-Manufakturen, Fajenze- und Geſchirrfabriken, und andere mehr von geringer Bedeutung.

Die ſehenswürdigſte unter allen iſt die königliche privilegirte Korallenfabrik, welche auch von allen neugierigen Fremden beſucht wird. Sie gehört einer Handlungsgeſellſchaft, welche das Monopol der afrikaniſchen Handlung verpachtet hat. Um dieſe Anſtalt zu beſehen, muß man ſich zuvor bei dem Direktor der Geſellſchaft eine ausdrückliche Erlaubniß ausbitten; auf dieſe hin wird man

von Herrn Remuſat, dem gegenwärtigen Oberaufſeher der Manufaktur, mit der, den Franzoſen eigenen, Höflichkeit aufgenommen, und in allen Arbeitszimmern herumgeführt.

Im erſten Zimmer fand ich den rohen Vorrath von Korallen, wo die ſchönſten und reinſten, oder durch irgend eine zufällige Verbindung mit andern Körpern ſchätzbarſten, Korallenäſte zu Kabinetsſtücken ausgeleſen, und dazu gehörig aufgeputzt werden; die übrigen ſind zur Verarbeitung beſtimmt, und gehen nach und nach einer ganzen Menge von Arbeitern durch die Hände, bis ſie die beſtimmte Form erlangt haben. Dieſe Arbeiter ſind in verſchiedenen Gemächern verſtreut. Zuerſt fand ich ſolche, die beſchäftigt waren, die Korallenäſte mit Sägen von Stahlfedern in Körner zu verſchneiden; dann andere, welche den Körnern auf dem Schleifſtein die erſte Form gaben; wieder andere durchbohrten dieſelben. Hier waren einige beſchäftigt, eine Menge auf Drath geſteckte Körner auf eiſernen, mit Sand beſtreuten Platten länglicht und glatt zu ſchleiſen; dort wurden dieſe Körner von andern auf Drehſchleifſteinen an beiden Enden abgerundet; von andern polirt; wieder von andern durch Siebe der verſchiedenen Größe nach ausgeſondert; darauf auch die Körner von einer Größe nochmals, den Farbennüanzen nach, ſortiert; endlich im Hauptſaal war man beſchäftigt, ſie auf Fäden zu reihen, abzuwägen, die Preiſe zu beſtimmen und einzupacken. Einige dieſer Arbeiten werden von Männern, andere von Weibern verrichtet. Die Hauptgeſchäfte, das Ausſondern der Korallenäſten, und dann wieder das Abwägen und Schätzen der verarbeiteten Waare, hat ſich Herr Remuſat ſelbſt vorbehalten. Die Anzahl der Arbeiter in der Manufaktur beläuft ſich gegenwärtig

wärtig nicht über 60, da ſonſt oft über 200 genug zu thun hatten. Der Mangel an rohen Korallenäſten ſoll dieſe Verminderung der Arbeit veranlaßt haben.

Die Verkaufspreiſe ſind nach der Größe und Farbe, und nach der Reinheit der Körner, verſchieden; die poröſen haben keinen Werth; nach der Farbe ſind die blaßrothen die wohlfeilſten. Der Werth ſteigt nach den Farben ungefähr auf folgende Weiſe; Blutſchaum, Blutroſe, erſtes Blut, zweites Blut, drittes Blut, blaſſe Maulbeern, ſchwarzroth, ſehr fein, überfein, Karfunkel, Probierſtein, ſuperfeinſte und allerfeinſte; von den erſtern die Unze zu ſechs franzöſiſchen Livres, von den letztern bis 10,000. Ich ſah' auf dem Tiſche eine Partei Korallenſchnüre liegen, welche zuſammen über 200,000 Livres geſchätzt wurden, und doch waren ihrer nicht mehr, als man in der Rocktaſche hätte wegtragen können. Ein einzelnes Stück, eine Koralle von der Größe eines Taubeneyes, die dazu nicht völlig rein war, ſoll an Werth über 24000 Livres gehen.

Die rohen Korallen werden bei der Inſel Korſika, bei Majorka, an der Kataloniſchen und Provenzaliſchen Küſte, an der Küſte von Afrika, und vorzüglich bei dem Fort la Calle, das die Franzoſen im Königreich Algier beſitzen, gefiſcht. Die Stadt Marſeille war ſchon ſehr lange im Beſitz der Korallenfiſcherei, und die Verarbeitung derſelben machte ehemals ein beſonderes Handwerk aus, das einzelne Bürger beſchäftigte; indem man in der Dominikanerkirche einen Altar findet, der von den Fiſchern und Arbeitern dieſes Meerprodukts dem heiligen Aloyſius geweiht war. Nachher wurde dieſe Manufaktur das Eigenthum der privilegirten afrikaniſchen Handlungsgeſellſchaft, welche aber dieſe Arbeit ſo nachläſſig betrieb, daß die Li-

vorner Fabriken ſie endlich ganz an ſich reiſſen konnten. Nur erſt ſeit 1781 traten wieder einige reiche Kaufleute zuſammen, um das Privilegium der afrikaniſchen Handlungsgeſellſchaft an ſich zu bringen, und neue Arbeiter nach Marſeille zu ziehen, welches auch ſo wohl gelang, daß ſie bald bis 300 derſelben anſetzen konnten.

Die verarbeiteten Korallen werden meiſt in Rußland und der Türkei verkauft, wo ſie von dem gemeinen Volke ſehr geſchätzt werden; viele gehen durch den Sklavenhandel ins mittlere Afrika; noch mehrere, und zwar von der größten Art, kommen nach China, wo Schnüre von großen Korallen, über die Schulter und Bruſt geworfen, eine der nothwendigſten Zierden der reichen Mandarinen ausmachen, welche oft an einer einzigen Schnur den Werth von 100,000 franzöſiſchen Livres tragen. *)

Die Seifenfabriken von Marſeille ſind unſtreitig die berühmteſten und wichtigſten in Europa. Man verſichert mich, daß die einzige, welche ich heute beſah, alle Jahre für 15 Millionen Livres Oel und Alkali verarbeitet. Von den übrigen Manufakturen bedarfſt Du keiner nähern Nachricht; man findet die meiſten aller Orten, einige haſt

Du

*) Wer ausführlichere Nachrichten über dieſen Gegenſtand ſucht, findet ſie im Göttinger-Taſchenkalender vom Jahr 1786 in einer ſehr wohlgerathenen Beſchreibung der Korallenfabrik von Marſeille, aus dem Tagebuch eines aufmerkſamen, wohlunterrichteten Reiſenden, der die Fabrik im Zeitpunkt ihres höchſten Flors ſah, indem er 320 Arbeiter beſchäftigt fand. Es iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler, wenn es in jener Beſchreibung heißt, die Korallenäſte werden mit Scheeren oder Zangen unter großem Geräuſch entzweigeſchnitten; das Entzweiſchneiden geſchieht vermittelſt der Säge daher entſteht auch das große Geräuſch.

Du in unſerer Vaterſtadt geſehen, und dieſe darfſt Du nur zwei- drei bis zehnfach verdoppeln, um einen Begriff von den hieſigen zu haben.

Der Großhandel der Stadt Marſeille beläuft ſich oft auf die Summe von 12 Millionen, öfter von 15, zuweilen ſogar auf 20 Millionen, des Monats. Der Hauptabſatz geht nach den Eſchellen, oder den türkiſchen Seehäfen in Kleinaſien, Syrien und Egypten, und zwar führen die Schiffe von Marſeille für 4 Millionen Waaren nach Konſtantinopel, für zwei und eine halbe Million nach Theſſalonich, für ſechs Millionen nach Smyrna, für fünf nach den Seehäfen in Syrien, für drei in Egypten, für eine Million nach den Seeſtädten der Barbarei, und dann noch für eine nach den verſchiedenen Häfen in Candien, Morea und den griechiſchen Inſeln, zuſammen, den Schleichhandel mitgerechnet, des Jahrs im Durchſchnitt für 24 Millionen. Dieſe Waaren ſind wollene Tücher, Seidenſtoffen, wollene und baumwollene Kappen, goldene und ſilberne Treſſen, Papier, rohe und verarbeitete Eiſen, Zinn und Blei, Queckſilber, Zucker, Kaffee aus den amerikaniſchen Inſeln, Indigo, Cochenille, Färbholz, gebrannte Waſſer, eingemachte Früchte, Brandtweine und kleine Stahlwaaren.

Dafür bringen die franzöſiſchen Schiffe im Jahr für 26 Millionen Waaren zurück, und zwar rohe oder geſponnene Baumwolle, Wolle, Kameelhaare, Thierhäute, Talg, Kupfer, Wachs, türkiſche Teppiche, Gummi, Galläpfel, Weihrauch, Safranen, flüchtiges Laugenſalz, mineraliſches Laugenſalz, Seneblätter, Tamarinde, arabiſchen Kaffee, Strauſſenfedern und grobe baumwollene Tücher. Dieſe Waaren koſten die Marſeillianer Kaufleute zwei

Millionen baar ausgelegtes Geld, aber ihre an die Türkei geführten Waaren, und doch gewinnen ſie beträchtliche Summen dabei, indem $\frac{19}{20}$ der Rückfuhr aus rohen Waaren beſtehen, welche in den hieſigen Fabriken durch Verarbeitung ihren Werth verdoppeln, und dann in einer neuen Geſtalt, oft wieder den Türken zurückgebracht, oft in den Handel über Europa ausgebreitet werden.

Dieſer Handel in die Levante wird den Franzoſen durch beſondere Begünſtigung der türkiſchen Regierung ſehr erleichtert, indem ſie nur zwei und ein halbes vom Hundert Akziſe zahlen, unterdeſſen den türkiſchen Unterthanen ſelbſt zehn vom Hundert abgenommen werden.

Die Türken handeln aber nicht unmittelbar an die Marſeillianer Kaufleute, ſondern aller Verkehr in der Levante geht durch die Hände der Koadjies; ſo werden die franzöſiſchen Kaufleute genannt, welche ſich in den Eſchelles niederlaſſen, und meiſtens ohne Glücksgüter hinkommen, um ſich dort ein Erbtheil zu ſammeln. Dieſe Koadjies machen nebſt den Dollmetſchern und Konſuln, welche die Regierung hinſetzt, eine Art von kleinen kaufmänniſchen Republiken aus, bei welchen nach und nach, aus den beſondern Umſtänden, eine Menge ſeltſamer Geſetze entſtanden ſind. Vorerſt darf keiner länger als zehn Jahre in den Eſchelles ſitzen bleiben; in dieſer Zeit kann jeder ſein Glück gemacht haben, wer es aber nicht dahin bringt, hat kein Geſchick zum Kaufmann, oder iſt ein liederlicher Haushalter; dieſe müſſen alſo fortgeſchaft werden, um jüngern, geſchicktern Männern Platz zu machen. Alle müſſen dieſe Zeit über unverheirathet bleiben, um deſto weniger an dem glücklichen Fortgang ihrer Geſchäfte gehindert zu werden. Nur die Konſuln, welche eine Penſion von 18 bis 20,000 Livres

Livres genießen, haben das Vorrecht, eine Gattin bei ſich zu haben. Die Lebensart, welche die Koadjies in den türkiſchen Handelsplätzen führen müſſen, iſt übrigens ſehr unangenehm, daher ſie auch insgeſammt mit Freuden in ihr Vaterland zurückkehren. Die Furcht vor der Peſt, und vor den Beleidigungen des türkiſchen Pöbels, von dem ſie, wie bei uns die Juden, verachtet werden, ſchließt ſie meiſtens in ihre eingemauerte Khans ein, wo gewöhnlich Neid, Haß und Zwieſpalt wohnen, und das Leben zur Marter machen; woher denn dieſe Leute in eine Art von Apathie verfallen, durch welche ſie nachher ihr ganzes Leben hindurch ausgezeichnet bleiben.

Indeſſen dürfte ſich Marſeille nicht lange mehr der Vortheile der levantiſchen Handlung freuen; ſie nimmt alle Jahre ab, ſchrumpft immer näher zuſammen, und dürfte, wenn die Sachen im Orient den Gang fortgehen, den ſie ein halbes Jahrhundert durch genommen haben, bald zu nichts werden. Die Länder, welche dem türkiſchen Szepter unterworfen ſind, werden nach und nach zu Wüſteneien; ein Dorf um das andere wird verlaſſen, die Einwohner verarmen und verſinken im Elend; kein Haus, das zuſammenfällt, wird wieder aufgebaut; kein Baum, der abſtirbt, durch einen neuen erſetzt; das ottomaniſche Joch mordet die ganze Natur, zerſtöhrt allmählich ganze Nationen, und liegt wie Fluch, wie Gifthauch, auf den ſonſt ſo fruchtbaren Gefilden des Morgenlands. Daher findet der franzöſiſche Handelsmann alle Jahre mehr Schwierigkeiten, ſeine Waaren abzuſetzen, und alle Jahre wird's ihm ſchwerer, ſeine Bezahlungen einzutreiben.

Man ſah vor wenigen Jahren, was aus der Handlung dieſer Länder unter günſtigen Umſtänden, und einer

menſchlichen Regierung werden könnte. In der kurzen Zeit, in welcher ſich Scheich Daher in Syrien unabhängig behauptete, gewann dort alles eine neue Geſtalt; die Menſchen vermehrten ſich zuſehends; man fieng an zu arbeiten; man baute, man pflanzte. Die Mutualis auf dem Libanon, die Syrer an ſeinem Fuße, verbrauchten ſchon einmal mehr franzöſiſche Tücher, als vorhin; es giengen ſchon einmal mehr franzöſiſche Schiffe hin und her; und doch war Dahers Regierung mehr nichts, als die Staatskunſt eines geitzigen Deſpoten, nur um einige Grade weniger unſinnig, als die Türkiſche. — Nach Dahers Tode ſank alles wieder ins vorige Elend, ein einziger oder zwei Baſſen von Damask haben ſchon wieder die ganze Schöpfung des alten Kriegers zerſtört, und das Land von neuem in eine Wüſte verwandelt.

Dafür hat ſich ſeit der Unabhängigkeit der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten ein neuer Markt für das Handlungsweſen der Marſeillianer eröffnet, wo aber noch manches Hinderniß wegzuräumen iſt, ehe ſie dort mit eben ſo viel Vortheil, als die Engländer, auftreten können. Die Amerikaner ſind der engliſchen Waaren gewohnt, und werden nicht leicht die kernhaften, ausgearbeiteten, feinen, geſchmackvollen Arbeiten der Engländer, gegen die leichten, auf den Schein gemachten, unvollendeten Kunſtprodukte der Franzoſen tauſchen; daher mußten auch die Franzoſen bis dahin alle Waaren um zehn bis zwölf vom Hundert wohlfeilern Kaufs geben, als die Engländer. In den Tüchern, Baumwollen- und Seidenſammten, irdenen Geſchirren, Glas- Zinn- Stahl- und Silberwaaren, Teppichen, Spiegeln u. ſ. w. bleiben ſie weit hinter den Engländern zurück. In den Seidenſtoffen, in Galanterie-

waaren,

waaren, Wein und Brandtwein iſt der Vortheil auf der Seite der Franzoſen. Was aber noch lange die engliſche Handlung in den dortigen Gegenden vorzüglich begünſtigen wird, iſt die Regelmäßigkeit, mit welcher dieſe Inſulaner ihre Geſchäfte beſorgen; die Treue, der Fleiß, die Geſchicklichkeit, mit der ſie handeln; die Schönheit, Reinlichkeit, das friſche Anſehen, das ſie allem, was ihnen durch die Hände geht, zu geben wiſſen. *)

Wichtig iſt die Handlung der Stadt Marſeille mit den europäiſchen Seehäfen in Norden; ſie beſteht meiſtens aus Landesprodukten, oder deren Präparaten, als Oel, Wein, Brandtwein, eingemachten Früchten, eingepöckeltes Anſchois und Thonfiſchen, eingemachten Kapern und Oliven, in Schwefel, Alaun, Leim, Sumach, ſüßen Getränken und Wohlgerüchen, welche Waaren die nordiſchen Kaufleute meiſt auf ihren eigenen Schiffen abholen, und wenigſtens ein Drittheil baares Geld dafür mitbringen. Endlich haben die Marſeillianer noch vieles Verkehr mit den Handelsſtädten im Innern des Reichs, vorzüglich mit Lyon, Nimes und Montpellier.

Die Handlung nach der Levante iſt, wie ich ſchon mehrmals angemerkt habe, durch ein Privilegium an den Hafen von Marſeille gebunden. Andere franzöſiſche Kaufleute können zwar auch Waaren nach der Türkei verſenden, es muß aber immer durch das Mittel der Marſeillianer gehen. Auch die Waaren, welche von dort auf Rechnung

*) Memoire ſur le commerce de France avec les treize états unis de l'Amerique; par un Comitté de la Chambre du Commerce à Marſeille, eingerückt im Journal de Provence, den 17. November 1783.

nung anderer Handelsſtädte kommen, müſſen immer zu Marſeille Quarantaine halten, und im hieſigen Peſtlazareth ausgeladen werden. Dieſes Privilegium gründet ſich auf die vortrefliche Einrichtung des hieſigen Peſtlazareths, welche die Marſeillianer ſo gut gelten zu machen wiſſen, daß die Stände von Langedok mit ihrer Bitte, auch ein Peſtlazareth errichten zu dürfen, ſchon mehrmals abgewieſen wurden. Nur die Stadt Toulon beſitzt noch ein Peſtlazareth; es iſt aber ausſchließend für die königliche Seemacht beſtimmt. Daher auch die Handlung von Toulon dem Privilegium des Peſtlazareths von Marſeille untergeordnet iſt.

Der Geſchichtſchreiber der Provenze, der das hieſige Peſtlazareth nach Urkunden aus den Stadtkanzleien beſchreibt, ſetzt mich in den Stand, Dir eine umſtändliche Nachricht von der Einrichtung deſſelben zu geben; ſelbſt ſehen kann dieſe Anſtalten niemand, als wer ſelbſt Quarantaine halten muß.

Die Seele der ganzen Anſtalt iſt der hieſige Sanitätsrath, der aus 16 Intendanten beſteht, die alle aus der Klaſſe der Handelsleute gewählt werden; einen oder zwei ausgenommen, welche erfahrne Schiffspatronen ſeyn müſſen, die oft die Reiſe nach der Levante gemacht haben. Mit dieſem Sanitätsrath ſtehen in genauer Verbindung die Konſuln, welche in allen Seehäfen von Kleinaſien, Griechenland, Syrien, Egypten, der Barbarei, auch in den Seehäfen der europäiſchen Nationen am Mittelmeer, angeſetzt ſind. Dieſe müſſen jedem nach Marſeille zurückkehrenden Schiffe ein Patent geben, das den gegenwärtigen Geſundheitszuſtand des Orts, wo er geladen hat, oder auch nur eingelaufen iſt, ſammt der Anzahl des

Schiffs-

Schiffsvolks, und der überfahrenden Reiſenden aufs genauſte angiebt.

Sobald ein, aus der Levante kehrendes, Schiff auf der Rhede von Marſeille erſcheint, ſo muß es ſich an der Inſel Pomegue, eine Stunde vor Marſeille, vor Anker legen, wo ungefähr 35 Schiffe einen ſichern Ankerplatz finden. Auf dieſer Inſel ſteht ein Fort, das von einem Kapitän kommandiert wird, und eine gewiſſe Anzahl Soldaten, nebſt einem beeidigten Wundarzt, zur Beſatzung hat. Hier wird alſobald eine Wache auf das Schiff geſtellt, welche allen Umgang des neu angekommenen Schiffsvolks mit den andern, in Quarantaine liegenden Schiffen verhüten muß. Der Schiffspatron muß darauf dem Kommandanten den Bericht ablegen, ob er ein reines Patent habe. Sagt er ja, ſo erhält er die Erlaubniß, ſich mit zwei Ruderknechten und einer Wache in ein Boot zu ſetzen, und in den Hafen zur Conſigne zu fahren. Bei der Ueberfahrt verhindert die Wache auf dem Boot, daß ſich kein Fahrzeug nähere. Sobald das Boot bey der Conſigne ankömmt, ſtellt ſich der Schiffspatron an das eiſerne Gitter vor derſelben, und ſtattet den zwei, dort ſich befindenden, Intendanten des Sanitätsraths ſeinen Bericht ab. Zuerſt muß er aufs Evangelium ſchwören, auf alle Fragen, die reine Wahrheit zu antworten. Dann wird ihm ſein Patent abgefordert, das er in ein mit Eſſig angefülltes Gefäß werfen muß; die Rathsdiener drücken daſſelbe mit eiſernen Zangen im Eſſig unter, und wenn es recht durchnäßt iſt, faſſen ſie es wieder mit Zangen, breiten es auf ein Brett aus, und überreichen's den Intendanten, welche es leſen, unterſuchen und einſchreiben laſſen. Dann fangen ſie mit dem Schiffspatrone ein umſtändliches, genaues Verhör an, und fragen: Wo er geladen? Was er geladen?

den? Wo er auf der Reiſe eingelaufen, oder vor Anker gelegt habe? Ob, und wo er, zu Waſſer oder zu Land, mit jemand geſprochen, oder Umgang gehabt? Was er überall für Schiffe angetroffen habe? Ob an dem Orte, wo er geladen oder eingelaufen, irgend eine anſteckende Krankheit herrſche, oder geherrſcht habe? Und endlich, was er für Nachrichten vom Geſundheitszuſtand anderer Orten vernommen habe? Alle ſeine Antworten werden aufgeſchrieben, und mit den Ausſagen anderer Schiffspatronen verglichen. Dann fragt man ihn wieder: Ob er Reiſende am Bord habe? Und ob dieſe lieber im Lazareth, oder im Schiffe Quarantaine halten wollen? Nach geendigtem Verhör muß der Schiffspatron alle Briefe, die ihm anvertraut ſind, überliefern; er ſchneidet an einer Ecke eine Oeffnung hinein, und wirft ſie in das Gefäß mit Eſſig! Die Briefe für den Hof, oder für die Miniſter werden mit den Zangen gefaßt, und in einem Ofen geräuchert, ohne in den Eſſig getaucht zu werden. Die Quarantaine, welche man auf dieſe Unterſuchungen hin dem Schiffe auflegt, iſt nach Bewandniß der Umſtände, fünf, ſechs bis acht und auch mehr Wochen lang. Zehn Tage vor Endigung derſelben dürfen die Schiffe in den Hafen einlaufen; ſie müſſen aber unter den Kanonen des Forts Saint Nikolas vor Anker legen, und ſich, bis zum völligen Ende der Quarantaine, alles Umgangs mit andern Schiffen enthalten.

Wenn aber der Schiffspatron ein Patent hat, das nicht rein iſt, das will ſagen, wenn ſein Patent von einer Peſt ſpricht, die an dem Orte, wo er ſich aufgehalten, geherrſcht hatte; oder, wenn während ſeiner Reiſe irgend jemand aus dem Schiffsvolk erkrankt oder geſtorben iſt, ſo wird er von dem Kommendanten von Pomegue nicht an

die

die Conſigne, ſondern ins Peſtlazareth gewieſen, das auf der Nordſeite der Stadt am Meer liegt; dort wird er von Intendanten, der ſeine Station daſelbſt macht, mit mehr Schärfe und Genauigkeit befragt und unterſucht, und nach Befinden vom Sanitäts-Chirurg des Lazareths ein Gutachten ausgeſtellt, das, ſammt dem umſtändlichen Bericht des Intendanten, bei der nächſten Sitzung des Sanitätsraths unterſucht wird, worauf von dieſem Obergericht die nöthigen Anſtalten und Befehle gemacht, und unter Bedrohung der Todesſtrafe, bei dem geringſten Ungehorſam, ausgefertigt werden.

Der Schiffspatron kehrt auf Befehl des Intendanten des Lazareths nach der Inſel Pomegue zurück, wo unterdeſſen die Schiffswachen verdoppelt, und noch beſondere Wachen in Booten um das Schiff herum ausgeſetzt worden ſind. Das Schiffsvolk muß ſeine Kleider und Habſeligkeiten an die freie Luft hängen, das Schiff in ein beſonderes Magazin ausladen, einige Ballen Waaren herausnehmen, dieſelben öffnen, die Waaren luften, wenden und behandeln, damit, wenn irgend einiges Peſtgift darin ſtecke, es ſich alſobald an dieſen Menſchen offenbaren müſſe.

Zeigt ſich dann wirklich einige Krankheit, welcher Art ſie immer ſeyn mag, an dem Schiffsvolk, ſo muß es der Patron dem Kommandanten auf Pomegue anzeigen. Dieſer befiehlt alle Waaren ins Peſtlazareth zu liefern, wohin auch der Kranke, nebſt einem Matroſen und dem Wundarzt des Schiffs, in einem Boot übergeführt wird. Doch werden ſie alle drei in ein beſonderes Zimmer verſchloſſen, und alle Tage zweimal vom Arzt und Wundarzt des Lazareths beſucht, und mit behöriger Vorſicht, in einer gewiſſen Entfernung, über den Zuſtand des Kranken befragt.

fragt. Erholt ſich der Kranke während der Quarantaine wieder, ſo wird er ſammt dem Wundarzt und dem Matroſen, die ihn beſorgt hatten, beräuchert und ihre Kleider gewaſchen, und dann können ſie aufs Schiff zurückkehren. Stirbt er aber in dieſer Zeit, ſo wird der Leichnam vom Wundarzt, der mit eingeſchloſſen geweſen, in Gegenwart des Arzts und Wundarzts des Lazareths geöffnet, und ſein Eingeweide unterſucht; und, wenn ſie etwas Peſtartiges finden, in eine Kalkgrube geworfen, ſeine Kleider und Habſeligkeiten verbrannt; die Kleider des mit eingeſchloſſenen Wundarzts und Matroſen in ſiedendem Waſſer gekocht; alle Inſtrumente, die zur Eröffnung des Leichnams gebraucht wurden, ausgeglüht. Dann werden die Wachen ums Schiff noch einmal verdoppelt, und die Quarantaine muß wieder von neuem angefangen werden. Die Zimmer, welche der Verſtorbene im Lazareth bewohnt hatte, werden mit Kräutern, dann mit Schwefel, und zuletzt mit Arſenik ausgeräuchert, und alle Menſchen, welche ſich zu dieſer Zeit im Lazareth befanden, werden als verdächtig angeſehn, und müſſen eine ganze Quarantaine aushalten. Sollte auch die Krankheit des Verſtorbenen nichts Peſtartiges an ſich gehabt haben, ſo muß ſich das Schiff, zu dem er gehörte, doch einer neuen Quarantaine unterworfen.

Das Peſtlazareth befindet ſich in einer Entfernung von 1000 Fuß von den Stadtmauern, und enthält verſchiedene Wohnungen für den Kommendanten deſſelben, für einen Pfarrer, Arzt, Wundarzt, einen Wirth, der die nöthigen Dinge zum Unterhalt verkauft, und für eine gewiſſe Anzahl Bediente und Aufwärter. Es iſt mit zwei Mauern, deren jede 24 Fuß hoch iſt, umgeben, und zwiſchen beiden liegt ein Zwiſchenraum, von 36 Fuß. Die

äußere

äußere Mauer wird beſtändig von Soldaten bewacht. Neben dieſem Lazareth iſt ein zweites, ebenfalls mit doppelten 24 Fuß hohen, und 16 Fuß von einander entfernten Mauern umgeben. *) In dieſes letztere werden die Waaren der peſtverdächtigen Schiffe ausgeladen, und 50 Tage lang geluftet, gewandt, beräuchert; die Arbeiter, welche dieſes Geſchäft verrichten, werden aufs ſorgfältigſte eingeſperrt, und mit äußerſter Vorſicht aus dem erſten Peſtlazareth mit Speis und Trank unterhalten.

Die Polizey im Lazareth iſt äußerſt ſtrenge. Der Kommandant, der Arzt und Wundarzt dürfen nicht verheirathet ſeyn. Der viſitirende Intendant läßt ſich am Gitter beim Thor Bericht abſtatten. Alle Proviſionen werden ans erſte Thor gebracht, dann von dem Thorhüter deſſelben an das zweite geſchaft, und erſt, wenn dieſer ſich zurückgezogen hat, ins Lazareth hineingezogen. Auf den Abend müſſen alle Menſchen, die ſich im Lazareth befinden, in ihre beſondere Wohnungen eingeſchloſſen, und alle Schlüſſel dem Kommandanten gebracht werden. Dieſer iſt noch verbunden alle Nacht ein Paarmal nachzuſehen, ob

*) Der gefährlichſte Feind bei dieſen Anſtalten iſt die Kontrebande, welche die heimlich aufgenommenen, folglich im Patent nicht angegebenen Waaren der Aufſicht der Vorgeſetzten zu entziehen ſucht, und ſie alſo vor der Quarantaine, oder während derſelben, auf die Seite ſchaft. Im Jahr 1720 kam die Peſt durch Kontrebande nach Arles und den umliegenden Gegenden, und durch eine Rolle geſtohlener Seide nach Toulon. Man ſucht deswegen auf alle mögliche Weiſe die Kontrebande zu verhindern; daher die zwei Mauern um das Lazareth, und der Zwiſchenraum zwiſchen beiden, damit ja nichts könne hinübergeworfen werden.

ob alles ruhig und ſtill ſey. Nähert ſich eine Fiſcherbarke, oder ſonſt ein Fahrzeug dem Lazareth auf 600 Schritte, ſo wird es weggenommen, ohne Gnade verbrannt, und die Schiffer ins Gefängniß geſetzt.

Alle dieſe Anſtalten ſind äußerſt nothwendig, um die Stadt Marſeille vor der fürchterlichen Geiſel zu bewahren, die den Orient entvölkert; es vergeht beinahe kein Jahr, daß ſich nicht die Peſt ein bis zwei und mehrmalen im Lazareth zeige, die folglich ohne dieſe ſtrenge, mühſame Vorſicht bald in die Stadt dringen, und ganz Frankreich der Gefahr der Anſteckung ausſetzen würde. Es geſchah einzig aus Nachläſſigkeit, daß der Schiffspatron Chautaus, den 25. Mai 1720, die Peſt nach Marſeille brachte; auf der Reiſe von Seyda nach Marſeille waren ſchon ſechs Perſonen auf ſeinem Schiffe geſtorben, und doch kam er mit einer Quarantaine von neun Tagen los. Hätte man damals die gegenwärtigen Anſtalten gehabt, ſo wäre die Provenze von dieſem fürchterlichen Uebel verſchont geblieben, das in einem Jahr 40,269 Menſchen zu Marſeille, 10,148 in den nächſten Dörfern, 13,283 zu Toulon, 6900 zu Arles, 7534 zu Aix, alſo in allem 78,134 Menſchen wegrafte.

Dieſen Nachmittag ließ ich mich auf dem Hafen ſpatzieren führen. Es ſind immer eine Menge Schiffer bereit, um auf den erſten Wink den Neubegierigen oder Müſſigen in ihre Boote aufzunehmen. Die Fahrt mitten zwiſchen den verſchiedenen Reihen von Schiffen hindurch iſt ſehr unterhaltend. Ich ließ mich mehrere Male hin und her führen, und verlor mich endlich im Gewühl ſo vieler tauſend geſchäftiger Menſchen, in einer Reihe ſüſſer

Träu-

Träumereien, an die ſich endlich die Erinnerung jener ſchönen Handlung der reinſten Menſchenliebe anſchloß, welche einer der edelſten Menſchen, auf eben einer ſolchen Spazierfahrt im Hafen zu Marſeille, auszuüben Gelegenheit fand. Dieſe Geſchichte macht der Menſchheit ſo viel Ehre, und wirft ein ſo ſchönes Licht auf den Charakter des weiſen Lehrers der Fürſten, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, ſie Dir zu erzählen.

Robert, ein wohlgekleideter Jüngling, ſtund eines Abends bei ſeinem kleinen Boote im Hafen zu Marſeille, und wartete bis jemand käme, ſich im Hafen herumführen zu laſſen. Ein Unbekannter ſteigt hinein, und frägt nach dem Schiffer, dem das Boot angehöre. Ich bin's! ſagte Robert, und griff ſchon nach dem Ruder. Du biſt kein Schiffer! erwiederte der Unbekannte, und wollte wieder ans Land ſteigen. Freilich kein Schiffer von Handwerk, war die Antwort des Jünglings, aber ich weiß das Ruder zu führen, und habe mir das Boot angeſchaft, um an den Sonn- und Feſttagen etwas zu gewinnen; an den Werktagen arbeite ich bei einem Juwelierer, um ſeine Kunſt zu erlernen. So jung noch, und ſchon ſo habſüchtig! ſprach darauf der Fremde: ich hätte mir aus deinen Geſichtszügen etwas Beſſeres verſprochen! Mit dieſen Worten wollte er weggehen. O bleiben Sie doch, verſetzte Robert mit bittender Stimme, wenn Sie meine Geſchichte wüßten, Sie würden Mitleiden mit meinem Unglück haben. Nun es ſey, ſagte der Fremde, und ſetzte ſich nieder; führe mich im Hafen herum, und erzähle mir die Geſchichte deines Unglücks. Robert fieng an.

Mein Vater war ein Mäkler, *) und hatte durch Fleiß, Treue und Geſchicklichkeit etwas vor ſich gebracht. Um ſeine Gattin und drei geliebte Kinder glücklich zu machen, verſuchte er auf eigne Rechnung zu handeln, kaufte Waaren an, und um eines ehrlichen Gewinns deſto ſicherer zu ſeyn, ſetzte er ſich ſelbſt auf ein Schiff, das nach der Levante fuhr. Dieſes Schiff, mit aller unſerer Hoffnung beladen, ward durch einen Seeräuber weggenommen, und mein armer Vater als Sklave nach Tetuan verkauft. Meine Mutter überlebte den Schmerz kaum, meine Schweſtern waren nicht zu tröſten. Wir erhielten bald Nachricht vom Vater, daß ſein Loos ſo unglücklich nicht ſey, daß ſein Herr ihn ſehr menſchlich halte, und ihm für 6000 Livres ſeine Freiheit wieder geben wolle. Die Meinigen entſchloſſen ſich Tag und Nacht zu arbeiten, und ſich ſelbſt das Nothwendige zu verſagen, bis dieſe Summe verdient ſey; ich helfe ihnen ſo gut ich kann, und ſuche jeden Augenblick zu benutzen, um etwas zu verdienen. Aber Ach! wie wird es lange anſtehen, bis wir unſern Vater wieder umarmen; 6000 Livres ſind ſchwer zu verdienen, wenn man dabei noch ſein Leben durchbringen muß. Einmal dachte ich mich an den Platz meines Vaters zu ſtellen; allein man ſagt, das könne nicht angehen; die Mauren würden beide behalten, und meinen Vater wäre nicht geholfen. Wie nennt ſich euer Vater zu Tetuan, und wie ſein Herr? fragte der Fremde. „Robert,“ antwortete der Jüngling, „und ſein Herr iſt Oberaufſeher „über

*) Mäkler (Courtiers) Unterhändler bei den Handlungsgeſchäften, die einen Lohn davon ziehen, wenn ſie einen Kauf ſchließen, und oft wohl bezahlt werden, wenn ſie einen Kaufmann ſeine Waaren gut abſetzen helfen.

„über die Gärten des Kaiſers von Marocko.“ Der Unbekannte ſchwieg ſtill, und ſchien in Gedanken verſunken. Nach einer halben Stunde befahl er ans Land zu ſteuern, ſtieg aus, drückte dem Jüngling beim Weggehen einen Geldbeutel in die Hände und verſchwand. Zu Hauſe fand der junge Robert gegen 20 Louisd'or im Beutel.

Nach drei Monaten ſaß Roberts Familie bei einem dürftigen Mittagsmal beiſammen, als unvermuthet der alte Robert ins Zimmer trat. Denke Dir den rührenden Auftritt — den Ausruf des freudigen Schreckens aus jedem Munde — das Umarmen der entzückten Kinder — das Hinſinken der liebenden Gattin in die Arme des lange Vermißten. „Dank euch Theuerſte, für meine Befreiung,“ fieng Robert an, als er die Sprache wieder fand, „ſo geſchwind durfte ich ſie nicht erwarten. Was für Arbeit ſie auch mag gekoſtet haben! Gott gab gewiß ſeinen Seegen dazu!“ — Deine Befreiung antwortete die Gattin, mein Gott die iſt nicht unſer Werk; wir arbeiteten Tag und Nacht, ich, dein Sohn, deine Töchter; aber noch haben wir mehr nicht, als 3000 Livres zuſammengebracht; und dieſe liegen hier im Schranke. — Der junge Robert ſaß ſchweigend, im Entzücken verſunken, am Ende der Tafel; Freudenthränen glänzten im Auge; das Uebermaaß der Empfindung band ihm die Zunge. — Der Vater ſah ihn mit Ernſt und mit Wehmuth an. — „Unglücklicher! ſollteſt du der Tugend vergeſſen haben, um deinen Vater zu löſen? Sprich; Meine Freiheit iſt dein Werk Wo haſt du das Geld hergenommen?“ Der Jüngling wirft ſich an den Hals des Vaters: „Um Gotteswillen, keine ſo ſchmerzliche Gedanken! Ich bin euer Retter nicht, ſo gerne ich's hätte ſeyn mögen.“ — Dann nach einigem Nachdenken:

denken: „O ich hab ihn gefunden: erinnert euch Mutter, jenes Unbekannten, der mir den Beutel mit Geld gab; ich mußte ihm unſer Schickſal erzählen; er ſchien Antheil daran zu nehmen; fragte mich ſo ſorgfältig nach dem Namen meines Vaters und ſeines Herrn zu Tetuan. O gewiß er iſt's! Der junge Robert erzählte nun die ganze Begebenheit, und der Vater ward beruhigt.

Der Jüngling gab ſich nun alle erſinnliche Mühe, den unbekannten Wohlthäter wieder zu finden; ſeine Züge waren tief in ſeine Seele gegraben. Einſt nach ein Paar Jahren ſah er ihn am Quay ſpatzieren. „Geſchwind kommen Sie mit mir“ — ſo redete er ihn an — „den Dank einer durch Sie glücklichen Familie zu empfangen“ — und griff nach ſeiner Hand. — „O zaudern Sie doch nicht! unſerer Glückſeligkeit fehlte nur dieſer Augenblick noch!“ — „Ich weiß nicht, was Sie wollen!“ antwortete der Unbekannte. „Robert, den Sie aus der Sklaverei erlößten,“ verſetzte der Jüngling haſtig, „wartet mit Ungeduld, ſich zu ihren Füßen zu werfen.“ — „Sie irren ſich, junger Menſch, Sie ſind unſtreitig an den Unrechten gekommen, ich kenne Sie ja nicht“ — Der junge Robert ſtund beſtürzt, beſchämt, gekränkt da. „Irre ich mich? Nein! ſo ſah der Menſchenfreund aus; ich ſehe ihn noch; ſo tönte der Laut ſeiner Stimme; er iſt's gewiß!“ Jetzt warf er ſich zu ſeinen Füßen, und umfaßte ſeine Knie. „O kommen Sie doch beſter Mann, unſer Retter, unſer Schutzengel! kommen Sie mit mir, eine blühende glückliche Familie zu ſehen, die Ihnen alles dankt.“ — Unterdeſſen hatte ſich eine Menge Menſchen um ſie her gedrängt. Roberts Geſchichte war der ganzen Stadt bekannt. Jedermann nahm Antheil an dem rührenden Auftritt. — „Sie irren ſich,“ ſprach

ſprach nun voll Ernſt der Unbekannte, „ich bin Fremdling zu Marſeille, und befinde mich kaum ſeit drei Tagen hier.“ — Robert, von dem kalten Blick, dem ernſten Tone, betäubt, mit dem der Unbekannte dieſes ſprach, ließ von ihm ab, und dieſer entwich aus dem Gedränge. Der arme Jüngling, den ſeine Kräfte verlaſſen hatten, ward durch einige der Umſtehenden nach Hauſe gebracht.

Das Betragen des Unbekannten war beinahe übermenſchlich; er hatte der ſchönſten und ſchwerſten Verſuchung widerſtanden. Der Nachwelt wäre der Urheber dieſer edeln Handlung unbekannt geblieben, wenn nicht ein zufälliger Umſtand ihn einige Jahre nachher entdeckt hätte. Die Erben des Preſidenten von Montesquieu fanden unter ſeinen Papieren eine zerriſſene Quittung von 7500 Livres, von der Hand des Banquiers Main zu Cadix. Aus Neugierde erkundigte man ſich, wozu dieſes Geld verwandt worden ſey? Der Banquier antwortete: Er habe mit 6000 Livres einen franzöſiſchen Sklaven, Namens Robert, zu Tetuan ausgelöſt, und das übrige Geld demſelben auf die Reiſe mitgegeben. — Montesquieu ward, wie du weißt, von Prieſtern und Leviten verfolgt!!

Marſeille, d. 22. Herbſtmonat 1787.

Man führte mich heute hin, die Arbeiten der zwei Brüder Catalan zu ſehen, die beide ſtummgebohren ſind, aber außerordentlich viel Kunſtgeſchicke beſitzen. Da ſie durch einen ererbten Wohlſtand gegen Mangel und Bedürfniß geſichert ſind, ſo verwenden ſie alle ihre Zeit auf Verfertigung künſtlicher Arbeiten zu ihrem bloßen Vergnügen; der eine hat ein Kriegsſchiff von 64 Kanonen, nach den Zeichnungen der Encyklopädie, verfertigt, drei Schuhe

lang; jeder Theil nach den behörigen Verhältniſſen zu dieſem Maaße; alles bis auf die kleinſte Schiffgeräthe iſt mit einem unbeſchreiblichen Fleiße, einer außerordentlichen Feinheit und Genauigkeit geſchnitzt und gedrechſelt; nichts fehlt daran, und durchaus alles iſt beweglich, und gerade aus ſo viel Stücken zuſammengeſetzt, wie bei den großen Schiffen. Dieſe beiden Brüder zeigen ihre Arbeiten mit dem größten Vergnügen, und ſind glücklich beim Beifall, den man ihnen mit Vergnügen giebt. Der Herzog von Gotha war vor einigen Wochen bei ihnen, ihre Arbeiten zu beſehen, und ließ ihnen etwas Verbindliches mit dem Bleiſtift geſchrieben zurück; ſie ließen alſobald das Papierchen in einen Ramen faſſen, um es in ihre Zimmer aufzuhängen; und ſehen es gerne, wenn man darauf merkt, und ihnen zu verſtehen giebt, der Herzog habe nicht zu viel geſagt. Um ſich aber mit ihnen zu unterhalten, muß man jemanden mitnehmen, der ſich auf ihre Zeichenſprache verſteht. Mir erwies der Herr von Saint Jaques, den ich auf dem Obſervatorium kennen gelernt hatte, dieſen freundſchaftlichen Dienſt.

Man wirft den Einwohnern von Marſeille viel Ausgelaſſenheit vor, und ſieht daher dieſe Stadt für eine Schule des Verderbens für das Landvolk der Provenze an. Hier fangen die Jünglinge und Mädchen, welche ſich dem Dienſt der Reichen widmen, ihre gefährliche Laufbahn an, werden bald mit Laſtern bekannt, und kehren dann mit geſchwächten Kräften, verdorbenem Leib, und ungeſundem Blute in ihre Dörfer zurück, um im Jammer das Brod der Armuth zu eſſen. Einige wenige Jünglinge, von derberm Stoffe oder klügerer Aufführung, bringen etwas für ſich, werden Mäkler oder Krämer, und kehren mit einem

kleinen

kleinen Erbtheil in ihre Dörfer zurück. Unter 100 Mädchen macht eines, das Schönheit beſitzt, zuweilen einen ſeltenen Fortgang auf einer glänzendern aber wenig ehrenvollen Bahn, und dieſe ſind es, die durch ihr verführeriſches Beiſpiel immer neue Kolonien der dienſtbaren Klaſſe nach Marſeille locken. Dieſer Vorwurf trifft aber nicht Marſeille allein; indem er ſich eben ſo gut auf alle andere große Städte der ganzen Welt anwenden läßt. Man beſchuldigt die Einwohner dieſer Stadt auch der Spielſucht, und behauptet ſogar, daß mancher der am Samſtag Abends reich in die Baſtide eines Freundes kam, am Montag arm und verzweifelt nach Hauſe gekehrt ſey. Daher ſollen auch Selbſtmord und Verzweiflung hier nicht ſelten ſeyn.

Die Einwohner von Marſeille werden auf 100,000 Köpfe gerechnet, alſo ſind ihrer nicht viel mehr, als vor der großen Peſt, obſchon die Stadt jetzt noch einmal ſo viel Raum einnimmt. Es bezahlt hier niemand weder Taille, noch Kapitation, noch Vingtiemes, dafür giebt die Stadt alle Jahr die Summe von 800,000 Livres an die königliche Schatzkammer, und iſt dabei noch der großen Salz- und Taback-Pacht unterworfen. Das hieſige Salzmagazin verbraucht, ein Jahr ins andere gerechnet, 14140 Zentner Salz; den Zentner zu 24 Livres 9 Deniers. Der Stadtmagiſtrat hebt alle Jahr ungefähr 2 Millionen auf den Einwohnern, und zwar die dem König zu bezahlende Summe durch eine Auflage auf das Mehl, das Fleiſch und den Wein; das Uebrige durch Zölle, Zinſe, Pachtgelder der Fleiſchbänke, die Miethzinſe einiger Gebäuden u. ſ. w. Und dieſer Ueberſchuß wird zum Beſten der Stadt verwandt; um die Schulen, Akademien, Stadtbedienungen, Magiſtratsperſonen, Miliz, Küſtenbewahrer zu bezahlen,

und die Spitåler, das Peſtlazareth, die öffentlichen Gebåude, Brunnen, Waſſerleitungen, Straßen und den Seehafen zu unterhalten. Der Straßenbau bis an die Viſta hinauf wird nach der måßigſten Rechnung 3 Millionen koſten.

An geiſtlichen Würden und Anſtalten hat die Stadt einen Biſchof, und ſein Domkapitel; das Kapitel der Grafen von Saint Viktor; vier Pfarrkirchen und drei und dreißig Hülfskirchen (Succurſales); zwei Seminarien; ſechszehn Mannsklöſter und vierzehn Weiberklöſter, darunter zwei königliche Abteien ſind; endlich vierzehn Spitåler und Armenhåuſer. An Gerichtshöfen hat ſie ein Seneſchalgericht, eine Admiralitåtskammer, ein Tribunal des Seehafens, ein Gericht der Reichsmarſchallen, ein Fiſchergericht, les Prudhomes des patrons pêcheurs genannt, welches aus lauter Fiſchern beſteht, die alle Streitigkeiten, welche der Fiſcherei wegen entſtehen, ſchlichten und ihre Gerichtsbarkeit über einen großen Theil der Küſte der Provenze ausdehnen; ferner das Konſulargericht, die Stadtpolizei, und das Munizipalgericht, das von einem Meier, vier Schöppen, und einem Beiſitzer verwaltet wird. Endlich iſt noch im Jahr 1786 eine Münzſtåtte hier errichtet worden. Von gelehrten Anſtalten befinden ſich zu Marſeille eine Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, die alle Jahre Preisfragen ausſchreibt, und ihre Abhandlungen jåhrlich drucken låßt; eine Sternwarte für das Seeweſen; eine Akademie der Mahlerei, Bildhauerei und Baukunſt; eine Erziehungsanſtalt der Våter vom Oratorium; eine Schule der Arztnei- und Wundarztneikunſt; eine Schule der Waſſerbaukunſt. Endlich für das Handlungsweſen ein Commerzrath, und ein Sanitåtsrath, mit der Oberaufſicht des Peſtlazareths.

Im Jahr 1781 wurde eine Stadtpoſt errichtet, mit 53 Poſthäuſern; und im Jahr 1785 kam die Stadtbeleuchtung zu Stande, welche aus 800 Reverberierlaternen beſteht, und jährlich 80,000 Livres koſtet. Zwei Jahre darauf wurden die Fiakern mit einem Privilegium verſehen.

IV.

Von den jetzigen Einwohnern Weſtindiens, beſonders denen von Europäiſcher Abkunft und den farbigten Leuten.

Der gegenwärtige Zuſtand der Bevölkerung im brittiſchen Weſtindien iſt nach einem Reſultat der verſchiedenen in dieſem Werke gegebenen Zählungen folgendermaßen beſchaffen:

	Weiße	Schwarze
Jamaika	30,000	250,000
Barbados	16,168	62,115
Granada	1,000	23,926
St. Vincent	1,450	11,853
Dominika	1,236	14,967
Antiqua	2,590	37,808
	52,444	400,669

Mont-

*) Hiſtory civil and commercial of the british colonies in the Weſtindies by Bryan Edward, II. Vol. 4. London 1793, auszugsweiſe überſetzt in Sprengels Auswahl der beſten ausländiſchen geographiſchen und ſtatiſtiſchen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde.

	52,444	400,669
Montſerrat	1,300	10,000
Nevis	1,000	8,420
St. Chriſtoph	1,900	20,435
Virginiſche Inſeln	1,200	9,000
Bahamas	2,000	2,241
Bermudas	5,000	4,919
Totalſumme	65,305	455,684

Eine jede Inſel enthält außerdem eine beträchtliche Anzahl von Weißen und Schwarzen erzeugter Menſchen, und eingeborner freier Schwarzen. In Jamaika werden ſie auf 10,000 geſchätzt; und ich vermuthe, daß die andern Inſeln zuſammengenommen, eben ſo viele enthalten. Man kann alſo die Einwohner in vier Hauptklaſſen vertheilen: 1) europäiſche Weiße; 2) Creolen, oder eingeborne Weiße; 3) Creolen von vermiſchten Farben und freie eingeborne Schwarze; 4) Negerſklaven. Ich werde von jeder Klaſſe beſonders handeln; doch ſetze ich voraus, daß es noch Perſonen außer dieſen Abtheilungen giebt, als: nordamerikaniſche Emigrirte, und die anſehnliſche Judenſchaft. In Jamaika genießen die letztern beinahe alle Vorrechte gemeinſchaftlich mit den weißen Chriſten, nur geben ſie die Stimmen bei den Wahlen nicht, werden auch nicht zu den Verſammlungen gewählt, können keine obrigkeitliche Würde bekleiden; aber ſie haben die Freiheit, Ländereien zu kaufen und zu beſitzen, mit allen andern Bewohnern gemein; auch wird ihnen die öffentliche Ausübung ihrer Religion geſtattet, und zu dieſem Endzweck haben ſie mehrere Synagogen errichtet. Man hat auch nie gehört, daß Jamaika Urſache hätte, dieſe Toleranz zu bereuen. Allein, da ihre

Sitten

Sitten wenig von den Gebräuchen und Sitten ihrer Nation in andern Ländern abweichen; ſo werde ich ſie mit Stillſchweigen übergehen. Die übrigen in dieſe Abtheilungen nicht eingeſchloſſenen Einwohner ſind zu geringfügig, um beſonders erwähnt zu werden.

Es läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß die mehreſten Europäer, die nach Weſtindien wandern, ſich in der Hoffnung hinbegeben, ihre Talente und Betriebſamkeit würden dort mehr Aufmunterung finden als in ihrer Heimath.

Doch muß man nicht wähnen, daß der größte, oder nur ein beträchtlicher Theil dieſer Wandrer verzweifelte dürftige Abendtheurer wären, die dem Kerker entronnen ſind, oder die ihr Vaterland in dem ſüßen Wahn verlaſſen, hier Wohlleben ohne Arbeit zu finden. Dieſe Inſeln ſchützen nicht den Müſſiggang, und bieten dem Landſtreicher und Flüchtling keine Zuflucht an. Viele der engliſchen Colonien beſtanden anfänglich aus Männern, die in den Wäldern der neuen Welt den Genuß natürlicher, oder eingebildeter Rechte ſuchten, die ihnen Gewalt und Unterdrückung in ihrem Vaterlande entriſſen hatte. Perſonen von entgegengeſetzten politiſchen Meinungen und Verhältniſſen ſind auch hierunter begriffen, ſowohl Republikaner, als Royaliſten: denn man darf vorausſetzen, daß es Männer von jener Parthei mit rechtſchaffnen Grundſätzen gegeben hat, wenn auch ihre Handlungen fehlerhaft waren. Die Vertheidiger der Königswürde fanden hauptſächlich in Barbados einen Zufluchtsort, und die Anhänger des Cromwell begaben ſich nach Jamaika, nach der Wiedereinſetzung Carls des Zweiten. Gegenwärtig beſchäftigen ſich vorzüglich die jüngern Söhne anſehnlicher Familien, die Wahl oder

oder Zufall nach den Colonien führt, mit den verſchiednen Zweigen der Gelehrſamkeit der Rechte, Arzneikunde und der Theologie. Dieſe Männer ſollen eine gute Erziehung und Moralität beſitzen, und im allgemeinen trifft es zu. In wenigen Ländern werden die zwei erſten Beſchäftigungen mehr Aufmunterung finden, und da die Fähigkeiten durch Uebung erweckt und genährt werden, ſo glaube ich, daß kein Theil des engliſchen Reichs vorzüglichere Männer hervorgebracht hat, als dieſe Inſeln. Denn wenn man ohne Vorurtheil unterſucht, wird man bemerken, daß die Gaben des Geiſtes gleichmäßiger und allgemeiner vertheilt ſind, als wir es uns gewöhnlich einbilden, und daß ſie nur durch Ausbildung und Glück, Reife und Vollkommenheit erlangen. Auch trägt die engliſche Land- und Seemacht viel zu Vermehrung der weißen Einwohner bei. Einzelne Perſonen dieſes Standes werden friedfertige Bürger oder fleißige Pflanzer, durch angenehme Bande bewogen, die ein langer Aufenthalt in dieſem Lande erzeugt; oder durch anziehende Ausſichten, die ſich ihrem Geiſte darſtellen, und legen die Waffen nieder, oder verlaſſen die Gefahren eines drohenden Elements. Nach dieſen kann man den kaufmänniſchen Theil der Einwohner rechnen, als Faktore, Aufſeher der Magazine, Buchhalter und Handlungsbediente; hierauf folgen die Handwerker und Künſtler, Mühlenbauer, Zimmerleute, Steinmetzen, Kupferſchmiede, u. d. gl. von denen die mehreſten, wenn ſie einige Jahre anſäßig geweſen, das Land zu bebauen anfangen. Nun folgen die Landleute oder eigentliche Anbauer des Feldes, die gewöhnlich mit den verſchiednen Benennungen, der Haushälter, Aufſeher und Plantagenbuchhalter bezeichnet werden, und dieſe zahlreiche Geſellſchaft beſteht aus Männern aller Länder, und von mannigfaltigen

faltigen Charakteren, denn ein jeder Mann von unternehmendem Geiſte, der ſich keinem beſondern Fache gewidmet, oder eines gelernt hat, welches hier unnütz iſt, dünkt ſich thörigterweiſe fähig, leicht und ſchnell die mannigfaltigen Kenntniſſe eines Zuckerpflanzers zu erwerben, oder ſeine Mitgeſchöpfe, die Neger, gehörig zu behandeln und zu regieren, obgleich es kaum ein beſchwerlicheres Amt von wichtigern Folgen giebt.

Ich habe ſchon die Urſachen angegeben, warum der vorzüglichſte Theil der Zucker-Coloniſten, aus Emigrirten des Vaterlandes beſteht, von denen ſehr viele die Sitten und Gebräuche ihrer ehemaligen Lebensart beibehalten. Es giebt Schriftſteller, die alle weſtindiſche Einwohner als ein Haufen Verbrecher und Böſewichter beſchreiben, und die ehemaligen Uebelthaten und Gewaltthätigkeiten geſetzloſer Menſchen, die im vorigen Jahrhundert begangen wurden, wie dieſe Inſeln der Zufluchtsort der Seeräuber und Bukaniers waren, als eine getreue Schilderung der gegenwärtigen Sitten und Gewohnheiten anführen!

Eine ſo grobe Verläumdung widerlegt ſich ſelbſt durch ihre Abgeſchmacktheit. Freilich iſt es höchſt thörigt zu wähnen, daß eine Reiſe jenſeit des Meeres das menſchliche Gemüth umſtimmen ſollte; indeſſen giebt es außer den Lokal-Sitten und Gebräuchen der verſchiednen europäiſchen Anſiedler, einen gewiſſen auszeichnenden Charakter, der allgemein herrſchend bei allen weißen Bewohnern iſt.

Der hervorſtechende Zug in dieſem Gemählde iſt das Gefühl der Unabhängigkeit und das Bewußtſeyn der Gleichheit in allen Ständen und Situationen. Der dürftigſte Weiße mißt ſich mit dem Reichſten, und dieſer Gedanke

danke muntert ihn auf, ſeine Vorgeſetzten mit einer Freimüthigkeit zu begegnen, welche die geringern Stände in Europa ſelten gegen die höhern zu äußern pflegen. Es iſt ſehr leicht, die Entſtehung dieſes Grundſatzes nachzuſpüren. Er rührt ohne Zweifel aus dem Vorzug her, der mit der weißen Farbe verbunden iſt, in einem Lande, wo die Farbe im allgemeinen Freiheit von Sklaverei trennt. Beinah in allen Colonien übertreffen die Schwarzen die Weißen an der Zahl, in dem Verhältniß von ſieben gegen eins. Da das Gefühl der allgemeinen Sicherheit die letztern enger verbindet, als es in einer andern Lage nöthig wäre, ſo erweckt dieſer Umſtand eine gegenſeitige Abhängigkeit und Achtung. Mehrere Gründe führen zu dieſem Zweck. Ein großer Schriftſteller, Burke, ſagt in ſeiner Parlamentsrede: „Wo die Sklaverei eingeführt iſt, ſind die Freien ſtolz und eiferſüchtig auf ihre Freiheit. Die Freiheit iſt ihnen nicht nur Genuß, ſondern ein Vorrecht und eine Art Würde. Da die Freiheit nicht bei ihnen, wie in andern Ländern, mit drückender Arbeit, großem Elend und äußerlicher Dienſtbarkeit verbunden ſeyn kann, ſo erſcheint ſie in einem edlern und erhabenern Lichte. Daher haben die Völkerſchaften der ſüdlichen Colonien in Amerika einen ſo hohen unbiegſamen Geiſt, und hängen ſtärker an ihrer Freiheit, als die nördlichen Coloniſten. So waren die Freiſtaaten der Alten beſchaffen; ſo waren unſere gothiſchen Vorfahren, und ſo ſind die Polen in unſern Tagen, und alle Sklavenherrſcher werden ewig ſo ſeyn.“

Das Klima ſelbſt, indem es die Reitzbarkeit vermehrt, macht die Unterwürfigkeit unerträglicher. Allein was auch die Urſachen dieſes ſtolzen Bewußtſeyns ſeyn mögen, ſo ſind

ſind doch die Folgen im Ganzen wohlthätig; wenn es auch zuweilen Hochmuth und ein thörichtes Streben nach Pracht hervorbringt, ſo erweckt es doch öfter unſre angeborne guten Triebe, als Freimüthigkeit, Geſelligkeit, Wohlthätigkeit und Großmuth. In keinem Welttheil iſt die Gaſtfreiheit allgemeiner, als in den engliſchen Zuckerinſeln. Die Wohnung des Pflanzers iſt immer zur Aufnahme ſeiner Gäſte bereit. Der Name Fremdling iſt ſchon eine Empfehlung. Dieſe Gaſtfreiheit erſtreckt ſich ſo weit, daß es nicht ein mittelmäßiges Wirthshaus in Weſtindien giebt. Es ſind einige Eigenheiten in ihrer Lebensart, die einem Europäer ſehr auffallend ſeyn müſſen: wie zum Beiſpiel der Contraſt zwiſchen dem Ueberfluß und der Pracht, die bei ihrer Tafel herrſcht, und ihrer elenden Wohnung; es iſt nichts ungewöhnliches, auf dem Landhauſe eines Pflanzers einen prächtigen Schenktiſch mit Silber beladen, die koſtbarſten Weine, das feinſte damaſtne Tiſchzeug und ſechzehn oder zwanzig Gerichte anzutreffen; und dieſer Ueberfluß wird in einer Hütte, nicht beſſer wie eine engliſche Scheune, zur Schau geſtellt. Auch wird ein Ausländer den Mangel der Uebereinſtimmung bei den zahlreichen Negerbedienten und ihrer Kleidung bemerken. Der Kellermeiſter, und auch dieſer nur ſelten, iſt der einzige Bediente, der in Schuh und Strümpfen erſcheint. Alle übrigen, und gewöhnlich hat jeder Gaſt einen hinter ſeinem Stuhl, warten mit bloßen Füßen auf; einige ſogar halb nackend. Noch eine Eigenheit iſt der allgemeine Gebrauch der Ausdrücke, die im Seeweſen üblich ſind, welche ſie im täglichen Umgang eingeführt haben, und der ſich vermuthlich noch von den Buckaniers herſchreibt.

Eine ihrer herrſchenden Leidenſchaften iſt die Prozeß-ſucht, die ſich auf alle Inſeln verbreitet hat. Doch ent-ſpringt aus dieſer verderblichen Quelle des Unglücks für einzelne, ein Vortheil für das gemeine Weſen; die ge-ringen Stände erlangen durch ihre fleißigen Beſuche in den Gerichtshöfen eine Kenntniß des Rechts, und eine geſunde vernünftige Urtheilskraft, die man ſelten bei Männern dieſes Standes antrifft. Auch ſind die Ge-ſchwornen in Weſtindien weit mehr unterrichtet, als die in England.

Aber wir müſſen bei den Creolen oder Eingebornen den eigenthümlichen Nationalcharakter aufſuchen, den das Klima hervorbringt, wenn dieſer Einfluß wirklich ſo groß iſt, als einige Schriftſteller behaupten. Ich meines Theils glaube, daß das Klima mehr auf das Phyſiſche der Weſt-indier wirkt, als auf ihre Geiſtesfähigkeiten und auf ihre Sitten. Sie haben einen merklich höhern Wuchs als die Europäer; allein nicht verhältnißmäßige Stärke, ich habe mehrere gekannt, die ſechs Fuß vier Zoll im Maaß hatten, aber es fehlte ihnen an Kraft, um unſern Begriffen von männlicher Schönheit zu entſprechen. Sie zeichnen ſich durch die Biegſamkeit und Gelenkigkeit ihrer Gliedmaßen aus; und daher tanzen ſie mit vorzüglicher Grazie, Leich-tigkeit und Gewandheit. Auch ſchreiben ſie eine ſchöne Hand, und übertreffen uns im Fechten. Die Folgen des Klimas zeigen ſich auch am Bau des Auges: ſie liegen be-trächtlich tiefer als bei uns. Durch dieſe Bildung werden ſie vor den üblen Folgen geſchützt, die ein ſtarkes blenden-des Sonnenlicht hervorbringen könnte; und es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß ihre Haut immer kälter als bei einem Europäer anzufühlen iſt, welches zum Beweis dient,

dient, daß die Natur ihnen ein eignes Mittel wider die Hitze verliehen hat, das in unſerm gemäßigten Erdkreiß unnütz war. Obgleich alſo ihre Lebensart nicht von der europäiſchen abweicht, ſo ſind ſie doch nicht den hitzigen Krankheiten ſo unterworfen, die den letztern höchſt gefährlich ſind.

Die weiblichen Einwohner dieſer Inſeln können ſich dieſer glücklichen Ausnahme noch mehr rühmen, als die Männer; ein Vorzug, den ſie ohne Zweifel ihrer ruhigen, gleichförmigen Lebensweiſe, und ihrer gewohnten Mäßigkeit und Verläugnung verdanken. Außer dem Tanzen, ein Vergnügen, dem ſie ſehr ergeben ſind, und das ſie mit vorzüglicher Geſchicklichkeit verrichten, haben ſie keine Ergötzungen oder Pflichten, die ihren Geiſt oder Körper anſtrengten. Die mitternächtlichen Verſammlungen und Spielgeſellſchaften der europäiſchen Städte, wo Geſundheit, Vermögen und Schönheit hingeopfert werden, haben ſich glücklicherweiſe nicht bis hieher verbreitet. In ihrer Diät iſt das Creoliſche Frauenzimmer äußerſt enthalſam. Reines Waſſer oder Limonade iſt ihr ſtärkſtes Getränk; und ein Gemüſe mit Cayenne-Pfeffer gewürzt, ihr vornehmſtes Gericht bei der Mahlzeit. Die Wirkung dieſer Lebensart in einem heißen, drückenden Klima, iſt eine große Erſchlaffung, und eine Geſichtsfarbe, wobei man die Röthe vermißt. Dem neuen Ankömmling erſcheinen die Damen, als hätten ſie eben das Krankenbette verlaſſen. Ihre Stimme iſt weich und kraftlos, und eine jede Bewegung verräth Mattigkeit. Bei einer höchſt reitzenden Form fehlt ihnen jene blühende Röthe der Geſundheit, jene jugendliche Schminke, die in andern Ländern die gemeinſten Züge belebt, und die Schönheit unwiderſtehlich macht.

Doch werden die Creolen in einem Hauptzuge der Schönheit ſelten übertroffen; ihre Augen ſind die ſchönſten in der Welt; ſie ſind groß, ſchmachtend, ausdrucksvoll belebt mit hohem Geiſt, oder ſchmelzend in Zärtlichkeit; in ihren Blicken lieſt man die angeborne Herzensgüte und Sanftmuth, die ſie in einem ſo hohen Maaß beſitzen, und ſie mit ihrer Häuslichkeit und Eingezogenheit zu den liebenswürdigſten Gattinnen und beſten Müttern macht. Noch ein Vorzug der Creoliſchen Damen ſind ihre ſchönen Zähne. Sie erhalten ihre Weiße und Reinheit durch den beſtändigen Gebrauch des Saftes einer Weide (rhamnus), er wird in kleine Stücken geſchnitten und als Zahnbürſte gebraucht. Der Saft iſt ſehr bitter, und ein mächtiges Reinigungsmittel.

Vielleicht iſt der Zug des Nationalcharakters der Eingebornen, wozu das Klima am meiſten beiträgt, eine frühe Entwicklung der Geiſteskräfte. Die leichte Faſſungskraft und die ſchnellen Fortſchritte der Kinder in den Wiſſenſchaften übertreffen die der europäiſchen von gleichem Alter auf eine unbegreifliche und außerordentliche Weiſe. Ein ſo auffallender Umſtand iſt auch nicht der Bemerkung derer Schriftſteller entgangen, welche die Creoliſchen Gegenden Amerikas beſucht haben; und da es eine unumſtößliche Thatſache iſt, ſo tröſten ſich unſere Philoſophen mit den Gedanken, daß, wenn das weſtindiſche Genie eher zur Reife gelangt, es auch früher abnimmt, wie das europäiſche. Man glaubt, daß die Natur in dieſem Falle gleichförmig mit ihren Wirkungen im vegetabiliſchen Reiche verfahrt; wo die Bäume, die am ſchnellſten zur Vollkommenheit gedeihn, nicht ſo ſtark und dauerhaft, als diejenigen ſind, die mehr Zeit zur Vollendung ihres Wuchſes brauchen.

brauchen. Es iſt zwar gegründet, daß die nachfolgende Ausbildung ihres Geiſtes nicht mit dem erſten ſchnellen Fluge übereinſtimmt, allein, dieſe Flüchtigkeit rührt, wie ſchon Ulloa bemerkt hat, von dem Mangel gehöriger Gegenſtände zur Uebung ihrer Kräfte her. Auch hält der Hang zu frühen Ausſchweifungen, welche ohne Zweifel das Klima begünſtigt, die geiſtige Vervollkommnung auf. Unter den Eingebornen aber, die der allgemeinen Sucht und den geiſttödenden Folgen der jugendlichen Ausſchweifungen entgangen ſind, giebt es Männer von eben ſo ausdaurenden ſtarken Seelenkräften, wie unter uns.

Eben ſo wenig wie ich einräumen kann, daß die Creolen geringere Fähigkeiten und Feſtigkeit der Seele beſitzen, wie die Europäer, kann ich auch nicht zugeben, daß ihnen die Eigenſchaften des Herzens mangeln, die den Menſchen zum Glück ſeiner Zeitgenoſſen machen. Gegenſeitiger Edelſinn und ein hoher Grad von Mitleiden und Wohlwollen gegen ihre Untergebnen, bezeichnet den Creolen auf eine ehrenvolle Weiſe; wenn ſie ſtolz ſind, ſo iſt ihr Stolz mit keinem niedrigen Sinn verbunden. Schon in der zarten Jugend empfangen ſie eine hohe Meinung von ihrer eignen Wichtigkeit, und ſcheuen ſich daher vor jeder Handlung, die das Bewußtſeyn ihrer Würde ſchwächen könnte. Aus der nämlichen Quelle entſpringt ihre Verachtung aller Verſtellung. Ihre offne Gemüthsart übertrifft alle andere Völker, und ihr Vertrauen iſt unbegrenzt. Mißtrauen iſt fern von ihrer Seele, da ſie ſelbſt über alle Falſchheit erhaben ſind.

In wie fern dieſe edle Gemüthsart dem wohlthätigen Einfluß des Klimas, oder der Erziehung und dem Beyſpiel zuzuſchreiben iſt, will ich nicht beſtimmen. Die Wirkungen

 der

der Wärme auf den Körper ſind ſichtbar genug: allein vielleicht haben die Philoſophen der vermeintlichen Sympathie des Körpers mit der Seele zu viel eingeräumt. Ein Schriftſteller ſagt: „die Eingebornen heißer Himmelsſtriche ſind träge und furchtſam;“ allein Furchtſamkeit iſt keinesweges eine natürliche Folge der Trägheit. Zwar bedarf es einer gewiſſen Kraft, um die Seele zur Anſtrengung zu erwecken; aber wenn die Triebfedern im Gange ſind, werden Eigenſchaften erſcheinen, die einer feigen Gemüthsart gänzlich widerſtreiten. Wenigſtens iſt Furchtſamkeit kein Charakterzug des brittiſchen Weſtindiers. Trägheit, geſtehe ich, herrſcht allgemein bei ihnen: aber ein jeder, der ſie nur einigermaßen kennt, muß zugeben, daß es ihnen nicht an perſönlicher Tapferkeit fehlt. Sogar die Trägheit, die man ihnen vorwirft, iſt mehr ein Widerwille gegen tiefſinniges Nachdenken und ernſthafte Ueberlegung, als eine träge, läſſige Gemüthsart. Wenn die Triebfedern der Seele beider Geſchlechter einmal erweckt ſind, ſo zeichnen ſie ſich durch eine feurige Einbildungskraft und ſehr rege Lebensgeiſter aus. Die Empfänglichkeit für Freude ſcheint ihnen im hohen Grade zu Theil geworden zu ſeyn. Dieſes kann man mit Recht als eine Folge der wollüſtigen Luft betrachten. Gewöhnlich ſchreibt man auch dieſer Urſache ihren Hang zu, ausſchweifende Begriffe ihres Reichthums zu faſſen; ihre Umſtände immer in einem verſchönerten Lichte zu ſehn, und über die Ausſichten vermehrter Einkünfte in Gedanken zu ſchwelgen. Dieſer Vorgenuß des eingebilderen Reichthums iſt eine Thorheit, die durchgängig ſtatt findet; doch halte ich ſie nicht für eine Folge des Klimas, ſondern vielmehr für eine Wirkung der eignen Lage des weſtindiſchen Pflanzers in Rückſicht ſeiner Ländereien. Sie haben nicht Gelegenheit,

wie

wie die Beſitzer der Landgüter in England, ihre Pflanzungen zu verpachten; ſondern ſie müſſen ſie gröߧtentheils ſelbſt bauen, und der Ertrag ihrer Güter iſt ſehr abwechſelnd und veränderlich. Unter dieſen Umſtänden iſt das Eigenthum eines Weſtindiers ſo ungewiß wie ein Glücksrad. Daher erzeugt es einen unternehmenden Geiſt, und erregt glänzende Hoffnungen und Erwartungen, die nur zu oft getäuſcht werden, und ſich in Verwirrung und Unmuth auflöſen.

Jetzt wende ich mich zu einer Unterſuchung des Charakters und der Sitten derjenigen Bewohner dieſer Inſeln, die von vermiſchten Racen erzeugt ſind, und der eingebornen freien Schwarzen. Es iſt ſchwer, die verſchiednen Abarten oder Klaſſen dieſer erſtern zu beſtimmen. In dem engliſchen Weſtindien kennt man ſie unter den Namen:

Samboes, die Nachkommen eines ſchwarzen Weibes und eines Mulatten.

Mulatten, die Nachkommen eines ſchwarzen Weibes und eines Weißen.

Quadroons, die Nachkommen eines Mulatten Weibes und eines Weißen.

Meſtizen, die Nachkommen eines Quadroons Weibes und eines Weißen.

Die Nachkommen einer Meſtizin und eines Weißen werden geſetzmäßig für Weiße anerkannt. Eine Meſtize iſt alſo vermuthlich auf unſern Inſeln das nämliche, was bei den Spaniern ein Quint-ron heißt. Allein die Spanier haben noch viel mehrere und nähere Beſtimmungen, die Ulloa in ſeiner Beſchreibung der Einwohner von Carthagena folgendermaßen angiebt:

„Unter den Racen, die ihr Daſeyn einer Vereinigung der Weißen und Negern verdanken, ſind die Mulattons die erſten; hierauf folgen die Tercerons, von einem Weißen und Mulatten erzeugt, die ſich dem erſtern in der Farbe nähern, doch verrathen ſie noch ihre Abkunft. Zunächſt ſind die Nachkommen eines Weißen und Tercerons, Quaterons genannt. Die Quinterons iſt die letzte Abtheilung, die von einem Weißen und Quateron abſtammen. Zwiſchen dieſen und den Weißen iſt kein ſichtbarer Unterſchied der Farbe oder der Züge, ja einige ſind noch weißer als die Spanier. Die Kinder der Weißen und Quinterons halten ſich für rein von aller Beimiſchung des Negerbluts. Eine jede Perſon iſt ſo eiferſüchtig auf ihre Rangordnung, daß, wenn man ſie aus Unvorſichtigkeit einen Grad niedriger herabſetzt, ſie es als die größte Beleidigung aufnimmt. Ehe ſie in die Klaſſe der Quinterons treten, können ſich Umſtände ereignen, die ſie wieder zurückſetzen: denn zwiſchen den Mulatten und Negern iſt noch eine Race von einer Vermiſchung dieſer mit einem Indianer. Zwiſchen den Tercerons und Mulatten, den Quarterons und Tercerons, ſind diejenigen (Tente en el Ayre) genannt, das heißt: in den Lüften ſchwebend, weil ſie nicht emporſteigen, auch nicht herabſinken. Kinder, deren Eltern Quaterons, oder Quinterons und Mulatten, oder Tercerons ſind, werden (Salto altros retrogrados) genannt, weil ſie, anſtatt ſich den Weißen zu nähern, zu den ſchwarzen Racen zurückkehren. Die Kinder eines Negern und Quinterons, ſind Sambos de Negro, de Mulatto, de Terceron u. ſ. w.“

In Jamaika, und ich glaube auch in den übrigen Zuckerinſeln, genießen alle Nachkommen der Schwarzen und

und Weißen, die drei Grade von den Negern entfernt ſind, die Vorrechte und Freiheiten der weißen Unterthanen vermöge ihrer Geburt. Alle andere Klaſſen, ſie mögen im gemeinen Leben Meſtizen, Quadrons oder Mulatten heißen, werden als Mulatten behandelt.

Vor Zeiten war ein Unterſchied in Jamaika zwiſchen den Perſonen, die von freien Müttern geboren waren, und denen, die nur von ihren Eigenthümern Freiheit erhalten hatten. Die erſtern wurden in Criminalſachen von Geſchwornen gerichtet, die letztern aber wie gemeine Sklaven, von zwei Richtern und drei Landbeſitzern. Auch wurden ſie nicht als Zeugen wider Eingeborne angenommen, bis im Jahr 1748 eine Akte ſie auf gleichen Fuß ſtellte.

In jeder andern Rückſicht ſind ihre rechtmäßigen Anſprüche ſehr unbeſtimmt; die Mulatten genießen keine größeren Vorrechte als die befreiten Neger, deren Freilaſſung von den Gerichtshöfen nur als eine Verſchenkung der eignen Gewalt der Beſitzer über die Perſon des Sklaven betrachtet wird; und da wenige getauft, und im Stande ſind, einen Eid abzulegen, ſo können ſie nicht in die bürgerlichen und politiſchen Rechte eines freigebornen Unterthanen treten; und dieſe Grundſätze erſtrecken ſich auf die Kinder freigelaſſener Mütter bis zum dritten Geſchlecht der Negervorfahren.

Die Hauptvorrechte, von denen ſie ausgeſchloſſen ſind, ſind folgende:

Erſtlich, iſt ihr Zeugniß, nach den Geſetzen von Jamaika, nicht gültig in Criminalſachen wider einen Weißen, oder eine der gemiſchten Racen. In dieſem Falle geht es

ihnen übler wie den Negerſklaven, die unter dem Schutze ihrer Herren ſtehen; die, wenn ihre Sklaven mißhandelt werden, eine gerichtliche Klage einbringen, und Erſatz fordern können.

Zweitens, iſt ihnen in allen engliſchen Colonien das Recht verſagt, ein Amt bei der Kirche, oder in den Generalverſammlungen zu bekleiden: überhaupt iſt ihnen jedes öffentliche Amt entzogen, wäre es auch nur die Stelle eines Gerichtsdieners; auch können ſie nicht Officiers bei der Neger- oder Mulatten-Miliz werden. Sie haben keine Stimme bei den Wahlen der Mitglieder der Verſammlungen. Doch muß man bemerken, daß auch die engliſchen Geſetze in ähnlichen Fällen die Taufe und ein gewiſſes Eigenthum verlangen.

Drittens, hat die Verſammlung durch eine Akte im Jahr 1762 ausgemacht, daß jedes Vermächtniß eines Weißen an einen unehlich gebornen Neger oder Mulatten, welches mehr als 2000 Pfund in Ländereien oder Baarſchaften beträgt, für nichtig erklärt, und dem geſetzmäßigen Erben zuerkannt wird.

Um dieſe ſtrengen Geſetze etwas zu mildern, iſt die Verſammlung ſtets bereitwillig, den vermiſchten Racen, die getauft ſind und eine anſtändige Erziehung genoſſen haben, auf gehöriges Anſuchen die Vorrechte der Weißen mit einigen Einſchränkungen zu ertheilen. Aus dem nämlichen Grunde wird es unter beſondern Umſtänden wohlhabenden Männern von Stande bewilligt, ihr Vermögen ihren vorgeblichen Mulatten Kindern zu hinterlaſſen.

Allein aus dieſem harten geſetzlichen Verfahren wider jene unglücklichen Menſchen entſteht ein Uebel, das ſie in ihren

ihren eignen Augen herabwürdigt, und bei der Geſellſchaft, zu der ſie gehören. Dieſes geht ſo weit, daß ſie dadurch höchſt unglückliche und unnütze Mitglieder des gemeinen Weſens werden. Der geringſte Weiße hält ſich für vornehmer, als der reiche gebildete freie Mann dieſes Geſchlechts, und verachtet ihn ſo ſehr, daß er allen Umgang mit ihm vermeidet. Dieſes Uebel, das auf die öffentliche Meinung beruht, wird keinesweges durch die Verwendung der Geſetzgebung zu Gunſten des Einzelnen, gehoben, und es erfolgt daraus, daß dieſe elenden Menſchen eine Laſt und ein Vorwurf der Geſellſchaft werden, zu deren Wohl ſie thätig wirken könnten. Sie haben keine Bewegungsgründe, ihrem Vaterlande zu dienen, oder ein gemeinnütziges Gewerbe für ihren Vortheil zu treiben. Ihre Fortſchritte in der Ausbildung und in den Kenntniſſen werden nicht aufgemuntert; ihre Anhänglichkeit empfängt keinen Beifall; und ihre fleißige Anſtrengung bleibt unbelohnt. Doch kann ich mit Grund der Wahrheit behaupten, daß ihre Treue bis jetzt unbezweifelt geblieben iſt. Den Negern ſind ſie Gegenſtände des Neides und des Abſcheues; denn ſo wie ſich die Weißen über ſie erheben, in dem nämlichen Grade maßen ſich die freien Mulatten eine Herrſchaft über die Schwarzen an. Dieſe wiederum verabſcheuen den Gedanken Sklaven der Abkömmlinge von Sklaven zu ſeyn. Durch das eigenthümliche ihrer Lage wird alſo der Charakter der Mulatten herſtechend; und in meiner Meinung ſind ſie im Ganzen Gegenſtände des Mitleidens und Wohlwollens.

In ihrem Betragen gegen die weißen Einwohner ſind ſie demüthig, unterwürfig und anſpruchlos. Das Bewußtſeyn ihrer drückenden Lage ſcheint ihren Sinn zu beugen.

Allein

Allein man ſagt, daß ſie die Gewalt mißbrauchen, wenn ſie ſolche in Händen haben, und ihre Behandlung der Sklaven ſoll ſehr ſtrenge und gebieteriſch ſeyn. Dieſe Beſchuldigung iſt wahrſcheinlich gegründet, denn es liegt in der menſchlichen Natur, daß diejenigen am eifrigſten über ihre Vorrechte wachen, denen man ſie zu entreißen ſucht.

Das weibliche Geſchlecht wird allgemein der Unkeuſchheit beſchuldigt; alle junge Perſonen, die ein erträgliches Aeußeres beſitzen, werden von den weißen Männern jedes Standes unterhalten. Es iſt eine zu öffentliche Thatſache, um in Zweifel gezogen zu werden; und ich ſchätze meine Leſerinnen zu hoch, und hege zu viel Achtung für mich ſelbſt, um die Ungebundenheit und die Ausſchweifung zu vertheidigen. Ohne Zweifel iſt das Betragen vieler Weißen in dieſem Stücke höchſt tadelhaft, und eine Beleidigung der Geſellſchaft. Allein ich wage es zu behaupten, daß die weiblichen unglücklichen Geſchöpfe nicht ſo ſtrafwürdig als diejenigen ſind, die ſie zu dieſer Lebensart verleitet haben. Man muß ihre Erziehung und ganze Lage in Erwägung ziehn; denn ſie werden ſo verſäumt, daß nicht eine unter funfzigen leſen oder ſchreiben kann. Auf dieſe Weiſe ſind ſie von jeder vernünftigen Belehrung ausgeſchloſſen; und unglücklicherweiſe ſind die jungen Leute ihres Geſchlechts zu ſehr herabgewürdigt, um an den Eheſtand denken zu dürfen. Auf der andern Seite wird kein Weißer von einigem Anſehn, ein Mulatten Mädchen heirathen, wofern ihn nicht ein beträchtliches Vermögen anlockt, der bloße Gedanke erregt ſchon Widerwillen. So iſt ihnen jede Hoffnung verſagt, des ehelichen Glückes zu genießen, deſſen Annehmlichkeit und Heiligkeit unbewußt, ohne alle chriſtliche oder moraliſche Pflichten, von der Armuth bedroht, durch ihre

Leiden-

Leidenſchaften angetrieben, und vom Beiſpiel verführt, wie können wir erwarten, daß dieſe armen Weſen anders handeln ſollen?

Auch muß man bemerken, daß verhältnißmäßig ſich wenige dieſer verlaßnen Mädchens ſo öffentlich dem ſchändlichſten Laſter preißgeben, wie es in allen europäiſchen Städten ohne Scheu geſchieht. Ihr Anzug und ihr Aeußeres iſt beſcheiden und im Umgang ſind ſie zurückhaltend; und ſie bezeigen ihren Liebhabern eine Treue und Anhänglichkeit, die nahe an Tugend gränzt. Die Bedingungen und die Art ſich ihren Liebhabern zu überlaſſen, iſt gewöhnlich eben ſo anſtändig, obgleich nicht ſo feierlich wie bei der ehelichen Verbindung: und ſie betrachten dieſes Verhältniß als eben ſo unſchuldig, indem ſie ihrem Gatten (denn ſo heißt er auch), Treue angeloben, und ſich ihm mit Gefühl und wahrer Neigung ergeben.

Ich geſtehe gern, daß dieſes Syſtem völlig abgeſchaft werden ſollte. Gerechtigkeit gegen die vielen ſchönen tugendhaften jungen Frauenzimmer, die ſich in unſern Inſeln aufhalten, erfordert eine gänzliche Sittenverbeſſerung: allein durch wen ſoll eine ſolche Reform bewerkſtelligt werden? Es iſt nicht zu erwarten, daß die Gegenſtände unſerer Bemerkungen den erſten Schritt thun werden; ſie ſind ſich keiner Schuld bewußt, wozu ſie nicht ihre chriſtliche Lehrer verleitet hätten, und ihre guten Eigenſchaften, ſo geringe und beſchränkt ſie auch ſeyn mögen, fließen aus ihren angebornen Anlagen und Gemüthsart. Die vorzüglichſte dieſer Eigenſchaften iſt ihre Herzensgüte. Bei fremden Kummer und Leiden äußern ſie ein zärtliches Mitgefühl, welches ſelten bei großem Ueberfluß oder im tiefſten Elend Statt findet. Wer nur

ſelbſt

ſelbſt die Veränderlichkeit des Glücks, und die Sorgen des Lebens empfunden hat, wendet ſich unwillig vom Anblick des Elendes ab, und derjenige, der ſelbſt unter dem Druck des Unglücks ſeufzt, vergißt den Kummer des Nächſten: allein das Wohlwollen dieſer armen Menſchenklaſſe, deren ich jetzt erwähne, iſt nicht bloß ſpekulativiſch, es iſt ein thätiger Grundſatz, durch den ſie ſich beſonders auszeichnen. Antonio de Ulloa beſtätigt meine Bemerkung. Er giebt folgende Nachricht von ihrer Güte gegen die armen Europäer, die nach dem ſpaniſchen Weſtindien in der Abſicht kommen, um ihre zerrütteten Glücksumſtände zu verbeſſern: dieſes ſind Leute ohne Beſchäftigung, Vermögen oder Empfehlung, die zu Carthagena Pulizones heißen; viele von dieſen, ſagt er, durchwandern die Straßen, ohne Mittel ſich Nahrung oder einen Aufenthalt zu verſchaffen, und müſſen endlich ihre Zuflucht zu dem Franziskaner-Hoſpital nehmen; hier empfangen ſie gerade ſo viel Speiſe, um das Leben zu friſten, die in einem Brei von Caſſade beſteht, den die Eingebornen ſelbſt nicht eſſen wollen. Ihr Aufenthalt ſind die Eingänge der öffentlichen Plätze und Kirchen; bis ihnen ihr gutes Glück einen Dienſt bei einem reiſenden Handelsmann zuweißt. Die ſtädtiſchen Kaufleute vernachläſſigen dieſe Abendtheuer, weil ſie ihrer nicht bedürfen. Vom Einfluß eines fremden Klimas, durch ſchlechte Nahrung gereizt, niedergedrückt und gefoltert durch die Täuſchung ihrer romantiſchen Erwartungen, ergreift ſie eine tödtliche Krankheit, von aller Hülfe, außer der göttlichen Fürſorge, entblößt. Nun erſcheint das Mitleid der gemiſchten und ſchwarzen Racen in einem hellen Lichte. Von der traurigen Lage dieſer Unglücklichen gerührt, tragen ſie die Neger und Mulatten freien Weiber in ihre Wohnungen, und hier

warten

warten und pflegen ſie ihrer mit aller Sorgfalt und Liebe. Wenn einer unter ihnen ſtirbt, laſſen ſie ihn für die Allmoſen, die ſie ſammlen, begraben und verordnen ſogar Seelmeſſen für ihn."

Ich glaube, daß keiner zweifeln wird, daß die nämliche Klaſſe auf unſern Inſeln unter denſelben Umſtänden eben ſo menſchenfreundlich handeln würde, wie die zu Carthagena; man muß bedauern, daß keine aufgeklärtern Maaßregeln gegen ſie angenommen werden, da ſie unter einer ſo ſtrengen Geſetzgebung, und unter der Laſt noch drückenderer Gebräuche ſich ſo friedfertig betragen; ſich ſo uneigennützig dankbar und treu, und als zärtliche Krankenwärterinnen auszeichnen. Die Loslaſſung der Sklaven unter ihnen, ein allgemeiner Unterricht in den Pflichten der chriſtlichen Moral, und eine Aufmunterung des Fleißes, würde ſie zu nützlichen und ſchätzbaren Mitbürgern machen; ſie würden unter einander heirathen, und dadurch aufhören, ihre jetzige erſchlaffte ſchlechte Moralität in ein ſo widriges Licht zu ſetzen, die der Geſellſchaft ſo ſchädlich iſt.

V. Reiſe

V.

Reiſe nach Vaukluſe. *)

Avignon, den 5ten April 1788.

Nun habe ich auch die Pilgrimsreiſe nach Vaukluſe gemacht; aber nicht wie die meiſten Reiſenden zu thun pflegen, mit dem Petrarch in der Hand, um die Muſe zu beſchwören, die einſt dem Dichter der Liebe in dieſer Wildniß zu erſcheinen pflegte. Die Muſe luſtwandelt dort nicht mehr; wenn ſollte ſie traulich erſcheinen? Wo Petrarcha einſt wohnte, hungern jetzt ein Paar Dutzend Bettler in elenden Hütten. Die Beſchwörer kriegen alſo höchſtens ein halb welkes Blümchen zurück, das am Rande des Felſenbeckens in der Quellengrotte geblüht hatte; aber die Gottheit des Orts ſah ſeit Petrarcha kein Sterblicher mehr. Meine Reiſe hatte andere Abſichten; ſie galt nicht dem Petrarcha, ſondern der Natur, die dort beide Ende des Wilden und Sanften zuſammenknüpfte, um die wunderbarſte Szene zu bilden.

Die Reiſe von Avignon bis zur Quelle beträgt beinahe fünf Stunden; zuerſt durch ein ſchönes Land von reichem Wieſengrund, den eine Menge Bäche bewäſſern, die aus der Sorgue gezogen ſind. Die Straße iſt auf beiden Seiten mit Pappelbäumen, Bachweiden und Cypreſſen

*) Briefe über die ſüdlichen Provinzen von Frankreich von J. G. Fiſch.

preſſen beſetzt. Beim Kloſter Bonpas kömmt man wieder an die Düranze; dann über fruchtbare Felder nach Lisle gegen das Gebürge zu, von welchem der hohe Ventoux den Hauptſtock ausmacht. Nach einer Stunde Weges vom Städtchen Lisle fand ich die Sorgue, wo ſie zwiſchen zwei Hügeln hervortritt. Die Straße wendet ſich ins Thälchen hinein, und dann längſt dem Bette der Sorgue hinauf. Zuerſt hat alles ein ſanftes reitzendes Ausſehn; die Hügel ſind mit Bäumen bewachſen oder mit Reben bepflanzt; die Sorgue läuft ſchnell zwiſchen Weiden und Pappeln hindurch, die ſich in ihrem kriſtallhellen Waſſer ſpiegeln; theilt ſich dann in zwei Arme, um ein Inſelchen des ſchönſten Wieſengrundes mit Pappeln beſchattet zu bilden. Dann wendet ſich das Thälchen, die Hügel werden höher, roher, mit nackten Felſen bekrönt; hier ſieht man das Dörfchen Vaukluſe vor ſich. Hinter demſelben hinauf erhebt ſich ein nackter hoher Felſenberg; und auf einer vorſtehenden Spitze deſſelben ruhen die ehrwürdigen Ruinen einer verfallenen Burg, gewöhnlich Petrarchas Schloß genannt, obſchon es nie dem Dichter gehört hatte, und nie von ihm bewohnt geweſen war. Wahrſcheinlicher hatte er ſeinen Aufenthalt in einer Hütte am Fuße des Berges gewählt. Das Dörfchen hat ein ſehr armes Ausſehn, und beſteht aus ein Paar Dutzend kleiner elender Hütten; zwei einzige Häuſer verrathen etwas Wohlſtand, der von einer Papiermühle herrührt, welche die Einwohner von Vaukluſe alle zu nähren ſcheint. Kaum war ich im Dörfchen angelangt, ſo drängten ſich eine Menge zerlumpter Menſchen an den Reiſewagen, und jeder derſelben bot ſich an, mich zur Quelle zu führen; ein altes Weib gab ſich vorzügliche Mühe, ſich mei-

ner zu bemächtigen, überſchrie alle andern, und brachte es würklich dahin, daß alle Mitwerber abtraten; ich ſah ruhig dieſem Auſtritte zu, und folgte endlich der Siegerin.

Weiter hinauf wird das Thälchen ſo enge, daß die Sorgue ſeinen ganzen Grund ausfüllt. Die Berge auf beiden Seiten ſind hoch, äußerſt wild; große Felsmaſſen hängen drohend herab; und an ihrem Fuß liegt eine Lage von Schutt, vom Sturz des Felſen gebildet, über welchen der Fußpfad hoch neben der Sorgue hinweggeht; unten rollt das Waſſer ſchäumend über die Felsblöcke herab. Wilder und roher kann dieſe Gegend kaum werden, dachte ich beim erſten Anblick derſelben; das Thälchen ſchien ſich auf 500 Schritte hin an einem ſenkrechten Felſen gänzlich zu ſchließen; allein ich war nur erſt in den Vorhof dieſes majeſtätiſchen Naturtempels getreten. Als ich glaubte am Ende zu ſeyn, öffnete ſich an der Felswand herum eine neue Kluft, enger und wilder noch als die vorige. Hier iſt's wo die Sorgue aus hundert Ritzen und Löchern der Felswand mit großem Geräuſche hervorſtürzt. Funfzig Mühlräder würde das Waſſer treiben, das hier in einem kleinen Raum zuſammenfließt; und doch war die Sorgue jetzt um vieles kleiner, als ſie ſonſt in dieſer Jahrszeit zu ſeyn pflegt. Vor dem Eingang der letzten Kluft liegt ein großer Haufen von Felsſtücken, mit ſchwarzem Mooſe bewachſen, über die ſich der Hauptarm der Quelle, wenn ſie am waſſerreichſten iſt, herunter zu ſtürzen pflegt. Jetzt drang das Waſſer kaum am dritten Theil der Höhe dieſes Haufens von Steinen hervor. Hinter demſelben ſchließt ſich die Kluft in einem Keſſel, den erſtaunend hohe Felswände umgeben; hier war ehemals die eigentliche

wahre

wahre Quelle der Sorgue. Unter der Felswand hinein öffnet ſich eine ungeheure Höle, in welcher ein ſtiller See ruht. Dieſe See ergoß ſich ſonſt ruhig durch die Kluft hervor; ein Bergfall verſchüttete aber ſeinen Ausfluß, und legte den Haufen von Felsſtücken darauf, über den man herkömmt, und zwiſchen denſelben dringt jetzt das Waſſer durch. Nur nach einem harten Winter, der die Berge des Delphinats hoch mit Schnee bedeckt, wird, wenn dieſer um die Zeit des Frühlings-Aequinoktiums weg-ſchmelzt, die Quelle ſo ſtark, daß ſie über den Steinhaufen, der etwa zwanzig Fuß höher iſt, als ich die Waſſerfläche in der Felshöhle ſtehen ſah, weglaufen kann. Der letzte Winter war aber ſo gelinde, hatte ſo wenig Schnee auf die Gebürge gelegt, und dieſen halben Frühling hindurch fiel ſo wenig Regen auf den Bergen, daß die Quelle nur ſehr wenig gewachſen war.

Mit Schauer tritt man unter den vorhangenden Felſen, um zum See hinabzuſteigen; mit Grauen blickt man in die dunkeln Gewölber hinein; und mit bangem Herzklopfen beugt man ſich über den Abgrund hin, um in der Finſterniß, die über dem Waſſer liegt, das Ende der Höhle zu ſuchen. Kein Lüftchen hat jemals die Ober-fläche dieſes Sees gekräuſelt; kein Menſchenauge die ver-borgnen Gänge erblickt, durch welche das Waſſer aus einer halben Provinz hier zuſammenfließt. Ich ſtund eine Weile mit einem wunderbaren Gefühle am Rande des Waſſers unter dem dunkeln Gewölbe; zum Theil war es Vergnügen, mit dem ich in dieſes Heiligthum der Natur hineinblickte, und eine ihrer geheimſten Werkſtätten des Seegens betrachtete; zum Theil war es Ahnung von

Gefahren, und doch klapfte mein Herz ſo bange, lief mir das Blut ſo ſchauerlich kalt durch die Glieder, hieng mein Auge ſo ängſtlich an den niederhängenden Felsmaſſen, an tiefen ſchwarzen Riſſen und Spälten derſelben, daß endlich meine Phantaſie ſich gleichſam zuſammenſtürzen ſah; da eilte ich erſchrocken hinauf ans Licht des Tages; hier athmete ich ſchon freier, obſchon noch immer zwiſchen ungeheure Felſen gedrängt. Ich ſetzte mich auf ein Felsſtück, um mit Muße die ganze große Naturſzene zu überſehen, und mir ihr Bild tief in die Seele zu graben. Endlich wandte ich mich zu der Alten, um mir die Volksſagen erzählen zu laſſen, welche Aberglaube und Unwiſſenheit über die Natur dieſer Gegend ausgeheckt hatten. *)

Sie

*) Man ſagte mir zu Avignon, es befinde ſich auf dem Felſen über der Grotte eine Inſchrift in lateiniſchen Verſen, welche ein Vicelegat, zum Andenken einer ſeltenen Erſcheinung an der Quelle, habe dahin ſetzen laſſen, folgenden Inhalts:

Hanc ſuper ingentem ſolitus fons creſcere rupem,
Octoginta octo palmas decreſcere viſus.
Antonius Nicolinus Aven, cui cura guberni eſt,
Tantum decramentum aeterna in ſaecla notavit.

Dieſe elende Verſe habe ich nicht geſehen, glaube auch nicht, daß je die Quelle 88 Palmen, das iſt 66 Fuß, oder, wenn man die kleinern Palme rechnet, 54 Fuß abgenommen habe. Die Sorgue müßte dabei ganz ausgetrocknet ſeyn; indem vom höchſten gedenkbaren Niveau, bis zur unterſten Quelle im Bette der Sorgue ſich nicht 54 Fuß befinden. Daß die Sorgue austrockne, müßte in einem ganzen Jahr weder Schnee noch Regen auf die Alpen des Delphinats fallen. Eben ſo wenig ſah ich eine andere Aufſchrift, welche das Datum des Bergfalls enthalten ſoll.

Sie fieng an: „Ein Vice-Legat ließ die Tiefe des Waſſers unterſuchen, und ſo lang auch die Schnur war, deren man ſich bediente, ſo fand ſie doch keinen Grund.“ Unwahrſcheinlich genug, dachte ich, ließ ſie fortfahren, um ſie nicht irre zu machen. „Nichts ſchwimmt auf dem Waſſer, ſo leicht es auch ſeyn mag.“ Ich hatte kein Stückchen Holz bei der Hand, um ſie vom Gegentheil zu überführen. „Ungeheure Wirbel befinden ſich tief in der Höhle, die alles an ſich ziehen, und verſchlingen was ſich ihnen nähert.“ Ich wußte aber, daß einige Waghälſe von Engländern das Abendtheuer beſtanden hatten und im See herumgeſchwonnen waren, ſo weit ſie wegen der Finſterniß hineinkommen konnten; und überall hatten dieſe das Waſſer ruhig und ſtille gefunden. Endlich erzählte ſie mir, daß die Erde auf ſechs Meilen in die Ründe gezittert habe, als der Fels herunterſtürzte, der gegenwärtig den Damm vor dem Ausfluß des Sees macht. In der Schweiz ſtürzen oft noch größere Felsmaſſen von höhern Bergen herab, ohne daß deswegen die Erde nur halb ſo weit erſchüttert wird.

Alle Verſuche dieſe Gegend zu zeichnen ſind vergeblich. Man hat mehrere geſtochene Blätter davon; aber alle die ich ſah, drückten nicht den tauſendſten Theil von dem aus, was man hier erblickt, und erregten nicht das Geringſte von den Gefühlen, die ſich hier erzeugen. Man mag es angreifen, wie man will, ſo bleibt bei jeder Zeichnung die Vorderſeite offen. Hier iſt alles, auf allen Seiten, mit wilden drohenden Felswänden eingeſchloſſen; ſelbſt der Weg, wo man herkömmt, verbirgt ſich hinter einer Wendung der Kluft, die hier einen Winkel macht. Ein wahres

Vaukluſe (Valchiuſa, geſchloſſenes Thal); und dieſer Umſtand, ſammt dem Herüberhängen der Felſen, und den häufigen Spuren von Bergfällen, geben dieſer Gegend einen Charakter, der durch keine Zauberkunſt des Griffels erreicht werden kann.

In der Schweiz giebt es viele Gegenden, die an Größe der Gegenſtänden, an furchtbarer Majeſtät die hieſige um vieles übertreffen; allein man wird dort auf die außerordentlichſten Szenen ſtuffenweis vorbereitet. Hier liegt der größte Kontraſt, von der Wildheit zerriſſener Felſenbogen, und der ſanften Schönheit einer lachenden reichen Ebene, im Umkreis einer Viertelmeile beiſammen, und überraſcht das Auge, das ſo ſchneller Uebergänge nicht gewohnt iſt.

Die Felſen rings umher, bis weit über das Dörfchen hinab, ſind voll kleiner und großer Löcher, die meiſtens rund ſind; in einigen davon könnte ein Menſch aufrecht ſtehen. Dieſe ungeheure Menge von Löchern haben einige Reiſende verführt, dieſe Gegend für vulkaniſch anzuſehn, und den Urſprung dieſer Berge einer Reihe übereinander gefloſſener Laven zuzuſchreiben; allein ſie irren ſich gewiß. Dieſe Berge beſtehen alle aus bloßen Kalkfelſen, ohne einigen fremden Zuſatz, der vulkaniſche Spuren verrathen könnte. Ich vermuthe, dieſe Löcher haben einen ganz andern Urſprung. Ehemals war der Raum zwiſchen den Bergen auf beiden Seiten ausgefüllt, und das Waſſer, das die Quelle enthält, drang durch tauſend Ritzen hervor, die es nach und nach zu runden Löchern aushöhlte; und indem es gegen die Ebene herunterſtürzte, grub

grub es ſich nach und nach in den weichen zerriſſenen Stoff des Bergs tiefe Rinnen hinein. So wie dieſe immer tiefer ausgehöhlt wurden, drangen auch die Quellen aus tiefern Ritzen hervor, bis endlich die Sorgue nach Jahrtauſenden ihr jetziges Bette bereitet hatte, das nun nicht viel tiefer ausgehöhlt werden kann; indem der Fluß, bis zur Ebene hinaus, wenig Fall mehr hat.

VI.

Allgemeine Bemerkungen über die ſchottiſche Landſchaft, über die Berge, Seen und Flüſſe derſelben. *)

Was den erſten Eindruck auf ein maleriſches Auge macht, wenn man Schottland betritt, ſind die ungeheuern Landſtriche, die noch ganz im Stande der Natur ſind. Ich rede hier nicht von Bergen oder Thälern, oder irgend einer beſondern Gattung von Landſchaft; ſondern von jenen großen Landſtrecken jeder Gattung, an denen die Kunſt ſich noch gar nicht vergriffen hat. In vielen Gegenden Englands, vornehmlich in Derbyſhire

*) Wilhelm Gilpins Bemerkungen vorzüglich über maleriſche Naturſchönheiten auf einigen Reiſen durch unterſchiedene Gegenden von England und Schottland aufgeſetzt. Aus dem Engliſchen. Leipzig 1793. 2 Bde 8.

byſhire und in den nördlicher liegenden Grafſchaften, trifft man ungeheure Strecken ſolcher wilden Szenen an; allein ſie werden gemeiniglich immer von den, — meiſtens aus Mauern von blos auf einander gelegten Steinen beſtehenden, — Grenzbezeichnungen des Eigenthums, die durch die wüſten Gegenden, und längſt den Seiten der Berge, ja oft bis an deren Gipfel hinanlaufen, durchſchnitten. Eine größere Ungeſtaltheit kann es in einer Landſchaft nicht geben. Dieſe gradlinichten Figuren brechen die großen Wellenlinien der Natur, und verſtellen die Züge ihres Antlitzes, gleich jenen wunderlichen Figuren und punktirten Linien, welche die Indier ſich ins Geſicht einzuritzen pflegen. In Schottland hingegen, wenigſtens in den Gegenden, wohin wir kamen, trafen wir ſolche Durchſchneidungen ſelten an. Alles iſt da unbegrenzt. Dies iſt freilich nicht ſowohl eine Schönheit, als vielmehr eine Abweſenheit der Ungeſtaltheit; aber wo dieſe nicht vorhanden iſt, da kömmt gemeiniglich Schönheit irgend einer Geſtalt zum Vorſchein. Die Kunſt iſts, die die Natur verfälſcht. Wir halten Bekleidung für nothwendig, und einige Arten derſelben ſogar für maleriſch, und doch verſteckt ſie immer die Formen der Natur, die unſtreitig ſchöner ſind; und ſo muß Schönheit der Wohlanſtändigkeit und Bequemlichkeit nachſtehen. — So gehts auch in der Landſchaft. Ceres, Triptolem, und alle jene Edlen, die den Ackerbau einführten, verdienen ohne Zweifel den Dank des Menſchengeſchlechts; und es ſei fern von mir, ihre Bildſäulen umſtürzen, oder Inſchriften, ihrem Andenken geweiht, auslöſchen zu wollen. Allein das können wir doch zu gleicher Zeit nicht in Abrede ſeyn, daß ſie das Angeſicht der Erde jämmerlich zerkrazt und ver-

verunſtaltet haben. Wo nur irgend der Menſch mit ſeinem Ackergeräthe hinkommt, da folgt Ungeſtaltheit ſeinen Schritten. Sein Grabſcheit und ſein Pflug, ſeine Hecke und ſeine Furchen, thun der Einfachheit und Zierlichkeit einer Landſchaft erſtaunenden Eintrag. Jene alte Zeiten, da man noch Eicheln aß, waren ohne Zweifel die, wo maleriſche Schönheit regierte, als Mutter Natur noch ſelbſt die Wälder anpflanzte, und ſelbſt die Raſenebenen anlegte;

— immunis, raſtroque intacta, nec ullis
Saucia vomeribus —

Könnten wir ſie in ihrem natürlichen Gewande ſehen, welche ergötzende Szenen würden wir da erblicken! Zwar würden wir zuweilen einen üppigen Auswuchs, — denn unendlicher Ueberfluß herrſcht in allen ihren Werken, — wegwünſchen; allein der edle Styl, in dem ſie arbeitet, das Große ihrer Ideen, und das Mannichfaltige und Wilde ihrer Zuſammenſetzung, müßten unfehlbar die Einbildungskraft wecken, und uns mit unendlichem Entzücken erfüllen.

Indeß müſſen wir doch unter den Gegenden im Naturzuſtande einen Unterſchied machen. Ungeheuer ausgedehnte, ebene, Gegenden können, wenn ſie auch gleich mit Waldung bedeckt ſind, — wie's in Amerika viele ſolche an der See liegende Gegenden gibt, — doch nicht ſehr ſchön ſeyn. Betrachtet man ſie von der See aus, ſo ſtellen ſie bloße beholzte Linien dar; unterſucht man ſie in ihren innern Theilen, ſo findet ſich das Auge allerwegen beſchränkt, und kann bloß die Bäume ſehen, die

es beſchränken. Die einzigen Gegenden, die im Naturzuſtande maleriſch ſind, ſind die, welche ſowohl am Erdboden, als an Erdoberfläche, Abwechſelung haben. Abwechſelung am Erdboden müſſen ſie haben, damit einige Theile mit Gehölz, andere mit Heide oder Weideland bedeckt erſcheinen: Abwechſelung an Erdoberfläche, damit die verſchiedenen Theile der Gegend dem Beſchauer vortheilhaft ins Auge fallen. Auch Flüſſe und Seen gehören zum Naturzuſtande. In dieſer Hinſicht hat die Erdoberfläche von England Abwechſelung, und ſie würde im Ganzen genommen, im Zuſtande der Natur gewiß ſchöner ſeyn, als im Zuſtande des Anbaues. Länder dieſer Art ſind Schottland und Irrland, auch die Schweiz, Italien, viele Gegenden von Deutſchland, und, wie ich vermuthe, überhaupt die meiſten nördlichen und öſtlichen Theile von Europa.

Die Reiſebeſchreiber haben aus viel entferntern und minder bekannten Ländern gelegentlich viele angenehme Skizen von Landſchaften im Naturzuſtande entworfen.

So wird uns beſonders das Königreich Widah auf der Küſte Guinea, als eins der reitzendſten Länder in der Welt beſchrieben. Allerwegen iſt da großer Ueberfluß an ſchönen Bäumen, die bald in Hainen, bald in Gruppen, ohne Unterholz, ja ſogar ohne Unkraut, beiſammen ſtehen. Der Erdboden iſt mit fruchtbaren Weiden und Wieſen bedeckt, die ſich ohne weitere Abtheilung oder Grenzbezeichnung, als die durch die Ineinanderpaſſungen und Untermiſchungen dieſer natürlichen Haine entſteht, zwiſchen den Letztern hinwinden.

Dieſer

Dieſer Art von Szenen traf unſer Admiral Anſon auf der Inſel Tinian an. Er beſchreibt ſie uns in ſeiner Reiſebeſchreibung ſo. Die Inſel hat das Anſehen einer prächtigen Anpflanzung, worin ausgebreitete Raſenebenen und herrliche Gehölze künſtlich miteinander verbunden, und den Abhängen der Hügel und den Unebenheiten des Bodens mit Verſtand angepaßt ſind; und letztrer läuft in ſanfter Abdachung, — die aber oft durch beholzte Thälchen, die ſich regellos durch die Landſchaft hinwinden, unterbrochen wird, — von der Mitte der Inſel gegen das Geſtade zu, ab.

Szenen aber, wie dieſe ſind, gehören unter die auserleſenſten Werke der Natur, und wir dürfen nicht hoffen, ſie aller Orten zu finden. Und auch ſelbſt in dieſen maleriſchen Gegenden wird das Auge oft durch Ungeſtaltheiten zurückgeſchreckt, doch können wir allerwegen erwarten, von der reinen Natur durch etwas, entweder Großes oder Schönes, ergötzt zu werden. Sogar in Gegenden, gleich denen, die wir jetzt durchreiſeten, wo, wie man dafür hält, Boden und Himmelsſtrich dem üppigen Wuchſe des Holzes nicht günſtig ſind, auch da giebt es Unterhaltung in Ueberfluß:

— quae deſerta, et inhoſpita tecta
Credis, amoena vocat, necum qui ſentit.

Das rauheſte Geſicht der Natur iſt ein hübſches Geſicht, und obgleich ſeine Züge in dieſen wüſten Gegenden nicht viel Freundliches und Schönes haben, ſo iſt doch allemal etwas wild Reitzendes und Ausdrucksvolles darin.

Armuth der Landſchaft an Gegenſtänden, zumal an Waldung, iſt ein andrer auffallender Karakterzug der

Szenen

Szenen in Schottland. Eine Gegend kann, wie wir im vorhergehenden Abſchnitte ſahen, im Stande der Natur, und doch ausnehmend reich ſeyn. Die mannichfachen Farben, welche Waldſzenen haben, die Brechungen, welche ſie verurſache, und die flüchtigen Lichtblicke, die ſie empfangen, ſind ſehr ergiebige Quellen deſſen, was man in einer Landſchaft Reichthum nennt. In volkreichen Gegenden bringen die mannichfaltigen Arten der Bauart, die Brücken, Waſſerleitungen, Städte, Thürme, vornehmlich aber die Ruinen von Schlöſſern und Klöſtern, Reichthum in Naturſzenen; und in weiten Fernen hat ſogar Anbau ſeinen Nutzen. Getraidefelder, Brachäcker, Hecken, mit andern Gegenſtänden verſchmolzen, bilden, wie wir oft zu bemerken Gelegenheit hatten, eine allgemeine reiche Maſſe.

Allein an allen dieſen Quellen, ſowohl des **natürlichen**, als des **künſtlichen**, Reichthums leidet die ſchottiſche Landſchaft, wie wir beobachtet haben, durchgängig großen Mangel.

In den **Vorgründen** iſt zwar dieſe **Armuth** der Landſchaft von weniger Bedeutng. Hier muß ſich der Maler in ſeinen Anſichten der reichſten Landſchaft nothwendig einige Freiheit nehmen. Ohne dieſe kann er ſein Werk ſelten darſtellen, und es glückt ihm in Schottland ſo wie irgend ſonſt, daß er gebrochene Hügel, rauhe Felſen, oder Stücken von einer ſich hinwindenden Landſtraße findet, die ihm einen allgemeinen Wink zu ſeinem Vorgrunde geben, und das iſt alles, was er begehrt. In den verſchiedenen hintereinander liegenden Fernen einer **Gegend** hingegen iſt die ſchottiſche Landſchaft ſo glück-

glücklich nicht. In dieſen zeigt ſich ihre Armuth vorzüglich. In den meiſten Gegenden Englands ſind die Ausſichten reich. Beſonders liegen um die Hauptſtadt herum die Gegenſtände in ſolchem Ueberfluſſe umher, daß da, wo die Ferne nicht ſehr weit hinausliegt, ſie der Landſchaft nachtheilig ſind, indem ſie das Auge zerſtreuen. Eine Verſchiedenheit von Gegenſtänden ſtellt aber die ſchottiſche Ferne ſelten dar. Gemeiniglich beſteht ſie aus einer wüſten Landſtrecke von derſelben gleichtönigen ungebrochenen Farbe, die das Auge aus Mangel an Mannichfaltigkeit ermüdet, und der Einbildung wenig Stoff zu der Unterhaltung gibt, die ſie oft unter der Unbeſtimmtheit ferner Gegenſtände findet. — Wär' es nicht wegen dieſes durchgängigen Mangels an Gegenſtänden, beſonders an Waldung, den die ſchottiſchen Ausſichten leiden, ſo würden ſie, glaub' ich, mit den italiäniſchen wetteifern können. Vielleicht würde man dann manches Caſtel Gandolfo auf jener Anhöhe liegen ſehen, das über einen albaniſchen See und eine umliegende reiche Gegend wegſchauete. Die großen Umriſſe ſind hier alle entworfen, es fehlt blos an einiger Ausführung.

Dr. Johnſon hat uns in ſeiner Journey to the Weſtern isles of Scottland, p. 84. ein Gemählde von einer ſchottiſchen Landſchaft aufgeſtellt, aber ungern muß ichs ſagen, es iſt von der Hand eines Murrkopfs entworfen. Es ſtellt uns alle ihre Mängel und keine ihrer Schönheiten dar. Er ſagt:

„Die Berge ſind beinahe durchgängig mit ſchwarzer „Heide bewachſen, und ſogar dieſe ſcheint in ihrem Wachs-

„thume

„thume gehindert zu werden. Wo nicht Heide iſt, da iſt „Nacktheit, der ein von einer Jähe herabſtürzender Bach „etwan hier und da ein wenig Abwechſelung gibt. Ein „an blumenreiche Weiden und wallende Erndten gewöhn„tes Auge erſtaunt, und ſchreckt von dieſer weiten Aus„dehnung hoffnungsloſer Unfruchtbarkeit zurück. Das „Ganze hat das Anſehen eines Stoffs, der aller Form „oder Nutzbarkeit unfähig, von der Natur vernachläſſigt, „ſtiefmütterlich behandelt und in ſeinem Urzuſtande ge„laſſen, oder blos mit der freudeleeren Kraft einer un„nützen Vegetation begabt ward.“

Wie viel billiger und gutmüthiger iſt die Bemerkung eines andern geſchickten Schriftſtellers über dieſen Gegenſtand. Er ſagt:

„Das Große und Prächtige der Natur in ihren wil„deſten Geſtalten, — die Anſicht ungeheuer großer Berge „rührt uns auf eine angenehme Art. Iſts denn aber „nothwendig, daß wir zu gleicher Zeit das Freudeleere, „Kalte und Oede, was mit ihnen verbunden iſt, be„merken?“

Daß ein Auge, wie Dr. Johnſon's ſeines, welches gewohnt war, die Schönheiten einer Landſchaft blos in **blumenreichen Weiden und wallenden Erndten** zu ſehen, durch das Große und Erhabene der Natur nicht angezogen werden konnte, iſt allerdings wahr. Es bildet ſich jeden Gegenſtand nach ſeinem Model, und mißt die Verhältniſſe eines Rieſen mit den Gliedmaßen eines Zwergs. Dr. Johnſon ſagt, der ſchottiſche Berg habe das Anſehen eines Stofs, der aller **Form und Nutzbarkeit** unfähig iſt. Was ſeine Nutzbarkeit anlangt, ſo

kann

kann er, was Dr. Johnſon auch wiſſen mag, im Naturſyſtem ſo viel Nutzen ſchaffen, als blumenreiche Weiden und wallende Erndten. Und was den Umſtand anlangt, daß ein ſchottiſcher Berg der Form unfähig iſt, ſo kann Johnſon das nur ſo verſtehen, daß er ſich nicht in Getreidefelder und Wieſen formen läßt. Seine Geſtalt als ein Berg iſt ohne Zweifel im höchſten Grade groß und erhaben: denn die Armuth an Gegenſtänden, oder die Einfachheit, wie ſie genannt werden kann, die unſtreitig der Schönheit der ſchottiſchen Landſchaft nachtheilig iſt, iſt gewiß zu gleicher Zeit die Quelle des Erhabenen.

Einfachheit und Mannichfaltigkeit ſind die anerkannten Grundlagen aller maleriſchen Wirkung. Eine von beiden bringt ſie hervor; gemeiniglich aber nimmt ſie von einer den Ton an. Nähert ſich eine Landſchaft mehr der Einfachheit, ſo nähert ſie ſich mehr dem Erhabenen; herrſcht aber Mannigfaltigkeit ſtärker darin, ſo nähert ſie ſich mehr dem Schönen. Eine ungeheure Strecke von Bergen, wo die Umriſſe einfach, und die Oberflächen breit, groß und ausgedehnt ſind, iſt eher erhaben als ſchön, pflanze man nun Bäume auf den Vorgrund, laſſe buſchichte Gehölze die Seiten der Berge hinanlaufen, ſtelle ein Schloß auf einen Hügel, und belebe den See, — wenn einer da iſt, — mit Fahrzeugen, und die Landſchaft wird zwar immer noch erhaben ſeyn, allein durch dieſe hinzukommende Ausſchmückung wird das Schöne, — wenn jene glücklich angebracht wird, — darin das Uebergewicht erhalten. Wie ſie jetzt ſind, iſt unverzierte Größe ihr Karakterzug, und die Erzeugung erhabener Ideen die Wirkung.

Aber

Aber doch mangelt es ſolchen Anſichten keinesweges am Maleriſchen. Ihre gebrochenen Umriſſe und Oberflächen bringen Abwechſelung genug in ihre Einfachheit, um ſie oft zu herrlichen Vorwürfen des Pinſels zu machen, ob ſie gleich, wie wir bemerkt haben, ſich weniger für Zeichnungen ſchicken. Dieſe wilden Szenen des Erhabenen, die auch nicht ein einziger Baum ſchmückt, bilden in der That ſchon an ſich ſelbſt eine ſehr große Gattung der Landſchaft.

Hieraus aber darf nicht geſchloſſen werden, daß Schottland ohne Waldung iſt. Was Dr. Johnſon in ſeiner Reiſe hierüber ſagt, iſt zu hämiſch. Es iſt wahr, man bekömmt keine alten Forſten, ja ſelten eine einzelne Eiche, Ulme, oder Buche zu ſehen, die ehrwürdig genug wäre, einen Vorgrund zu ſchmücken. Auch trifft man hier ſelten, außer um die Landſitze der Adlichen, einige Gehölze von Laubholz von irgend einigem Umfang an, ob dieſes gleich von niedrigerm Wuchs iſt. Jene unter der Benennung der Parkſzenen in England ſo gemeine Gattung der Landſchaft iſt in Schottland wenig bekannt. Doch ſtellte ſich uns manche Fichtenanpflanzung, manche

— plaga pinea montis;

auch Berge mit Tannen bedeckt, dar, die, wenn ſie werden ihr völliges Wachsthum erreicht, und die Axt ihre Einförmigkeit ein wenig wird unterbrochen haben, alsdann gute Wirkung thun dürften. Jetzt trafen wir wenig weitläuftige Anpflanzungen an, die irgend einige maleriſche Vollkommenheit erreicht hatten; von kleinerm Umfange aber gabs deren verſchiedene. Die ſchottiſchen Adelichen und Gutsbeſitzer haben ſich aber, wie ich glaube, nur erſt ſeit Kurzem mit Anpflanzungen abgegeben.

Die

Die ſchottiſche Tanne, die durchgängig einen vorzüglichen Beſtandtheil dieſer Anpflanzungen ausmacht, iſt von Natur ein ſchöner Baum. Ein grader regelmäßiger Stamm iſt nicht die Geſtalt, die ihm die Natur gibt. Wenn er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, windet ſich ſein Stamm oft ſehr zierlich, und ſeine Aeſte bekommen eine regelloſe Geſtalt. In ſeinem Wuchſe iſt er der Steinfichte, die unter die maleriſchen Bäume gehört, nicht ganz ungleich. Er ſchmückt die italiäniſchen Anſichten, und iſt eine der größten Zierden der Ruinen in Rom. In unſerm England kennen wir ihn kaum. Wenn aber die ſchottiſche Tanne ihrem natürlichen Wuchſe überlaſſen iſt, ſo hat ſie mit dieſer Gattung der Fichte oft Aehnlichkeit. Nach völlig erreichtem Wachsthum bildet ihr Gipfel eine buſchichte Krone; ich weiß aber nicht, ob dieſer Baum in dieſer Betrachtung ſich in ſeinem Vaterlande ſo wohl befindet, als wenn ihn in England ein fetterer Boden und milderer Himmelsſtrich begünſtigen.

Außer der ſchottiſchen Tanne ſcheint die Sprucetanne (Spruce) ebenfalls hier einheimiſch zu ſeyn, wenigſtens kömmt ſie hier ſehr gut fort. Dieſer Baum hat mehr als irgend ein andrer das, was der Dichter in ſeiner Sprache die ſchattichte Pracht der wallenden Belaubung nennt; und in vielen Fällen verbindet ſich keiner beſſer mit andern Bäumen, als er. Auch als einzeler Baum iſt er häufig ein ſehr ſchöner Gegenſtand, da er piramidaliſch emporſteigt, und doch ſeine Seitenäſte ſo mannichfaltig abändert, daß jede unangenehme Gleichförmigkeit verſchwindet; und wenn dann die Sonne ihn beſcheinet, ſo thun ſeine kleinen gebrochenen beleuchteten

Partien, indem ſie gegen die dunkeln Winkel im Innern des Baumes hangen, eine gute Wirkung. Ich betrachte aber dieſe Bäume jezt nicht als einzelne Gegenſtände, ſondern wie ſie an einigen Orten wüſte Stellen zieren, und dadurch der in Schottland durchgängig herrſchenden Armuth der Landſchaft aushelfen können.

Ob wir gleich das Nadelholz dieſe Dienſte ſeltener, als wirs wünſchen, leiſten ſehen, ſo bemerkt man doch, daß das Laubholz hier ein noch größerer Fremdling iſt. Hin und wieder trifft man zwar den Lerchenbaum und die Birke an. Beide Gattungen kommen gut fort, und ſind maleriſch; allein die edlern Baumgattungen kommen, wie wir bemerkt haben, ſeltener vor: wenn man denn aber doch findet, daß ſie an vielen Orten, beſonders um Dunkeld, Jwerary, Taymouth, Hamilton und Hopeton, gut fortkommen, ſo kann man nicht anders als glauben, das Land ſei im Allgemeinen eben ſo tauglich, ſie zu nähren, als Fichten, und daß Schottlands kahles Anſehen mehr der Unachtſamkeit der Gutsbeſitzer als irgend einer andern Urſache, die im ungünſtigen Boden oder Himmelsſtriche zu ſuchen wäre, beizumeſſen ſei.

Und dann weiß ich überdies nicht, ob nicht das Nadelholz, in maleriſcher Hinſicht, der Rauhheit des Landes angemeßner iſt, als das Laubholz, welches ſich mehr zu Waldſzenen ſchickt.

Ueberdies hat Schottland drei Viertel vom Jahre Winter. Die Eiche bekömmt ihr Laub ſpät und läßt es früh fallen. Die Fichte iſt unſtreitig ein fröhlicherer und beſſer

beſſer ſchützender Winterbaum, mithin nicht allein der Szene, ſondern auch dem Himmelsſtriche angemeſſener.

Von Fichten ließen ſich ohne Zweifel aller Orten ſehr weitläuftige Anpflanzungen anlegen. Viele von den Gipfeln der Berge ſind freilich derſelben unfähig, und man muß ihnen ihre natürliche ſchmuckloſe Größe laſſen; aber längſt dem ganzen Landſtriche, durch den wir reiſeten, ließen ſich, — ſo viel wir von einzelen, und von der Natur nicht beſonders begünſtigten, Stellen urtheilen konnten, — ſehr weitläuftige Waldungen anpflanzen, und Schottland könnte wieder das beſitzen, was es, wie wir mit Grunde vermuthen können, einſt beſaß, — viele Wälder und Waldſzenen.

Und wenn es auch Waldung hier gäbe, ſo könnte ſie doch nie der Stolz der ſchottiſchen Landſchaft ſeyn. Berge, Seen und Flüſſe ſind es, womit ſie pranget.

Ihre Berge ſind ſo mannichfaltig, daß ſie in jeder Geſtalt erſcheinen, die ein Berg annehmen kann; wenigſtens in jeder maleriſchen Geſtalt: denn man trifft — unter einer ſolchen großen Menge von Bergen ein ganz außerordentlicher Fall — ſehr wenige von grotesken und mißfallenden Formen an. Zierlichkeit herrſcht in allen ihren Umriſſen und Durchſchneidungen, und wir bemerkten unter ihnen, — was man ſo gewöhnlich nicht findet, — nicht allein große Gegenſtände, ſondern auch angenehme Zuſammenſetzungen; ſo richtig iſt des Dichters Bemerkung, daß es in den wilden Naturſzenen zuweilen

„eine Kunſt gibt, oder eine ſcheinbare Kunſt, die
„durch eine geſchickte Stellung ungleiche Geſtalten

„ſo ordnet, daß ein übereinſtimmendes Gleichgewicht „erhalten wird, das, ging es verlohren, unſers „Blicks mit eitler Leere ſpotten würde.“

Zuweilen dient ein Berg, eine Ferne in einem zierlichen abändernden Umriſſe zu ſchließen, zuweilen bildet er den Mittelgrund, indem er über einen See herüberhängt, oder hinter den näher liegenden Gegenſtänden eine Wand bildet. Jedem dieſer Zwecke ſind die ſchottiſchen Berge ſehr angemeſſen. Die Fernen dieſes Landes haben bei aller ihrer Einförmigkeit zum wenigſten Eine Schönheit, — die wir zu bemerken oft Gelegenheit hatten, — daß ſie von einer majeſtätiſchen Kette blauer Berge begrenzt werden; und wenn denn dieſe Berge ſich nähern, ſo haben ſie gemeiniglich eine Geſtalt, die ſich mit geringer Abänderung gleich auf die Leinwand tragen ließe.

Gleichwohl hab' ich gute Landſchaftskenner die ſchottiſchen Berge überhaupt ſtrenge tadeln, und ſie mit den Bergen in Italien und andern Ländern, auf der unrechten Seite in Vergleichung ſtellen hören, und ich kann daher nur ſchüchtern hierüber meine Meinung ſagen: doch muß ich hierbei anmerken, daß vielleicht dieſe Reiſenden und ich, unſre Schlüſſe und Betrachtungen unterſchiedener Gegenden des Landes gefolgert haben können. Die Berge, die ich unterſuchte, hab' ich gemeiniglich im Verlauf meiner Reiſe angegeben. — Vielleicht kann es auch daher rühren, daß dieſe Reiſenden anſtatt der Berge, die ſanfte Wellenlinien beſchreiben, die mit ſpitzigen Gipfeln bewundern; dieſe aber ſind in meinen Augen keine maleriſch ſchöne Gegenſtände.

Die

Die Seen in Schottland ſind ſo abwechſelnd, als die dortigen Berge; die Armuth des Landes aber haben ſie auch mit ihnen gemein. In der Nähe des Waſſers ſollte man etwas mehr Pflanzenwuchs erwarten. Allein die ſchottiſchen Seen ſind überhaupt ſehr wenig geſchmückt. Man erblickt ſchöne geſchwungene Umriſſe, Buchten, Einwinkelungen, Inſeln, Schlöſſer, und hohe Bergufer; alles, die Schlöſſer ausgenommen, im beſten Styl. Allein mit dieſen Verzierungen muß man ſich begnügen laſſen. Gehölz trifft man ſelten an, zum wenigſten iſts weder in einigem Grade reich, noch von verhältnißmäßigem Umfang. — Und doch kann, wer Landſchaft ſtudieren will, ſie vielleicht nirgends mit größerm Nutzen ſtudieren, als hier; denn Szenen, wie dieſe ſind die Schulen, worin die Anfangsgründe der Landſchaftskunde vorgetragen, und die großen Umriſſe vorgezeichnet werden, ohne deren Kenntniß die ganze Kunſt der Ausführung nur Tändelei iſt.

Noch etwas iſt an den ſchottiſchen Seen zu bemerken, und das iſt ihre trübe Farbe. Die Seen in Cumberland und Weſtmoreland haben eine ſolche außerordentliche Durchſichtigkeit, daß man auf viele Klaftern tief hineinſehen kann: die ſchottiſchen hingegen, die wir beobachteten, haben, — wahrſcheinlich von den in ihrer Nachbarſchaft liegenden Mooren, — eine moosgrüne Farbe angenommen; wenigſtens hatten ſie alle, glaub' ich, dieſe Farbe, als wir ſie beſahen. Ich weiß aber doch nicht, ob ihnen dieſe Farbe ſehr nachtheilig iſt. Auf die Landſchaft im Allgemeinen hat ſie gewiß ſehr geringen Einfluß. Befährt man aber den See, oder überſchauet

ſchauet vom Ufer aus ſeine Oberfläche, dann iſt freilich dieſe Farbe unangenehm, und die zurückgeworfenen Bilder ſind nicht ſo lebhaft, als in einem hellern Spiegel. Und doch dünkt michs bisweilen, als ſtimmte dieſe Trübheit mit den Moorlanden, woraus die ſchottiſche Landſchaft meiſtentheils beſteht, vielleicht beſſer überein, als wenn das Waſſer durchſichtiger wäre.

Die Flüſſe in Schottland ſind ſehr ſchön. Es ſind lauter Bergſtröme, und ihre Betten gemeiniglich ausgewühlte Felſen, ihr Lauf iſt folglich reißend und gebrochen. Sie ſind ächte klaſſiſche Flüſſe.

— Decurſu rapido de montibus altis
Dant ſonitum ſpumoſi —

Ihre Ufer ſind, wir geben es zu, ſelten beholzt, ja oft ohne die geringſte belaubte Einfaſſung; wenn ſie aber begleitende Partien von dieſer Art haben, wie dies zuweilen der Fall iſt, dann liefern ſie Szenen, deren ſich vielleicht kein Land rühmen kann. Zu ihren Schönheiten gehören auch ihre vielen Stürze, die meiſtens gebrochene ſind. Selten aber trafen wir ausgebreitete Waſſerflächen an. Schön hat ihre gewöhnlichen Eigenſchaften ein ſchottiſcher Barde in folgenden Verſen beſchrieben:

„Bald ſtürzt als Kaskade der Bach herab, oder „ſchlängelt durch die Schlucht ſich hin; bald ſpielt „er um den Felsblock herum, oder dreht ſich im klei„nen Strudel; bald tanzt er blinkend im nächtlichen „Strahle eilig vorüber; bald verkriecht er ſich hin„term Hügel, oder unterm ausgebreiteten Geſträuch, „und bald erſcheint er wieder."

Die

Die Mündungen der Flüſſe in Schottland übertreffen alle, die man in England ſieht. In England ſind die Ufer der Mündungen der Flüſſe meiſtens niedrig und flach. Selbſt von den Gebirgen in Wallis empfängt die Severn wenig Großes. In Schottland hingegen ſtellen die Firths der Clyde, der Forth, des Loch-Fyns, des Loch-Loungs, und andrer, die edelſten und ſchönſten Szenen dar. Die Mündungen der Flüſſe in England haben, außer ihren niedrigen Ufern, auch den Fehler, daß ſie oft zu breit ſind. Das Waſſer überſchreitet das Verhältniß, und das thut es allemal, wenn es ſich weiter als eine oder anderthalb Meilen in die Breite ausdehnt. Dies iſt der Fall ſowohl mit der Severn, als mit dem Humber. Auch der Solway-Frith iſt nicht viel beſſer; er nimmt zu viel von den Flächen der Ufer und dem Mißverhältniß der Mündung eines engliſchen Fluſſes an. Den Flußmündungen in Schottland hingegen ſind überhaupt die Grenzen durch die feſtern Beſchränkungen von Bergen beſtimmt, mithin iſt das Waſſer in engere Grenzen eingeſchloſſen, und überſchreitet ſelten eine ſchickliche Breite; es wäre denn grade an der Mündung, und ſogar haben die Berge meiſtens eine ſolche Höhe, daß zwiſchen Land und Waſſer immer ein leidlich gutes Verhältniß erhalten wird.

Noch eines Umſtandes muß ich gedenken, und das iſt das finſtere traurige Anſehen, das gewöhnlich über die ſchottiſche Landſchaft, — ich verſtehe den Theil der Hochlande, den ich beſchrieben habe, — verbreitet iſt. „Die ſchottiſche Hochlande,“ ſagt Dr. Beatti, „ſtellen „eine maleriſche, aber überhaupt traurige, Gegend dar.

„Lange Strecken oder Gebirge, mit ſchwarzer Heide be-
„deckt, und oft durch Nebel verfinſtert; enge Thälchen,
„wenig bewohnt, und von Abſtürzen begrenzt, die vom
„Rauſchen herabſtürzender Ströme wiederhallen; das
„traurige Schlagen der Wellen in den Friths und Seen,
„die das Land durchſchneiden; das vorbedeutende Getöſe,
„das jede Veränderung des Windes, und jedes Steigen
„und Fallen des Waſſers in einer einſamen Gegend, die
„voller Felſen, Höhlen und Wiederhall iſt, zu erregen
„vermag.“ Alle dieſe Dinge haben einen traurigen Anſtrich, und ob ſie gleich nicht ganz von der Gattung des Maleriſchen ſind; ſo ſind ſie doch nahe mit ihm verwandt, und geben der Einbildungskraft jedes Reiſenden, der dieſe Szenen der Einſamkeit und Größe betrachtet, eine gewiſſe Stimmung.

Unter die maleriſchen Zubehörungen dieſer wilden Gegenden können wir auch das Rind- und Schafvieh rechnen, das man darin antrifft. Kein andrer Theil unſrer Inſel giebt uns einen anſchaulichern Begriff von jenem patriarchaliſchen Zuſtande, als Menſch und Thier noch gemeinſchaftlich das Feld bewohnten. Der Hochländer und ſein Vieh ſcheinen dieſe geſellige Verbindung ganz beizubehalten. In ihrem ganzen Leben trennen ſie ſich nie von einander, und im Eſſen, Trinken und Wohnung, zeigt ſich weniger Unterſchied, als man zwiſchen den höhern und niedern Ständen eines wohlhabenden Staats bemerkt.

Wo wir ſolche **Viehgruppen** ſahen, da waren ſie auch maleriſch; allein wir trafen ſie ſeltener an, als wirs in einem Lande erwarteten, das ganz Weideland iſt.

Aber,

Aber, ob es gleich von großem Umfange iſt, ſo iſt doch der Graswuchs mager, und das Vieh kann daher nicht allerwegen in Heerden beiſammen weiden, wie's ihm die Natur gebietet, ſondern es muß ſich zerſtreuen und ſehen, wo es ſeinen Hunger ſtillen kann.

Uebrigens iſt das Vieh ſelbſt, einzeln betrachtet, überhaupt häßlich, gemeiniglich ſchwarz mit weißen Flecken, alſo unter allen Miſchungen die am wenigſten harmoniſche, dabei klein, meiſtens von finſtrer Mine, mit auseinander ſtehenden Hörnern, alſo ganz das Gegentheil von dem franzöſiſchen Rindvieh und dem in Alderney, welches ſchöne, kleine, gewundene Hörner hat. Allein in einer Gruppe ſind dergleichen Ungeſtaltheiten von geringer Bedeutung.

Auch die Schafe ſind klein und ſchlecht, ihr zottichtes rauhes Gewand aber iſt ausnehmend maleriſch.

Oft auch werden dieſe Szenen von einer Gattung kleiner wilder Pferde verſchönert, die zwar nicht ganz im Stande der Natur lebt, aber doch in den erſten drei bis vier Jahren ganz ſui juris iſt. Einige von dieſen Thieren ſind zuweilen ſehr ſchön.

Nicht minder maleriſch, als es die vierfüßigen Bewohner dieſes wilden Landes ſind, fanden wir ſeine menſchlichen. Die Tracht des Hochländers, — die er, des vom Parlament ergangenen Verbots ungeachtet, noch immer beibehält, *) ziert viel mehr, als die Kleidung des

J 5 Eng-

*) Da die Hochländer ſo übertrieben viel auf ihre Nationaltracht halten, ſo hat unſre Regierung im Jahr 1784 den all-

Engländers. Ich rede hier blos von ihrer Form, nicht von ihrer Farbe, denn dieſe iſt buntſcheckigt, und mißfällt dem Auge. Der Mantel (plaid) beſteht blos aus einem Stücke Tuch, das drei Yards lang und halb ſo breit iſt. Ein gemeiner koſtet nicht mehr als ohngefähr zehn Schillinge. Der Hochländer trägt ihn auf zweierlei Art. In gutem Wetter wirft er ihn flüchtig um, und läßt ihn meiſtens über die Schultern herumhängen; im Regen hingegen ſchlägt er ihn dicht um den Leib. In beiden Fällen dient er zu einer zierlichen Bekleidung (drapery) und wenn dann der Hochländer noch mit ein Paar Piſtolen und einem tüchtigen Ferrara **) bewaffnet iſt, thut er eine gute maleriſche Wirkung. Mehr als einmal machten wir uns das Vergnügen, einen Hochländer, den wir zufälliger Weiſe antrafen, zu bitten, die Handgriffe mit ſeinem Mantel zu machen, und ihn auf beide verſchiedene Arten umzunehmen. So ſehr leicht dies zu ſeyn ſcheint, ſo würd' es doch dem, der nicht durch lange Uebung damit umzugehen gelernt hat, viel zu ſchaffen machen. Will man den vornehmen Hochländer in ſeinem Mantel in ganzer Vollkommenheit ſehen, ſo muß man ihn ſehen, wenn er zu Pferde iſt. Seine

Figur

allgemeinen Gebrauch derſelben gewiſſermaßen wieder erlaubt. Sie wird aber bei weitem nicht allgemein getragen. Der Hirte auf den Gebirgen findet ſie bequemer, als jede andre; dem Landmann hingegen, der einen feſten Wohnſitz hat, dünkt die engliſche Kleidung gemächlicher.

**) Das Schwerdt des Hochländers; ſo genannt nach dem Spanier Andreas Ferrara, den Jakob der Dritte nach Schottland kommen ließ, ſeine Unterthanen die Kunſt des Stahlmachens zu lehren.

Figur verſetzt uns dann in die Zeiten der Römer zurück, und erinnert uns an die Natur des Marc Aurels. Trüge er nicht das Baret, — auf deſſen Nettigkeit ſich eben keine Schutzrede halten läßt, — ſo wäre die Bekleidung (drapery) faſt ganz römiſch. Dieſes hat beinahe die Form der Barete der königlichen Leibtrabanten in London, und dieſe ſehen ſehr häßlich aus. Zuweilen hab' ich es beim Hochländer dichter auf dem Kopfe ſitzen, und mit einem Federbuſche geſchmückt geſehen, und dann thut es eine ausnehmend maleriſche Wirkung. — Wenn der gemeine Hochländer zu Pferde reiſet, legt er ſeinen Mantel oft in etliche Falten zuſammen. Dies giebt ihm aber ein mageres und unmaleriſches Anſehn.

Wie wenig ein Zeitraum von dreihundert Jahren die Tracht und Bewaffnung des Hochländers verändert hat, erhellet aus folgender Nachricht, die zur Zeit Heinrichs des Achten aufgeſetzt iſt.

„Alteram aquilonarum, ac montoſam tenet genus „hominum longe duriſſimum ac aſperum, qui ſyl„veſtres dicuntur. Hi ſago, et interiore tunica ami„cuntur; nudis genu tenus tibiis incedunt. Arma „ſunt arcus et ſagittae, cum enſe admodum lato, et „pugione una tantum ex parte acuto." *)

Nehmen wir dem Hochländer der Vorzeit ſeinen Bogen und Pfeile, und ſtecken ihm dafür ein Paar Piſtolen in den Gürtel, ſo ſteht ganz der Hochländer unſrer Tage da.

*) Pol. Virg. lib. I. pag. 11.

Inhalt

der neuen Quartalſchrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen von 1794.

Erſtes Stück.

Seite

I. Zuſtand der ſchönen Künſte in Italien; ihre Entſtehung, Fortgang und Verfall; vorzüglichſte Künſtler 3

II. Sitten, Gebräuche und Vorrechte der verheiratheten Frauenzimmer zu Rom. — Bemerkungen über die zügelloſen Sitten der Monſignori . 14

III. Beſchreibung der Inſel Wight . . 25

IV. Vom Boden und der Oberfläche Frankreichs . 47

V. Beſchreibung der Stadt St. Petersburg . . 66

VI. Die Pontiniſchen Sümpfe . . . 75

VII. Reiſe durch Savoyen, Piemont; Beſchreibung von Turin ꝛc. 95

VIII. Ueber die Juſtizverfaſſung des Königreichs Neapel 127

Zweites

Digitized by Google

Zweites Stück.

Seite

I. Ueber den Handel, die Manufakturen und Fabriken, die Handwerke und Gewerbe in St. Petersburg . . . 3
II. Beſchreibung des Winzerfeſtes zu Vevay . . . 44
III. Karakterſchilderung des alten und jetzigen Hochländers 53
IV. Ueber Japan und die Japaner . . . 73
V. Der Senne, ſein Beruf und Charakter; Beſchreibung der Sennhütten, Geräthſchaften der Sennen, von der Verfertigung des Käſes in den Sennhütten 88
VI. Specielle Nachrichten von Rußlands Kriegsmacht 94
VII. Bemerkungen über Dresden . . . 117

Drites Stück.

I. Staatsverfaſſung, Polizey, Geſetze, Rechtspflege und Religion in Japan, nebſt einigen andern ſtatiſtiſchen Nachrichten von dieſem Reiche . . 3
II. Beſchreibung des Sanenlandes . . . 36
III. Reiſe in das Innere von Englaud . . 67
IV. Ueber Neapel und die umliegende Gegend . 88
V. Ueber die Einwohner von Oberſchleſien . . 125

Viertes Stück.

I. Ueber die Organiſation der Polizey in St. Petersburg; das Gewiſſensgericht, die Zucht- und Arbeitshäuſer, ꝛc. daſelbſt . . . 3
II. Mildthätige Anſtalten in Wien . . . 40

III. Nach-

Seite
III. Nachrichten von Marſeille ſ ſ ſ 55
IV. Von den jetzigen Einwohnern Weſtindiens, beſonders denen von Europäiſcher Abkunft und den farbigten Leuten ſ ſ ſ ſ 91
V. Reiſe nach Vauklüſe ſ ſ ſ ſ 112
VI. Allgemeine Bemerkungen über die ſchottiſche Landſchaft, über die Berge, Seen und Flüſſe derſelben ſ ſ ſ ſ 119

Neue Bücher
der Weverſchen Buchhandlung in Berlin, zur Oſtermeſſe 1795.

Die mit einem * bezeichneten Bücher ſind bereits fertig.

* 1. Clariſſe in Berlin, oder Geſchichte der Albertine von Seelhorſt. Ein Leſebuch für deutſche Mädchen. 5 Bände neue Auflage, 8. 3 Rthlr. 16 Gr.

* 2. Verwandlung der Seelen durch Ducaten, oder Geſchichte des Anton Lopitz. 2 Bände, neue Auflage, 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

* 3. Geſchichte und Diätetiſcher Rath eines ehemals großen Hypochondriſten, der durch Mittel völlig geſund geworden iſt, die in jedermanns Gewalt ſtehen, an Hypochondriſten, Gelehrte, überhaupt vielſitzende Perſonen, von ſicherer Heilung, auch Verhütung der Krankheit, ihres Zuſtandes und Erhöhung der Geſundheit. Neue Auflage. 8. 14 Gr.

* 4. Gerhard, M. R. B. Handbuch der deutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde, für Kaufleute und andere, welche von der ehemaligen und genwärtigen deutſchen Münzverfaſſung, von Wechſelcourſen und ihrem Pari in Silber, nebſt andern dazu gehörigen Dingen, Nachricht haben wollen. Neue Auflage, gr. 8. 1 Rthlr. 4. Gr.

* 5. — Logarithmiſche Tafeln für Kaufleute, deren vortheilhafter Gebrauch, zu ſehr kurzer und bequemer Berechnung aller bei Handlungs- inſonderheit aber bei Wechſelgeſchäften entſtehenden Rechnungsvorfällen, in einer beſondern Schrift, unter dem Titel: Beiträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde, für alle der logarithmiſchen Rechnungsart Unkundige, angewieſen iſt. Neue Auflage, gr. 8. 2 Rthlr.

* 6 — Beiträge zur kaufmänniſchen Rechnungskunde überhaupt, inſonderheit aber zur Rechnung mit Logarithmen nach den logarithmiſchen Tafeln für Kaufleute. Neue Auflage. gr. 8. 12 Gr.

* 7. Moritz, C. P. Anleitung zum Briefſchreiben fürs gemeine Leben. Neue vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 6 Gr.

* 8. Olla Potrida eine Vierteljahrſchrift auf das Jahr 1794. 3tes, 4tes und 1795 1tes Heſt, gr. 8. à 10 Gr.

* 9. Quartalſchrift, neue, zum Unterricht und zur Unterhaltung, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen aufs Jahr 1794. 3tes 4tes u. 1796, 1tes Heft. gr. 8. à 10 Gr.

10. Voltairs ſämtliche Schriften, 27ter Band, 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

11. — Korreſpondenz mit Staatsmännern, Militair- und Standesperſonen, Gelehrten, Litteratoren und Künſtlern. 4ter Band. 8. 1 Rthlr. 8 G.

12. Théatre à l'uſage de jeunes perſonnes, par Madame la Comteſſe de Genlis, ſeconde édition revue & corrigée. 4 Vol. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

13. Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen. Enthält: Von der Rindviehzucht und deren Nutzen; von der Schweinezucht und deren Nutzen; von der Schafzucht und deren Nutzen; von den Ziegen deren Zucht und Nutzen; von den Kaninchen und deren Benutzung in der Wirthſchaft. 9tes Stück.

* 14. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen, des gemeinen Lebens überhaupt und der Briefe insbeſondere, 5te Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

* 15. Neueſte deutſche Chreſtomatie, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google
HERKOMER

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available